SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

APR 29 1914

Die Grenzboten

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgegeben von George Cleinow

73. Jahrgang — Jährlich 52 Hefte

Nr. 14

Die Zukunft am Balkan 1

Bismarck und Prokesch-Osten. Eine Ehrenrettung. Von Ludwig Schemann 8

Rechtssymbolik. Von Amtsrichter Fritz Warmuth, M. d. R. . . 19

Die Hexe von Mayen. Roman. Von Charlotte Niese 26

Paul Heyse (Gestorben am 2. April 1914). Von Dr. Karl Freye . 34

Die Koppe. Gedicht. Von Georg Hermann Franke 39

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Rechtsfragen: Rechtsstaat und Duell. Von Junius (S. 40)

Politik: Elsaß-Lothringen und das Deutsche Reich vor hundert Jahren. Von Dr. Anton Heinrich Rose (S. 42)

Wirtschaft: Wirtschaft und Recht. Von Heinrich Freiherr von Gleichen (S. 44)

Naturwissenschaften: Ein Institut für Vererbungsforschung. Von Dr. Stephan Kekule von Stradonitz (S. 45)

Schöne Literatur: Friedrich Wolters, „Hymnen und Sequenzen." Von H. B. von Schweinitz (S. 46)

Ausgegeben am 8. April 1914.

60 Pf. das Heft

Berlin SW. 11
Tempelhofer Ufer 35a

6 Mark vierteljährlich

Direction der Disconto-Gesellschaft in Berlin.

Bilanz am 31. Dezember 1913.

Aktiva.	ℳ	₰	Passiva.	ℳ	₰
Kasse, fremde Geldsorten und Coupons	40 021 862	17	Eingezahlte Kommandit-Anteile	200 000 000	—
Guthaben bei Noten- und Abrechnungsbanken	9 741 329	13	Allgemeine (gesetzliche) Reserve	57 300 000	—
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen			Besondere Reserve	24 000 000	—
a) Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten ℳ 257 539 351,46			Kreditoren		
b) eigene Accepte —,—			a) Nostroverpflichtungen ℳ —,—		
c) eigene Ziehungen —,—			b) seitens der Kundschaft bei Dritten benutzte Kredite „ 11 623 072,—		
d) Solawechsel der Kunden an die Order der Bank —,—	257 539 351	46	c) Guthaben deutscher Banken und Bankfirmen „ 75 802 530,86		
Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen	71 163 926	78	d) Einlagen auf provisionsfreier Rechnung		
Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere	104 955 574	85	1. innerhalb 7 Tagen fällig ℳ 144 766 912,56		
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen	133 849 721	99	2. darüb. hinaus bis zu 3 Monat fällig „ 92 807 003,52		
davon am Bilanztage gedeckt			3. nach 3 Monaten fällig „ 67 156 113,05 „ 304 730 029,13		
a) durch Waren, Fracht- oder Lagerscheine ℳ 43 614 110,50			e) sonstige Kreditoren		
b) durch andere Sicherheiten „ 22 622 526,24			1. innerhalb 7 Tagen fällig ℳ 191 509 888,10		
Eigene Wertpapiere			2. darüb. hinaus bis zu 3 Monat fällig „ 82 985 569,67		
a) Anleihen und verzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten ℳ 13 544 906,50			3. nach 3 Monaten fällig „ 7 372 893,72 „ 281 868 351,49	674 023 983	48
b) sonstige b. der Reichsbank u. anderen Zentralnotenbanken beleihbare Wertpapiere „ 2 799 163,55			Accepte und Schecks		
c) sonstige börsengängige Wertpapiere „ 9 402 095,45			a) Accepte ℳ 246 331 308,80		
d) sonstige Wertpapiere „ 4 373 943,85	30 120 109	35	b) noch nicht eingelöste Schecks „ 4 609 698,37	250 941 007	17
Konsortial-Beteiligungen	60 717 232	13	Ausserdem Aval- u. Bürgschaftsverpflichtung. ℳ 57 012 619,15		
Beteiligung bei der Norddeutschen Bank in Hamburg	50 000 000	—	Eigene Ziehung. „ —,—		
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen	64 723 559	13	davon f. Rechnung Dritter „ —,—		
Debitoren in laufender Rechnung			Weiterbegebene Solawechsel d. Kunden an die Order d. Bank „ —,—		
a) gedeckte ℳ 292 234 991,60			David Hansemannsche Pensionskasse ℳ 5 108 685,70		
davon durch börsengängige Effekten gedeckt ℳ 162 759 651,30			Hierzu Überweisung aus der Gewinn- und Verlust-Rechnung von 1913 „ 300 000,—	5 408 685	70
b) ungedeckte „ 99 060 164,79	391 295 156	39	Adolph von Hansemann-Stiftung ℳ 500 092,59		
Ausserdem Aval- u. Bürgschaftsdebitoren ℳ 57 012 619,15			Schoeller-Stiftung „ 243 899,65		
Effekten-Bestände der Pensionskasse und der Stiftungsfonds	5 986 385	65	Dr. Arthur Salomonsohn-Stiftung „ 49 324,65		
Mobilien	200 000	—	Sonstige Stiftungsfonds für die Angestellten der Gesellschaft „ 292 731,60	1 086 048	49
Bankgebäude in Berlin, London, Bremen, Frankfurt a. M., Mainz, Frankfurt a. O. und Essen ℳ 18 939 164,74			Noch nicht abgehobene Dividenden der früheren Jahre	35 490	—
Abzüglich Überweisung aus der Gewinn- und Verlust-Rechnung v. 1913 „ 1 000 000,—	17 939 164	74	Rückstellung für Talonsteuer ℳ 1 031 428,60		
			Hierzu Überweisung aus der Gewinn- und Verlust-Rechnung von 1913 „ 272 857,15	1 304 285	75
			10% Dividende auf ℳ 200 000 000 Kommandit-Anteile	20 000 000	—
			Tantieme des Aufsichtsrats	631 578	94
			Gewinn-Beteiligung der Geschäftsinhaber	2 305 263	16
			Übertrag auf neue Rechnung	1 217 031	08
	1 238 253 373	77		1 238 253 373	77

Gewinn- und Verlust-Rechnung 1913.

Soll.	ℳ	₰	Haben.	ℳ	₰
Verwaltungskosten einschl. Tantieme der Angestellten	12 666 216	72	Saldo-Vortrag aus 1912	1 209 022	75
Steuern	2 090 435	27	Effekten	3 242 425	72
Zu verteilender Reingewinn	25 726 730	33	Kurswechsel	1 784 835	68
			Coupons	153 149	98
			Verfallene Dividende	378	—
			Provision	9 840 496	29
			Diskont und Zinsen	16 038 310	74
			Beteiligung bei der Norddeutschen Bank in Hamburg	5 000 000	—
			Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen	3 214 763	16
	40 483 382	32		40 483 382	32

Die Grenzboten

73. Jahrgang. Zweites Vierteljahr

Die

Grenzboten

Zeitschrift für
Politik, Literatur und Kunst

Herausgeber
George Cleinow

73. Jahrgang

Zweites Vierteljahr

Berlin
Verlag der Grenzboten G. m. b. H.
1914

AC30
G7
v.73:2

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1914. Zweites Vierteljahr

(R. bedeutet Reichsspiegel)

Politik, Geschichte, Kolonialwesen, Militär

	Heft	Seite
Balkan, Die Zukunft am —	14,	1
Bismarck-Archiv, von L. Frhr. von Thüna	16,	141
Bismarck und Polnisch-Osten. Eine Ehrenrettung, von Ludwig Schemann (vgl. H. 12, 543; 13, 590)	14, 8; 15,	66
Briefwechsel, Ein reaktionärer —. Für und gegen das parlamentarische Regiment 23, 433;	24,	481
Bülow, Die Politik des Fürsten —	15,	51
Deutschland, Die Einfuhr und Ausfuhr im Verkehr zwischen Rußland und — (Handelsvertrag)	26,	584
Deutsch-ungarische Problem, Streiflichter auf das —, von Gottfried Fittbogen	20,	298
Elsaß-Lothringen und das Deutsche Reich vor hundert Jahren, von Dr. Anton Heinrich Rose	14,	42
Feinde ringsum?, von G. Cleinow . . R.	22,	427
Geschichte, Über Legendenbildung in der —, von Richard Müller-Freienfels	17,	168
Handelspolitik, Die koloniale — der Weltmächte, von Dr. Maximilian von Hagen	21,	358
Heereshaushalt, Der — im Reichstag, von G. Cleinow	19,	286
Irrtümer, von Fürst Wladimir Petrowitsch Meschtscherski	17,	145
Kaiserhoch, Das — und die Sozialdemokratie, von Michel	23,	488
Kopps, Kardinal — Bedeutung für den politischen Katholizismus in Deutschland, von Dr. Franz Schnabel	19,	260
Merikofrage, Die —, von Navalis	18,	212
Minister- und Statthalterwechsel, von G. Cleinow . . . . . R.	17,	184
Mittellandkanals, Das Wiederaufleben des —	25,	530
Nachrichtenstellen, Amtliche —, von G. Cleinow	19,	287
Österreich-Ungarn, Die Entwicklung der nationalen Tendenzen in —, von J. J. Ruedorffer	20,	289
Ostmarkenpolitik, Das polnische Problem und die preußische —, von George Cleinow	26,	577
Parlamentarische Regiment, Für und gegen das —. Ein reaktionärer Briefwechsel 23, 433;	24,	481
Polnische Problem, Das — und die preußische Ostmarkenpolitik, von George Cleinow	26,	577
Presse, Die — Australiens, von Dr. R. Hansen	16,	188
Presse, Die — Indiens, von Dr. R. Hansen	23,	454
Presse, Die moderne — in China, von Dr. R. Hansen	20,	326
Regierung und Parlament, von George Cleinow	21,	337
Russische Briefe, von George Cleinow 17, 148; 19, 241;	23,	469
Rußland, Hoetzsch: —, von George Cleinow	24,	517
Rußland und Deutschland, Die Einfuhr und Ausfuhr im Verkehr zwischen — (Handelsvertrag)	26,	584
Saloniki, Die Illusion von —	24,	500
Sozialdemokratie, Das Kaiserhoch und die —, von Michel	23,	488
Wahlproblem, Das —, von Pronopes	22,	385
Weltpolitik, Prolegomena zu aller deutschen —	16,	97

Volkswirtschaft, Verwaltung, Sozialwesen

	Heft	Seite
Jugendfürsorge, Grundfragen der —, von Prof. Dr. Klumker	17,	154
Handelsvertrag mit Rußland, s. den Aufsatz „Die Einfuhr und Ausfuhr im Verkehr zwischen Rußland und Deutschland"	26,	584
Sansibar, Die Insel — und ihre wirtschaftliche Bedeutung, von Prof. Dr. Friedrich Tobler	15,	58

Rechtsfragen, Bildung und Erziehung, Kirche

	Heft	Seite
Duell, Rechtsstaat und —, von Junius	14,	40
Einheitsschule, Zur Frage der deutschen —, von Dr. Julius Voigt	25,	584
Energieersparnis und Rechtschreibung, von Oberlehrer Ernst Klemm	22,	422
Jugendfürsorge, Grundfragen der —, von Prof. Dr. Klumker	17,	154
„Jugendkultur, Freideutsche —". Einige Kapitel aus der jüngsten Jugendbewegung, von Schulrat Eberhard 21, 343;	22,	397
Hochschulbildung und Auslandsinteressen, von Wirkl. Legationsrat Prof. Dr. Karl Helfferich	18,	193
Nationale Idee und staatsbürgerliche Erziehung, von Braune	24,	524
Rechtspflege, Vereinfachung der —, von Bamberger	18,	239
Rechtsstaat und Duell, von Junius	14,	40
Schulfeier, Die — in der Fortbildungsschule, von Rechtsanwalt Dr. Bonschott	24,	526
Schutzgesetz, Ein gefährdetes —, von Dr. jur. Gustav Westberg	25,	539
Seminarreform, Zur — in Sachsen, von D. J. Quandt	23,	475
„Siegfried oder Achill?" (Erwiderung auf den gleichnamigen Aufsatz von Dr. R. Schacht in Heft 13 S. 602), von Dr. Ernst Sontag	20,	331
Springprozession nach Echternach, Die Pfingstwallfahrt zur —, von Dr. Otto Rosenhainer	26,	600
Staatserbrechts, Auch ein Vorteil des erweiterten —, von Geh. Justizrat K. Bruns	20,	334
Unzurechnungsfähigkeit und Strafrecht, von Dr. med. Worthmann	16,	118
Wirtschaftspionier und Shakespeare-Verehrer, von Adolf Leutenberg	20,	332

Kulturgeschichtliches, Länder-, Völker- und Sprachenkunde

	Heft	Seite
„Deutsche" Schrift! von Dr. W. Warstat	15,	93
Genealogie verschiedener Adelsgeschlechter, von Dr. Stephan Kekule von Stradonitz. (Vgl. 1912, H. 27, 29, 31, 32, 34, 38, 42; 1913, H. 2, 5, 31: 1914, 2	15,	92
Gralsburg, Eine Wanderung zur —, von Richard Freyen	19,	274

278468

Heft Seite

Pfingstwallfahrt, Die — zur Springprozession nach Echternach, von Dr. Otto Rosenhainer 26, 600
Rechtssymbolik, von Amtsrichter Fritz Warmuth, M. d. R. 14, 19
Russische Eindrücke eines Kroaten, von Prof. Dr. Dragutin Prohaska (s. auch 1914, Heft 4) 20, 318
Stierkämpfen, Von spanischen —, von Richard Freyen 21, 366
Tschechen, Seßhafte — in Schlesien, von R. Baumgarten 21, 382
Vererbung, Über — beim Menschen, von Prof. Dr. Heinrich Poll 19, 247; 20, 296
Vererbungsforschung, Ein Institut für —, von Dr. Stephan Kekule von Stradonitz . . . 14, 45
Wisby, Ein Beitrag zur Geschichte der Stadt und ihres Handels, von Dr. Richard Winter 25, 553

Literatur, Kunst, Philosophie

Charon, Der —, von Ernst Ludwig Schellenberg 26, 614
Dramatiker, Alternde —, von Dr. Fritz Reck-Malleczewen 23, 477
Expressionismus, Die Grundlagen des —, von Dr. W. Warstat 20, 312
Feuerbachs, Anselm — Briefe und Aufzeichnungen, von Prof. Th. Hänlein 20, 329
Goedeke, Karl. Zu seinem hundertsten Geburtstage, von Dr. Hans Hirschstein . . . 15, 82
Goethetage in Weimar, von Adolf Teutenberg 25, 563
Heyse, Paul —, von Dr. Karl Freye . . . 14, 34
Kunst, Eine sterbende —, von Dr. R. Schacht 19, 279
Liszt, Franz —, von Dr. Hermann Seeliger . 26, 591
Literaturbeurteilung, Die Grundzüge einer —. Aus Anlaß der „Einführung in die Weltliteratur" von Adolf Bartels, von Hanns Martin Elster 23, 444; 24, 485; 25, 544
Mozart, Österreich und wir, von Fritz Reck-Malleczewen 24, 514
Museumsverwaltung, Griechische —, von G. Prosoroff 18, 236
Musik, Neue Bücher über —, Geschichtliches (Sammelbericht) von Dr. R. Hohenemser . 21, 372
Niese, Charlotte, Zum 7. Juni 1914, von M. K. 22, 429
Nietzsche, Der bekämpfte —, von Moritz Goldstein 22, 414
Prosa, Altnordische und altdeutsche —, von Dr. Karl Voltheim 16, 106
Sezession, Die erste Ausstellung der Berliner Freien —, von Dr. R. Schacht 16, 133
Stil, Vom deutschen —, von Ric von Carlowitz-Hartitzsch 17, 176
Wirtschaft und Kunst, von Georg Jahn . . . 18, 202

Novellen, Romane, Gedichte

Böhmerland, Gedicht, von Max Wittrich . . . 26, 607
Die Hexe von Mayen, Roman von Charlotte Niese . 14, 26; 15, 75; 16, 128; 17, 168; 18, 225
Die Koppe, Gedicht, von Georg Hermann Franke 14, 39
Litauische Volkslieder, aufgezeichnet und ins Deutsche übertragen von Hans Foerster-Pelludat 23, 467
Spuk, Gedicht, von Arthur Westphal . . . 17, 183
Wilhelm Driewer, der Kinderfreund. Die Geschichte einer Tierschaunacht, von Margarete Windthorst 22, 417; 23, 460; 24, 507

Nekrologe

Bethmann Hollweg †, Frau von — 19, 285
Krähe, Ludwig † 25, 529

Bücherbesprechungen

Ein „B" anstelle der Seitenzahl bedeutet: Bücherliste im Anzeigenteil des betr. Heftes.

Archiv für Frauenkunde und Eugenik (M. K.) 17, 191
Autin, Mary: Vom Ghetto ins Land der Verheißung (*) . . . . . 23, B
Bach-Jahrbuch 1912 (Dr. R. Hohenemser) . . 21, 376
Bergmann, M.: Spracheigenheiten, die jeder lernen kann und muß (Sch.) . . . . . 23, B
Bertram, Ernst: Gedichte (E. L. Schellenberg) 21, 380
Brendel, Dr. Robert: Die Pläne einer Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens in den Jahren 1814 und 1815 (Dr. Anton Heinrich Rose) . 14, 42
Bruinier: Minnesang (W. Stammler) . . . 17, 187
Caroffa, Hans: Gedichte (E. L. Schellenberg) . 21, 380
Charonbücher (Ernst Ludwig Schellenberg) . 26, 614
Dittrich, O.: Die Probleme der Sprachwissenschaft und ihre gegenwärtigen Lösungsmöglichkeiten (Dr. Hermann Schmitt) 25, 576
Dommer-Schering: Handbuch der Musikgeschichte (Dr. R. Hohenemser) 21, 375
Eucken, Rudolf: Erkennen und Leben (Dr. Kurt Kesseler) 15, 88
Eucken, Rudolf: Grundlinien einer neuen Lebensanschauung (*) 15, 90
Eucken, Rudolf: Zur Sammlung der Geister (*) 15, 90
Falke, Gustav: Anna (E. L. Schellenberg) . . 21, 380
Fehrs, J. H.: Werke (R. Schacht) 19, 284
Fischer, Heinrich: Geographische Bildung und unsere Zeit (Prof. Dr. Wilhelm Halbfaß) . 15, 92
Flaubert, Gustave: In Memoriam —, herausgegeben von Dr. E. W Fischer (Dr. F. Leppmann) 22, 430
Frey, Adolf: Gedichte (E. L. Schellenberg). . 21, 381
Gaartz, Dr. H.: Die Opern Heinrich Marschners (Dr. R. Hohenemser) 21, 376
Gluck-Jahrbuch (Dr. R. Hohenemser) 21, 377
Goll, Ernst: Im bittern Menschenland (E. L. Schellenberg) 21, 379
Grunsky, Dr. K.: Musikgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts (Dr R. Hohenemser) . . 21, 373
Heers, Alois: Das Leben Friedrich von Matthissons (W. Stammler) 17, 189
Heidelbach, Paul: Deutsche Dichter und Künstler in Eschenberg und Beziehungen der Familie von der Malsburg-Eschenberg zu den Familien Tieck und Geibel (W. Stammler) 17, 189
Heimatbilder deutscher Kunst (Sch.) . . . . 23, B
Herold, Theodor: Das Lied vom Kinde (E. L. Schellenberg) 21, 382
Herzog, Rudolf: Wir sterben nicht (E. L. Schellenberg) 21, 378
Heyking, Elisabeth v.: Tschun (Dr. Curt Glaser) 24, 528
Hirth, Friedrich: Aus Friedrich Hebbels Korrespondenz (W. Stammler) 17, 190
Hofer, Fridolin: Im Feld und Firnelicht (E. L. Schellenberg) 21, 381
Hoetzsch, Otto: Rußland (George Cleinow) . 24, 517
Huch, Ricarda: Der große Krieg in Deutschland (Fritz Reck-Malleczewen) 15, 95
Jentsch, Ernst: Das Pathologische bei Otto Ludwig (W Stammler) 17, 190
Jöhlinger, Otto: Die koloniale Handelspolitik der Weltmächte (Dr. M. v. Hagen) 21, 358
Kalkowska, Eleonore: Die Oktave (E. L. Schellenberg) 21, 378
Kleinpaul, R.: Die Ortsnamen im Deutschen (R v. Carlowitz-Hartitzsch) 17, 182
Kleukens-Crusius: Das Buch der Fabeln (R. S.) 23, B
Klob, K. M.: Die Oper von Gluck bis Wagner (Dr. R. Hohenemser) 21, 373
Köpp, Fritz: Gedichte (E. L. Schellenberg) . . 21, 378
Krebs, C.: Haydn, Mozart und Beethoven (Dr. R. Hohenemser) 21, 375
Krebs, Walter: Friedrich Matthisson (W. Stammler) 17, 189
Krille, Otto: Das stille Buch (E. L. Schellenberg) 21, 379
Kuhlmann, Fritz: Die Kunst der Feder. Dekorative Schrift und Federornament in der Schule (Dr. W. Warstat) 15, 94
Kultur der Gegenwart, herausgegeben von P. Hinneberg (*) 19, 288
La Mara: Musikalische Studienköpfe. I Band Romantiker . . . . . 19, B
Lindner, Dr. Edwin: Richard Wagner über Parsifal, von H. . . . . 18, B
„Logos" (*) 21, 382
Masaryk, Th. G.: Zur russischen Geschichts- und Religionsphilosophie (George Cleinow) . . 24, 517
Mauthner, Fritz: Beiträge zu einer Kritik der Sprache. Teil III: Zur Grammatik und Logik 2. Auflage (Traugott Friedemann) 23, 479

	Heft	Seite
„Meisterwerke orientalischer Literaturen" (Dr. Curt Glaser)	26,	612
Merian-Egg: Illustrierte Geschichte der Musik (Dr. R. Hohenemser)	21,	372
Neumann, E.: System der Ästhetik (Dr. W. Warstat)	20,	314
Meyer, Rich. M.: Deutsche Stilistik (R. v. Carlowitz-Hartitzsch)	17,	179
Mörike, Eduard: Erzählungen und Märchen (W. Stammler)	17,	190
Müller, Dr. Conrad: Altgermanische Meeresherrschaft, von E. Fitger	18,	234
Müller-Eisert: Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung (Heinrich Freiherr von Gleichen)	14,	44
Napoleon im Spiegel der Dichtung (E. L. Schellenberg)	21,	382
Nora, A. de: Madonnen (E. L. Schellenberg)	21,	381
Otto, Friedrich: Erste Ernte (E. L. Schellenberg)	21,	380
Paulsen, Elisabeth: Gedichte (E. L. Schellenberg)	21,	379
Platen, Briefwechsel des Grafen August von. Herausgegeben von P. Bornstein, Band 2 (Heinz Amelung)	16,	143
Plotke, G. D.: Zur Mutter (E. L. Schellenberg)	21,	379
Prener, W. D.: Die russische Agrarreform (George Cleinow)	24,	523
Rausch, Albert H.: Vigilien (E. L. Schellenberg)	21,	379
Rheinsch, Erika: Die Laute (E. L. Schellenberg)	21,	378
Rosen und Rosmarin (E. L. Schellenberg)	21,	382
Rutz, J., K. und O.: Musik, Wort und Körperhaltung als Gemütsausdruck (Dr. W. Warstat)	20,	315
Salm, Carl: Die frühen Stunden (E. L. Schellenberg)	21,	378
Schellenberg, E. L.: Hugo Wolf	19,	B
Schloeffer, Rudolf: August, Graf von Platen 2. Band (Heinz Amelung)	16,	143
Schroeder, Otto: Vom papierenen Stil (R. v. Carlowitz Hartitzsch)	17,	176
Schumann, Robert: Aphorismen, von H.	18,	B
Schumann, Robert: Gesammelte Schriften über Musik und Musiker, von H.	18,	B
Semigotha, 2. Jahrgang (Dr. Stephan Kekule von Stradonitz)	15,	92
Sosnosky, Theodor von: Die Balkanpolitik Österreich-Ungarns seit 1866 (Dr. W. Andreas)	25,	574
Stadler, Ernst: Aufbruch (E. L. Schellenberg)	21,	381
Sternberg, Leo: Die Nassauische Literatur (W. Stammler)	17,	187
Studien zur Literaturgeschichte, Albert Köster zum 7. November 1912 überreicht (W. Stammler)	17,	188
Südel, Wilhelm: Erste Ernte (E. L. Schellenberg)	21,	379
Taube, O. Frh. v.: Neue Gedichte (E. L. Schellenberg)	21,	379
Techet, Karl: Völker, Vaterländer und Fürsten. Ein Beitrag zur Entwicklung Europas (Dr. Helmolt)	26,	611
Trubetzkoj, Fürst G.: Rußland als Großmacht	24,	517
Beiper: Will: Der deutsche Psalter (*)	23,	479
Vogel, Max Alfred: Neue Gedichte (E. L. Schellenberg)	21,	378
Wagemann, Arnold: Geist des deutschen Rechts, volkswirtschaftliche Gedanken und Untersuchungen (Heinrich Freiherr von Gleichen)	14,	44
Wagner, Richard: Ausgewählte Schriften über Staat, Kunst und Religion, von H.	18,	B
Wagner, Richard: Parsifal. Dichtung, Entwurf, Schriften, von H.	18,	B
Wagner, Richard: Über den Ring des Nibelungen	19,	B
Waxdorf-Bachoff, Erika von: Das Jahr (2. Aufl.) und Zwischen Frühling und Herbst (E. L. Schellenberg)	21,	379
Wisser, Wilhelm: Plattdeutsche Märchen (R. Schacht)	19,	281
Wolters, Friedrich: Hymnen und Sequenzen (H. V. von Schweinitz)	14,	46
Zech, Paul: Die eiserne Brücke (E. L. Schellenberg)	21,	381
Zentralblatt für Psychologie und psychologische Pädagogik. 1. Heft	23,	B
Zimmermann, Alfred: Die Geschichte der deutschen Kolonialpolitik (Otto Jöhlinger)	26,	610

Mitarbeiter-Verzeichnis

	Heft	Seite
Amelung, Heinz: „August, Graf von Platen", 2. Band, von Rudolf Schloeffer und „Briefwechsel des Grafen August von Platen", herausgegeben von P. Bornstein, Band 2	16,	143
Andreas, Dr. W.: „Die Balkanpolitik Österreich-Ungarns seit 1866" von Theodor von Sosnosky	25,	574
Bamberger: Vereinfachung der Rechtspflege	18,	239
Baumgarten, R.: Seßhafte Tschechen in Schlesien	21,	382
Bittrich, Max: Böhmerland	26,	607
Braune: Nationale oder staatsbürgerliche Erziehung	24,	524
Bruns, Geh. Justizrat K.: Auch ein Vorteil des erweiterten Staatserbrechts	20,	334
Carlowitz-Hartitzsch, Nic von: Vom deutschen Stil	17,	176
Cleinow, G.: Amtliche Nachrichtenstellen	19,	287
— Das polnische Problem und die preußische Ostmarkenpolitik	26,	577
— Der Heereshaushalt im Reichstag	19,	286
— Feinde ringsum? R.	22,	427
— Hoetzsch: Rußland	24,	517
— Minister- und Statthalterwechsel R.	17,	184
— Regierung und Parlament	21,	337
— Russische Briefe 17, 148;	19,	241; 23, 469
Eberhard, Schulrat: „Freideutsche Jugendkultur." Einige Kapitel aus der jüngsten Jugendbewegung 21, 343;	22,	397
Elster, Hanns Martin: Die Grundzüge einer Literaturbeurteilung. Aus Anlaß der „Einführung in die Weltliteratur", von Adolf Bartels 23, 444; 24, 485;	25,	544
Fitger, E.: „Altgermanische Meeresherrschaft" von Dr. Conrad Müller	18,	234
Fittbogen, Gottfried: Streiflichter auf das deutsch-ungarische Problem	20,	293
Foerster-Pelludat, Hans: Litauische Volkslieder. Aufgezeichnet und ins Deutsche übertragen	23,	467
Franke, Georg Hermann: Die Koppe	14,	39
Freye, Dr. Karl: Paul Heyse	14,	34
Freyen, Richard: Eine Wanderung zur Gralsburg	19,	274
— Von spanischen Stierkämpfen	21,	366
Friedemann, Traugott: „Beiträge zu einer Kritik der Sprache", Teil III: Zur Grammatik und Logik, 2. Auflage, von Fritz Mauthner	23,	479
Glaser, Dr. Curt: „Meisterwerke orientalischer Literaturen"	26,	612
— „Tschun", von Elisabeth von Heyking	24,	528
Gleichen, Heinrich Freiherr von: „Geist des deutschen Rechts, volkswirtschaftliche Gedanken und Untersuchungen", von Arnold Wagemann und „Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung", von Müller-Eisert	14,	44
Goldstein, Moritz: Der bekämpfte Nietzsche	22,	414
Hagen, Dr. Maximilian von: „Die koloniale Handelspolitik der Weltmächte", von Otto Jöhlinger	21,	358
Haldsatz, Prof. Dr Wilhelm: „Geographische Bildung und unsere Zeit", von Heinrich Fischer	15,	92
Hänlein, Prof. Th.: Anselm Feuerbachs Briefe und Aufzeichnungen	20,	329
Hansen, Dr. R.: Die moderne Presse in China	20,	326
— Die Presse Australiens	16,	138
— Die Presse Indiens	23,	454
Helfferich, Wirkl. Legationsrat Prof. Dr. Karl: Hochschulbildung und Auslandsinteressen	18,	193
Helmolt, Dr. Hans: „Völker, Vaterländer und Fürsten", von Karl Techet	26,	611
Hirschstein, Hans: Karl Goedeke. Zu seinem hundertsten Geburtstage	15,	82
Hohenemser, Dr. R.: Neue Bücher über Musik. Geschichtliches. (Sammelbericht)	21,	372
Jahn, Georg: Wirtschaft und Kunst	18,	202
Jöhlinger, Otto: „Die Geschichte der deutschen Kolonialpolitik" von Alfred Zimmermann	26,	610
Junius: Rechtsstaat und Duell	14,	40

	Heft	Seite
Kekule von Stradonitz, Dr. Stephan: Ein Institut für Vererbungsforschung	14,	45
— „Semigotha"	15,	92
Keffeler, Dr. Kurt: „Erkennen und Leben", von Rudolf Eucken	15,	88
Klemm, Ernst, Oberlehrer: Energieersparnis und Rechtschreibung	22,	422
Klumker, Prof. Dr.: Grundfragen der Jugendfürsorge	17,	154
Leppmann, Dr. F.: „In Memoriam Gustave Flaubert"	22,	480
Massow, W. von: Die Politik des Fürsten Bülow	15,	51
Meschtscherski, Fürst Wladimir Petrowitsch: Irrtümer	17,	145
Michel: Das Kaiserhoch und die Sozialdemokratie	23,	488
M. K.: „Archiv für Frauenkunde und Eugenik"	17,	191
— Zum 7. Juni 1914 (Charlotte Niese)	22,	429
Müller-Freienfels, Richard: Über Legendenbildung in der Geschichte	17,	168
Niese, Charlotte: Die Hexe von Mahen. Roman (s. auch Heft 1—13) 14, 26; 15, 75; 16, 128; 17, 168;	18,	225
Novalis: Die Mexikofrage	18,	212
Polheim, Dr. Karl: Altnordische und altdeutsche Prosa	16,	106
Poll, Prof. Dr. Heinrich: Über Vererbung beim Menschen 19, 247;	20,	296
Prohaska, Prof. Dr. Dragutin: Russische Eindrücke eines Kroaten (s. auch 1914, Heft 4)	20,	318
Pronoptes: Das Wahlproblem	22,	385
Prosoroff, G.: Griechische Museumsverwaltung	18,	236
Quandt, Dr. J.: Zur Seminarreform in Sachsen	23,	475
Reck-Malleczewen, Dr. Fritz: Alternde Dramatiker	23,	477
— „Der große Krieg in Deutschland" von Ricarda Huch	15,	95
— Mozart, Österreich und wir	24,	514
Rose, Dr. Anton Heinrich: Elsaß-Lothringen und das Deutsche Reich vor hundert Jahren	14,	42
Rosenhainer, Dr. Otto: Die Pfingstwallfahrt zur Springprozession nach Echternach	26,	600
Ruedorffer, J. J.: Die Entwickelung der nationalen Tendenzen in Österreich-Ungarn	20,	289
Schacht, Dr. R.: Die erste Ausstellung der Berliner Freien Sezession	16,	133
— Eine sterbende Kunst	19,	279
Schellenberg, Ernst Ludwig: Neue Lyrik (Sammelbericht)	21,	378
— Der Charon	26,	614
Schemann, Ludwig: Bismarck und Professch-Osten. Eine Ehrenrettung (vgl. H. 12, 543; 13, 590) 14, 8;	15,	66
Schmitt, Dr. Hermann: „Die Probleme der Sprachwissenschaft und ihre gegenwärtigen Lösungsmöglichkeiten", von O. Dittrich	25,	576
Schnabel, Dr. Franz: Kardinal Kopps Bedeutung für den politischen Katholizismus in Deutschland	19,	260
Schweinitz, H. B. von: „Hymnen und Sequenzen", von Friedrich Wolters	14,	46
Seeliger, Dr. Hermann: Franz Liszt	26,	591
Sontag, Dr. Ernst: „Siegfried oder Achill?" (Erwiderung auf den gleichnamigen Aufsatz von Dr. R. Schacht in Heft 13, 602)	20,	331
Stammler, W.: Schriften zur Literaturgeschichte (Sammelbericht)	17,	187
Teutenberg, Adolf: Goethetage in Weimar	25,	563
— Wirtschaftspionier und Shakespeareverehrer	20,	332
Thüna, L. Frhr. von: Bismarck-Archiv	16,	141
Tobler, Prof. Dr. Friedrich: Die Insel Sansibar und ihre wirtschaftliche Bedeutung	15,	58
Voigt, Dr. Julius: Zur Frage der deutschen Einheitsschule	25,	534
Vonschott, Rechtsanwalt Dr.: Die Schulfeier in der Fortbildungsschule	24,	526
Warmuth, Fritz: Rechtssymbolik	14,	19
Warstat, Dr. W.: „Deutsche" Schrift	15,	93
— Die Grundlagen des Expressionismus	20,	312
Westberg, Dr. jur. Gustav: Ein gefährdetes Schutzgesetz	25,	539
Westphal, Arthur: Spuk	17,	183
Windthorst, Margarete: Wilhelm Driewer, der Kinderfreund. Die Geschichte einer Tierschaunacht 22, 417; 23, 460;	24,	507
Winter, Dr. Richard: Wisby	25,	553
Worthmann, Dr. med.: Unzurechnungsfähigkeit und Strafrecht	16,	118
* „Der deutsche Psalter", von Will Vesper	23,	479
* „Grundlinien einer neuen Lebensanschauung", von Rudolf Eucken	15,	90
* „Kultur der Gegenwart", herausgegeben von P. Hinneberg	19,	288
* „Logos"	21,	382
* „Zur Sammlung der Geister", von Rudolf Eucken	15,	90

Die Zukunft am Balkan

Die orientaliſche Frage hat in allen ihren verſchiedenen Phaſen die gegenſeitigen Beziehungen der Mächte ſtark beeinflußt; aber daß eine ſchwere Balkankriſis, vielmehr ein Balkankrieg, keine trennende, ſondern eine einigende Wirkung auf die Mächte ausüben würde, wäre früher kaum denkbar erſchienen. Der Krimkrieg ſchuf den modernen Gegenſatz zwiſchen Rußland und Öſterreich-Ungarn; der Berliner Kongreß hinterließ bei Rußland eine ſolche Verſtimmung gegen Deutſchland, daß die Defenſivmaßregel des deutſch-öſterreichiſchen Bündniſſes notwendig wurde: dagegen haben die jüngſten Balkankriege eine Annäherung der Mächte herbeigeführt. Die Londoner Botſchafterreunion war ein Ergebnis der Friedensliebe aller Mächte; und die Ergebniſſe ihrer Arbeiten haben den großen Vorzug, daß ſie bei keiner der beteiligten Regierungen das nagende Gefühl einer diplomatiſchen Niederlage hinterlaſſen haben. An bedeutenden Differenzen hat es zwar auf der Botſchafterreunion nicht gefehlt, aber ſie ließen ſich doch verhältnismäßig leicht ausgleichen, da alle Mächte ſich von vornherein grundſätzlich auf den Boden einer uneigennützigen Politik geſtellt und auf jede eigene territoriale Vergrößerung verzichtet hatten. Lebensintereſſen ſtanden für keine Macht auf dem Spiele, mit der einen Ausnahme Öſterreich-Ungarns, das ein — freilich negatives — Intereſſe daran hatte, daß Serbien ſein Gebiet nicht bis zur Adria ausdehnte. Italien hatte zwar nicht ein gleichgroßes, aber doch ein beträchtliches und hiſtoriſch begründetes Intereſſe daran, daß Albanien nicht unter die Herrſchaft Öſterreich-Ungarns käme; und beide verbündeten Mächte hatten ſich ſeit langem darüber geeinigt, daß Albanien ein autonomer Staat werden ſollte, wenn einmal die türkiſche Herrſchaft aufhörte. Unter dieſen Umſtänden konnte das europäiſche Konzert gar nichts anderes tun, als die Entſcheidung Öſterreichs und Italiens zu der ſeinigen zu machen.

Da sowohl Österreich-Ungarn als Rußland von Anfang an entschlossen waren, auf eigene Erwerbungen am Balkan zu verzichten, und da alle Beschlüsse des Konzerts unter Mitwirkung und Zustimmung beider gefaßt sind, so enthält die Lösung der europäischen Krisis eine nicht geringe Gewähr, daß diese letzte Balkankrisis an sich keine Quelle neuer Zerwürfnisse zwischen Petersburg und Wien bilden wird. Nun mag man fragen: wodurch war denn die Krisis zwischen Österreich und Rußland entstanden, und weshalb mobilisierten beide Mächte, wenn tatsächlich keine von ihnen eine Expansionspolitik verfolgte? Die Antwort ist, daß Österreich eine russische, und Rußland eine österreichische Politik des Vordringens für nicht ausgeschlossen hielt. Auf beiden Seiten wirkte das Mißtrauen nach, das noch aus der Zeit des Aehrenthal-Iswolskischen Gegensatzes bestand. In Serbien war die Furcht vor österreichischen Expansionsplänen ganz ehrlich; diese objektiv unrichtige Auffassung mag Petersburg bis zu einem gewissen Grade beeinflußt haben, und man hielt anfänglich ein Eingreifen Österreichs in den Balkankrieg zu ungunsten der Verbündeten für möglich. In Wien dagegen betrachtete man den Balkanbund wohl als eine russische Schöpfung, man überschätzte seine Lebensfähigkeit, glaubte sich wenigstens in der Zukunft durch ihn bedroht; und das trotzige Verhalten Serbiens in Zwischenfällen, wie der Prohaska-Affäre, schien durch russische Einflüsse unterstützt zu werden. Das Verdienst der Botschafterreunion war es, daß die Regierungen durch die langen, in alles einzelne gehenden Beratungen über ihre gegenseitigen Absichten und Motive besser unterrichtet wurden, daß das gemeinsame Zusammenwirken für die Erhaltung des europäischen Friedens Mißverständnisse und Mißtrauen zwischen den früheren Rivalen beseitigte, und daß die Existenz eines Konzerts und namentlich die deutsch-englische Annäherung den Einfluß der übrigen Mächte im Sinne des Friedens und einer Kompromißpolitik viel wirksamer machten. Zugleich darf man sich von dem günstigen Ergebnis dieses langen Zusammenarbeitens versprechen, daß solches Arbeiten allmählich zu einer Gewohnheit der Mächte wird. Um so weniger liegt daher ein Grund für die Auffassung vor, die in einem Teil der österreichischen Presse zum Ausdruck kommt, daß der alte Gegensatz zwischen Rußland und Österreich bald von neuem ausbrechen und daß Deutschland in diesen Konflikt mit hineingezogen werden würde. Das ist ein falscher Analogieschluß, denn die europäische Situation nach der Londoner Botschafterreunion ist nicht dieselbe wie die nach dem Berliner Kongreß.

Die beiden Balkankriege haben die allgemeine Lage insofern geklärt, als jetzt wohl niemand mehr eine Expansionspolitik Rußlands oder Österreichs auf der Halbinsel für möglich hält. Die Balkanstaaten haben ihre militärische Leistungsfähigkeit der Welt bewiesen, sie betrachten sich jetzt als völlig und endgültig emanzipiert. Sie haben wiederholt die dringenden Ratschläge des europäischen Konzerts in den Wind geschlagen, und die Mächte haben weise gehandelt, nur auf wenigen Forderungen, die im Interesse des europäischen Friedens

unabweislich waren, zu bestehen. Einer der bezeichnendsten Fälle, die die Selbständigkeit der Balkanstaaten dargetan haben, war der Mißerfolg der eindringlichen Mahnungen, die der Zar kurz vor dem zweiten Balkankrieg an die Könige von Serbien und Bulgarien richtete. Die Balkanstaaten nahmen politische Weisungen von Petersburg nicht mehr an. Es ist kein Zweifel, daß Rußland dadurch einen beträchtlichen Teil seines Einflusses auf dem Balkan eingebüßt hat. Nicht nur, daß Serbien und Bulgarien dem so entschieden ausgesprochenen Wunsche des Zaren nicht willfahrten; es kann auf dem Balkan auch nicht ohne Eindruck geblieben sein, daß Rußland gegen die Wiederbesetzung Adrianopels durch die Türkei Einspruch erhob, daß aber auf die Drohung keine Tat folgte.

Was nun die Balkanstaaten selbst betrifft, so hat der Friedensschluß keine definitiven Grenzen und keine stabilen Verhältnisse geschaffen. Der kurze Traum eines Balkanbundes ist vorbei, und die Feindschaft der Nationalitäten ist durch den zweiten Balkankrieg nur noch tiefer in die Herzen gegraben. Die unmittelbare Wirkung des zweiten Krieges ist, daß Bulgarien in natürlichem Gegensatz zu Serbien und Griechenland steht, die ihm einen so großen Teil seiner Kriegsbeute entrissen haben. Bulgarien denkt selbstverständlich daran, sobald es innerlich erstarkt ist, die Schlappe wieder gut zu machen. Die Erschöpfung an Gut und Blut wird Bulgarien voraussichtlich auf einige Jahre zum Frieden zwingen, wenn nicht die Behandlung der mazedonischen Bulgaren durch ihre neuen serbischen und griechischen Herren eine vorzeitige Explosion herbeiführt. Bulgarien hat Anschluß bei der Türkei gesucht und gefunden. Im November veröffentlichte die Wiener Politische Korrespondenz folgende Ausführungen des bulgarischen Ministers Ghenadiew. „Bulgaren und Türken," sagte dieser, „hegen überhaupt keine Feindschaft gegeneinander. Das trat in markanter Weise zutage, als selbst unmittelbar nach den ersten Kämpfen des ersten Balkankrieges Bulgaren und Türken miteinander fraternisierten." „Zum Kriege um Mazedoniens willen," fuhr der Minister fort, „wurde Bulgarien durch die Lage der Volksgenossen in diesem Gebiet gedrängt; um Thraziens willen wird aber Bulgarien keinen Krieg gegen die Türkei unternehmen. Es ist somit die Bahn frei für ein sehr freundliches Nebeneinanderleben der beiden Länder und für eine einvernehmliche Verständigung über alle zwischen ihnen zu regelnden Angelegenheiten."

Serbien und Griechenland müssen beide auf einen Revanchekrieg Bulgariens gefaßt sein. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß sie in einem künftigen Kriege mit Bulgarien zusammenstehen werden. Doch muß man auch die andere Möglichkeit ins Auge fassen, daß Serbien sich mit Bulgarien verständigt und beide über Griechenland herfallen; denn der nationale Haß und die territoriale Rivalität zwischen Serbien, Griechenland und Bulgarien ist ziemlich gleich groß, und die Waffengemeinschaft im zweiten Balkankrieg hat die Feindschaft und Eifersucht zwischen Serben und Griechen wohl etwas gemildert, aber nicht beseitigt. Doch im Augenblick liegt die Annahme nahe, daß Serbien und Griechenland zusammenhalten werden. Es ist freilich zweifelhaft, ob sie einem

gekräftigten Bulgarien gewachsen sein werden, und sie sehen sich ihrerseits nach einem Rückhalt um. Diesen könnte ihnen Rumänien gewähren. Die gegenseitigen Ministerbesuche zwischen Bukarest, Belgrad und Athen hatten das Gerücht zur Folge, die drei Staaten seien neuerdings ein Bündnis eingegangen. Das ist indes nicht der Fall. Eine Entente zwischen ihnen dürfte allerdings bestehen, und deren Ziel ist augenscheinlich die Erhaltung des status quo, wie er durch den Frieden von Bukarest geschaffen worden ist. Aber allem Anschein nach ist es nur eine Entente auf kurze Frist, nämlich für den Fall, daß ein türkisch-griechischer Konflikt den Bestand des Bukarester Friedens bedroht. Falls die Türkei die Griechen wegen der Inselfrage angreift, würde der Bukarester Friede dadurch nicht gefährdet werden, und Rumänien könnte sich neutral verhalten; falls aber Bulgarien eingreift, um seine Grenze mit Griechenland zu verbessern, würde Rumänien nicht ruhig zusehen.

Rumänien hat in dem zweiten Balkankrieg den Ausschlag gegeben, und seine Politik ist ein so wichtiger Faktor geworden, daß sie eine ausführliche Erörterung verdient. Rumänien hatte sich bisher von den Verwicklungen der Balkanpolitik ferngehalten, außer wenn es sich veranlaßt sah, im Interesse der rumänischen Volkssplitter in Mazedonien, der Kutzo-Wallachen, der gewaltsamen Propaganda der Bulgaren, Serben und Griechen entgegenzutreten. Aber gegenüber den Balkanstaaten nahm Rumänien eine gewollte Sonderstellung ein. Es mochte gar nicht zu ihnen gerechnet werden; als einziges, nicht-slawisches, christliches Volk an der unteren Donau betrachtete es als seine Aufgabe, einen Wall zwischen Russen und Balkanslawen zu bilden. Nach zuverlässigen Mitteilungen in der rumänischen Presse ist es noch heute der bestimmte Wille König Karols, in die Strömungen und Gegenströmungen der Balkanpolitik sich nicht hineinziehen zu lassen, sondern sich unabhängig von ihnen zu halten.

Es liegt im Interesse Rumäniens, daß das Gleichgewicht unter den Balkanstaaten erhalten bleibe, daß keiner von ihnen so stark werde, um eine Hegemonie errichten zu können. Weder ein allzugroßes Bulgarien noch ein allzugroßes Serbien wünscht Rumänien. Seine jetzige Politik geht dahin, den durch den Bukarester Frieden geschaffenen status quo zu erhalten. Die Frage ist nur, ob die Politik, die zu diesem Frieden führte, und die Notwendigkeit, den jetzigen Status zu erhalten, Rumänien nicht schon zu weit von seiner früheren politischen Bahn abgelenkt haben, als daß es noch in sie zurückgleiten kann. Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß der Bukarester Frieden Rumänien ein uninteressiertes Fernbleiben von der Balkanpolitik nicht mehr gestatten wird. Tatsächlich ist Rumänien schon durch sein bewaffnetes Auftreten gegen Bulgarien von seiner früheren Haltung abgewichen; es hat tief in die Balkanpolitik eingegriffen: nicht nur eine sehr aktive Politik des Gleichgewichts, sondern auch eine Politik der Kompensationen hat es verfolgt. Der Gegensatz zwischen Bulgarien zu Griechenland und Serbien oder, falls Serbien sich auf Seite Bulgariens schlagen sollte, zu Griechenland allein wird notwendig die

künftige Balkanpolitik beherrschen, und er verspricht den in Bukarest gezogenen Landesgrenzen keine lange Dauer. Da die Erhaltung des Bukarester Friedens für Rumänien eine Frage des Prestiges ist, ist ein weiteres, vielleicht unmerkliches Verwachsen mit der Balkanpolitik kaum noch zu vermeiden, so gern auch König Karol an der alten Formel des Desinteressements festhalten möchte. Dazu kommt noch eine Veränderung in der nationalen Stimmung. Das lange Zuwarten Rumäniens in der Balkankrisis hatte eine Mißstimmung erzeugt, die nicht ganz ohne Einfluß auf den Entschluß einzugreifen bleiben konnte; dazu hat dann der Erfolg dieses Eingreifens, die Gebietserwerbung und die ausschlaggebende Stellung, die Rumänien errang, den nationalen Ehrgeiz einerseits befriedigt, anderseits gesteigert. Dadurch sind wieder die nationalistischen Tendenzen in Rumänien gekräftigt worden, und nach verläßlichen Berichten haben sie bereits begonnen, einen merklichen Einfluß auf die Staatspolitik zu gewinnen.

Diese nationalistischen Tendenzen sind panrumänischen Charakters. Außerhalb des Königsreichs leben über 4 Millionen Rumänen, 1 Million in Bessarabien, $2^3/_4$ in Ungarn und $^1/_2$ in der Bukowina. Die panrumänische Bewegung hat zwar erst Mitte der 90er Jahre in der „Liga für die kulturelle Einheit aller Rumänen" eine Organisation gefunden. Aber schon 1883 sprach der Bürgermeister von Jassy auf einem Bankett, und zwar in einem Toast auf den anwesenden König, auf die politische Vereinigung der von Rumänen bewohnten Gebiete Österreich-Ungarns mit dem Fürstentum. Eben in jener Zeit suchte Rumänien eine politische Anlehnung an Österreich-Ungarn. Gegenüber der panrumänischen Bewegung erklärten rumänische Minister, die Existenz der habsburgischen Monarchie sei eine europäische Notwendigkeit; die Angliederung aller ungarischen Rumänen an das Königreich habe den Zusammenbruch Österreichs zur Voraussetzung, und dieser müsse Rumänien selbst verhängnisvoll werden. Die Anlehnung Rumäniens an Österreich beruhe auf der Furcht vor der slawischen Gefahr. Inzwischen aber haben die Rumänen erkannt, daß das Schreckgespenst des Panslavismus keine Realität hat, da die Balkanstaaten ihre politische und nationale Individualität auch gegen Rußland entwickelt und behauptet haben; und außerdem hat Rumänien jetzt die Wahl, ob es sich an die Balkanstaaten oder an Österreich-Ungarn anlehnen will. Inzwischen hat die beständige Unterdrückung der rumänischen Nationalität in Ungarn natürlich die nationalistische Bewegung in Rumänien geschürt, und es ist nicht ohne Interesse, daß der gegenwärtige Minister Take Jonescu als junger Rechtsanwalt zu den nationalistischen Agitatoren gehört hat.

Man hat der österreichischen Politik den Vorwurf gemacht, daß sie während der Balkankrisis die Ansprüche Rumäniens nicht genügend unterstützt und sich daher die Entfremdung Rumäniens selbst zuzuschreiben habe. Diese Auffassung erscheint uns durchaus ungerechtfertigt. Aus dem rumänischen Grünbuch und den Reden der rumänischen Minister geht deutlich hervor, daß Österreich von

Anfang an die rumänischen Ansprüche gegen Bulgarien soweit unterstützt hat, als es dazu in der Lage war. Es ist nicht die österreichische, sondern es ist die rumänische Politik, die die Veränderung der Beziehungen beider Staaten bewirkt hat, und zwar dadurch, daß sie, entgegen ihren früheren Grundsätzen, sich aktiv in der Balkanfrage engagierte. Rumänien muß jetzt seine Politik des Gleichgewichtes fortsetzen. Eine Auseinandersetzung zwischen Bulgarien und seinen Gegnern steht notwendig bevor. Auf die Dauer wird es Rumänien schwer werden, ein Stärkerwerden sowohl Bulgariens als Serbiens zu verhindern, ganz besonders in dem Falle, wenn sich beide gegen Griechenland wenden, um sich auf dessen Kosten zu vergrößern. Rumänien ist auch nicht mehr in der Lage, Gebietserweiterungen Bulgariens oder Serbiens durch eigene Gebietserwerbungen am Balkan zu kompensieren, denn es hat sich jetzt schon Bezirke mit rein bulgarischer Bevölkerung einverleibt. Wenn also Rumänien neuerdings zu einer Politik der Kompensation getrieben würde, so würde ihm die panrumänische Bewegung den Weg weisen, und es muß mit der Möglichkeit rechnen, daß diese, was zurzeit nicht der Fall ist, einen ausgesprochenen irredentistischen Charakter annehme. Neigt nun Rumänien ohnehin zu Serbien, so würde ein solcher Irredentismus der rumänischen und der serbischen Politik völlig parallele Ziele geben, nämlich die Gewinnung der von Rumänen und Serben bewohnten Gebiete Österreich-Ungarns. Eine irredentistische Politik Rumäniens und Serbiens würde natürlich auch großes Interesse in Rußland erregen, und eine geschickte und unternehmende russische Politik könnte durch die Benutzung dieser Schachfiguren Züge machen, die Österreich in beträchtliche Verlegenheit setzen würde.

Österreich-Ungarn befindet sich also in einer neuen Situation. Es hat die Möglichkeit einer irredentistischen Gegnerschaft Rumäniens und eine rumänisch-serbische Kombination ins Auge zu fassen, die von Rußland begünstigt und von ihm in seinem eigenen Interesse benutzt werden könnte. Daß es die Bedeutung der Situation erkannt hat, geht daraus hervor, daß die ungarische Regierung Graf Tiszas den solange vernachlässigten Forderungen der ungarischen Rumänen jetzt eine entsprechende Berücksichtigung zuteil werden läßt. Und natürlich ist die Befriedigung der legitimen nationalen Wünsche der Südslawen und Rumänen das gegebene Mittel, der Anziehung entgegenzuwirken, die die Königreiche auf sie ausüben. Aber der Monarchie stehen noch andere Mittel zu Gebote, und diese liegen vor allem in der Benutzung der Gegensätze, die zwischen den Balkanstaaten bestehen. Es dürfte der österreichischen Politik nicht schwer fallen, Bulgarien auf seiner Seite festzuhalten, und durch Bulgarien auch die Staaten, die mit ihm befreundet sind.

Vorläufig sind die politischen Verhältnisse auf dem Balkan noch äußerst labil. In ein bedenkliches Stadium würde die rumänisch-serbische Kombination ohnehin erst treten, wenn Rußland den beiden Staaten die Schwerkraft seiner Unterstützung liehe. Nun erfährt aber das ganze Problem eine wesentliche Entlastung dadurch, daß in der Balkanpolitik keine direkten Gegensätze mehr

zwischen Rußland und Österreich bestehen; da jetzt beide Mächte von einander wissen, daß sie jeden Gedanken an eine Expansionspolitik auf der Halbinsel aufgegeben haben. Zudem hat Rußland aus inneren Gründen ein starkes Friedensbedürfnis; seine innerpolitischen Aufgaben nehmen seine Gedanken und Kräfte reichlich in Anspruch, und nach außen weisen es seine Interessen immer mehr nach Asien. Ferner ist, wie eingangs ausgeführt, der Gegensatz zwischen den Mächtegruppen des Dreibundes und der Tripleentente durch die Bildung eines europäischen Konzerts wesentlich vermindert und es ist daher für die übrigen Mächte leichter, in etwaigen künftigen Konflikten zwischen Oesterreich und Rußland die ehrlichen Makler zu spielen.

Aber es liegt auf der Hand, daß die tatsächliche Lage Österreich-Ungarns in seinem Verhältnis zu dem Balkan sehr verschieden ist von der, wie sie sich in den Köpfen derer malt, die vor den Balkankriegen einer „imperialistischen" österreichischen Balkanpolitik das Wort redeten, und die jetzt uns Deutsche verlocken möchten, uns gemeinsam mit der Donaumonarchie auf eine „kühne" Balkanpolitik und weiterhin auf eine gemeinsame Politik in Vorderasien hinauszuwagen. Was die Balkanstaaten betrifft, so befindet sich Österreich-Ungarn heute ganz in der Defensive, und Deutschland hat auf dem Balkan keine politischen Ziele. Zudem hängt die Balkanpolitik jetzt so sehr mit den inneren und Nationalitätenfragen Österreich-Ungarns zusammen, daß, wenn wir gemeinsam mit Österreich eine erfolgreiche Balkanpolitik treiben wollten, wir gar nicht umhin könnten, auf diese inneren Angelegenheiten Österreich-Ungarns Einfluß zu üben. Das würden Österreicher und Ungarn uns nicht danken, und wir wären Toren, wenn wir uns in diese Dinge mischten, die das Deutsche Reich nichts angehen.

Für uns Deutsche ist es nach wie vor ein Axiom, daß die habsburgische Monarchie ein unentbehrliches Mitglied der europäischen Staatenfamilie und daß ihr Fortbestand als Großmacht für uns unersetzlich ist. Aber es besteht keine durchgehende Gleichartigkeit unserer auswärtigen Interessen und der Ziele unserer Politik, und die deutsche Politik darf sich durch falsche Vorstellungen von einer solchen Interessengemeinschaft von ihren eigenen Zielen nicht ablenken lassen.

Bismarck und Prokeſch-Oſten

Eine Ehrenrettung

Von Ludwig Schemann

3. Bismarck contra Prokeſch

Aus einer Charakteriſtik Prokeſchs, wie etwa der des Verfaſſers an der vorerwähnten Stelle, dürfte wohl ein jeder Leſer das Bild einer ungewöhnlich edlen und lauteren Geſtalt ſich gewinnen. Gleich nach dem Hinſcheiden des Mannes war ferner deſſen Lebenslauf in dem eingehendſten und getreueſten der Nachrufe als einer der ungetrübt glücklichſten bezeichnet worden, was, da es ihm an den ſchwerſten Schickſalsſchlägen nicht gefehlt hat, nur auf den reichen Segen, den er getragen, ſich beziehen kann.

Wie iſt es nun denkbar, daß dieſe ſelbe Geſtalt, dieſer ſelbe Lebenslauf von einer einzigen, freilich allerhervorragendſten Seite als das gerade Gegenteil, als der Inbegriff des Abſtoßenden und Verwerflichen hat hingeſtellt werden können?

Hier liegt ein Rätſel vor, das nur durch eingehende Prüfung des Tatſachenmateriales und gewiſſenhafte Verſenkung in den Charakter der beiden Hauptperſonen dieſes hiſtoriſchen Dramas ſich ganz wird löſen laſſen. Bisher ſind hierzu kaum leiſe Anſätze gemacht worden: begreiflich genug, das Unerquickliche der Aufgabe mochte niemanden locken, und auch der Verfaſſer der vorliegenden Unterſuchung ſieht ſich genötigt, für dieſelbe nach verſchiedenen Seiten ſich Nachſicht zu erbitten. Auch mag es gut ſein, in dieſem Sinne eine kurze Allgemeinbemerkung vorauszuſchicken.

Vor allem wäre wohl zu begründen, daß und warum bei den zahlloſen Anklagen und Ausfällen Bismarcks gegen Prokeſch nur in beſcheidenem Umfange ins einzelne gegangen, warum Belegſtellen nur in wenigen Fällen gegeben werden.

Es geſchieht dies, wiewohl grundſätzlich nichts von dem allen unberückſichtigt geblieben iſt, und zwar reichlich ſo ſehr mit Rückſicht auf Bismarck ſelber als auf Prokeſch, weil mit der Beſchränkung auf einige wenige notwendige Beiſpiele dasſelbe erreicht werden zu können ſchien als mit dem Her-

vorsuchen des Zehn-, ja Hundertfachen, und weil mit unnötigen Häufungen, mit dem Herumwühlen in diesem alten Unrat niemanden gedient gewesen wäre. Wen es gelüstet, der mag in der Bismarck-Literatur noch näher nachspüren: er wird, und zwar nicht nur in den von mir vorwiegend angezogenen Sammlungen, auf immer neue Belege treffen für die Erscheinung einer Kampfstimmung und Kampfesweise, eines Zornes und Hasses, einer Verfolgung, die in ihrer Leidenschaftlichkeit und Zügellosigkeit der Ausdrucksweise in neueren Zeiten nicht allzuviele Seitenstücke haben dürfte, und insofern eher an die geistigen Kampfturniere früherer Jahrhunderte, etwa Luthers, erinnert. Aber er wird das eine dennoch nicht erreichen: den Einzelheiten dieser Händel jemals genügend auf den Grund zu kommen. Bei den meisten der Bismarckschen Anklagepunkte besitzen wir nur dessen eigene Darstellung, die im Kreise seiner blinden Anhänger bisher unbedingte Geltung erlangt hat, während im folgenden dargetan werden wird, ein wie wenig unbefangener und zuverlässiger Beurteiler Prokeschs Bismarck nach vielen Seiten gewesen ist. Aber noch mehr: wenn wir wirklich mit vieler Mühe für einzelne Fälle das Material z. B. aus der damaligen Presse zusammenbrächten, um etwa die von Prokesch geförderten, von Bismarck so heftig gerügten österreichischen Preßangriffe auf Preußen zu beleuchten, so wären wir damit durchaus noch nicht weiter, insofern überhaupt hier nicht Geschehnisse, sondern Eigenschaften, nicht einzelne Handlungen, in denen wir Prokesch zum guten Teil von Hause aus preisgeben, sondern ganze Persönlichkeiten einander gegenüberstehen, deren richtige Beurteilung einzig den Schlüssel zur Lösung der uns beschäftigenden Frage liefern kann.

Es liegt ja nun nahe, in den in unserem ersten Abschnitt dargelegten Verhältnissen zum guten Teil die Erklärung für Bismarcks feindseliges Verhalten auch Prokesch gegenüber zu suchen. Aber gerade bei diesem müssen noch andere Umstände mitgewirkt haben, um Bismarck so ganz besonders gegen ihn zu erbittern; denn die zuvor charakterisierte scharfe Gegnerschaft gegen Österreich war hauptsächlich in Frankfurt und durch Frankfurter Dinge zur Ausbildung und zum Ausdruck gelangt, eine starke Gereiztheit gegen Prokesch tritt dagegen schon eher zutage und geht offenbar auf Erlebnisse und Begegnungen während dessen früherer Gesandtentätigkeit in Berlin zurück.

Prokeschs Berliner Wirksamkeit liegt jetzt, außer in seinen eigenen Briefen und Berichten an Schwarzenberg und Buol, auch nach den authentischen Darstellungen Sybels und namentlich Friedjungs, der die den Staatsarchiven entnommenen Dokumente Schwarzenbergs und Prokeschs selber hinzubringt, sehr klar und vollständig vor, und es wird wohl niemand in Zweifel ziehen können, daß sie sehr zu seinen Gunsten spricht. Freilich hat er die österreichische Politik an erster Stelle mit vertreten zu einer Zeit, da sie, übrigens notgedrungen, stark antipreußisch war. Er hat einerseits den ganzen hohen Flug der Schwarzenbergischen Staatsleitung von 1849 bis 1852 mitgemacht, anderseits aber doch da, wo sein Meister den Bogen zu überspannen drohte, mehrfach mäßigend ein-

gewirkt. Er war es, der 1850 den Ausbruch des Krieges verhinderte, er auch, der nach Olmütz für die ersten Wiederannäherungen an Preußen die ersten wirksamen, freilich dann von beiden Seiten stark modifizierten Formeln fand. (Vgl. hierzu M. Lenz, Geschichte Bismarcks 2. Aufl. S. 60.)

Daß Prokesch gleichwohl in Berlin, nach seinen eigenen Worten, damals (namentlich aber in der ersten Zeit, wo er Preußen seine stolzesten Hoffnungen kreuzte) die bestgehaßte Persönlichkeit war, lag zu sehr in der Natur der Sache. Für Bismarck kann aber das Reinpolitische, trotz der Leidenschaftlichkeit des Auftretens, die Prokesch für Berlin nachgesagt wurde und ihn in allen spezifisch preußischen Kreisen einer sehr ungünstigen Beurteilung aussetzte, nicht ausgereicht haben. Wenn wir sehen, wie er jenem gegenüber schon vor seinem Eintreffen in Frankfurt das verkörperte Übelwollen war, wie er (Poschinger IV. 71) beim ersten Auftauchen der Nachricht von Prokeschs Berufung den Minister von Manteuffel bittet, ihn vor jenem zu bewahren, dann aber, nachdem diese Berufung dennoch zur Tatsache geworden, sich nicht scheut, mit Ausdrücken wie „anrüchiger Charakter", „geistig und körperlich übel berüchtigte Person" (!) und ähnlichen um sich zu werfen, ja bald darauf das Wort des alten Fritz von den Kosaken: „Mit solchen — — — muß man sich hier herumschlagen" (An Gerlach S. 43, 50; Hans Blum, „Bismarck" Bd. I S. 415) auf den neuen Gegner anzuwenden, so erhellt wohl zweifelsfrei, daß hier von Hause aus ein mehr noch menschlicher als politischer Gegensatz, daß hier die Kluft eines Antipodentums geklafft haben muß, die vielleicht überhaupt durch nichts je zu überbrücken gewesen wäre, die jedenfalls Bismarck zu überbrücken sich nie die geringste Mühe gegeben hat.

Wir werden später versuchen, diese unausgleichbare Gegensätzlichkeit wenigstens nach einigen Seiten psychologisch zu erhellen. Hier kann es uns nur darauf ankommen, daß es Bismarck gar nicht darum zu tun gewesen ist, sie abzuschwächen, und vor allem, daß er es als im Interesse Preußens liegend gehalten hat, die politischen Gegensätze, welche gerade Prokesch verkörperte, nach Möglichkeit auszubilden und auszunutzen. Die Hauptbelegstelle findet sich bei Poschinger IV. 134 (13. Januar 1853): „Ich halte es für politisch richtig, wenn von unserer Seite ein starkes Verletztsein über diesen Schritt der kaiserlichen Regierung (die Berufung Prokeschs) zur Schau getragen und jeder Anschein vermieden wird, als könne von uns gesagt werden: volenti non fit injuria. Mir scheint in diesem Falle der Grundsatz anwendbar, nach welchem jemand, der auf den Fuß getreten wird, wohl tut, seine Verletzung zu übertreiben und laut zu klagen, damit man künftig behutsamer verfährt. Wir dürfen erwarten, daß uns in den Augen unserer Verbündeten die Ernennung von Prokesch als etwas angerechnet werde, was Österreich uns gegenüber wieder gut zu machen habe, und daß man bei etwaigen Streitigkeiten mit Österreich von Hause aus geneigt sein werde, die Schuld der unrichtigen Wahl des Präsidialgesandten beizumessen."

Hiermit ist gleichsam programmatisch festgelegt, was dann in der Folge auch geschehen ist, daß jede Unfreundlichkeit, jede Inkorrektheit von österreichischer Seite grundsätzlich aufgebauscht und stark aufgetragen werden müsse.

Wenn also Bismarck hier Prokesch als Schwarzenberger, als „in den Streitigkeiten mit Preußen vorzugsweise kundigen und routinierten Vertreter" beanstandet, so ist er wenigstens keinen Augenblick darüber in Zweifel gewesen, daß er selbst der österreichischen Regierung gegenüber im gleichen Lichte dastehe. So schreibt er (Poschinger IV. 235), als es einmal in Frage kam, daß er als Gesandter nach Wien ginge: „In Wien, fürchte ich, würde man die Mittel und die Neigung haben, mich für meine hiesigen Sünden gegen Österreich zu strafen."

Schärfstgespannte politische, und dazu, wie wir noch sehen werden, unausgleichbare menschliche Gegensätze: das waren also die Vorbedingungen des Zusammenwirkens dieser beiden Männer am Bundestage. Dazu — als einzigstes vielleicht, neben dem hingebendsten Patriotismus beiderseits, ihnen Gemeinsame — ein leidenschaftliches Temperament, das von Prokesch nie verleugnet, aber auch von Bismarck ehrlich zugegeben wird (An den Minister von Manteuffel, bei Poschinger II. 180): „daß mir, besonders außer Dienst, nicht selten mehr Ruhe und Zurückhaltung zu wünschen wäre, sieht niemand deutlicher als ich selbst." So konnte es kaum anders kommen, als es kam, nämlich daß das vom ersten Augenblicke an unmögliche Verhältnis mit der Zeit, trotz Prokeschs immer erneuter Versuche es zu bessern, nur immer schlechter wurde. Das Unglück wollte es, daß gegen Schluß Bismarck gar um Prokeschs willen noch einen amtlichen Verweis bekam (unverschuldet, wenn wir ihm glauben dürfen, das Nähere bei Gerlach S. 209 ff.) und so auch noch das Moment verletzter Ehre und persönlicher Rachsucht hinzukam, um das Maß überlaufen zu machen und in den eisigen Abschiedsworten, welche Bismarck dem scheidenden Bundestagspräsidenten zu widmen amtlich gezwungen war, und welche mit seinen Begrüßungsworten, die er sich im Februar 1853 abgerungen hatte, immer noch grell genug kontrastieren, diesem ganzen Stück Frankfurt ein Ende schlecht, alles schlecht zu bereiten, das seines Gleichen suchen dürfte.

Nach diesem allen wird man das, was diese drei Jahre einschließen an Gehässigkeiten, an Verkennungen, an Verunglimpfungen, mindestens begreifen. Kein Schritt Prokeschs, der nicht belauert, kein Akt, der nicht verdächtigt, kein Vorzug, der nicht verkleinert wird, bis schließlich buchstäblich an ihm kein gutes Haar bleibt, indem selbst die offenbaren Züge vollster Harmlosigkeit allermindestens parodiert werden. Zuzeiten gemahnen die Anschwärzungen Bismarcks fast ans Burleske, und eine seiner letzten Äußerungen vor Prokeschs Scheiden (bei Poschinger IV. 239): „Prokesch spielt die Rolle des Bösewichts in dem langweiligen Bundesroman bis ans Ende" wirkt wenigstens auf den, der vom wahren Wesen dieses Mannes einen nicht ganz oberflächlichen Begriff hat, als unfreiwillige Selbstironisierung, wie er sie nicht besser hätte geben können.

Es konnte nicht fehlen, daß schon Zeitgenossen das Übermaß in Bismarcks Angriffen erkannten und beanstandeten. So ist selbst Gerlach gelegentlich seiner Berserkerwut in die Zügel gefallen und hat Prokesch in Schutz genommen*).

Wir scheiden die Anklagen Bismarcks in einige wesentliche Hauptgruppen, so zwar, daß wir eine vorannehmen, in welcher der ganze Ausgang dieses Prozesses uns fast ausschließlich beschlossen zu liegen scheint, indem alle anderen daneben an Bedeutung verlieren, ja wohl gar in sich selbst zusammenfallen.

Bismarck wird nicht müde, Prokesch in hundertfältigen Variationen als einen Intriganten, als Vater der Lüge, als Falsarius, als einen Mann ohne Treue und Glauben zu bezeichnen. Es ist ohne weiteres klar, daß, wenn er damit recht hätte, der Mann auch für uns abgetan wäre.

Ehe wir aber der persönlichen Seite dieser Sache näher nachforschen, erscheint seine Bemerkung über eine allgemeine Maxime unerläßlich, die Bismarck wiederholt besonders eindringlich gegen Prokesch wie gegen alle damaligen Österreicher ins Feld geführt hat.

Am 16. März 1853 berichtet er nach Berlin (Poschinger IV 145: die Stelle ist dort merkwürdigerweise verstümmelt, die korrektere Fassung findet sich bei Gerlach, S. 66 u. 67), „es sei außerordentlich schwer, die Österreicher und besonders Prokesch von der Unrichtigkeit der auf veralteten Traditionen beruhenden Theorie des Lügens in der Diplomatie zu überzeugen," und auch sonst gefällt er sich öfter in ähnlichen Gedankengängen, die, damals zunächst zur Bekämpfung und Beschämung der Österreicher wirksam angewandt, in späterer Verallgemeinerung zu der viele Bismarckvergötterer begeisternden Legende geführt haben, als habe Bismarck überhaupt die Staatskunst reformiert, indem er nun durchweg und ein für alle Male die Wahrheit zu ihrer Grundlage und die Wahrhaftigkeit zu ihrer Ausdrucksform erhoben habe.

Mit solchen Illusionen mag sich der Laie einwiegen lassen; der Staatsmann und der Historiker wird immer nur das Lächeln der Auguren dafür in Bereitschaft halten. Was Bismarck selbst betrifft, so leidet es ja keinen Zweifel, daß er, wo er die Wahl hatte, sich für den geraden Weg entschied, auf dem er ja auch oft so erstaunliches erreicht hat; daß er selbst die Brutalität, selbst den Zynismus der Wahrheit (denn schön und erfreulich ist diese im Völkerleben in den allerseltensten Fällen), wo es irgend anging, dem Dekorum der Lüge vorzog, daß er durchschnittlich in seinem Tun Cromwell, und selbst Napoleon,

*) Die Hauptstelle findet sich in den Briefen an Bismarck S. 33, wo es unter anderem heißt: „Ich gehöre nicht zu seinen Feinden. Ich glaube, daß man ihm wegen seiner natürlichen Unliebenswürdigkeit politisch unrecht getan hat." (Was durch sein Verhalten nach der „Schlacht von Bronzell" belegt wird.) Gerlach fährt dann fort: „Seine übelste Eigenschaft ist seine Unselbständigkeit, denn wenn man ihm etwas widerlegen oder beweisen will, so sieht man ihm immer an, daß er daran denkt, was man dazu in Wien sagen werde." Gerlachs betreffende Beobachtungen stützen sich vornehmlich auf die Zeit, da unter „Wien" Schwarzenberg zu verstehen war. Aber wir sahen soeben, daß Prokesch, wenn es galt, selbst diesem gegenüber seine Selbständigkeit zu wahren wußte.

näher steht als Talleyrand und Metternich. Aber Machiavelli wird in alle Ewigkeit der unumgängliche Lehrmeister beider Typen von Staatsmännern bleiben, und so wird es, in seinem Sinne, immer nur darauf ankommen, daß dieselben Dinge geschickt und mit Erfolg betrieben werden, wegen deren man den sie ungeschickt und erfolglos Betreibenden mit leichter Mühe bloßstellen und richten kann; daß vor allem Einsatz und Erfolg in das rechte Verhältnis, daß die Ratschläge Machiavells nur um eines genügend großen und in sich berechtigten historischen Zieles willen zur Anwendung gebracht werden. Bismarck hat später, wenn es nicht anders ging, auch alles das, was er an seinen damaligen Gegnern im kleinen verwarf, in gigantischem Maßstabe vollführt, er handhabte die List, ja die Überlistung, mit gleicher Meisterschaft wie die Gewalt, und sein Motto blieb, hier wie dort, daß „die Tugend im Gelingen liege".

Der Sinn seiner vermeintlichen Neuerung in der diplomatischen Moral konnte also im wesentlichen kein anderer sein, als daß man, wo der Stand der Dinge irgend Licht vertrage, nicht den Lichtscheuen spielen, daß man, wie nach dem Katechismus den Namen Gottes nicht unnützlich führen, so auch den Teufel nicht unnötig ins Spiel ziehen solle.

Es gibt vielleicht keinen Staatsmann wieder, der es so verstanden hätte, seine Gegner ins Unrecht zu setzen, wie Bismarck. Von einem tiefen Instinkt für die wirklichen sittlichen treibenden Kräfte der Geschichte erfüllt, ja man darf sagen, eines ihrer mächtigsten Echos und Werkzeuge, wußte er auch die Mittel, mit denen er seine Pläne verwirklichte, und bei denen — der ganzen Art der Politik nach — die Sittlichkeit oft tatsächlich nur eine relativ geringe Rolle spielte, um so mehr also die Fiktion einer solchen vonnöten war, immer prachtvoll in diesem Sinne zu drapieren.

Damals freilich, in Frankfurt, hatte er es leichter: der erste Einblick in die dortigen Zustände offenbarte ihm den Gegner in einem tiefen Unrecht, in das er ihn nicht erst zu setzen brauchte, zeigte ihn in der selbstsüchtigen Heranziehung und Ausbeutung überlebter, unhaltbarer, unwirklicher Verfassungsformen sozusagen in eine einzige große Lüge verstrickt. Was das Unsittliche des damaligen Bundestagstreibens noch verstärkte und auf die Spitze trieb, war, daß Österreich und Preußen nominell und formell Bundesbrüder, tatsächlich Nebenbuhler waren und sich vielfach nicht nur als solche, sondern direkt als Feinde behandelten. Es ist hierbei gleichgültig, wen das Hauptodium davon trifft: im Sinne Österreichs wird man immerhin sagen dürfen, daß Schwarzenberg nur Gegenschläge gegen Gagern und Radowitz geführt hat, daß Olmütz eine Reaktion auf Frankfurt und Erfurt war. Worauf es ankommt, ist dies: wer dieses Bundesverhältnis, aus dem Treu und Glauben gewichen, bejahte und vertrat, der log, mochte er wollen oder nicht; wer es aus Herzensgrunde verwarf und verneinte, der bekannte die Wahrheit. Diese dankbarere Rolle ist damals Bismarck zugefallen, und insofern er, und einzig er, wenn auch zunächst nur in dieser Negative, sich dessen bewußt war, was er wollte, und zugleich

durch den ahnungsvollen Ausblick auf das große Positive, zu dem ihn dieses Wollen einst führen müsse, sich in seiner Haltung bis zu einer für den Gegner vernichtenden Sicherheit bestärkt sah, darf man in der Tat sagen, er sei der einzige wahrhaftige Mensch in jener ganzen unseligen Bundestagsversammlung gewesen.

Die österreichischen Staatsmänner dagegen, welche damals gegen ihn im Feuer gestanden, haben wahrlich keine beneidenswerte Rolle gehabt, und sie haben dies selbst am besten gewußt. Rechberg hatte schon 1852 den Frankfurter Posten abgelehnt, weil man da zu leicht den Hals breche (Poschinger IV 126), und Prokesch hat ihn nur widerwillig übernommen und schwer darunter gelitten, wenn er auch, als getreuer Diener seines Landes, sich über den wahren Grund und Charakter dieses Leidens damals nicht klar zu werden vermochte, sondern vieles nach Außen suchte, was im Innern lag.

Er persönlich war eine bis zum leidenschaftlichen wahrhaftige Natur. Aber damit war es nun für Frankfurt vorbei. Er war dort so unangebracht wie möglich, aber — wer wäre angebracht gewesen? Sicherlich ein Beust weit eher als ein Prokesch! Der wog und überlegte vor allem — namentlich im Affekte — seine Worte zu wenig, dann fiel Bismarck, der ihm auflauerte wie ein Tiger, über ihn her und nagelte ihn fest, und die Sophismen der Diplomatie rissen ihn nur in den seltensten Fällen los. Auch scheint er manches cavalièrement österreichisch angefaßt und abgetan zu haben, worauf ihm abermals Bismarck mit altmärkischer Derbheit über die Parade fuhr. Er war klug genug, sehr bald die ganze Furchtbarkeit seines Gegners zu durchschauen, und dann mag er immerhin, mit anderem, auch an Verschlagenheit alles, was er in seinem Köcher trug, aufgeboten haben, um sich seiner zu erwehren, mit zäher List jeden Schritt des Bodens, den er sich Zoll um Zoll entrissen sah, verteidigt haben. Wenn er dabei, wie ihm Bismarck vorwirft, ungeschickt log, so beweist gerade dies am besten die andersartige Veranlagung seiner Natur. Im übrigen wäre es ein schreiendes Unrecht, sein ganzes damaliges Tun in den hundert und tausend Einzelheiten, in die es Bismarck auseinander gezogen hat, zu beurteilen, wäre dies selbst dann, wenn wir Grund hätten, Bismarcks einseitig uns vorliegende Darstellung für durchschlagend zuverlässiger zu halten, als nach unseren früheren Darlegungen angängig sein dürfte. Nur über das Ganze haben wir heute noch ein Recht zu richten, und da schulden wir Bismarck die Genugtuung, daß ein verwerfliches Trugspiel vor ihm und Deutschland aufgeführt wurde, Prokesch dagegen die Anerkennung, daß er selbst in der Verstrickung in dieses, und damit in der ärgsten Einklemmung seiner Natur und schwersten Probe seines Lebens, in gutem Glauben und treuer Pflichterfüllung gehandelt hat.

Viele Äußerungen Bismarcks deuten darauf hin, daß Prokesch auch privatim ihm gegenüber gelegentlich hinterm Berge hielt, was an sich ja nur zu begreiflich erscheint, Bismarck aber ganz besonders erbittert haben mag. Auch hier wieder wirkte es sehr erschwerend und mußte dergleichen Kundgebungen

des Mißtrauens und der Unwahrhaftigkeit doppelt unliebsam erscheinen lassen, daß die alten Formen und Gebräuche, in denen sie zum Ausdruck kamen, direkt auf das Gegenteil aufgebaut waren und hinwiesen, wie z. B. die regelmäßige Gewohnheit der Gesandten der beiden Großmächte, im Abwesenheitsfalle einander ihre Stimmen zu übertragen. Dergleichen entstammte den alten Zeiten des guten Einvernehmens, und man kann es Bismarck nachfühlen, wenn er aus diesem Geiste heraus die gleichviel ob wirkliche oder von ihm nur so empfundene illoyale Vertretung durch den österreichischen Kollegen brandmarkte.

In diesem allen also ist nichts zu beschönigen, noch weniger aber wäre, wie nach unseren vorstehenden Ausführungen wohl unbedingt zugegeben werden dürfte, ein moralisierendes Verurteilen eines einzelnen am Platze, nachdem sogar Bismarck selbst, wenn es sich im entscheidenden Augenblicke einmal darum handelte, was nun zu geschehen habe, gerade mit Rücksicht auf den bestgehaßten Gegner, Prokesch, die Erklärung abgegeben hat, „eine Beschwerde sei mehr gegen das System, als gegen die zu dessen Ausführung berufene Person zu richten" (Poschinger I 313, 319; IV 165).

Von den übrigen Vorwürfen, die auf Prokesch herniedergehagelt sind, kann ein großer Teil ziemlich summarisch abgetan werden.

Man wird zwar Sybel darin zustimmen können, daß er es ablehnt, Bismarcks Frankfurter Jahre als Lehrjahre zu bezeichnen, indem dieser die Staatskunst so wenig wie der Fisch das Schwimmen erst habe zu erlernen brauchen. Aber es wäre doch unnatürlich und den Gesetzen aller Entwicklung widerstreitend, wenn nicht an dem Bismarck seiner diplomatischen Anfänge, neben den späteren gehalten, gewisse Züge novizenhaft anmuteten. Dahin gehört vor allem auch die sittliche Entrüstung, in die er damals noch über Dinge gerät, welche ihm in seiner eigenen späteren Wirksamkeit immer geläufiger, immer vertrauter wurden. Was er bei Prokesch Wetterwendischkeit, Wechsel der Überzeugungen nennt, hat ihm und seinen Anhängern mit der Zeit als Realpolitik gegolten. Die allerschlimmste Sünde, die reichlich enge Verbindung mit der Presse, über die er in besonders heftige Empörung gerät, hat er gleich damals dem Gegner abgelernt (Poschinger II 213 ff.; III 494. Aus den Briefen des Grafen Prokesch S. 404 Anm. 471 bis 472), und es ist bekannt genug, wie er es hierin später zu einer Vollkommenheit, zu einer skrupellosen Meisterschaft gebracht hat, die das Entsetzen der höchststehenden unter seinen Gegnern gewesen ist. Ähnliches gilt von den Verbeugungen vor dem Judentum (bei Prokesch heißt es: Rothschild, bei Bismarck: Bleichröder), ja selbst von dem Liebäugeln mit dem Landesfeinde (auch Bismarck hat sich später nicht gescheut, in seinen politischen Plänen ein Bündnis mit Frankreich zur Bewältigung Österreichs ernsthaft in Erwägung zu ziehen) und von anderem; ziemlich die gleichen Anklagen sind im Laufe der Zeit, teils schon von Prokesch selbst als Gegenanklagen, teils später von anderen, und mindestens ebenso scharf,

gegen Bismarck erhoben worden, und wer hätte das Herz zu sagen, daß es zu unrecht geschehen sei?

Einiges bleibt freilich, was als ganz besonders auf Prokesch zugeschnitten noch einer Betrachtung bedarf; doch ist es reichlich zweifelhaft, ob dies nicht den letzteren weit mehr ehrt, als belastet. Wenn Bismarck immer wieder seine Präsidialübergriffe rügt (Prokesch suchte gelegentlich durch einfache Präsidialverfügung durchzusetzen, was jener erst verhandelt wünschte), wenn er seine Hoffart, seine Anmaßung, seine Überhebung, seine Leidenschaftlichkeit, seine Rücksichtslosigkeit in Vertretung seiner Präsidialstellung hinausschreit, so wird man sich füglich fragen dürfen, ob das alles nicht besagt, daß er damals als Österreicher energisch seine Pflicht getan, und daß Bismarck an seiner Stelle — ins preußische übersetzt — genau ebenso gehandelt haben würde? Treffend sagt Friedjung („Der Kampf um die Vorherrschaft" Bd. I S. 11): „Für Österreich gab es überhaupt keinen Preis, um den es freiwillig auf den Primat in Deutschland verzichten mochte; so dachte jeder österreichische Staatsmann, und so mußte er denken. Denn eine europäische Großmacht gibt sich selbst auf, wenn sie ein so großes Ding ohne Waffengang fahren läßt."

Das ist denn auch Prokeschs Motto gewesen, und es gibt zugleich die Erklärung für einen weiteren Zug, den Poschinger als Pomphaftigkeit, und sein Meister in immer neuen Fassungen als Eitelkeit, als Selbstgefälligkeit, als Selbstüberschätzung charakterisiert hat. Wenn er alles und jedes, wodurch Prokesch sich bemühte, seinem Wirken als Vertreter des Kaiserstaates am Bunde Nachdruck und Nimbus zu geben, nur in einem solchen Lichte zu sehen vermochte, so erscheint dagegen der unbefangenen Beurteilung nichts natürlicher, als daß Prokesch, dem weder der Glanz alten Namens, noch die Fülle ererbter oder erworbener Reichtümer zur Seite stand, seine Stellung nach Kräften durch alles, was die eigene Persönlichkeit hergab, zu verstärken bemüht war.

Wenigstens nach einer Seite hat dies Bismarck, wenn auch unter Murren und Knurren und unfreiwillig, anerkannt: Prokeschs immenser Fleiß, seine „Arbeitsamkeit und das lebhafte Interesse, welches er den Geschäften widmete," mußten selbst ihm imponieren, und seine „Genußsucht in Ausschußsitzungen" hat ihm manche saure Stunde eingetragen. Ein anderes war es schon um die nicht rein sachlichen Ausstrahlungen von Prokeschs Geiste, um die Momente, da der Historiker, unter ungenügender Berücksichtigung der Zuhörerschaft, dem Diplomaten dreinredete und ihn z. B. seine Antrittsrede als Präsidialgesandter mit einem Rückblick auf die Hauptentwicklungen der deutschen Geschichte und einem Ausblick auf das Wesen der deutschen Stämme beginnen ließ. Das reizte den realpolitischen preußischen Kollegen nur zum Spott und trug ihm, wie ähnliches später, die Bezeichnung Schulmeister ein.

Noch weniger hat Bismarck es ihm hingehen lassen, daß er, namentlich in der ersten Zeit, häufiger in Feldmarschalleutnantsuniform in Frankfurt auftrat (wo damals, nebenbei bemerkt, etwa die Hälfte der Garnison österreichisch war).

Bismarck, der nicht, wie Prokesch, die Uniform sich auf dem Schlachtfelde errungen und eine glänzende militärische Laufbahn hinter sich hatte, dem das Geschick niemals Gelegenheit gegeben hat, militärisch irgendetwas zu leisten, hat doch später, als ihm für seine überwältigenden staatsmännischen Verdienste hohe militärische Grade verliehen worden waren, mit Vorliebe auch im Dienste seine Kürassieruniform getragen und dürfte damit am besten den einstigen Gegner entlastet haben.

Daß Prokesch für die Repräsentation seines ehren- und verantwortungsreichen Postens amtlich nicht genügende Mittel zur Verfügung gestellt bekam, daß er — persönlich unvergleichlich freigebiger und großherziger veranlagt als sein Gegner — sich daher nach dieser Seite mehrfach Einschränkungen auferlegen mußte, war einer der Hauptgründe, die ihm Frankfurt verleideten, und es hätte Bismarcks ätzend scharfer Bemerkungen nicht bedurft, um diese Lücke seines sozialen Daseins aufzudecken. Dinge wie die nach Bismarck (an Gerlach, S. 254) „pöbelhafte Verweigerung" eines Präsidialdiners mögen ihm so schwer genug gefallen sein.

Ein Punkt bleibt hier schließlich noch zu erörtern, nämlich: wie Bismarck über die amtlichen Fähigkeiten seines österreichischen Kollegen und Gegners gedacht hat.

An sich würde man sich immer sagen müssen, daß ein solches Urteil keine absolute, sondern nur eine relative Gültigkeit haben könnte. Bismarcks Frankfurter Politik gibt gewissermaßen einen doppelten Klang: sie bedeutet zugleich das Grabgeläute für die Politik Metternichs und die Sturmglocken einer neuen Zeit. Da liegt es in der Natur der Sache, daß er nicht eben der unbefangenste Richter über den Lieblingsschüler des Mannes sein konnte, dessen Werk er eben in Trümmer schlagen wollte. Dennoch ist es unverkennbar, daß er mindestens zeitweise über Prokeschs Können keineswegs gering gedacht hat. Wenn wir durchweg sehen, wie wenig er Floskeln machte, wenn dieser Mann in Frage kam, dürfen wir selbst die Worte seiner Begrüßungsansprache, wonach Prokesch „durch seine gereiften Erfahrungen in der diplomatischen Laufbahn, seine genaue Kenntnis der deutschen Verhältnisse und seinen hervorragenden Namen in der wissenschaftlichen Welt zur Leitung der Geschäfte des Bundestages vor anderen befähigt gewesen sei," unbedingt für bare Münze nehmen. Auch sonst fehlt es nicht an Äußerungen, die, wenn auch widerwillig oder versteckt, Respekt vor dem Gegner durchblicken lassen. Im Verlauf der Frankfurter Jahre überwiegt dann freilich der Eindruck, daß Prokesch sich durch seine Leidenschaftlichkeit und durch mancherlei Ungeschicklichkeiten, nach Bismarcks Meinung, selbst das Spiel verdorben habe*), so daß er sogar wiederholt ihn als einen „bequemen" Gegner bezeichnet, den

*) Auch Rochow, Bismarcks Vorgänger in Frankfurt und Petersburg und „alter Präzeptor" (Gerlach an Bismarck, S. 83), fällte das Urteil, daß Prokesch die Fähigkeit habe, sich mit allen Menschen zu verfeinden. Er war offenbar in kritischen Zeitläuften zu impulsiv und zu reizbar.

er im Interesse seines Vaterlandes nicht gern mit einem anderen vertauschen würde. Doch ist man fast versucht, bis zu einem gewissen Grade anzunehmen, daß sich Bismarck das nur eingeredet habe; mindestens würde das Maß von Haß, das er Prokesch gewidmet hat, zu einer solchen Einschätzung gar zu wenig im Verhältnis gestanden haben. Einem unbedeutenderen Gegner gegenüber hätte er auch nicht entfernt so ins Zeug zu gehen brauchen.

Hiermit hängt ein anderes nahe zusammen: daß nämlich Bismarck wiederholt und sehr demonstrativ den Vorgänger wie den Nachfolger Prokeschs, die Grafen Thun und Rechberg, auf dessen Kosten lobt, was manchem ungünstig für ihn ins Gewicht zu fallen scheinen könnte. Wenn man aber näher zusieht, wird man finden, daß die sachlichen Gegensätze unter Thun kaum minder scharf, sondern nur allenfalls die Anlässe, aus denen sie zum Austrag kamen, minder bedeutsam waren; aber Bismarck fühlte sich zu der Figur des alten Feudalherrn Thun offenbar wahlverwandt hingezogen, während ihn die aus sich selbst emporgewachsene, ihm bis zur Unverständlichkeit fremde Persönlichkeit Prokeschs abstieß.

Übrigens war Thun, nach Bismarcks eigener Schilderung (Poschinger IV 120 ff.), ein gutmütiger Kavalier und dabei, wenn auch nicht direkt eine Null, doch nicht allzuweit davon. Rechberg dagegen war preußenfreundlicher, und somit gefügiger als seine beiden Vorgänger; er ist Preußen vielfach weit entgegengekommen, und es ist ja bekannt, daß Bismarck später gerade mit ihm ein gutes Stück Weges deutscher Geschichte gemeinsam zurückgelegt hat. Zudem lagen unter Rechbergs Präsidentschaft so brennende Fragen wie unter der Prokeschs lange Zeit nicht mehr vor, und Bismarck selbst ließ wohl allmählich etwas nach in seinem Feuereifer, wie ja auch das schärfste Messer allmählich nicht mehr so schneidet wie im Anfang, bis erst die Ereignisse des Jahres 1859 seine antiösterreichische Stimmung wieder aufs äußerste brachten, was dann seine Versetzung nach Petersburg zur Folge hatte*).

Alles in allem wird man dem Sohne Prokeschs nicht unrecht geben können, wenn er den besonderen Haß Bismarcks gegen seinen Vater darauf zurückführt, daß dieser ihm am energischsten von den Dreien entgegengetreten sei und dadurch den despotischen Zug seines Charakters am stärksten provoziert habe, und wenn er ferner in jenem Haß eine Auszeichnung erblickt, mit der er sich nicht eben in der schlechtesten Gesellschaft befunden habe.

(Fortsetzung folgt)

*) Übrigens wird man gut tun, selbst über diese Dinge nicht einseitig Bismarck zu hören. Prokesch a. a. O. S. 471 lautet doch wesentlich anders, und selbst mit Rechberg wäre es einmal beinahe zu einem Duell gekommen.

Rechtssymbolik

Von Amtsrichter Fritz Warmuth, M. d. R.

Wer nach Symbolen in den modernen Gesetzen sucht, wird sehr bald die Einsicht gewinnen, daß die Ausbeute eine verschwindend kleine ist. Rückwärts zu den Altvorderen muß er die Blicke wenden oder die Völkerschaften aufsuchen, die von der Kultur möglichst unberührt geblieben sind. Das darf uns nicht wundern. Die praktischen und ideellen Vorbedingungen aller Rechtssymbolik fehlen eben im modernen Rechte. Man muß sich vergegenwärtigen, daß das Symbol in vielen Fällen nichts anderes ist als die Verflachung einer Rechtshandlung, die ursprünglich einen wesentlichen, notwendigen Teil des Rechtsgeschäftes selbst bildete. Ihre meist religiösen Vorstellungen entsprungene Bedeutung entschwand allmählich dem Bewußtsein des Volkes. Die ursprüngliche substanzielle Rechtshandlung wurde zur gewohnheitsmäßig geübten Begleithandlung anderer rechtswirksamer Willensbetätigungen. Es ist aber klar, daß diese dem Volksverstehen entwurzelten und überflüssig erscheinenden Handlungen im Laufe der Zeit sich immer mehr verflüchten mußten, schließlich völlig verschwanden.

Wo aber die Symbole bewußt als solche geschaffen worden sind, geschah es einmal in dem Bestreben, dem, was man bei wichtigeren und darum seltenen Anlässen tat und sagte, eine bedeutsamere vollere Form zu geben, dann aber auch in der Absicht, die wichtigeren Rechtshandlungen dem Gedächtnis besser einzuprägen, indem man sie vor Zeugen oder gar in der Volksversammlung durch eine besondere, in die Sinne fallende Handlung, eben das Rechtssinnbild, begleiten ließ. Für beide Beweggründe ist in einer vorgeschrittenen Kultur kein Raum. Unser rasch hinflutendes Verkehrsleben duldet keine breiten, zeitraubenden überflüssigen Förmlichkeiten, hat am wenigsten Sinn für die Würde eines altüberlieferten Herkommens. Die Schriftkenntnis ist allgemein, die Möglichkeit, wichtige Urkunden sicher aufzubewahren, überall vorhanden. Im raschen Vorwärtsdrängen wird aller Formenballast über Bord geworfen. Ein Volk legt eben wie der einzelne Mensch mit den Jahren allen Gefühlsüberschwang ab, und wird nüchterner, praktischer und — langweiliger.

Vielleicht ist es aber das Opfer einer Viertelstunde wert, eine Reihe jener alten und jener den Naturvölkern noch eigenen Symbole an unserem geistigen

Auge vorüberziehen zu lassen. Wir lassen den Sinnbildern den Vortritt, die ursprünglich vollebendige Rechtshandlungen waren, zu ihrer symbolischen Schattenhaftigkeit erst durch das Verschwinden des Verständnisses ihrer wahren Bedeutung herabsanken.

In der Vorstellung vieler Naturvölker bewirkt das Trinken gemeinsamen Blutes eine wirkliche Einheit der Seele und des ganzen Wesens. Die Blutsbrüder, die Blutsschwestern werden eins durch den Blutstrunk. Die rechtlich ganz von selbst eintretende Folge dieses metaphysischen Vorganges ist vor allem die Vermögensgemeinschaft. Später verliert sich diese Vorstellung und der Blutstrunk wird zum bloßen Sinnbild der Verbrüderung. Auch bei der Eheschließung ging die ursprüngliche Vorstellung dahin, daß durch den Ritus, das gemeinsame von religiösen Zeremonien begleitete Mahl das physische Band tatsächlich geschlossen wurde, dessen selbstverständliche Folge dann die rechtliche Zusammengehörigkeit war. Aus diesem gemeinsamen Mahle wurde im alten Rom das gemeinsame Opfer eines Kuchens aus Speltmehl vor dem obersten Priester. Im frühen, deutschen Mittelalter aber erscheint die uralte Anschauung in dem Brauche, den Eheleuten, die bereits die gemeinsame Wohnung bezogen haben, am Morgen ein gebratenes Huhn, das „minnehuon" darzureichen. Erst danach erfolgt der Kirchgang, die Messe.

Der beste Beweis, daß in der Anschauung des Naturvolkes wirklich eine metaphysische Einheit zwischen Mann und Weib durch eine sakrale Handlung hergestellt worden ist, ist die noch jetzt bei sehr vielen Naturvölkern übliche Vorstellung, daß der Ehemann durch die Schwangerschaft seines Weibes in physische Mitleidenschaft gezogen wird. Er muß sich in dieser Zeit Entbehrungen unterwerfen und Ruhevorschriften unterziehen. Auf Java darf er in dieser Zeit kein Tier töten. Einzelne afrikanische Negerstämme verbieten ihm, einen Toten zu berühren, ein Schwein zu schlachten, ein Haus zu bauen, einen Nagel einzuschlagen, ein Loch zu bohren, einen Baum zu pflanzen usw. Er gilt als durch geheimnisvolle, durch den Ritus befestigte Macht mit dem körperlichen Organismus der Frau verbunden. Man kennt diese Bräuche unter dem Namen Couvade. Auch der indische Brauch, der verlangt, daß sich die Witwe nach dem Tode des Mannes den Flammen übergibt, eine Sitte oder besser eine religiöse Anschauung, gegen welche die englische Regierung noch jetzt mit aller Gewalt kämpfen muß, entspricht der gleichen Vorstellung der Lebenseinheit.

Das Recht der Naturvölker ist durchsetzt von religiösen Vorstellungen. Die germanischen Völkerschaften riefen bei Vertragsschlüssen einen ihrer Götter, meist Donar, zum Zeugen an, daß ihnen die Wahrung der getroffenen Abreden heilig sei. Sie folgten aber dabei der Anschauung, daß es möglich sei, durch eine rituelle Handlung, ein Beschwören, die Gottheit, ob sie nun wollte oder nicht, gewaltsam in den Rechtsakt hineinzuziehen, gewissermaßen als einen Kontraktszeugen, dessen Strafgericht man sich freiwillig für den Fall des Kontraktsbruches

unterwarf. Um die Beschwörung zu vollbringen, mußte irgend etwas Heiliges beim Schwur berührt werden. Die Berührung nun blieb noch lange Zeit als Symbol bestehen, nachdem sich der ursprüngliche Sinn längst verloren hatte. In grauer Vorzeit schworen unsere Vorfahren vielfach, in der Weise, daß sie die Hand aufs Schwert stützten, das tief in der Erde stak; denn die Erde galt als heilig. Die in ihr wurzelnde geheimnisvolle Triebkraft weckte unwillkürlich die Vorstellung des Göttlichen. Die Erdberührung beim Schwur erhielt sich lange Zeit als symbolischer Brauch. Aber die Vorstellung, daß zur Wirksamkeit des Schwures überhaupt irgendeine Berührung notwendig sei, führt in der Folge zur Schaffung einer ganzen Reihe rein symbolischer Äußerlichkeiten, welche den Schwur begleiten. So schwören Männer später vielfach mit auf die Brust gelegter Hand, „Hand aufs Herz." Auch Frauen legten die Hand auf die Brust, rührten auch wohl, wie in Bayern und Schwaben, den vorn über die Schultern hängenden Zopf mit an. Schwören beim Bart und mit Anfassen des Bartes, eine jetzt noch häufige, morgenländische Sitte, sind nach der vielfachen Erwähnung im Liede sicher viel im Brauche gewesen. Jeder Beruf berührte gern das ihm eigentümliche Gerät: der Fuhrmann ein Rad, der Reiter den Steigbügel oder den Bug des Rosses, der Krieger den Schild, die Fahne. Man muß nicht vergessen, daß der Eid ja nicht im Gerichtssaal geleistet werden brauchte, sondern überall auf freiem Felde wie im geschlossenen Raume abgelegt werden konnte, und zwar nicht allein vor dem Richter, sondern auch vor der Gegenpartei; zuweilen berührt der Schwörende nicht seinen Leib, sondern den des anderen, dem er sich verpflichtete. Dieser sprach dann die Eidesformel vor. Er „stabte" den Schwur. So schwur der Knecht dem Herrn, der Sohn seinem Vater, die Hand unter dessen Hüfte legend, ein Brauch, dem wir auch bei den alten Israeliten begegnen. Ganz eigenartig berührt uns die altertümliche Gewohnheit, beim Gastmahle unter Berührung der edelsten Speisen, des Ebers und des Pfaues, zu schwören.

Nicht immer sind es religiöse Vorstellungen, die dem Symbol in seiner ursprünglichen Bedeutung als wesentlicher Teil eines Rechtsgeschäftes zugrunde liegen. Zuweilen stoßen wir beim Forschen nach den Quellen des Symbols auf ganz natürliche Vorgänge, die das Rechtsgeschäft eben nur in seiner ursprünglichen Form erscheinen lassen. Einige Beispiele mögen dies belegen: das altrömische Recht kennt als feierlichen Kauf die „mancipatio", als feierliches Darlehen das „nexum". Vor fünf Zeugen wird das den Kaufpreis wirklich darstellende Kupfermetall durch einen gelernten Wägemeister dem Verkäufer zugewogen, indes gleichzeitig der Käufer mit feierlichen Worten von der gekauften Sache als seinem nunmehrigen Eigentum Besitz ergreift. In ähnlicher feierlicher Weise wird dem Darlehenempfänger die entsprechende Menge Barmetall zugewogen. Das war kein Scheinkauf, kein Scheindarlehen, sondern wirklicher Kauf, wirkliches Darlehen. Gab es doch noch kein gemünztes Geld. Als aber die Dezemvirn dieses einführten, blieb gleichwohl der alte Formalismus

noch lange Zeit unverändert. Das Ritual war eine bloße Scheinzahlung, ein äußerliches Sinnbild des durch den Kauf und das Darlehen gefügten Rechtsbandes. Die wirkliche Zahlung lag außerhalb, war bereits vorangegangen.

Bei vielen Völkern in Indien und im Sudan schließt der ältere Bruder, dessen jüngerer vor ihm heiratet, eine Art Ehe mit einer Pflanze oder Puppe ab. Warum? Weil früher bei ihnen der Rechtssatz galt, daß Geschwister nur in der Reihenfolge des Alters heiraten durften. Ursprünglich erwarb der Mann das Weib im Raub. Man denke an die alte Sage vom Raub der Sabinerinnen. Als der Frauenraub fiel, blieb der Scheinraub übrig und auch dieser verflüchtete sich in bloße Raubformen, symbolische Rauberinnerungen. So erscheinen noch jetzt bei den Finnen und Esten, wie Kohler in seinem Aufsatz „Recht, Glaube und Sitte" in Grünhuts Zeitschrift Band 19 erzählt, die Brautwerber unter fingierten Vorwänden. „Die Braut versteckt sich. Der Bräutigam rückt mit Bewaffneten an. Das Haus wird verbarrikadiert, Schüsse fallen, die Braut wird eingeholt und verhüllt, um ihr Schreien zu dämpfen und noch ein paar Tage sitzt sie grollend da mit niedergeschlagenen Augen, ohne dem Mann zu antworten."

Nach alter deutscher Rechtsanschauung führt der Erschlagene selbst die Anklage gegen den Mörder. Der Leichnam des Erschlagenen wird von den Verwandten oder Freunden vor Gericht gebracht. Vor dem Leichnam wird verhandelt; vor ihn wird der Mörder berufen. Das ist das Bahrrecht. Hagen muß an der Leiche Siegfrieds erscheinen. Das führte mit der Zeit zu Unzuträglichkeiten, besonders wenn man des Täters nicht alsbald habhaft werden konnte und der Leichnam „schmeckend" wurde, wie das alte Weistum statt unseres „riechend" sagt. Man hackte also dem Toten die rechte Hand ab, bevor man ihn der Erde übergab. Die Hand wurde verwahrt. Sie vertrat, wenn es gelang, den Mörder vor Gericht zu bringen, symbolisch den Toten in der Verhandlung. Das war noch Brauch im vierzehnten Jahrhundert. Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert verliert das Symbol immer mehr die ursprüngliche Farbe. An Stelle der Hand treten die blutigen Kleider, die also keineswegs bloßes Beweismittel waren.

Wurde einer im Hause überfallen, so hatte er nach altem deutschen Rechte das Hausgesinde als Zeugen vor Gericht zu bringen. Zeugen waren unerläßlich. Besonders dann, wenn er den Eindringling erschlagen hatte und sich reinigen sollte. Wie nun, wenn er kein Gesinde hatte? Dann griff er zu anderen Zeugen. Er nahm, wie eine alte Urkunde berichtet, drei Halme von seinem Strohsack, seinen Hund, der im Hof gewacht hatte, an ein Seil oder die Katze, die beim Herd gesessen, oder den Hahn, der bei den Hühnern gewacht, zog mit den Tieren vor Gericht und beschwor in ihrer Gegenwart das Geschehene. Die Tiere vertreten symbolisch die Zeugen.

Die staatliche Gesetzgebung schützte früher den Mörder, wenn ihm die Aufnahme in ein Kloster, Stift oder Meierhof gelang, dem das Asylrecht verliehen

war. Hier war er dem Zugriff entzogen, wie der Mörder im alten Griechenland, wenn er die Hörner des Altars umfaßt hielt. Der Abt oder Meier durfte aber den unheimlichen Gast nur eine bestimmte Frist, meist sechs Wochen, bei sich behalten. Dann mußte er ihn hinaussetzen, was auch schon darum wichtig war, weil die bloße Tatsache des längeren Aufenthalts bestimmte Heimatsrechte für den doch nur als Gast Aufgenommenen geschaffen hätte. Das Verlassen des befriedeten Raumes war aber für den Missetäter gefährlich, besonders dann, wenn der Bluträcher, wie häufig genug vorkam, vor dem Tore lauerte. Man symbolisierte also den Hinauswurf. Der Flüchtling mußte entweder drei Schritt aus dem Hofe herausmachen, oder gar nur einen oder, wenn die Sache sehr kritisch war, nur den Fuß aus dem Hof herausstellen. So war dem Hausherrn und dem Missetäter geholfen.

Eines der wichtigsten Herrschaftsrechte des Mittelalters ist die sogenannte „Kürmiete", auch „Besthaupt" oder „Todfallrecht" genannt, d. h. das Erbrecht der Herrschaft gegenüber den Unfreien, bei jedem Todesfall aus dem Nachlaß ein Stück von jeder verschiedenen Tierart oder überhaupt Inventarienklasse zu nehmen. Das war hart und allmählich traten Milderungen ein. Man ließ der Herrschaft, damit das Recht gewahrt blieb, einen Schemel, einen Schuh und dergleichen Nichtigkeiten. Nach einem Weistum hatte die Witwe vor die Tür zu gehen, irgendein metallnes Geschirr zu nehmen und daran zu klopfen. Die Herrschaft mußte mit dem Klang zufrieden sein, der zu ihrem Schloß hinschwebte; soweit hatte sich das Recht, zum Symbol geworden, verdünnt. Etwas ähnlichem begegnen wir in der Sitte des Fastenhuhns, das ist das Huhn, auf das die Herrschaft zur Fastenzeit Anspruch hatte, ein über ganz Deutschland verbreitet gewesener Brauch. Kam nun der Vogt, der den Tribut einsammelte zu einer Wöchnerin, so mußte er sich mit dem Kopf des Huhnes begnügen. So blieb das Recht der Herrschaft, das Huhn der Suppe der Frau erhalten.

Schließen wir damit die Beispiele von Symbolen, die sich aus einer ursprünglichen wirksam gewesenen oder wirksam gedachten Rechtshandlung entwickelt haben und gehen zu den Sinnbildern über, die bewußt als solche, als bloße Begleitungen einer anderen Rechtshandlung geschaffen sind, um diese dem Gedächtnis der Beteiligten stärker einzuprägen, wohl auch um dem Bedürfnis zu genügen, wichtigere Rechtsgeschäfte auf einer auch äußerlich möglichst breiten und darum feierlicher wirkenden Grundlage aufzubauen.

So hat das alte deutsche Recht eine ganze Reihe von Symbolen zur Versinnbildlichung der Eigentumsübertragung von Grund und Boden, unserer Auflassung, als eines der wichtigsten Rechtsgeschäfte geschaffen. Das einfachste und naheliegendste Symbol bestand darin, daß derjenige, der ein Grundstück auflieβ, eine Scholle aus diesem herausbrach, wohl noch ein oder zwei Äste darauf steckte und dem anderen Teile übergab, ursprünglich in den Schoß warf. Ließ er ein Gartengrundstück, einen Weinberg, ein Hausgrundstück auf, so überreichte er oder der Richter oder Schultheiß dem anderen Teil auch wohl nur einen Zweig,

eine Rebe, ein Holzspat. Große Ländereien wurden mit dem Stab abgetreten. Das interessanteste Sinnbild ist der Halm, der Kornstengel. Der Auflassende gab ihn dem anderen Teil. Er brauchte keineswegs dem Grundstück entnommen zu sein, das gerade aufgelassen wurde. Er konnte überall, vor allem an der Gerichtsstelle entnommen werden. Darum diente er auch zur Versinnbildlichung eines jeden Vertragsschlusses, auch desjenigen über fahrende Habe. Mittelalterliche Urkunden sprechen von „Stupfen" als feierlicher Bestätigung solcher Verträge. „Stupfen" aber ist Stoppel, stipula.

In dem lateinischen Wort stipula = Halm und stipulatio = Vertrag, von uns in dem Wort Stipulation übernommen, zeigt sich recht deutlich, daß der Halm Symbol uralten indogermanischen Ursprungs ist. Der Halmwurf bezeichnet auch ganz allgemein ein Aufgeben.

Noch im sechzehnten Jahrhundert überreichten die ausscheidenden Dorfobrigkeiten dem Grafen ein jeder einen kleinen Strohhalm, den dieser nahm und dem neuen Schulzen übergab. Vereinzelt finden wir noch als Symbole der Auflassung den Hut, den Handschuh, den Schuh, auch das Schwert und das Messer. Eine oberdeutsche Gewohnheit war es, daß der Richter mit dem Verkäufer vereint, eine schwarze Kappe festhielt, bis der Käufer sie ihm aus der Hand riß.

Mit dem Ausziehen und Hinwerfen des Handschuhes wurde auch die Erbentsagung symbolisiert. Frauen, die auf Erbschaft ihres verstorbenen Mannes verzichteten, warfen übrigens auch häufig gleich bei der Beerdigung den Gürtel auf sein Grab oder lösten ihn später vor Richter und Zeugen. In Frankfurt am Main war eine Frau, wenn sie den Mantel auf des Mannes Grab fallen ließ und nicht mehr denn ein einziges Kleid anbehielt, nicht schuldig für dessen Schulden einzustehen. Mit dem Handschuh wurde auch der Bannfluch gesprochen, der Verbrecher seiner Habe für verlustig erklärt. So bedeutet auch der im ganzen Mittelalter gebräuchliche Wurf des Handschuhs als Aufforderung zum Kampf nichts anderes, als daß der Werfende seinem Gegner Frieden und Freundschaft aufsagt. Nur vereinzelt war es Sitte, nicht den Handschuh, sondern den wirklichen Schuh auszuziehen.

Für den Erwerber eines Grundstückes war die Klarheit seiner Grenzverhältnisse wichtig. Heute schließen die Katasterrollen jeden Zweifel aus. Früher lernte der Erwerber die Grenzen nur aus dem Munde des Verkäufers kennen. Daher denn der Brauch, hier wie bei der Setzung eines neuen Grenzsteins, Knaben hinzuzuziehen, und sie unversehens in die Ohrlappen zu kneifen, damit sie sich des Vorganges ihres ganzen Lebens erinnern. Dieser Brauch, die aurium tractio, ist uralt und noch heute manchen Orts namentlich in Bayern und in Schlesien als gelinde Ohrfeige bekannt und im Schwang. Die Knaben empfangen übrigens zum Ausgleich kleine Geschenke.

Auch das Familienrecht zeichnet sich durch reiche Symbolik aus. Kinder werden zum Zeichen der Adoption unter den Mantel, dem allgemeinen Zeichen

des Schutzes, genommen, auch wird das Schwert, der Pfeil über sie gehalten. Der Freie, welcher mündig geworden, läßt Bart und Haar lang wachsen. Folgerecht begibt sich ein Freier durch Übergabe seines abgeschnittenen Haares in die Knechtschaft eines anderen. Ein Symbol des verwirkten Haarschnittes war wiederum die Schere. Am Geringeren wurde der Schnitt vollzogen, der Höhere mußte sie eine Zeitlang tragen: er kam mit dem bloßen Sinnbild davon.

Im Verlöbnisvertrag spielt der Schuh eine symbolische Rolle. Der Schuh ist Sinnbild des Getretenen, Unterwürfigen. Es ist hart, in diesem Zusammenhang das sagen zu müssen. Aber die Braut galt eben früher, wenn sie den Schuh angelegt hatte, den ihr der Bräutigam brachte, als seiner Gewalt unterworfen. Der Schuh mußte an den rechten Fuß angezogen werden. Zog ihn die Braut an den linken, so war sie später die Herrscherin im Haus, und manche Braut war eifrig bedacht, den zukünftigen Ehegemahl also zu übertölpeln, wie eine Ansbacher Urkunde berichtet, was bei dem starken Pokulieren, zu dem das Hochzeitsfest natürlich den Anlaß gab, wohl nicht allzu schwer gehalten haben mag. Die Redewendung, „unter dem Pantoffel stehen", hängt sicher mit dieser alten Sitte zusammen.

Das Betonen, daß der Mann Gewalt über das Leben der Frau habe, führt nach altem friesischen Recht dazu, daß der Braut im Hochzeitszuge ein Schwert vorangetragen wurde. Ein seltsamer Brauch des Hessenlandes sei hier erwähnt. Die Eheverkündigung von der Kanzel herab ist altchristliche Sitte. Wenn nun dort eine Person Einspruch tun zu können glaubte, so mußte sie ihre Mütze abnehmen und in die Kirche werfen.

In derselben etwas drastischen Form legte man auch dort, wie ein Weistum uns erzählt, Einspruch gegen das Urteil eines Gerichts ein: „Wer vor Gericht spricht, das ihm nit recht gewährt, der soll nit von der stelle gehen, He soll einen hut in das gerichte werfen und die benke."

Es kann für den ersten Augenblick vielleicht befremden, daß sich symbolische Bräuche in früherer Zeit noch lange erhalten konnten, auch wenn das Verständnis ihrer ursprünglichen Bedeutung längst erloschen war. Aber eben darum war den Menschen alter Zeiten der Brauch wert und heilig. Denn von ihnen galt noch, um mit Jakob Grimm zu reden, dessen umfassenden Kenntnissen alter Rechtssammlungen, der Weistümer, wir die Zusammenstellung der altdeutschen Rechtssymbole in seinem berühmten Buch „Deutsche Rechtsaltertümer" verdanken, der Satz: „Was ein Volk aus eigenen Mitteln schöpfen soll, wird seinesgleichen, was es mit Händen antasten darf, ist entweiht. In unnahbarer Ferne muß dem Volk der Anfang der Gesetze liegen, etwas wunderbares muß es sein, das durch den Glauben ihm übermittelt wird, ein angeborenes Erbgut, das seit undenklichen Jahren die Eltern mit sich getragen und fortgepflanzt haben, das das Volk behält und wiederum den Nachkommen hinterläßt. Nur die Gerechtigkeit behagt dem Volk, die es mit der Milch eingesogen und bei sich unter einem Dach wohnen gesehen hat."

Es mag in diesen schönen Worten die Lösung ausgesprochen sein, warum das Volk der Gegenwart im Grunde genommen dem geltenden Recht fremd gegenübersteht. Unser modernes Gesetz ist ihm vielfach ein Buch mit sieben Siegeln. In seiner Kompliziertheit, verursacht durch die äußerst verwickelt gewordenen Verkehrsverhältnisse, ist es ihm schwer begreifbar. Das Volk ist nicht mehr verwachsen mit seinem Recht, als einem heiligen, von den Urvätern überkommenen Stammgut. Die vorgeschrittene Kultur hat hier, wie auf so vielen anderen Gebieten, einen ehernen Riegel vorgeschoben. Nüchtern schaut die kahle Welt darein. Kein in tausend Formen üppig wuchernder Wald, nur wohlgesetzte, wohldurchdachte lange Paragraphenreihen! Wer aber noch Freude hat am Volkstümlichen, wird voll auf seine Rechnung kommen, wenn er im alten Recht des Volkes schürft, und ein Verweilen bei seiner Rechtssymbolik nicht scheut.

Die Hexe von Mayen

Roman

Von Charlotte Niese

(Dreizehnte Fortsetzung)

Einige Tage später hielt ein großer Reisewagen vor dem Hof der Frau von Brewer, und diese stand davor und hielt Heilwigs Hand fest in der ihren.

„Es ist mir hart, daß Ihr reisen müßt, Jungfrau!“ sagte sie herzlich. „Ich bin zufrieden gewesen, Euch in meinem Hause zu haben, und ich werde oft an Euch denken und für Euch beten. Aber es ist besser, daß auch Ihr wieder in Eure eigene Heimat kommt, für vieles besser,“ setzte sie hinzu, als hätte sie eine Antwort gehört. „Es ist manches hart hier im Land, besser, daß Ihr es nicht kennen lernt. Mein Junker ist zornig, daß Ihr reist, er meint, Ihr hättet bei uns bleiben und seine Hausfrau werden sollen. Aber er muß eine katholische haben, und wird es später einsehen, daß dies besser ist. Die jungen Leute denken nicht an alles Leid, das kommen kann, da müssen die Alten manchmal ein vernünftig Wörtlein reden!“

Dies war die einzige Anspielung, die Frau von Brewer machte und die Heilwig zeigte, daß auch sie unterrichtet war von der großen Liebe, die in zwei Herzen erblüht war und die in der Blüte sterben mußte.

Heilwig antwortete kein Wort darauf. Ihre Augen schwammen in Tränen, und sie küßte die Hand der gütigen Frau, aber dann versuchte sie zu lächeln

und dem Junker Franz Xaver einen Gruß zuzuwinken, der an der Tür lehnte und ein wehleidiges Gesicht machte. Neben ihm stand der rote Kater und hinter ihm Kätha, die von Frau von Brewer aufgenommen war, weil die in Mayen sie herausgejagt hatten. Ihr Vater war an seiner Wunde gestorben, und die Weiber von Mayen warfen ihr vor, daß sie Freundschaft mit einer Hexe gehabt hätte. Da war es besser, eine Weile zu verschwinden, und wenn es nicht anders ging, noch weiter zu wandern. Käthas Herz hing nicht an Mayen, nachdem sie Heilwig wiedergesehen hatte, merkte sie, daß sie sie liebte, und wäre gern mit ihr gegangen. Das aber wollte Heilwig nicht.

„Es ist besser, jeder bleibe, wohin er gehört!" hatte sie mit einem ganz besonderen Gesicht gesagt, und Kätha mußte mit diesem Abschlag zufrieden sein.

Nach dem Abschied saß sie im Keller und weinte. Eines Tages würde sie aber wieder lachen und Heilwig vergessen, wie so vieles andere.

Der Wagen kroch den Berg nach Laach hinauf. Schwer war er, die großen Pferde davor schnoben und der Kutscher ließ sie gemächlich gehen. Er unterhielt sich mit den drei Reitern, die ihn begleiteten. Drei Holsteiner waren es, die den Staatsrat durch das Land bis nach Hannover begleiten und vielleicht noch weiter mit ihm reiten sollten. Denn das Land war unruhig, und wenn es auch keine Franzosen hier mehr gab, so doch allerhand friedlose Gesellen, die weder Haus noch Herd hatten und ihr Leben mit Wegelagern fristeten.

Drei stämmige Gesellen waren es, und der eine von ihnen der Knecht des Herzogs, Peter, mit dem Heilwig schon einmal Bekanntschaft machte. Er ritt jetzt am Schlage und lachte zu ihr herein.

„Die Jungfrau soll man nicht bange sein, wenn wir mitreiten! Wir kriegen sie und den Herrn Vater schon durch!"

Vergnügt zeigte er auf seine schwere Muskete, die bei ihm im Steigbügel steckte, aber Heilwig wandte den Kopf. Sie konnte noch keine frohen Gesichter sehen.

Jetzt lag die Abtei vor ihr. Im hellen Sonnenschein, am blauen See, umgeben von hohen Buchen, von blauen Bergen, deren Kuppen ein leichter Nebel umschleierte.

Der Wagen hielt vor dem Kloster, der Abt stand vor der Pforte und begrüßte Heilwig. Auch er sprach gute Worte, und dann kam Bruder Basilio und brachte einen großen Korb.

„Es sind allerlei gute Sachen darin!" flüsterte er. „Die Jungfrau soll nicht hungern auf der Reise, trotz der schlechten Zeiten!"

Dabei seufzte er und sah zu dem Fähnlein Braunschweiger, die noch immer vor Laach kampierten und erst in einigen Tagen abziehen wollten. Zwar hatten sie das Kloster gut beschützt, aber dafür waren sie auch sehr hungrig gewesen. Der Bruder Küchen- und der Kellermeister hatten arbeiten müssen wie die Pferde und der Goldschatz des Klosters war um manches Stück ärmer geworden. Aber

es war natürlich doch besser, als wenn der Feind gekommen wäre. Gott und die heilige Jungfrau wollten einen in Gnaden bewahren!

Während der Bruder so sprach, schlug er ein Kreuz nach dem anderen und sah Heilwig dabei so freundlich an, daß sie ihm die Hand geben und einige Dankesworte sagen mußte. Leise streichelte er ihre schlanken Finger mit seinen verarbeiteten.

„Das Fräulein hat es wohl nit gut gehabt in Mayen," sagte er halb entschuldigend. „Habs eh nit gewußt, einer von den Reitern hat es mir erzählt. Ja, ja, die Leut sind manchmal nit freundlich und bilden sich was ein. Da ist es nur gut, das Fräulein kehrt wieder heim. Soll arger Nebel in ihrem Land sein und der Glaube ist nit der Rechte. Aber Gott und die heilige Jungfrau wird sie sicherlich in ihren Schutz nehmen!"

Jetzt stieg der Staatsrat zu seiner Tochter ein. Trotz des Sommerwetters war er in einen Pelzmantel gewickelt und trug einen Stoß von Papieren in der Hand, während ihm etliche dicke Ledertaschen nachgereicht wurden. Denn wohl jeden Tag war ein Bote von irgendeinem Lande gekommen und viel Schreibwerk kostete den Diplomaten der Krieg. Darum ging er keinen Tag früher zu Ende. Aber das Geschreibe mußte nun einmal sein und Herr von Sehestedt häufte seine Akten in einen Wagenkasten und vergaß darüber fast, dem Abt und den Mönchen Lebewohl zu sagen. Er tats aber doch und sprach einige höfliche Worte von Wiedersehen und was man dann sagt. Bedächtig zogen die Pferde an, die Kutsche schaukelte hin und her und langsam entschwand der See, das Kloster den Blicken. Es blieb nur der Wald mit seinen herrlichen Buchen, deren Kronen sich wölbten wie im Dome. Der Staatsrat betrachtete sie wohlgefällig.

„Sie sind wie die holsteiner Buchen, so groß und schlank! Wahrlich, ein schönes Land, und die Menschen sind gut, trotz ihres andern Glaubens, aber sie werden doch viel Leid erfahren müssen. Die Braunschweiger mit ihren Herzögen, Hans Adolf und der Lothringer, sie schaffens nicht auf lange, der Franzos ist mächtiger als sie und er wird wiederkommen, wenn sie ihn auch jetzt verjagen."

Heilwig antwortete nicht, sondern zog einen dicken Schleier vor das Gesicht, obwohl es Juli geworden und sehr warm war. Und auch ihr Vater lehnte sich zurück und versank in Sinnen. Es war ihm recht, wie es gekommen war; ungern hätte er seine Einwilligung zu der Verbindung seiner Tochter mit einem katholischen Junker gegeben, nun freute er sich, daß er nicht den harten Vater spielen mußte, daß sich die Knoten fast von selbst lösten, die junge törichte Herzen geschlagen. Und es war auch nur ein kleiner Knoten gewesen. Weiter rollte der Wagen. Aus dem Bergland der Eifel in die Ebene des Rheins. Lang zog sich die Landstraße an den Ufern des Stromes dahin. Staubig und leer. Denn Handel und Wandel lagen unter dem Kriegselend danieder, und wenn Menschen hier und da

umherwankten, dann waren es Bettler, die um ein Almosen baten. Einer von ihnen, ein langer Mann, versuchte sich hinten an den Wagen zu hängen, um ein Ende mitzufahren. Aber Peter, der Holsteiner, sah ihn und stieß ihn mit seinem Gewehrkolben hinunter, daß er wieder in den Staub fiel und regungslos liegen blieb.

Weder Vater noch Tochter hatten den Zwischenfall bemerkt. Der Staatsrat dachte an das Spiel der Politik, an die endlosen Schreiben, die er verfaßt und noch zu verfassen hatte, und Heilwig wollte nicht denken.

Josias Sehestedt hatte ihr nicht den Bescheid der Frau von Kolben und die Antwort des Junkers gebracht: das Schreiben wurde ihm sauer, aber es war Sebastian von Wiltberg selbst gewesen, der ihr geschrieben, daß er seinen Glauben, seine Heimat niemals verlassen könnte; daß er sie aber anflehte, es für ihn zu tun, und wenn sie ihren Glauben behalten wollte, würde er nicht dagegen sein. Sie sollte es auch nie bereuen. Seine Worte klangen matt und ängstlich; von Liebe war kein Wort darin gewesen.

Lange saß Heilwig und sah auf die feinen verschnörkelten Schriftzüge, auf den langen Namen Sebastian von Wiltberg. Dann faltete sie das Briefchen vorsichtig zusammen, legte es in ein kleines Kästchen und schrieb auf ein Blatt Papier nur ein Wort, und das war das Wörtlein: Nein. Der Junker Franz Xaver besorgte es ihr nach Mayen.

Und nun fuhr sie heimwärts.

* * *

Im Juli dieses Jahres traf den französischen General Turenne bei Sasbach eine deutsche Stückkugel, daß er umfiel und sterben mußte. Und im August besiegten die Braunschweiger bei Konz an der Mosel den Marschall Crequy und verjagten die Franzosen aus Trier. Das war frohe Zeit für Süddeutschland und den Rhein. Der Kurfürst von Trier zog wieder ein in seine zerstörte und verwüstete Residenz, und die Welfenherzöge ernteten Lob und Ehre. Vor allen bei ihren getreuen Untertanen in Braunschweig und Lüneburg, die wieder nach ihren Herren verlangten und sie auch bald begrüßen durften. Auch der Herzog Hans Adolf zog wieder ein in seine kleine, aber sehr getreue Residenzstadt am Plöner See. In der Kirche ward ein Tedeum gesungen, die Bürger standen vor den Häusern, und seine durchlauchtige Gemahlin, eine Welfin aus dem Hause Braunschweig, erwartete ihn im Schloß. Sie war eine ernsthafte Frau, die gut regieren konnte, so daß das Land nicht die Abwesenheit des Herrn bemerkte, aber nun sahen alle, die um sie versammelt waren, wie selig sie war, ihren Herrn wieder daheim zu wissen und ihm die Regierung zu übergeben. Und schon am ersten Tage seiner Heimkehr mußten seine fürstliche Gnaden bestimmen, ob dem Bürger Kofahl gestattet werden sollte, einen neuen Schweinestall hart an der Straße zu erbauen, und ob es geraten war, daß Bürger

Matzen seinen Düngerhaufen bis nahe an die Fahrstraße reichen ließ. Gerade, wie unten in der Wachtstube berichtet wurde, wie der Herzog eigenhändig den französischen General gefangen genommen und immer in den ersten Reihen gekämpft habe.

„Josias, Ihr könntet diese Dinge besorgen!" sagte Hans Adolf zu dem Junker, der soeben in sein Gemach trat. Der Herzog hatte vor seinem Schreibtisch gesessen, eine Anzahl von Schriftstücken durchgesehen und dazu ungnädig vor sich hingebrummt. Die kleinen Dinge des Lebens paßten schlecht für den hohen Herrn mit seiner großen Gestalt, den blitzenden Augen und der stolzen Haltung.

„Heiliger Sebastian! Das kann ich nicht mehr!" rief er, sprang auf und warf die Papiere auf den Estricht. „Wohin sie mit ihrem Mist, mit ihren Schweinen wollen, was geht es mich an? Ihre Liebden, meine Gemahlin, mag weiter regieren!"

Josias sammelte bedächtig die Papiere wieder zusammen. Er hatte eine große, schlecht geheilte Narbe im Gesicht, und an der linken Hand fehlte ihm ein Finger.

„Man kann nicht immer einen französischen Marschall fangen!" meinte er, und Hans Adolf stellte sich ans Fenster und sah über den weiten See. Es war Herbst geworden, die Wälder schimmerten rot und gelber milder Sonnenschein lag über dem Wasser und über den roten Dächern der kleinen Stadt.

„Heiliger Sebastian! Das sagte er doch?" sagte der Herzog und der Junker nickte.

„Das sagte er, Euer Gnaden, hielt dabei ein kleines Kreuz in der Hand und schien sehr zufrieden."

Es war einen Augenblick still im Gemach, dann setzte sich der Herzog von neuem.

„Ein tapferer kleiner Junker! Gottes Tod, ich hätte nicht gedacht, daß er so um sich beißen könnte! So ein Zarter mit weißen Händen. Domherr hatte er werden wollen und nun schlug er dem Franzen, der auf Euch anlegte, die Muskete aus der Hand."

„Dafür kriegte er eine Kugel, wenn auch eine andere." Josias Gesicht hatte sich gerötet, aber er sprach ruhig.

„Friede seiner Asche!" Der Herzog faltete die Hände. „Als er sich bei mir meldete und kämpfen wollte, glaubte ich nicht an ihn. Aber ich nahm ihn, wie wir alle rheinischen Junker nahmen. Sie mußten doch kämpfen für ihr Land. Aber der kleine Junker hat sich brav gehalten, bis an sein selig Ende. ‚Heiliger Sebastian!' hat er gesagt. Ist das nicht der mit den vielen Schwertern im Leib? Soviel hat dieser Sebastian nicht gehabt, dem Herrn sei Dank, er ist sehr bald gestorben."

„Ihr waret zugegen, gnädiger Herr?"

„Bis zu seinem Ende konnte ich nicht bleiben, aber erkennen konnte er mich nicht mehr."

„Ich hätte ihm gern ein ehrlich Grab gegeben, aber als ich Zeit fand zurückzugehen, waren die Toten schon von den frommen Brüdern aus Trier weggetragen. Nur der Hund lag tot an der Stelle, wo sein Herr gewesen war!"

„Ich weiß," der Herzog stützte den Kopf in die Hand und blickte in die Ferne. „Das war ein schöner Tag, Josias! Meiner Seel, die Franzen haben es gemerkt und vor der Hand kommen sie nicht wieder. Aber wenn sie Atem geschöpft haben und der Ludwig sich einmal wieder langweilt, dann wird es wieder weitergehen!"

„Und Eure Gnaden werden wieder helfen!"

Der Herzog sah auf die Papiere vor ihm.

„Ich darf nicht mehr, Josias. Ich habe mein Land, mein Weib, und ich kriege wohl auch noch Kinder. Des Kaisers Majestät ist kein angenehmer Kriegsherr, und den Lothringer haben sie glücklich tot geärgert. Nun, er ging mit dem Sieg bei der Konzer Brücke aus der Welt, aber ich möchte nicht noch einmal unter den kaiserlichen Feldherren stehen. Es gibt eine Gnadenkette und auch wohl ein Gnadengeschenk, sonst aber hat man nur Freude im Kampf, im Feld! Und nun wird vielleicht mal wieder Friede!"

Es klopfte leise an die Tür und Josias ging hin, um nachzusehen. Mit einem Schreiben kam er zurück, das der Herzog rasch erbrach.

„Der Staatsrat von Seheftedt bittet um eine Audienz!" sagte er halb lachend.

„Seine Gelehrsamkeit sind sehr feierlich geworden. Vor etlichen Monden noch wandelten wir miteinander im Walde zu Laach und sprachen über die bösen Zeitläufte. Aber ich will ihn morgen empfangen und da er schon hier in der Stadt ist, könnt Ihr es ihm melden! Ihr sollt doch die schöne Heilwig zum Gemahl haben, nicht wahr?"

„Ich weiß nicht!" Der Junker war blaß geworden und der Herzog warf ihm einen raschen Blick zu, sagte aber nichts mehr, sondern beugte sich über die Papiere, schalt halb im Ernst, halb im Scherz und machte endlich ein Zeichen, daß er allein zu sein wünschte.

Josias ging über den langen Korridor, die Treppen hinunter, stand einen Augenblick vor dem Schloß und sah über den See, um dann hinunter in die Stadt zu wandern. Auch hier waren die Gassen eng, wie am Rhein, aber die Dächer waren rot und spitz und kein Weihrauch dämmerte durch die Straßen. Ganz am Ende des Ortes lag die Herberge, in die der Staatsrat von Seheftedt eingeritten war. Sie trug einen springenden Hirsch im Schilde und der dicke Wirt hantierte eifrig am Herd, auf dem helles Feuer brannte. Ein Spieß hing darüber, an dem ein Rehziemer hing; er schwenkte ihn eifrig und begoß ihn mit warmer Butter. Um das Feuer saßen einige Reiter in den dänischen

Farben und den Danebrog auf der Brust. Sie erhoben sich, als der Junker auf die Diele trat, und einer von ihnen grüßte höflich und doch mit bekanntem Lächeln. Josias betrachtete ihn flüchtig.

„Bist du nicht der Holsteiner Peter? Und du hast dem Nesselblatt Lebewohl gesagt?"

„Der Danebrog ist auch nicht übel, Herr, aber man kann ihn immer einmal wieder umtauschen."

Der Junker antwortete nicht und trat in das Herrenstübchen, das am Ende der Diele eingebaut war. Es war aus dunklen Brettern zusammengesetzt und auf dem Tisch brannte schon eine Kerze, bei deren Schein der Staatsrat in einem großen Papiere las. Er stand auf, ging dem Junker entgegen und reichte ihm die Hand.

„Ich hoffte schon, Ihr wäret noch hier."

„Meine Frau Mutter wartet schon zwei Tage auf mich, aber seine Gnaden wollten mich noch nicht ziehen lassen."

„Er hat Recht getan, Vetter. Er bedarf kluger Männer neben sich und Ihr seid geschickter als mancher andere."

„Ich will auf mein Gut und Weizen bauen!" erwiderte Josias rasch. „Die Geschäfte eines so kleinen Staates können von einem Domestiken besorgt werden!"

Beide Männer setzten sich, und der Staatsrat zog eine rote Sammettasche hervor.

„Ich soll seiner Gnaden die Ernennung zum königlich dänischen Feldmarschall und Kommandeur aller dänischen Truppen überbringen!" sagte er feierlich. „Seine Majestät haben mit Wohlgefallen von den tapferen Taten des Herzogs Johann Adolf erfahren und es gereicht ihm zur Freude, einen öffentlichen Beweis seiner Hochachtung zu geben!"

„Seine Gnaden werden gewiß sehr froh sein!" erwiderte Josias und der Staatsrat legte die Sammettasche wieder aus der Hand.

„Graf Brahe sollte diese hohe Anerkennung überbringen, aber, da ich doch Kopenhagen verließ, habe ich mich erboten, sie hier abzuliefern."

Er räusperte sich und spielte mit der goldenen Kette, die über seinen Sammetrock fiel.

„Ich wollte Euch auch sehen, Junker!" sagte er dann plötzlich. „Da ist der Ahlefeldt von Saxdorf und er will meine Tochter zum Weibe. Auch ein Rumohr ist zu mir gekommen, aber ich habe sie Euch versprochen und ich wollte Euch erst fragen."

Er hielt inne und sein ernstes Gesicht wurde noch strenger, als Josias nicht gleich antwortete.

„Ich biete sie nicht aus, wie altbacken Brot!" sagte er scharf. „Jeden Tag kann sie einen Mann haben, wenn sie Lust spürt, das aber ist es gerade,

sie hat keine Luft. Ich kann nicht über sie klagen, in Kopenhagen ist sie ruhig zu Hof gegangen und hat gelacht mit der Jugend, wie es sich gehört, ich habe auch geglaubt, alle Torheit wäre vergessen, aber einmal bin ich unversehens in ihre Kammer gekommen, da sie sich allein und unbemerkt glaubte. Und da hat sie bitterlich geweint und die Hände so arg gerungen, daß es mich erbarmte. Ich hätte ihr ja den Mann gegeben, wenn sie ihn durchaus haben wollte, denn sie ist mein einziges Kind und was sein muß, daß muß sein. Aber er wollte ja nicht, wie ich wollte, und mein Kind wäre elend geworden unter den Papisten. Wäre vielleicht selbst eine geworden, und das konnte ich nicht gestatten. Was hilfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele? Ich soll dem Allmächtigen Rechenschaft geben über mein Kind — sie darf keinem Papisten in die Hände fallen."

„Der Junker Wilberg ist tot!"

Josias sagte es halblaut, aber der Staatsrat verstand ihn und stieß einen Seufzer der Erleichterung aus.

„Er ist tot? Möge der Allmächtige seiner armen verblendeten Seele gnädig sein!"

„Aber ich sah ihn nicht tot!"

„Was heißt das?" Die Stimme des Staatsrats klang scharf.

„Das heißt, daß er vielleicht doch noch lebt. Die grauen Brüder aus Trier haben die Toten weggetragen, und manchmal lebt der, der zuerst gestorben schien."

Er hielt inne, aber der andere lächelte.

„Ihr seid ein Gespensterseher geworden, Vetter! Aber —" wieder wurde seine Stimme kühl. „Ich will Euch meine Tochter nicht aufdrängen. Doch als Edelmann mußte ich Euch Bescheid geben!"

Josias stand auf.

„Herr, ich nehme sie mit Freuden, und auch —" hier suchte er nach Worten und wurde rot. „Und auch mit Liebe!"

Da reichte ihm der Staatsrat die Hand, und dann sprachen die Männer von anderen Dingen.

(Fortsetzung folgt)

Paul Heyse

(Gestorben am 2. April 1914)

Von Dr. Karl Freye

Welch eine Welt der Überlieferung mit Paul Heyse dahingegangen ist, das kann man sich leicht an der langen Reihe der Freunde des Dichters klar machen. In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts verkehrte der junge Berliner in Franz Kuglers Hause, aus dem er sich dann bald seine erste Gattin holte. Den „deutschen Männern Ernst Moritz Arndt und Ludwig Uhland" widmete er anno 1848 politische Lieder, und als er sich 1852 zur ersten Italienreise anschickte, da gab ihm Justinus Kerner ein Heft mit, in das er sein poetisches Tagebuch schreiben solle. Der Gegenwart ein Stück näher bringt uns dann Heyses Freundschaft mit Geibel; aber auch der ist längst dahin, und ebenso Mörike, Hermann Kurz, Keller, Storm, denen allen Heyse nahegestanden hat. Und so hat der Dichter noch Jüngere aus seinem engeren Münchener Kreise, wie Julius Grosse, Wilhelm Hertz, Wilhelm Jensen, überlebt. Kein anderer Dichter hat wie er unermüdlich weiter schaffend aus anderen Zeiten in unsere Gegenwart hineingeragt. Selbst von seinen Gegnern aus dem jüngsten Deutschland hat manch einer vor ihm den Schauplatz verlassen müssen.

Paul Heyse hat unter den Modernen, die um 1890 aufkamen, Feinde gehabt, und mancher glaubte ihn damals als überwundene Größe endgültig abtun zu können; ebenso ist er wieder gegen den Naturalismus in häufig ungerechter Polemik hervorgetreten. Ein moderner Dichter wie Liliencron aber, der an Jahren zwischen den Parteien stand, hat ihn den Genossen gegenüber stets verteidigt, und wir dürfen heute bereits objektiv urteilen: Heyse hat sich dem Naturalismus als Doktrin, ebenso wie dem psychologisch tüftelnden Symbolismus des späteren Ibsen, deshalb so hartnäckig widersetzt, weil er in Vorzügen und Schwächen eine ausgesprochene Natur war, die sich nicht beirren lassen wollte und konnte, — wie es sein eigener Spruch ausdrückt:

„Willst du zum Künstler dich erziehn,
Habe den Mut deiner Antipathien."

Immer sicherer wird unter den gewiß übervielen Werken Heyses eine imponierende Anzahl hervortreten, die ihn zum glücklichsten Vertreter einer nachklassischen Zeit macht; und das war er in diesen Werken nicht als ein unselbständiger, aneignender Epigone, sondern seiner eigensten Natur nach.

Die glücklichsten Seiten der Heyseschen Begabung sind vielleicht noch gar nicht allgemein genug erkannt. Wenigstens tritt das Lob des Lyrikers Heyse immer noch viel zu sehr zurück. Als solcher hatte der Dichter früh seinen eigenen Ton gefunden. Es ist da nicht so sehr an die schon erwähnten sieben politischen Lieder zu denken, in denen der blutjunge Achtundvierziger etwa singt:

„Wir sind ein frei Geschlecht,
Ein freies Schwert wir führen.
Hoch unser gutes Recht!
Und nieder, die dran rühren!

Fragt ihr, was wir gewollt?
Wir woll'n nur Eins erwerben:
Für unser Schwarz-rot-gold
Zu leben und zu sterben."

Es gehört gewiß in das Gesamtbild der Entwicklung Heyses, daß auch er in so frühen Jahren sich mit ein paar Freunden zu dem Ruf vereinigt hat: „Ein Reich von Riga bis zum Rhein!" — aber er selbst hat diese Lieder*) Jahrzehnte später mit den Worten abgetan: er finde sie weder besser noch schlechter als die meisten, die damals durch die Zeitungen gingen, und sein eigentliches Können zeigt sich doch mehr in den lyrischen Einlagen aus der 1849 anonym veröffentlichten Märchensammlung „Jungbrunnen". Heyses Art knüpft hier an den durch Clemens Brentano vermittelten Volksliedton an, und zu diesen Vorbildern gesellen sich später noch Eichendorff und Mörike. Besonders durch diesen, sagt der Dichter selbst, sei ihm „das Geheimnis des Adjektivs" klar geworden. Bald dagegen erkannte er, daß der Weg des befreundeten Geibel nicht der seine war.

„Des Sommermorgens Kühle
Schauert zu mir herein.
Im Zwielicht der Gefühle
Lieg' ich und denke dein" —

In diesem 1850 entstandenen Liebeslied haben wir Heyses besonderen Ton, und der Dichter hat ihn sich bis zu einzelnen Gedichten der späten Zeit erhalten. Grazie, Feinheit der Empfindung, Melodie und eine reine Freude an der Welt sind bezeichnende Eigenschaften seiner Lyrik. Der Schmerz ist ihr nicht fremd, noch häufiger aber erweist sich der Dichter als das „arglos fromme Kind der Welt", wie er sich selbst einmal nennt. Diese Jugendlichkeit hat er sich lange

*) Fünfzehn neue deutsche Lieder zu alten Singweisen. Von Paul Heyse, Bernhard Endrulat, L. Karl Aegidi und N. N. (wahrscheinlich Franz Kugler). Berlin 1848. Vereins-Buchhandlung.

bewahrt: erst der reife Mann hat das Abschiedslied an die Jugend gesungen („Schöne Jugend, scheidest du? Wohl! du bliebst mir lange treu"), das Gottfried Keller Storm gegenüber als Beweis für Heyses lyrische Meisterschaft anführte, und noch der Sechziger und Siebziger hat dem Alter kein Recht über sich zuerkennen wollen, wenn er auch wohl wußte, daß kommen würde, was nun geschehen ist:

„Ach, flögst du mit Falkenschwingen
Ins Spätrot wolkenhoch,
Die Nacht wird dich bezwingen,
Die Nacht überfliegt dich doch!"

Weit weniger als die Lyrik lag Heyse die Ballade, reich aber ist er wieder an schlagenden und formvollendeten Sprüchen (hier Goethes Schüler). Gern wählte er die Form des Sonetts, und 1901/2 gab er eine Reihe persönlicher Bekenntnisse in Ghaselenform. Es wechseln hier gehaltvolle Stücke mit mehr spielend hingeworfenen.

Als Erzähler hat Heyse mit Märchen begonnen, in denen er noch in Brentanos Manier Witzspiele einmengt und etwa die Anonymität des Buches dadurch halb aufhebt, daß er einen für Schwarz-rot-gold begeisterten Jüngling — er ist es selbst — beteuernd ausrufen läßt: „So wahr ich Paul heiße!" Dann ist er zur Novelle übergegangen und bis zu allerletzt der Lust zu fabulieren treu geblieben. An den Novellen — nicht an den größeren Romanen, die er zwischendurch gab — hängt Heyses Ruhm hauptsächlich. Der Dichter selbst hat in seinen „Erinnerungen und Bekenntnissen" geflissentlich schlecht von seiner Novellistik gesprochen. „Daß unter meinen nur allzu zahlreichen Novellen sich manche befinden, zu denen ich von Anfang an kein näheres persönliches Verhältnis hatte und die jetzt meinem Gedächtnis fast ganz entschwunden sind, kann ich nicht verschweigen. Doch so seltsam es klingen mag, ist es doch die volle Wahrheit, daß der Novellist in der Wahl seiner Stoffe nicht immer frei ist, daß er oft ‚nicht dafür kann', wenn er auch ein geringeres Thema, das sich ihm aufdrängt, nicht von sich weist, obwohl er keinen sonderlichen Wert darauf legt. Ein solches wenig bedeutendes Motiv nistet sich dennoch in den Mutterschoß der Phantasie unwiderstehlich ein, wo es dann nach demselben instinktiven Kristallisationsprozeß sich weiter entwickelt wie das bedeutendste und wertvollste. ... Ich habe mich zuweilen längere Zeit bemüht, dergleichen Sachen unaufgeschrieben zu lassen, und doch zuletzt sie wie eine beschwerliche Last vom Herzen gewälzt." Heyse überrascht uns ferner durch das Geständnis, daß er nie eine Novelle ins Unreine geschrieben, von keiner eine Abschrift gemacht und sie samt und sonders bis auf die Themata und wenige Einzelheiten bald nach der Ausarbeitung wieder vergessen habe. Dem muß man nun aber gegenüberhalten, daß er gleichwohl dem Novellisten energische künstlerische Arbeit zur Pflicht macht; er selbst hat die Feder zu seiner Art der hastigen Improvisation niemals angesetzt, „ohne sich vorher in der Erfindung der Fabel und

der Durchbildung der Charaktere durchaus genuggetan zu haben." Es ging der Niederschrift eine bis ins einzelne dringende Phantasiearbeit voraus, und der Dichter zeichnete dann so sachlich und klar auf, als ob er ohne Umschweife einer anwesenden Person zu berichten habe. Heyses Theorie der Novelle ist aus seiner Einleitung zum deutschen Novellenschatz allgemein bekannt. Es kommt ihm vor allem auf den Umriß der Geschichte an, sie soll „eine starke, deutliche Silhouette" haben, die, in wenige Worte zusammengefaßt, schon Interesse erweckt.

So sind Heyse und Storm als Novellisten im allgemeinen Gegensätze. Bei Storm erwächst die Novelle aus der Lyrik, ist besonders in der früheren Zeit aufgelöste Lyrik; Heyse dagegen ist der geborene Erzähler und Fabulierer und als solcher dem oft tieferen Storm überlegen. Freilich bleibt es bei dem, was er selbst eingesteht: sein Fabuliertrieb bringt ihn dazu, Bedeutendes und Unbedeutendes durcheinander zu erzählen, und unter der großen Menge der Geschichten wird die Zukunft Auslese halten müssen (die von Heyse selbst besorgte dreibändige „Auswahl fürs Haus" ist weder inhaltsreich genug, noch bringt sie überall das beste). Auch wer nur die guten Heyseschen Novellen aufzählen wollte, müßte schon sehr viele nennen; ich führe als einen Gipfel meisterhaft kühler Sachlichkeit „Andrea Delfin" (1859) an, daneben den wärmer erzählten „Weinhüter von Meran" (1861). Hie und da, wie in „Helene Morten", nähert Heyse sich auch wohl einmal der Stormschen Stimmungsnovelle, im ganzen ist er sich in seiner Art bis ans Ende gleichgeblieben. Sehr graziös und überlegen erzählt war z. B. noch die 1911 in Velhagen und Klasings Monatsheften erschienene kleine Novelle „Das schwächere Geschlecht". Doch das sind nur ein paar Titel, unter vielen Dutzenden hervorgehoben.

Wenn Heyse so gern betonte, wie spielend er seine Novellen hingeschrieben habe, so tat er das nicht zum mindesten deshalb, weil er gleichzeitig besonderes Gewicht auf seine Dramen legen wollte, die er immer von neuem umgebildet und durchgearbeitet habe. Der Leser seiner Lebenserinnerungen sollte empfinden, wie viel höher er dramatisches Schaffen stelle; und Heyse hat sich auch bemüht, in einem besonderen Abschnitt „Mein Verhältnis zum Theater" seine Ansicht vom Dramatischen klarzulegen. Diese Auseinandersetzungen sind freilich fast durchweg eine Selbstverteidigung geworden, und keine glückliche. Der Dichter will sich gegen den ihm unverständlichen Vorwurf schützen, daß er seine Dramen novellistisch durchgeführt habe. Im Gegenteil, sagt er, habe er jeden dichterischen Stoff, ehe er ihn dramatisch behandelt habe, scharf darauf angesehen, „ob sein spezifischer Gehalt an Charakteren und ihren Konflikten nicht schlagender zum Ausdruck kommen möchte, wenn er mit den feiner und individueller arbeitenden Mitteln der Novelle dargestellt würde, oder umgekehrt bei einem Novellenmotiv, ob die Wirkung eine tiefere sein würde in der breiten Freskotechnik des Dramas." Es liegt in diesen Worten, daß Heyse gerade von dem Hauptunterschied zwischen Erzählen und dramatischem Gestalten trotz allen Versicherungen keine rechte

Vorstellung hat. Es treibt ihn zum Drama eben doch nicht die tiefste Leidenschaft; der dramatische Urtrieb, Menschen rein zu gestalten, nicht etwa nur durch erzählenden Bericht sich der Gestaltung anzunähern: dieser Trieb ist ihm trotz seinen Beteuerungen fremd. Es gelingt ihm in der Regel besser, Menschen individuell zu zeichnen, wenn er die umschreibenden Mittel der Erzählung zu Hilfe nehmen kann. Das Hinundherüberlegen, auf das er sich beruft, ist keineswegs ein Zeichen unmittelbarer Sicherheit. Und wenn Heyse gar betont, daß er jahrelang zwei seiner theaterkundigsten Freunde, Ernst Wichert und Ludwig Schneegans, um ihre Meinung und ihre Ratschläge für dramatische Pläne befragt habe, so kann es uns vollends nicht zweifelhaft sein, daß dieser Poet ein eigentlicher Dramatiker doch nicht war. Gleichwohl hat Heyse unter seinen Tragödien mehrere schöne Dichtungen: „Hadrian" (1865), „Elfride" (1877; der Schluß freilich fällt ab), „Die Tochter der Semiramis" (1897). Diese Werke überwältigen und bezwingen nicht, aber sie ergreifen doch. Und im nichttragischen Schauspiel ist dem Dichter mindestens einmal ein voller Wurf gelungen: „Hans Lange" (1864) — hier bietet Heyse das für die Bühne, was etwa Willibald Alexis im vaterländischen Roman gibt. Freilich — wenn irgendwo, so hat Heyse auf dramatischem Gebiet zu sehr dem Spieltrieb Raum gegeben und zu Vielfaches schaffen wollen. Seine jugendliche Tragödie „Meleager" ist in der Diktion ganz und gar von Goethe inspiriert, und selbst das lebensvolle antikisierende Puppenspiel „Perseus" trägt allzusehr die Zeichen der gleichen Abkunft. Das Schauspiel „Ludwig der Baier" (1862) steht deutlich unter dem Einfluß von Grillparzers „König Ottokar", und diese Abhängigkeit schädigt auch die selbständigen Teile des Stückes, die Auseinandersetzungen zwischen den beiden Rivalen Ludwig von Baiern und Friedrich von Österreich. „Colberg" ist gewiß ein gutes vaterländisches Festspiel, aber die Wirkung wird beeinträchtigt durch die spielerische plötzliche Einfügung des Knittelverses nach Wallensteinischem Muster. Und ein in der Anlage nicht schlechtes Stück wie „Mutter und Tochter" (aus den letzten Jahren Heyses) wirkt nur wie die Skizze zu einem Drama. Wenn irgendwo, so hätte Heyse auf dramatischem Gebiet durch Beschränkung der Produktion seine Kraft konzentrieren sollen.

Das ist ihm nicht gelungen, und am ehesten wird man unter seinen Dramen Werke herausfinden, die epigonisch im schlechten Sinne genannt werden können. Gleichwohl wäre es ganz falsch und ungerecht, bei diesem Tadel beharren zu wollen. Paul Heyse war eine der unendlich produktiven Begabungen unseres Volkes, die, wie vor ihm besonders Wieland und Tieck, eine Höhe der Kultur darstellen. Als geistige Macht war er den beiden eben Genannten gewiß nicht überlegen, aber er war als poetischer Schöpfer auf seinen Gebieten selbständiger als Wieland und in der formellen Geschlossenheit seiner Werke Tieck bei weitem voraus. Was er in der Geschichte unserer Dichtung bedeute, empfindet heute jeder Kritiker, welcher Partei er auch angehöre. Heyses Be-

rühmtheit übertrifft seine augenblickliche Popularität. Es fragt sich, ob das gleichbedeutend ist mit literarhistorischer Einsargung, ob er auf die Dauer mehr erhoben als gelesen werden wird.

Wir haben die Antwort schon zu geben versucht. Von Paul Heyses Lyrik und Erzählungskunst wird das beste bestehen, und das ist schon ein reicher Schatz. Als Dramatiker wird er sich zwar die Bühne nicht erobern, aber man wird auch in Zukunft einzelne seiner Stücke geben und andere um ihres persönlichen Gehaltes willen lesen. In seinem besten war Heyse eine ausgesprochene Künstlernatur, zart und fein, aber auch eigensinnig seinem Wahlspruch folgend:

„Nur Eins beglückt zu jeder Frist:
Schaffen, wofür man geschaffen ist."

Die Koppe

Ich sah sie aus der Tiefe aufwärtsstreben,
Die Muskeln wie im Kampfe straff gespannt
Und purpurn unterlaufen;
Doch in den tiefen Muskeltälern lagen
Die langen Schattenzüge der Ermattung.

So war auch der Erfolg. Sie kämpfte zäh,
Die Bergesbrüder trotzig überragend,
Zum ruhigblauen Himmel sich empor;
Doch seine höchsten Höhen zu erklimmen
Gelang ihr nicht.

Er sah dem Kampfe steten Blickes zu,
So Kraft wie Schwäche wohl ermessend
Und über die begrenzte Kraft nicht spottend.
Denn da sie seiner Stärke wahlverwandt,
Deckt' er mit seines Mantels reicher Milde
Die Schwächen der Erschöpften liebreich zu.

So steht der Größere dem Großen helfend nah,
Denn eine Welt von Kraft trennt beide
Von der im Kleinen selbstzufriednen Menge
Und eint sie brüderlich.

Georg Hermann Franke

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Rechtsfragen

Rechtsstaat und Duell. (Ein Nachwort zur Duellinterpellation.) Innerhalb kurzer Frist haben zwei schwere Fälle der Verletzung von Recht und Gerechtigkeit stattgefunden, die das öffentliche Rechtsbewußtsein, den Glauben an das geltende Recht und die Rechtsprechung in Ehrensachen erschüttert haben und deswegen die allgemeine Achtung vor dem Gesetz gefährden: das Drama in Dawymokre und das Trauerspiel in Metz. In beiden Fällen derselbe Grund: die schwerste Kränkung der Familienehre, in beiden Fällen dieselbe Folge: Selbsthilfe unter schwerem Rechtsbruch, im ersten Falle durch doppelten Totschlag, im zweiten durch Zweikampf, in beiden Fällen keine Strafe und Sühne; dort Freispruch des Totschlägers, hier widersinniges Ende des Ehrverletzten.

Ein Zweifel daran, in welchem Falle das schwerere Verbrechen wider das Strafgesetz vorliegt, besteht nicht. Auch nicht vom Standpunkt des ehrlichen Christentums daran, in welchem Falle das göttliche Gesetz schwerer verletzt worden ist, in jenem Falle, wo der Gegner wehrlos niedergeschossen ist, oder in dem anderen, wo christliche und ritterliche Selbstzucht dem Gegner bis zum förmlichen Gange mit gleichen Waffen die Gelegenheit gab, vor dem ersten Schuß sein mögliches letztes Ende zu bedenken, und Sühne und Vergebung nach Möglichkeit zu suchen.

Wenn trotzdem der minder schwere Fall vor das Forum des Gesetzgebers gezogen worden ist, so gibt dieser Umstand Anlaß hervorzuheben, wohin es führt und noch weiter führen wird, wenn an Stelle der Änderung des dem lebenden Volksrechtsbewußtsein nicht entsprechenden Juristenrechtes ein überlieferter Weg geordneter Selbsthilfe mit indirektem, moralischem oder direktem, gesetzlichem Zwange beseitigt ist oder wird.

Denn daran, daß das deutsche Juristenrecht die Ehre des Staatsbürgers und insbesondere der Familie als ein Rechtsgut niedrigster Art im Strafrecht, und überhaupt kaum als Rechtsgut im Zivilrecht behandelt, dürfte kein Zweifel vorhanden sein. Die strafrechtliche Sühne ist in vielen, auch den schwersten Fällen der Ehrverletzung, so im Falle des Ehebruches, ohne Ehescheidung dem Gesetz nicht bekannt. In den infolge der Strafantragsvoraussetzungen stark beschränkten Fällen der Beleidigung ist die Sühne nur mit dem Rechte des Beleidigers zu erkaufen, Tatsachen des internen Privatlebens vor aller Öffentlichkeit zu erweisen. Zudem ist die Sühne selbst in der Freiheit und vor allem in der Geldstrafe nach dem Gesetze und noch mehr in der Rechtsprechung auf niedrigster Stufe gehalten. Im Zivilrecht vollends ist das Rechtsgut der

Ehre und des Familienlebens fast vogelfrei. Entgegen dem germanischen und deutschen Volksrechte gilt heute in Deutschland der volksfremde Satz des Juristenrechtes, daß die Ehre keinen Rechtsschutz durch das bürgerliche Recht genießt. Nur zu oft hat das Reichsgericht in enger Auslegung des Bürgerlichen Gesetzbuches entschieden, daß in der bekannten Aufzählung der gegen unerlaubte Handlungen geschützten Rechtsgüter „Leben, Körper, Gesundheit, Freiheit, Eigentum oder ein sonstiges Recht" die Ehre nicht einbegriffen sei, daß insbesondere der Ehegatte gegen den Ehebrecher keine Rechte habe, ja nicht einmal den Anspruch auf Unterlassung des Einbruches in sein Familienleben! (R. G. Entsch. v. 29. Mai 1902, 2. Januar 1905, 26. Januar 1909, 22. April 1909 u. 26. April 1909.)

Solange das geltende deutsche Recht und die Rechtsprechung das hohe Lebensgut der Ehre derartig ignoriert, solange es nicht grundsätzlich ebenso wie Leben, Körper, Gesundheit und die anderen rechtlich geschützten Lebensinteressen eines jeden auch die Ehre als ein Rechtsgut anerkennt, und demgemäß Straf- und Zivilrechtsschutznormen aufstellt, die in öffentlicher und privater Hinsicht präventiv und repressiv der Allgemeinheit und dem Verletzten Genugtuung und dem Verletzer in fühlbarer Weise Strafe und Buße auflegen, solange kann die eines Rechtsstaates unwürdige Ignorierung der Ehre als Rechtsgut zu nichts anderem führen als zur Beseitigung des infolge der Lücke im Recht unvermeidbaren Notstandes durch Selbsthilfe. Eine Anerkennung dieser durch dialektische Rede nicht zu beseitigenden Tatsache enthält das geltende Recht selbst, indem es die im geordneten Duellverfahren herbeigeführte Tötung und Körperverletzung nicht nach den allgemeinen Regeln beurteilt, sondern den Täter nur einer verhältnismäßig kurzen custodia honesta schuldig werden läßt.

Die Beseitigung dieser gesetzlichen Anerkennung eines Notstandes ohne vorgängige Beseitigung des tatsächlichen Notstandes hieße an Stelle der durch die rechtsgeordnete Notstandsselbsthilfe schlecht verdeckten Lücke des Gesetzes der ungezügelten Selbsthilfe Tor und Tür öffnen und damit eine offene Bresche in die allgemeine Rechtssicherheit und Moral legen. Daher bedeutet auch schon die intellektuelle zwangsartige Einwirkung auf Unterlassung der rechtsanerkannten, wenngleich strafbaren geordneten Notstandshandlung vor Beseitigung des faktischen Notstandes eine moralisch nicht unverantwortliche Mitwirkung zur Vornahme ungeregelter willkürlicher Selbsthilfehandlungen, zu Ausschreitungen gegen das Gesetz, die vor dem geltenden Recht und der Sittlichkeit viel tiefer stehen, als etwaige intellektuelle Einwirkungen auf die Vornahme oder Unterlassung des vom Gesetz als Nothilfehandlung anerkannten Duells durch die bekannten Ehrenrats- und Gerichtsbestimmungen. Deshalb ist auch eine öffentliche Klage, welche in scholastischer Weise derartige Bestimmungen als Zwang zum Ungehorsam gegen das Gesetz doktriniert, eine in dieser Richtung viel schlimmer wirkende Splitterrichterei, und in Wahrheit geeignet, zur gröblichsten Mißachtung der Rechtsordnung zu verleiten und die Grundlagen derselben, den Unterschied zwischen Recht und Unrecht zu untergraben.

Die einzige scheinbare Verteidigung, der der inneren rechtlichen und sittlichen Begründung entbehrenden Forderung der Unterdrückung des Duells, ohne vorgängige Herbeiführung eines genügenden Rechtsschutzes der Ehre, ist die Berufung darauf, daß man in England ohne Duell auskomme. So leicht aber diese Berufung erhoben und nachgesagt ist, so ungerechtfertigt ist sie; denn so richtig jene Tatsache der Berufung im allgemeinen ist, unterläßt doch die Berufung selbst die Ursache hierfür, die primäre Tatsache anzugeben, daß der faktische Notstand, der bei uns infolge des mangelnden Ehrenschutzes besteht, eben in England nicht vorhanden ist, weil im Straf- und noch mehr im Zivilrecht die persönliche, die Frauen-, Gatten- und Familienehre anerkannten und durch die Rechtsprechung gesicherten Rechtsschutz besitzen. Nur zu leicht aber wird in der Wirkung das englische Recht als Vorbild gepriesen, während man die Ursachen, die geltenden Rechtsnormen wegen nicht beliebter charakteristischer Äußerungen, die aber bei jedem System einmal mit in Kauf genommen werden müssen, als veraltet oder unpassend für unsere Verhältnisse verwirft. Eine gewissenhafte

Gesetzgebertätigkeit wird aber mit der Gleichsetzung der Wirkungen verschiedenartiger Gesetze und Rechtsprechung verschiedener Länder auf die Dauer ebensowenig arbeiten können, als mit einer unrichtigen Darstellung und einer bedenklichen Beeinflussung unseres geltenden Rechtes und der Rechtsprechung.

Wenn daher angesichts der neuerlichen Vorkommnisse und Verhandlungen ein Satz begründet ist, dann ist es der, daß jene traurigen Fälle nicht das Recht geben, pharisäerhaft über Ehrenmänner den Stab zu brechen, die in schwersten Gewissenkonflikten das geschriebene Juristenrecht verletzen, sondern daß diese Ereignisse an die dringliche Pflicht mahnen, die Ursachen derartiger Konflikte im Gesetze, die Antinomie, die im Gesetze selbst infolge des mangelnden Ehrenschutzes vorhanden ist, endlich zu beseitigen.

Der an sich einen Fortschritt wohl bedeutende Antrag der Duellkommission auf gerechte schärfere Bestrafung des freventlichen Ehrverletzers und Duellveranlassers entspricht dieser de lege ferenda in erster Linie stehenden Forderung nicht, da der Antrag grundsätzlich den Ausbau der Duellselbsthilfenormen und daher mittelbar eine weitere gesetzliche Anerkennung der durch freventliche Handlung veranlaßten Duellselbsthilfe enthält.

Junius

Politik

Elsaß-Lothringen und das Deutsche Reich vor hundert Jahren. Es ist leicht begreiflich, daß wir heute im dankbaren Glückgefühl der Folgen glorreicher Errungenschaften Anstand nehmen, auch der Verlustkonten aus der Zeit der Befreiungskriege zu gedenken. Und doch steht auf diesem Konto ein Posten, der für die Gegenwart von hoher Bedeutung ist, und dessen genaue Kenntnisnahme in mehrfacher Richtung von Nutzen sein dürfte. Ich meine das Diplomatenfiasko im ersten und zweiten Pariser Frieden bezüglich der Annektion Elsaß-Lothringens durch Preußen-Deutschland. Mit dieser Frage beschäftigt sich die neueste Publikation der „Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothringen und den angrenzenden Gebieten" (**Dr. Robert Brendel, Die Pläne einer Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens in den Jahren 1814 und 1815.** Straßburg 1914. Preis 10 Mark. XV und 232 S.). Das Buch ist ernste, historische Arbeit, aufgebaut auf außerordentlich umfangreichem Studium von gedrucktem und archivalischem Material. Aber es ist nichts weniger als trocken geschrieben und kann zur Lektüre jedem empfohlen werden, der aus den Kämpfen der Gegenwart ein berechtigtes Interesse für das Reichsland gewonnen hat. Er wird dabei die überraschende Entdeckung machen, daß, was die völkerschaftlichen Beziehungen anlangt, zwischen damals und heute viel Ähnlichkeit besteht. Freilich liegen die staatlichen Verhältnisse in der Gegenwart ganz anders, und was um 1800 eine wirkliche Tatsache war, nämlich, daß das Elsaß von einer Vereinigung mit Deutschland nichts wissen wollte, ist um 1900 eine, aus kleinen Ursachen, die nichts weniger denn allgemein charakteristisch sind, konstruierte „Tatsache"*). Niemand darf es den Elsaß-Lothringern zur Zeit der Befreiungskriege verübeln, daß sie treu an Frankreich festhielten. Der durch das Genie Napoleons geschaffene glänzende Aufstieg Frankreichs war vom Elsaß als Teil dieses einigen, festgegründeten Staates miterlebt worden. Kein Wunder, daß man sich bedankte zum Mutterlande zurückzukehren, das in partikularistischer Zerrissenheit recht zweifelhafte Garantien für die Zukunft bot. Und dann: weshalb forderte man das Elsaß zurück? Es war nur einer, dem der ideelle Gedanke der Stammeszugehörigkeit und Sprachgleichheit die Hauptsache war: Ernst Moritz Arndt. Und auch ihm, wie all denen, die ihm nahestanden, vermischten sich deutsch-patriotische Wünsche mit oft recht phantastischen Ideen**), die den

*) Ich erinnere an die „Elsaß-lothringische Vereinigung", die so zielbewußt für den Anschluß an Deutschland eintritt; ihre Mitglieder sind überwiegend Elsässer! Und sie hat seinerzeit mit einer Versammlung von mehr als zweitausend Teilnehmern dem Französling Wetterlé ein gründliches, einstimmiges Mißtrauensvotum zukommen lassen!

**) So träumte Arndt von einem neuen Ritterstaat an den Ufern des Rheins, der Mosel und der Saar, dessen Zweck „Belebung

Kern der Sache verdunkelten, und die Forderung der öffentlichen Meinung nach Vereinigung Elsaß-Lothringens mit Deutschland recht wenig als vom elsaß-lothringischen Interessenstandpunkte aus gestellt erscheinen ließen, um so mehr, als die preußischen Generäle energisch — viel energischer als die nur getrieben vorgehende Diplomatie, die mit tausend Rücksichteleien sich selbst im Wege stand — vom strategischen Standpunkte aus für die Vogesen als Grenze eintraten. Nach ihrer Meinung sollte das Elsaß so eine Art Prellbock gegen die Eroberungsgelüste Frankreichs abgeben; dafür bedankte es sich natürlich recht sehr. — Wer überhaupt hätte das Land annektieren sollen? Baden dachte seltsamerweise gar nicht daran; es hatte andere Pläne. Preußen und Württemberg wollten schon, doch die Politik Österreichs und Englands verdarb ihnen das Spiel. So wurden alle schönen Vorschläge, die törichterweise — was die Elsaß-Lothringer besonders abstieß — auch von einer Teilung der Vogesenlande sprachen, zu Wasser. Leider. Wie anders hätte sich im Falle des Gelingens wohl das Schicksal Deutschlands gestaltet! Tausende lägen nicht modernd in den Massengräbern um Metz und Straßburg. — Es kann nicht meine Aufgabe sein, hier eingehend die vielen Schachzuge der Diplomaten im einzelnen zu verfolgen; ihre Forderungen wurden nicht aus ideellen Gründen, nicht aus Rücksicht auf den Vorteil Elsaß-Lothringens gestellt, ebensowenig, wie das in der Öffentlichkeit geschah, und sie konnten daher in den Herzen der Stammesgenossen keine freudige Anerkennung finden. Das ist der schwerwiegende Fehler, den man auch heute macht.

Heute freilich bietet das Deutsche Reich seinem jüngsten Bundesstaate ganz andere Garantien, und der nunmehr nur nötige innere Anschluß sollte sich eigentlich rascher vollziehen. Wer aber fragt, was das Elsaß braucht? (Ich erinnere an die Ablehnung des Moselkanals.) Mit der bloßen Forderung: „Ihr seid Deutsche, also benehmt euch danach!“ ist es nicht getan. Wo soll bei einem Lande, das von seinen Stammesbrüdern dem roi soleil gegenüber so kläglich im Stiche gelassen worden ist, das dann als Teil von Frankreichs Organismus dessen kulturellen und staatlichen Um- und Aufschwung mitgemacht hat, das endlich nur aus strategischer Notwendigkeit zurückgefordert wurde, — wo soll, frage ich, bei einem solchen Lande, das zudem ein in allem benachteiligtes „Reichsland“-dasein fristen muß, das deutsche Zugehörigkeitsgefühl in solcher Stärke vorhanden sein, daß man um der Ziele des großen Ganzen willen gegebenenfalls mit den eigenen Forderungen zurücktritt? Es ist bezeichnend: vor hundert Jahren war man über die Deutschtumslage im Elsaß ebenso unzureichend informiert, wie heute, wo die einen nur von Französlingen zu reden wissen — was notorisch falsch ist, wie ich als Kenner von Land und Leuten behaupten kann und muß —, die anderen allerdings auch gewissen Unterströmungen zu wenig Bedeutung beilegen. Und so stellt nur jeder seine Forderung, ohne sich Gedanken darüber zu machen, welches die Bedingung ihrer Realisierbarkeit ist. Wenn ich sie hier nennen soll, so läßt es sich mit ein paar Worten sagen: man gebe dem Elsaß dasselbe, was es unter Frankreich besaß. Was damit gemeint ist, geht aus dem bisherigen ohne weiteres hervor: engsten, staatlichen und wirtschaftlichen Anschluß an das Reich und eine miterlebte große Vergangenheit! Das letztere freilich muß der Zukunft überlassen bleiben. Das erstere ist die Autonomie. Falls es nicht anders geht — es wäre ein trauriges Zeichen partikularistischer Eigenbrödelei der Einzelstaaten, wenn es unmöglich sein sollte —, nehme man den seinerzeit von Professor Theobald Ziegler gemachten Vorschlag auf: preußische Provinz! oder besser noch, meine ich, badische; denn trotzdem der Badenser auch „Schwob“ für den Elsäßer ist, paßt er besser zu ihm. Mit diesem Verzicht Preußens würde auch das die deutsche Einheit immer mehr bedrohende — weil Mißtrauen und Abneigung säende — Gerede vom preußischen Partikularismus aufhören. Wem Deutschlands Zukunft wirklich am Herzen liegt, der muß das wünschen; freilich dürfte dann die preußische Politik nicht in gewissen anderen Fragen ihren

---

und Erhaltung der unsterblichen Ideen deutscher Herrlichkeit, Ehre und Wehrlichkeit“ sein sollte.

gar so eigenen Kurs verfolgen. Doch das gehört auf ein anderes Blatt.

Mir war hier darum zu tun, darauf hinzuweisen, daß man nicht nur immer fordern und fordern, sondern zuvor überlegen soll, inwieweit die beabsichtigte Forderung berechtigt ist. Solches „zu verstehen zu versuchen" wird für unser Verhältnis zu Elsaß-Lothringen nur nutzbringend sein; und dahin können wir nicht durch Information aus kurzen Artikeln kommen, sondern durch Lektüre von Büchern von der Art des empfehlenswerten Werkes, das mich zur vorstehenden Betrachtung anregte.

Dr. Anton Heinrich Rose

Wirtschaft

Wirtschaft und Recht. Zu den soziologischen Größen, deren Augenblicksgeschick noch viel Unverständnis und Mißverständnis bedeutet, deren Würdigung einer Generation mit weiterem Blick, als die unserige ist, wohl überlassen bleiben muß, gehört bekanntlich Rudolf Stammler. Sein philosophisch strenger Geist und vielleicht auch seine hochgemute Persönlichkeit — wie prachtvoll als Mensch — machen ihn einer Zeit wenig angenehm, die für das Spezialistentum und kritische Knetarbeit besonders eingenommen zu sein scheint.

Das rechtsphilosophische Buch eines Richters namens **Arnold Wagemann,** das immerhin bei Gustav Fischer erschien (1913, ungeb. 2,50 Mark), von Stammlerschem Geist jedoch nichts ahnt, hat den anspruchsvollen, umfassenden Titel: **„Geist des deutschen Rechts, volkswirtschaftliche Gedanken und Untersuchungen"**, einen zu anspruchsvollen Titel, als daß man dem Verfasser seine völlige Harmlosigkeit und Unkenntnis der Vorarbeiten verzeihen kann. Insbesondere würde eine vertiefte Lektüre des klassischen Werkes Stammlers, „Wirtschaft und Recht", wohl einen beschämenden Eindruck auf den Verfasser machen, nachdem dessen Bekenntnis — („Ich habe ein Bild des Rechts zu geben versucht, wie es in mir lebt, wie ich es fühle und zwar als Deutscher fühle —") auf jeden Fall zu voreilig im Druck erschienen ist.

Eine Fülle von Anregungen bietet jedoch eine andere Lektüre: **„Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung" von Müller-Eisert** (Bensheimer, Mannheim 1914, ungeb. 3 M.). Auch dort steht ein altes Stammlerproblem zur Diskussion: „Welche spezielle Bedeutung kommt dem Gesetz für die Organe der Rechtsanwendung und die Rechtswissenschaft zu? Unsere Zeit weiß nicht, welchen Inhalt und welchen Wert unserer eigenen Hände Werk hat." Müller-Eisert geht keinen rechtsphilosophischen Erwägungen nach. Der Streit um Werten und Nichtwerten bleibt ihm von seinem Gesichtspunkt aus verhältnismäßig gleichgültig. Und doch lassen sich manche seiner Bemängelungen in erster Linie durch die Folgen jenes fundamentalen Denkfehlers der Sozialwissenschaften erklären, die von teleologischen Gesichtspunkten abzusehen glaubten und durch einseitige Beschränkung auf mechanische (dynamische, so nennt man sie) Gesetze in eine bekannte Sackgasse gerieten. Wertungen, teleologische Bedingtheiten sind selbst Gegenstand der Sozialwissenschaften. Damit hat naturgemäß die Forderung nichts zu tun, daß der einzelne Soziologe von einseitigen subjektiven Wertungen sich fernzuhalten hat. Müller-Eisert hat jedoch durchaus das entsprechende Verständnis: „Der normative Charakter der Rechtswissenschaft schließt von vornherein es aus, daß, was etwa in der Medizin gültig ist, ohne weiteres auch auf die Rechtswissenschaft zu übertragen ist."

Der Verfasser befaßt sich insbesondere mit der Freirechtsbewegung und charakterisiert sie als einen Orientierungsversuch über den Beruf unserer Zeit für Gesetzanwendung. Der Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung verlangt seine besondere Betrachtung. Und gegenüber den extensiven Bestrebungen der Freirechtsbewegung warnt er vor spielerischer Vergeudung, ja Zerstörungswirkungen, mahnt zur Besinnung und Vertiefung.

Unser Wirtschaftsleben ist noch in einem gewaltigen Umwandlungsprozeß begriffen. Die ungeheuere Konzentrationsbewegung des Kapitalismus mit ihren neuartigen Organisationen, Kartellen und Koalitionen — Biermer hat im Elsterschen Wörterbuch höchst überblicklich und klar das Kartellwesen dar-

gestellt — hat sich noch mit den ethischen Werten unserer Kultur auseinanderzusetzen. Die Folge der Konzentration bedeutet eine Entgeistigung der Arbeit, ein modernes ökonomisches Sklaventum. Der unbefangene Zuschauer muß so urteilen, auch ohne marxistisch angekränkelt zu sein. Hier ist eine ruhige und starke Gegenströmung nötig und bereits in Bewegung, die hoffentlich zu einheitlicher Ordnung führen wird. Das bürgerliche Reichsrecht, von dem Müller-Eisert spricht, möge dazu die gesetzliche Formel gewähren.

Ein schönes Wort Nietzsches wird hierzu vom Verfasser zitiert: „Die stillsten Worte sind es, welche den Sturm bringen, Gedanken, die auf Taubenfüßen kommen, lenken die Welt."

Das Bürgerliche Gesetzbuch hat seinerzeit manch herbe Kritik erfahren, daß es zu früh kam, daß es den Forderungen der Zeit, ihren wirtschaftlichen Umwälzungen hilflos gegenüberstand. Die Kritiken wollen nicht verstummen, der Gesetzgeber habe Einheitlichkeit des Rechts für alle mit Gleichheit des Rechts von allen verwechselt, seine formalistische Uniformierung bedeute geradezu das Gegenteil einheitlicher Wertebeurteilung. Hier ist ein richtiger Gedanke in etwas paradoxer Form klar zum Ausdruck gebracht.

Die Schlußfolgerung daraus für die bestehende Gesetzgebung bedeutet das Wort Kohlers „Durch das bürgerliche Gesetzbuch über das B. G. B. hinaus!" Es wird damit gegenüber der Einseitigkeit von Fuchs Stellung genommen, der den Schwerpunkt der Fortbildung des Rechts in der Rechtsprechung erblickt.

Die geistvolle Schrift Müller-Eiserts dürfte wohl wertvolle Vorarbeit, vielleicht ein Vorwort zu einem Werke bedeuten, dessen Titel hieße: „Welche Fehler zeigt moderne Gesetzgebung gegenüber den Forderungen einheitlicher Organisationssystematik?" Mangel an innerer Einheit der Gesetzgebung führt zu Befugnißüberschreitung und Willkür der Rechtsprechung.

Stammler schrieb grundlegend über die Methode des Rechts. Beiträge zur Methode der Gesetzgebung dürften weitere wertvolle Gesichtspunkte über die Beziehungen von Wirtschaft und Recht erbringen.

Heinrich Freiherr von Gleichen

Naturwissenschaften

Ein Institut für Vererbungsforschung. Wie bekannt geworden ist, steht die Errichtung eines Instituts für Vererbungsforschung, des ersten in Deutschland, an der Königl. Landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin unmittelbar bevor. Das Institut, das bei Potsdam, zugleich mit den übrigen Neuanlagen der Hochschule aufgeführt werden wird, soll aus einer zoologischen und botanischen Abteilung bestehen, drei Hektar Versuchsgelände, eine Gewächshausanlage und ein Institutsgebäude umfassen. Zum Leiter des Instituts ist der bisherige Vorsteher des Botanischen Instituts Prof. Dr. phil. et med. E. Baur ausersehen, zum Vorsteher der Zoologischen Abteilung der Privatdozent Dr. B. Klatt. Auf die, allerdings sehr wichtige, Vererbungsforschung in bezug auf Tiere und Pflanzen wird sich also das neue Institut zu beschränken haben und beschränken. Man wird diese Nachricht deshalb nur mit sehr geteilter Freude vernehmen können. Denn: wo bleibt die Vererbungsforschung in bezug auf den Menschen? Hinsichtlich ihrer hat neuerdings Dr. H. Lundborg, Dozent für Psychiatrie und Neurologie an der Universität Upsala, am Schlusse eines Riesenwerkes „Medizinisch-biologische Familienforschungen innerhalb eines 2232köpfigen Bauerngeschlechtes in Schweden (Provinz Blekinge), mit 7 Karten, 5 Diagrammen und zahlreichen Tabellen im Text, und 87 Abbildungen, 10 Tafeln und 51 Deszendenztafeln im Atlas" (2 Bände Großfolio, Jena 1913), für jedes Land ein zentrales Forschungsinstitut für menschliche Vererbungswissenschaft gefordert und dafür einen großzügigen Grundplan aufgestellt. Als obersten Leiter denkt sich Lundborg einen genealogisch und biologisch gutgeschulten Arzt, die Organisation eines derartigen Forschungsinstitutes folgendermaßen: neben dem Vorstande bestehen mehrere, verschiedene Abteilungen: 1 eine für Genealogie und Familienbiologie (Familienforschung im engeren Sinne); 2. eine für Familienstatistik (und De-

mographie); 3. eine für Anthropologie; 4. eine für Kriminologie (Kriminalstatistik, Kriminalpsychologie usw.) und Völkerpsychologie; 5. eine rein wissenschaftliche, die die experimentelle Erblichkeitsbiologie umfaßt. An die Spitze jeder dieser Abteilungen treten anerkannte Männer der Wissenschaft, zu ihrer Hilfe die nötige Anzahl von Assistenten. Erläuternd fügt Lundborg hinzu: „Diese Abteilungen brauchten natürlich nicht alle auf einmal in Angriff genommen zu werden. Für die Wirksamkeit des Institutes wären jedoch die Abteilungen eins und zwei schon von Anfang an absolut notwendig. Später könnte das Institut nach und nach erweitert werden. An demselben müßte außerdem eine Bibliothek errichtet werden, die so vollständig als möglich ist. Es ist meine lebhafte Überzeugung, daß ein so organisiertes Institut, an dem gute Kräfte angestellt sind, sich bald genug in hohem Grade fruchttragend zeigen und tief in das kulturelle Leben der Gesamtheit eingreifen würde." So rückhaltslos ich mich mit Lundborg in diesen Sätzen und in seinem ganzen Plane seines „Zentralen Forschungsinstitutes für Vererbungswissenschaft" begegnen kann, so möchte ich doch hier die Überzeugung aussprechen, daß die Vererbungsforschung auf dem Gebiete der Pflanzenwelt und auf demjenigen der Tierwelt, wie sie jetzt in dem neuen „Institut für Vererbungsforschung" zu Potsdam ihre Stätte finden wird, in ein „Zentrales Forschungsinstitut für Vererbungswissenschaft" unbedingt mit hineingehört. Denn soviel weiß man doch jetzt schon mit Bestimmtheit, daß die sogenannten „Mendelschen Vererbungsregeln" — wie in der Pflanzenwelt — in der Tierwelt und beim Menschen gelten. An Pflanzen hat Mendel seine Beobachtungen gemacht. Aus Beobachtungen an Pflanzen hat Mendel seine „Regeln" abgeleitet. Erst aus viel späteren Beobachtungen sind sie als auch in der Tierwelt und beim Menschen geltend erkannt worden. Nur aus vergleichenden Beobachtungen und Untersuchungen, die sich auf die Pflanzenwelt, die Tierwelt und den Menschen gleichmäßig erstrecken, scheint mir die weitere Erkenntnis kommen zu können. Das ist auch der Grund, weshalb ich das „große Forschungsinstitut für Familienforschung und Vererbungswissenschaft", den letzten Begriff im weitesten Sinne verstanden, immer wieder als die „Forderung des Tages" bezeichnen werde. (Man vgl. zu dem Gegenstand auch den Aufsatz vom Geheimen Medizinalrat Prof. Dr. Robert Sommer in Gießen in den Grenzboten 1912, Heft 12.)

Dr. Stephan Kekule von Stradonitz

Schöne Literatur

Friedrich Wolters: Hymnen und Sequenzen. (Verlag Otto v. Holten, Berlin. 1914. Preis 4,50 M.) Wir erleben es, daß zugleich mit der heute sich vollziehenden Neubelebung der Dichtkunst und durch sie bedingt, altes geistiges Erbe, das künstlerisch ungenutzt, nur philologisch gewertet, auf dem Grunde unserer Kultur lag, in nicht geahnter Schönheit und Fülle ersteht. Insbesondere haben in Zusammenhang mit dem Werke Stefan Georges große Dichtungen der Vergangenheit in Formen, die dem neuen Sprachgeist gemäß sind, ihre Wiedererstehung erfahren: wir erinnern an den Georgeschen Dante und Baudelaire, an den Gundolfschen Shakespeare. Aus diesem Geiste heraus hat vor einigen Jahren Friedrich Wolters eine Neuübertragung deutscher Minnelieder und Sprüche erscheinen lassen, die in Nr. 24 des 69. Jahrganges der Grenzboten ihre Würdigung fand. Dieser Wiederbelebung germanischen, in der Hauptsache weltlichen Kunstgeistes ist nunmehr eine Übertragung von Hymnen und Sequenzen der alten Kirche vom vierten bis fünfzehnten Jahrhundert gefolgt. Soweit wir sehen, ist eine solche Übersetzung in dichterischem Sinne, außerhalb der enggezogenen Grenzen kirchlicher Bedürfnisse, bisher noch nicht versucht worden; obwohl diese Dichtungen, mehr aus ursprünglichem Erleben des Göttlichen als aus beschränkter kirchlicher Bindung geboren, die allgemeine Teilnahme der Kunstfreunde, nicht nur der kirchlich Interessierten, verdienen.

Wolters gibt in der Einleitung über Entstehung und Geschichte der alten Gesänge einen Überblick: im vierten Jahrhundert treibt die Kirche von Mailand die ersten Blüten in den Gedichten des Aurelius Ambrosius; Eunodius, Gregor der Große und der Spanier

Aurelius Prudentius Clemens nehmen den neuen Rhythmus auf; in der romanischen Zeit tönen die Hymnen von Raban, Notker Petrus Damiani, Hildebert und Abälard' und in der gotischen finden wir Gesänge aus' Frankreich, England, Deutschland.

In den Übersetzungen selbst ist aller philologische Rohstoff in der dichterischen Neugestaltung aufgegangen, und so genau und inhaltlich getreu sie sind, so tragen sie Adel und Reinheit in sich ruhender künstlerischer Gebilde. Römische Strenge der Mailändischen Formung ist in der Übertragung ebenso wiedergegeben wieWucht und Tiefe der romanischen Sänge und der über sich selbst hinauseilende, zerstäubende Rhythmus der gotischen.

Ein Osterrhythmus des fünfzehnten Jahrhunderts, der letzte des Bandes, diene als Beispiel:

„Jauchzet ihr Himmel,
Lache du Äther,
Höhen und Tiefen,
Freut euch der Erde!
Ansturm von trüber
Schar ging vorüber,
Hold nach dem Qualme
Leuchtet die Palme.

Hebt euch ihr Gräser,
Hebt euch ihr Stengel,
Malend die Fluren
Hebt euch ihr Blumen:
Zarte Violen
Unter den Rosen,
Zwischen den Lilien
Runde Kamillen.

„Agfa-Special"-Platten

In dem Gutachten der
Königl. Technischen Hochschule
Berlin Photochemisches Laboratorium
Professor Dr. A. Miethe
Geheimer Regierungsrat
heisst es unter anderem:

„Die neue „Agfa-Spezial"-Platte besitzt also die Eigenschaften **der SEED-Platte „in einem diese noch ganz erheblich überragenden Masse.** Sie wird also die „Eigenschaften, welche vom technischen Standpunkte an dieser Platte als besonders „vorzüglich gerühmt werden, **noch ganz bedeutend übertreffen,** was sowohl **bei „allen Landschaftsaufnahmen** mit starken Kontrasten, **als auch speziell bei „Portraitaufnahmen in glänzender Weise zur Geltung kommen muss.**

Charlottenburg, 20. Januar 1914.

Lesen Sie: „Über photographische Entwickler" Von Dr. M. Andresen
GRATIS durch Photohändler oder durch die
„Agfa", ACTIEN-GESELLSCHAFT FÜR ANILINFABRIKATION
Berlin SO. 36

Mächtiges Drängen
Ström zu Gesängen,
Schlagt auf der Leier
Heitere Weisen:
Denn wieder kehrte,
Wie er uns lehrte,
Heil von der Bahre
Jesus der Wahre.

Jauchzet ihr Berge,
Jubelt ihr Quellen,
Tönt es ihr Bühel,
Echot ihr Hügel:
Freut euch! Es kehrte,
Wie er uns lehrte,
Heil von der Bahre
Jesus der Wahre."

H. B. von Schweinitz

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Bülow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

Die Politik des Fürſten Bülow

Von W. von Maſſow

In der großen Rede, die Fürſt Bülow am 14. November 1906 im Reichstag hielt und in der er eine umfaſſende Überſicht über die Grundzüge ſeiner auswärtigen Politik gab, ließ er an geeigneter Stelle die Bemerkung einfließen, daß er keine Denkwürdigkeiten hinterlaſſen werde. Das war eine vom Reichstag mit verſtändnisvoller Heiterkeit aufgenommene und natürlich auch ſonſt allgemein richtig verſtandene Anſpielung; denn in dem Sommer zuvor waren die Denkwürdigkeiten ſeines Vorgängers, des Fürſten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürſt, erſchienen und hatten in der politiſchen Welt viel Staub aufgewirbelt. Fürſt Bülow hatte recht und durfte des Einverſtändniſſes ernſter Politiker ſicher ſein, wenn er durch ſeine kurz und ſcheinbar unpointiert hingeworfene Bemerkung bekundete, daß er den Wert von vertraulichen Briefen und Notizen, die ein im Mittelpunkt des politiſchen Getriebes ſtehender Staatsmann zur Feſthaltung augenblicklicher Situationen, Gedanken und Eindrücke und zur Stütze des Gedächtniſſes dem Papier anvertraut, nicht allzu hoch einſchätze. Wenigſtens nicht, ſoweit dieſes intime Material durch die Veröffentlichung einer Menge von Leuten ausgeliefert wird, die die hierbei notwendige Vorausſetzung kritiſcher Fähigkeiten nicht erfüllen. Der Inhalt ſolcher Denkwürdigkeiten wird in der Hand unkritiſcher Leſer ſehr leicht zu einer Kette von Indiskretionen, die wohl intereſſieren, aber nur in bedingtem Sinne aufklären.

Damit iſt nicht ausgeſprochen, daß ein leitender Staatsmann, wenn er von der Bühne ſeines Wirkens abgetreten iſt, überhaupt verſtummen oder es dem zukünftigen Geſchichtsſchreiber allein überlaſſen ſoll, aus der ſtummen

Sprache der Archive seine Gedanken und Absichten wieder erstehen zu lassen. Wir wollen vielmehr die Stimme derer hören, die an verantwortlicher Stelle Weltgeschichte haben machen helfen; wir wollen sie hören, solange sie unter den Lebenden weilen, ja noch mehr: wir haben ein Anrecht darauf. Zwar herrscht bei uns noch die Gepflogenheit, daß der Rücktritt vom Amt für einen Staatsmann in der Regel zugleich den Abschluß politischer Tätigkeit überhaupt bedeutet. Das ist ein Überbleibsel aus der Zeit des Absolutismus und des damit zusammenhängenden bureaukratischen Staatsbegriffs, eine Überlieferung, die, genau betrachtet, dem Wesen des modernen Verfassungsstaats durchaus widerspricht. Aber wo solche Gewohnheiten einmal Bestandteile einer im allgemeinen mit Recht hochgehaltenen Tradition geworden sind, da sind sie sehr schwer auszuschalten. Und so werden wir leider wohl noch lange damit rechnen müssen, daß in der freien, außeramtlichen Mitarbeit am Staatswohl, zu der im Rahmen und nach Maßgabe der Verfassung eigentlich jeder Staatsbürger ermutigt werden sollte, gerade die berufensten und erfahrensten Kräfte nicht in dem Maße zur Geltung kommen, wie es dem Staatsinteresse entsprechen würde. Man weist ihnen einen Platz im Herrenhause an, man hindert sie nicht, sich um ein Abgeordnetenmandat zu bewerben, aber lieber sieht man es doch in der amtlichen Welt, wenn sie als schweigende Zuschauer vor der politischen Bühne sitzen und ihre Nachfolger von dem Alpdruck möglicher Indiskretionen und unbequemer Kritik befreien.

Um so dankbarer müssen alle, die für ihr politisches Urteil um der Schrullen einer überwundenen Epoche willen nicht auf eine sachliche Aufklärung verzichten möchten, es begrüßen, wenn ein ehemaliger leitender Staatsmann in der vornehmsten Form schriftstellerischer Gedankendarlegung, fern von jeder Sensationsmacherei oder Enthüllungsgelüsten, von seiner politischen Tätigkeit Rechenschaft ablegt. Fürst Bülows prächtige Darstellung der deutschen Politik in dem bei Reimar Hobbing erschienenen Sammelwerk „Deutschland unter Kaiser Wilhelm II" ist ein solcher Rechenschaftsbericht, der ja auch nach seinem Erscheinen seiner Bedeutung entsprechend in der Presse aller Länder gewürdigt worden ist. Dergleichen Erscheinungen können aber mit den üblichen Besprechungen in der Tagespresse nicht als erledigt gelten; sie wollen wiederholt studiert und auf ihren geschichtlichen und politischen Wert geprüft sein. Wenn an dieser Stelle noch einmal auf die Bedeutung der Politik des Fürsten Bülow auf Grund seiner eigenen Darstellung hingewiesen werden soll, so kann es hierbei freilich nicht darauf ankommen, bei Einzelheiten zu verweilen und sie kritisch zu zergliedern, sondern es gilt, zeitlich und inhaltlich diese bedeutsame Veröffentlichung als Ganzes in das rechte Licht zu setzen.

Fürst Bülow hat nach seinem Rücktritt eine Reihe von Jahren vergehen lassen, ehe er eine sich ihm bietende Gelegenheit ergriff, wieder einmal zum deutschen Volke zu sprechen. Man darf sagen, daß der gewählte Zeitpunkt diesen Schritt nicht nur rechtfertigte, sondern vielmehr besonders dankenswert

erscheinen ließ. Wir befinden uns, was die innerpolitischen Verhältnisse betrifft, seit dem Scheiden des Fürsten Bülow aus seinem Amt in einem Zustand der Verwirrung und Zerfahrenheit. Das ist, wenn man die Dinge ganz objektiv betrachtet, nicht die Schuld der Regierung — weder des früheren Reichskanzlers noch seines Nachfolgers —, sondern ganz offenbar die Schuld der Parteien; das wird man auch dann einräumen müssen, wenn man jeder Partei das Recht zugesteht, ihre eigene Handlungsweise in der großen Krisis für subjektiv berechtigt zu halten. Es ist unter solchen Umständen nichts natürlicher, als daß jede Partei sich nach Möglichkeit zu entlasten sucht und ihren Schuldanteil an der entstandenen Verwirrung der Stelle zuschiebt, die am wenigsten in der Lage ist, die weitere politische Entwicklung unmittelbar zu beeinflussen, und diese Stelle ist der Staatsmann, der eben um der Schuld der Parteien willen die Zügel aus der Hand gelegt hat. Die Verehrer und Anhänger des Fürsten Bülow, die von der Überzeugung durchdrungen waren, daß er die deutsche Politik den rechten Weg führte, wurden mit Schmerz gewahr, daß die Parteien — vielleicht nicht immer in bewußtem Schuldgefühl, sondern wohl mehr aus jenem Instinkt der Einseitigkeit, der den Gedankenkreis des echten Parteimannes beherrscht — die geschichtlichen Tatsachen nach ihrem Inhalt, ihrer Gruppierung und ihrer Bedeutung in der Erinnerung umzumodeln suchten, bis sie zu dem erwünschten Ergebnis kamen, daß das sonnenklare Recht auf ihrer Seite gewesen sei, als sie dem Fürsten Bülow die Fortführung seiner Politik unmöglich machten. Anfangs, als sich die Parteien unter dem frischen Eindruck der Krisis gegenseitig mit leidenschaftlichen Vorwürfen überschütteten und für jeden vermittelnden Gedanken sowie auch für die Schätzung der Folgen blind und taub waren, übten sie noch einige Vorsicht, da noch Unsicherheit herrschte, wie sich Fürst Bülow selbst nach seinem Rücktritt verhalten würde. Als man aber merkte, daß der ehemalige Reichskanzler in vornehmer Zurückhaltung verharrte, daß er es ablehnte, irgendwie auch nur mittelbar in die Parteikämpfe einzugreifen, gewann die natürliche Rücksichtslosigkeit des Parteiinteresses immer offener die Oberhand. Je länger je mehr fing die Parteipresse rechts und links, die allmählich doch das Urteil eines wertvollen Bruchteils der öffentlichen Meinung fürchten lernte, an, die politischen Verdienste des Fürsten Bülow systematisch zu zerpflücken. Aus den ursprünglichen Rechtfertigungsversuchen des Parteiverhaltens — Versuchen, die noch gänzlich defensiven Charakter trugen — wurden mit der Zeit schärfer betonte Behauptungen, die so aussahen, als habe man mit der Zeit doch erfahren und eingesehen, daß die Bülowsche Politik mehr oder weniger verfehlt gewesen sei. Jetzt auf einmal hörte man, daß dem Fürsten Bülow alle möglichen Erfolge abgesprochen wurden, die man früher anerkannt hatte, daß er in der auswärtigen Politik nichts erreicht, in der inneren Politik die Verwirrung der letzten Jahre verschuldet habe.

Der Fürst persönlich hätte wohl diese unschönen Zeugnisse für die Undankbarkeit, Kleinlichkeit und Gewissenlosigkeit des Parteigeistes noch länger mit der

heiteren Gelassenheit ertragen, die dem Welt- und Menschenkenner als beste Waffe zu Gebote steht gegenüber solchen Erbärmlichkeiten des Lebens, die an berechtigten Stolz und an das Bewußtsein erfüllter Pflicht und hervorragender Leistungen nicht heranreichen. Aber es zeigte sich, daß die Sache, das Interesse des Staates und des Vaterlandes darunter litt. Es war nicht gut, daß der Parteiegoismus vollkommen freie Hand behielt, die ganzen Voraussetzungen, die geschichtlichen Grundlagen der politischen Situation willkürlich umzugestalten, das Verständnis für das Geschehene zu zerstören, indem es der Öffentlichkeit nur unter Gesichtspunkten dargestellt wurde, die nicht die Gedanken und Absichten des damaligen leitenden Staatsmannes wiedergaben. Fürst Bülow hat daher den Zeitpunkt für gekommen erachtet, persönlich in voller Öffentlichkeit eine zusammenhängende Darstellung und Begründung seiner gesamten Politik zu geben, ohne Spitze und Polemik, nicht die Absicht der Verteidigung voranstellend, sondern die der Aufklärung.

Die Parteikritik knüpft immer an Einzelheiten an. Auf diesem Wege indessen kann man nicht zur gerechten Würdigung der Politik eines Staatsmannes gelangen. Erstens weil man dann die Dinge nicht in der richtigen Perspektive sieht, und zweitens weil auch der größte Staatsmann nur ein sterblicher Mensch ist, der niemals die Dinge so sehen kann, wie sie hinterher wahrgenommen werden können, wenn ein Teil der Folgen wirklich eingetreten ist. Es ist nichts leichter, als selbst einem Bismarck sogenannte „Fehler" nachzuweisen, d. h. Maßregeln, deren ungünstige Folgen ihm von dieser oder jener Seite vorausgesagt wurden und auch wirklich eintraten. Waren darum die Warner jedesmal klüger als Bismarck und hatte er unrecht, ihnen nicht zu folgen? Es ist selbstverständlich, daß auch Bismarck nicht unfehlbar war und manchmal geirrt hat, aber die nähere Prüfung dessen, was in den Augen überkluger Kritiker als Fehler angesehen wurde, zeigt sehr häufig, daß er trotzdem im Sinne der höheren Zwecke, die er verfolgen mußte, recht hatte und die Warner und Kritiker unrecht. Sehr oft muß der Staatsmann auf seinen vielverschlungenen Wegen von vielen Übeln das kleinste wählen; dann ist es mitunter für andere Leute sehr leicht und wohlfeil, klüger zu sein. Wir müssen die Politik eines Staatsmanns als ein Ganzes auffassen und diesem Ganzen die Einzelheiten einfügen und unterordnen.

Was kann nun als der wesentliche Inhalt der Politik des Fürsten Bülow bezeichnet werden? Von welchem Grundgedanken ist sie ausgegangen, und auf welchen Wegen suchte sie den Zweck jeder ernsthaften Politik, die Größe und Wohlfahrt des Vaterlandes, zu erreichen? Man darf wohl sagen, daß Fürst Bülow die zeitgemäße Weiterführung der Politik des Fürsten Bismarck anstrebte. Das klingt vielleicht etwas sehr allgemein und unbestimmt, wenn man die Vielseitigkeit und Größe der Politik Bismarcks in Betracht zieht. Sehr viel bestimmter jedoch werden die Umrisse der Sache, wenn man mit gründlicher und sorgfältiger Prüfung der Frage näher tritt, welche Bahn Fürst Bismarck

verfolgt hat, nachdem er den ersten, allerdings den gewaltigsten Teil seiner Lebensaufgabe erfüllt hatte. Hier ist vor allem darauf hinzuweisen, daß die Mitwelt, die unter dem frischen Eindruck der großen Taten Bismarcks aus der Zeit der Reichsgründung stand und das Fortwirken der großen Persönlichkeit in der Reichspolitik unmittelbar empfand, leicht zu einer falschen Auffassung über den eigentlichen Sinn und die Ziele dieser weiteren Politik gelangen konnte. Tatsächlich suchte ein großer Teil dieser Mitwelt diese Ziele in dem raschen Vorwegnehmen weiterer Machtstufen, in der äußeren Ausbreitung des kontinentalen Machtbereiches, in der dauernden Verblüffung und Niederhaltung des Auslandes. Da gewisse Erscheinungen im Sinne dieses Programmes als ungewollte Wirkungen der ungewöhnlichen Persönlichkeit Bismarcks — man kann sogar ruhig sagen: der Furcht vor Bismarck — in den ersten zwei Jahrzehnten des Reiches unleugbar zu bemerken waren, so fanden sich in den besten nationalen Kreisen Leute genug, die die Politik Bismarcks gar nicht anders verstehen konnten und wollten. Es sind dieselben Leute, die auch noch heutigen Tages von der Vorstellung nicht loskommen, daß mit dem Jahre 1890 ein Herabsinken des Reiches von seiner Höhe begonnen habe, weil die Wege der Bismarckschen Politik verlassen worden seien. Man kann es sympathisch begrüßen, daß in unserem leicht zu Philistertum und Bequemlichkeit neigenden, im ganzen ziemlich unpolitisch veranlagten Volk sich Gruppen finden, die sich diesen nationalen Schwung bewahren und ihn zu verbreiten suchen, und gewiß wird man den Vertretern dieser Richtung persönlich hohe Achtung zollen. Bessere politische Einsicht muß uns freilich sagen, daß dieser Standpunkt für die praktische Politik recht unbrauchbar ist. Er übersieht, wie schlecht fundiert für praktische Aufgaben der Politik dieses Baugerüst sein würde, wie groß dabei die Gefahr ist, daß mit Scheinwerten, mit nicht probehaltigen Hilfsmitteln bearbeitet wird. Er übersieht weiter, daß eine solche, nur auf die persönlichen Ausstrahlungen einer seltenen, genialen Persönlichkeit basierte Politik gar nicht festgehalten werden konnte, sondern nach dem Lauf der Natur ihr Ende finden mußte, auch wenn die Nachfolger alle die vermeintlichen Fehler nicht gemacht hätten, mit denen sie vom übereifrigen Patrioten belastet wurden. Er übersieht endlich — und das ist die Hauptsache —, daß Fürst Bismarck selbst, wenn er auch die Furcht der Feinde des Deutschen Reiches vor seinem Genie und seiner Tatkraft kannte und in seine Rechnung einstellte, es doch auf das entschiedenste ablehnte, hierin das Prinzip der deutschen Politik, die Aufgabe der deutschen Zukunft zu sehen. Das Studium seiner Politik nach 1871, seiner Reden, seiner Gespräche, der von ihm inspirierten Ausführungen in der Presse, seiner „Gedanken und Erinnerungen", — alles das zeigt deutlich und bestimmt, daß er ein weiteres Vorwärtsstreben der deutschen Macht, unter Ausnutzung der vom Kriegsglück gegebenen Lage und der dadurch verursachten Furcht und Verblüffung Europas nicht wollte. Er wollte es nicht, weil er die zahlreichen Warnungszeichen kannte, die die Weltgeschichte für solche Politik aufgerichtet hat; er wollte es

auch nicht, weil er wußte, daß solche Politik am letzten Ende im deutschen Charakter keine Stütze findet. Fein und treffend sagt Fürst Bülow: „Die rastlose Art anderer Völker, aus den erreichten Erfolgen den Ansporn zu neuen größeren Wagnissen zu schöpfen, fehlt dem Deutschen fast gänzlich. Unsere politische Art ist nicht die des wagehalsig spekulierenden Kaufmannes, sondern mehr die des bedächtigen Bauern, der nach sorgsamer Aussaat geduldig die Ernte erwartet."

Die wahre Bismarcksche Politik ist also eine andere, als sie von politischen Heißspornen gewöhnlich gezeichnet wird: Gewöhnung Europas an den 1871 geschaffenen Status, Beseitigung des erweckten Mißtrauens gegen die Ziele des Deutschen Reiches, Verhinderung friedenstörender Koalitionen, Betonung, daß Deutschland ein „saturierter" Staat sei, Pflege aller friedlichen Entfaltungsmöglichkeiten für neue Kräfte, die für die Zukunft Deutschlands bedeutungsvoll werden könnten, zum Schutz des Ganzen allerdings die vollendete Bereitschaft der kriegerischen Rüstung des Reiches, — so und nicht anders wollte Bismarck das Fundament für die weitere Entwicklung bauen. Und auf diesem Fundament friedlicher Arbeit und weiser, gewissenhafter Selbstbescheidung erstand in der Tat eine Wohnstätte, in der sich neue Kräfte regten und mit ungeahnter, reißender Schnelligkeit entwickelten. Das ganze Wirtschaftsleben nahm eine neue Gestalt an.

Es ist nicht zu leugnen, daß diese plötzliche Entwicklung nach einer bestimmten Seite hin manches zu bedrohen schien, was dem Fürsten Bismarck als wertvollstes Baumaterial beim Bau des Deutschen Reiches gedient hatte. Hier schien der Lebensaufgabe Bismarcks eine Grenze gesetzt zu sein, die ein Abirren der Nachfolger von der abgesteckten Bahn als naheliegende Gefahr erscheinen ließ. Es würde zu weit führen, im einzelnen nachzuweisen, wie weit die Reichsregierung nach der Entlassung Bismarcks dieser Gefahr wirklich erlag. Jedenfalls verlief die Entwicklung hier nicht ganz geradlinig. Es war die vom Fürsten Bülow klar erfaßte Aufgabe einer neuen Epoche, die Richtlinien der Bismarckschen Politik in dem Sinne wieder aufzunehmen, daß inmitten der von Bismarck festgehaltenen allgemeinen Grundsätze nun auch die Forderungen ihren Platz fanden, die inzwischen durch die Entwicklung neuer wirtschaftlicher Kräfte gegeben waren, jedoch ohne Preisgabe der alten Werte, mit denen das Reich gegründet worden war. Daraus ergaben sich leicht die Grundzüge der Bülowschen Politik.

Fragt man sich nach den soeben erläuterten Gesichtspunkten, welcher Grundgedanke demzufolge die auswärtige Politik des Reiches bestimmen mußte, so ergibt sich die Notwendigkeit, den neuen Kräften im Wirtschaftsleben freie Bahn zu verschaffen, wie es unter Bismarck bereits durch den Beginn einer Kolonialpolitik geschehen war. Und zwar sollte das auf friedlichem Wege erreicht werden, jedoch so, daß das Reich in jedem Augenblick den etwa vom mißgünstigen Ausland bereiteten Hindernissen zu begegnen fähig war. Dieser „Übergang zur

Weltpolitik", wie diese wirtschaftliche Entwicklung kurz bezeichnet worden ist, bedurfte also angesichts des Mißtrauens der fremden Mächte nicht nur einer besonderen diplomatischen Geschicklichkeit, sondern auch der Sicherung durch den Bau einer ausreichenden Flotte. Das war eine Aufgabe, die die Gefahr eines Konflikts mit England in sich schloß. — mit England, das nach den stets festgehaltenen Traditionen seiner auswärtigen Politik gewohnt war, eine Kontinentalmacht, die ein gewisses militärisches und wirtschaftliches Übergewicht erlangt hatte, als natürlichen Feind zu betrachten und sie durch geschickte Koalitionen mit anderen Mächten in Schach zu halten. Rechnet man dazu die Vorurteile, die der unerwartete rasche Aufschwung von Handel und Industrie Deutschlands bei der öffentlichen Meinung Englands wachgerufen hatte, und die besondere Sorge, die der Bau einer fremden Kriegsflotte dem auf seine Seeherrschaft eifersüchtig bedachten England stets verursacht, so ist klar, welche Gefahren und Schwierigkeiten gerade die Aufgabe, vor die sich Fürst Bülow gestellt sah, mit sich brachte. Es kamen weitere erschwerende Momente hinzu: die seit 1870 immer stärker fühlbar werdende Eifersucht und Unfreundlichkeit Englands hatte allmählich auch die öffentliche Meinung Deutschlands in Erregung versetzt; in diese Stimmungen hatte England durch die Krügerdepesche und ihre Nachwirkungen einen Einblick erhalten, der jenseits des Kanals die Feindseligkeit gegen Deutschland hier und da zur offenen Flamme entfachte. Die Stimmung des deutschen Volkes während des Burenkrieges hinterließ einen tiefen Eindruck in England und erschwerte der offiziellen deutschen Politik ihr Werk. Die fortdauernde unversöhnliche Feindschaft Frankreichs sicherte überdies jedem Gegner Deutschlands, um welche Sache es sich auch handeln mochte, von vornherein die Unterstützung der französischen Republik. Trotz aller dieser Erschwerungen hat Fürst Bülow die grundlegende Aufgabe der nachbismarckischen Zeit, die Begründung einer den weltpolitischen Aufgaben Deutschlands entsprechenden Kriegsmacht zur See, ohne dabei in äußere Konflikte zu geraten und die spätere Wiederanbahnung eines freundlicheren Verhältnisses zu England zu gefährden, erfolgreich gelöst. Das allein legitimiert den Fürsten Bülow schon als verständnisvollen und ebenbürtigen Fortsetzer des Bismarckschen Werkes in zeitgemäßem Sinne, und demgegenüber kann es wenig ins Gewicht fallen, ob er in allen Einzelheiten der europäischen Politik immer den Erwartungen gerecht geworden ist, die von erhitzten politischen Dilettanten und Freunden einer aufgeregten Wauwau- und Kaltwasserstrahlen-Politik an ihn gelegentlich gestellt wurden.

Ich muß es mir, um den Rahmen eines einzelnen Aufsatzes nicht zu überschreiten, versagen, auf Einzelheiten einzugehen, die der Leser in der klaren und glänzenden Begründung der Bülowschen Abhandlung besser kennen lernt. Man darf da also auf die Quelle verweisen. Ich gehe auch nicht auf eine viel angefochtene Episode der Bülowschen Politik ein, die Marokkofrage, weil ich sie in diesen Blättern schon so oft und gerade auch während der Jahre 1906 bis

1909 im Sinne des Fürsten Bülow behandelt habe, daß es einer Wiederholung für die Leser der Grenzboten nicht bedarf. Nur auf eines sei noch einmal hingewiesen: man findet den Schlüssel zur Marokkopolitik sogleich, wenn man sich auf die wirkliche Bismarcksche Politik besinnt, die den Machtzuwachs des Deutschen Reiches niemals auf dem Wege der Abenteuer und Spekulationen — etwa im Stil der Mexikoaffäre Napoleons des Dritten — oder in der Protektion von vornherein unerfüllbarer Ansprüche suchte, die vielmehr beim ersten Eintritt in eine Sache das wirklich Erreichbare feststellte und dementsprechend ihren Weg wählte. Und weitere Gesichtspunkte dabei sind: die von den Beurteilern soviel außer acht gelassene Würdigung des Zusammenhanges der Marokkofrage mit den Konstellationen der großen Politik, sowie die Sonderung der wesentlichen Wünsche und Ansprüche der deutschen Politik von den nebensächlichen, nur zu taktischen Zwecken aufgestellten Forderungen. Prüft man so die Marokkopolitik unbefangen, so wird man sehen, wie die angeblichen „Rückzüge" und „Niederlagen" in nichts zerfließen.

Schwieriger ist natürlich die Würdigung der inneren Politik des Fürsten Bülow, da sie noch zu sehr den Eindrücken des Parteikampfes unterworfen ist. Aber einiges darf doch dabei besonders hervorgehoben werden. Bismarckisch ist ihre Grundlage insofern, als sie ihre Richtlinien nicht aus irgendwelchen Parteianschauungen und allgemeinen Theorien über Staat und Gesellschaft — „Weltanschauungen" nennen das ja mit Vorliebe die Parteien — entnahm, sondern aus den praktischen Anforderungen, die sich aus der gesamten Lage des Reiches, vor allem auch aus der Notwendigkeit seiner Selbstbehauptung unter anderen Mächten, ergaben. Die Parteien waren ihm wie Bismarck nur Mittel zum Zweck. Ich erwähnte bereits, daß die Entwicklung der neuen wirtschaftlichen Kräfte leicht dahin führen konnte, daß manche Werte, die für den Bau des Reiches unentbehrlich waren, verloren gingen. Bülow knüpfte auch darin an Bismarck an, daß er diese alten Werte festhielt. Die unerschütterliche Stellung der Monarchie und der Staatsautorität, die Wahrung der Tradition des Heeres, die Erhaltung der Lebenskraft der deutschen Landwirtschaft und des deutschen Bauern — das waren ihm unantastbare Dinge. Und so stand er auch dem staatsfeindlichen Treiben der Sozialdemokratie unerbittlich und unversöhnlich gegenüber; da gab es für ihn keine Brücke. In allen diesen Beziehungen war er im besten und weitesten Sinne konservativ, ohne daß allerdings das Parteischema und die Parteiinteressen die geringste Gewalt über ihn gewannen. Denn das wußte und sah er deutlich, und darin mußte er wieder die zeitgemäße Fortsetzung Bismarckscher Staatskunst über Bismarck hinaus suchen, daß die veränderte Entwicklung der sozialen Verhältnisse in der neuen weltpolitischen Ära es nicht mehr gestattete, die politischen Anschauungen, die eine Grundlage dieser neuen Interessen bildeten, im Sinne der Kämpfe einer vergangenen Zeit als „reichsfeindlich" abzustoßen. Daher bot er auch dem radikalen Flügel des Liberalismus die Hand und suchte ihn heranzuziehen, allerdings nur soweit er aus der

gewohnten unfruchtbaren Negation heraustrat und sich zu positiver Mitarbeit bereit zeigte. Auf diesem Wege erweiterte sich dem Fürsten Bülow der Kartellgedanke Bismarcks ganz naturgemäß zu dem politischen Gedanken, den er in der Blockpolitik verwirklichte, bis ihm der Unverstand der Parteien das weitere Wirken unmöglich machte. Wenn man sich diesen Zusammenhang klar macht, wird man besser verstehen, wie das Scheitern dieses leitenden Gedankens seiner Politik an der Verständnislosigkeit der Parteien ihn im Kern seines Wirkens traf. Die Blockpolitik war ihm nicht ein einzelnes Auskunftsmittel, sondern die Probe auf die Richtigkeit seiner ganzen politischen Tätigkeit, die natürliche Konsequenz seines staatsmännischen Wesens. Nichts ist lächerlicher als die Behauptung, er sei zurückgetreten, weil er nicht die erwartete Mehrheit für eine bestimmte Vorlage gefunden habe, und er habe dadurch dem parlamentarischen Prinzip die Tür geöffnet. Die Blockpolitik war nicht ein verunglücktes Experiment, sondern ein sehr bedeutungsvoller Versuch, die Politik bereits in die Bahn zu leiten, in die sie doch über kurz oder lang einmal zurückkehren muß, wenn das deutsche Volk den Aufgaben seiner Zukunft gewachsen bleiben soll. Daß dieser Versuch sich als verfrüht erwies, gereicht den Parteien, nicht dem leitenden Staatsmann, der ihn unternahm, zur Unehre.

Wir sind damit auf einen Punkt gekommen, der diese Betrachtungen, die auch hinsichtlich der Einzelfragen der inneren Politik den Leser auf die lichtvollen Auseinandersetzungen des Fürsten Bülow selbst verweisen müssen, abschließen mag. Ich bin überzeugt, daß unsere innere Politik nicht eher wieder eine erquickliche Wendung nehmen wird, als bis die Einsicht der Parteien gut gemacht haben wird, was sie 1909 in unheilvoller Kurzsichtigkeit gefehlt haben. Dann wird es klar werden, daß nur dann eine erfolgreiche Reichspolitik getrieben werden kann, wenn es möglich sein wird, die Linie nach den Anforderungen der Zeit weiter zu verlängern, die Fürst Bülow für seine Epoche im Sinne Bismarcks gezogen hat.

Die Insel Sansibar und ihre wirtschaftliche Bedeutung

Von Prof. Dr. Friedrich Tobler

Der im Jahre 1890 zwischen Deutschland und England geschlossene vielgeschmähte Sansibarvertrag ruft immer noch Erörterungen hervor, ob der Insel heute überhaupt noch eine Bedeutung für die deutschen Interessen zukomme. Der folgende Aufsatz versucht, an solche Erörterungen anschließend, die Bedeutung der Insel, unter besonderer Berücksichtigung der Interessen Deutsch-Ostafrikas, zu skizzieren.

Die Insel Sansibar hat eine Länge von 86, eine Breite von etwa 37 Kilometern, einen Gesamtflächeninhalt von rund 1500 Quadratkilometern; das entspricht etwa der Größe des Herzogtums Sachsen-Altenburg. Sie ist durch und durch eine echte Koralleninsel, d. h. aller Boden besteht aus Kalk, wenn auch zum Teil von hohem Alter. Früher hat sie zweifellos aus mehreren Inseln bestanden; darauf deuten noch verschiedentlich Senkungen, meist im Verlaufe der Längsachse der Insel, hin, die, wie namentlich ein Tal im Südosten der Insel, das die Südostspitze abgrenzt, auch sogar noch sumpfig sind. Die Westküste unterscheidet sich durchaus von der Ostküste dadurch, daß an ihr die Korallenriffbildung vor der eigentlichen Uferlinie verhältnismäßig wenig auffällig zutage tritt, während an der Ostküste auf oft mehrere Kilometer vor dem eigentlichen Uferstreifen ein stark brandendes Korallenriff vorgelagert erscheint. Unter anderem ist es auch die Westküste, die einzig Schiffen eine Annäherung zuläßt, und an ihr ist denn auch der einzige gute große Hafen, der der Stadt Sansibar selbst, gelegen. Auch das eigentliche Kulturgebiet der Insel liegt zum größten Teil auf der Westseite. Die Ostseite ist zum Teil sogar unbewohnt. Der Baumwuchs, die Kulturgebiete der großen Pflanzungen liegen in der westlichen Längshälfte. Ebenso findet sich hier auch die größere Zahl der Flußläufe, die übrigens meist zunächst in der Längsrichtung selbst verlaufen. Sie entspringen auf den Höhenzügen, die (bis über 100 Meter Höhe) in der Längsachse und nahe der Mitte, etwas nach Westen verschoben, auftreten, und münden durchweg auf der Westseite. Zum Teil aufgefangen, dienen sie auch zur Anlage der vorzüglichen Wasserleitung, die einen großen Teil des Kulturgebietes durchzieht.

Die mittlere Temperatur der Insel beträgt etwa 26,5 Grad Celsius, die Regenmenge ungefähr 1550 Millimeter. Das ist außerordentlich viel, mehr als die Küste des Festlandes besitzt. So ist das Klima der Insel, verglichen mit dem der Ostküste Deutsch-Ostafrikas, ungleich feuchter und wärmer, in allen Teilen wie zu allen Zeiten, d. h. zugleich auch ermüdender und ungesunder für den Europäer. In der Stadt Sansibar wird die Hitze obendrein noch erhöht durch den großen weißen Steinblock, als der die Masse arabischer Häuser sich dem Europäer darstellt. Die engen, gänzlich schattenlosen Straßen täuschen eine gewisse Kühle vor, aber der große Häuserblock läßt die Hitze um so stärker anschwellen. Die heißeste Zeit ist Dezember und Januar, in der denn auch die Stadt meist von den Europäern nach Möglichkeit gemieden wird.

Werfen wir einen kurzen Blick auf die Geschichte der Insel und ihre wirtschaftliche Veranlagung. Seefahrer aus Arabien von der Benadirküste haben zweifellos die früheste Niederlassung gegründet. Mit ihr entstand eine Mischbevölkerung auf der Insel: sie dürfte es gewesen sein, die Vasco da Gama im Jahre 1499 auf der Rückkehr von Indien dort vorfand. Er berichtet von dem regen Handel der Insel nach Sofalla und Gujerat hinüber, einem Handel, der sich auf Gold, Wachs, Elfenbein und Schildpatt erstreckte; Produkte, von denen bezeichnenderweise nur das letzte seinen Ursprung auf der Insel selbst haben kann oder gehabt hat, indes die übrigen zeigen, daß Sansibar eine gewisse bevorzugte Stellung als Handelsplatz gegenüber der Ostküste einnahm. Später sind dann die Portugiesen von ihren Kolonien im südlichen Ostafrika aus verschiedentlich, doch ohne das Land wirklich zu besetzen, nach Sansibar vorgedrungen. Sie haben im allgemeinen wohl nur die Absicht dabei gehabt, sich den Seeweg nach Indien auch dort freizuhalten, und so ihre Plünderungs- und Raubzüge nach der Insel hin ausgedehnt. Doch haben sicher auch im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert Portugiesen durchaus friedlich als Ansiedler dort gelebt.

Im siebzehnten Jahrhundert war es dann eine Reihe von Plätzen Ostafrikas, voran Mombassa, im heutigen Britisch-Ostafrika, daneben Sansibar selbst und andere, die eben gegen die Portugiesen den Sultan des südarabischen Reiches von Oman (Maskat) zu Hilfe rief. Tatsächlich schlug auch dieser einen Teil der Ostküste Afrikas, heutiges italienisches, britisches und deutsches Gebiet, anderseits aber auch die besonders begehrten Inseln, darunter Sansibar, zu seinem Reiche. Indes scheinen in den folgenden Zeiten, offenbar infolge der im Innern des Reiches Oman selbst aufgetretenen Schwierigkeiten, die Satrapen in Ostafrika und in Sansibar eine außerordentlich selbständige Stellung eingenommen zu haben; zweifellos führten die Herrscher von Sansibar und von Mombassa frühzeitig eine eigene Herrschaft, auch dem Namen nach. Hier wurden nun im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts zuerst englische Einflüsse mächtig: 1823 erschien der britische Kapitän Owen und nahm im portugiesischen Ostafrika zur Zeit, als die portugiesische Kolonie vollkommen

darniederlag, Vermessungen vor, ohne indes die ernste Absicht der Engländer, dort Fuß zu fassen, merkbar werden zu lassen, vielmehr, um lediglich die Wirksamkeit des englischen Einflusses deutlich zu machen. Für Sansibar bekam er vom Sultan von Maskat den Auftrag, den Einfluß seiner Herrschaft in Pemba und an der Küste wieder zur Geltung zu bringen. Das geschah 1824 in der Form, daß Pemba, Sansibar und die Küste zwischen Malindi und Pangani unter britischen Schutz gestellt wurden, doch als ein Teil des Reiches von Oman. Nur zugunsten der Ostindischen Kompagnie, die einen starken Handel von jenen Gegenden aus trieb, zog sich dann später das englische Interesse zurück und es begann nun wieder eine Zeit der Alleinherrschaft der Araber im tropischen Ostafrika. Zu höchster Macht gedieh diese im Jahre 1840, in dem Said ben Sultan, Fürst von Maskat (1806 bis 1856), seine Residenz nach Sansibar verlegte. Jetzt konnte die Insel und die durch ihn zur Blüte gebrachte Stadt in ganzer Ausnützung ihrer günstigen Lage in vollem Maße das werden, was sie schon lange Zeit zu sein begonnen hatte: ein Mittelpunkt des ostafrikanischen Handels, ein Welthandelsplatz, ein Durchgangshafen für den gesamten an der ostafrikanischen Küste oder nach Indien sich hinaufziehenden Verkehr. Nunmehr wurde Ostafrika wirklich völlig von Sansibar aus in Besitz genommen. Die Kenntnisse vom Innern, auch dem des heutigen Deutsch-Ostafrikas, kamen über Sansibar zuerst zu uns, waren doch die arabischen Händler, deren Einfluß bis an die ostafrikanischen Seen reichte, zugleich Forscher. Nach dem Tode des Herrschers im Jahre 1856 teilten seine Söhne sich das Reich von Oman, und nun wurde Sansibar mit einem Teil der Ostküste selbständiges Gebiet unter Sultanen, die als eine eigene Linie bis heute herrschen. Die Handelsbeziehungen Sansibars zu England und Britisch-Indien nahmen allmählich eine neue und festere Gestalt an. Zwar war bereits im Jahre 1839 ein besonderer Handelsvertrag mit England zustande gekommen, aber es wurden nun für eine gewisse Zwischenzeit auch französische Einflüsse auf der Insel mächtig. 1862 schlossen die beiden rivalisierenden Mächte, England und Frankreich, einen Vertrag, in dem sie sich gegenseitig die Unabhängigkeit Sansibars verbürgten. Das gute Verhältnis trübte sich aber, als die Engländer auf Abschaffung des Sklavenhandels drangen, Frankreich indessen dem diesem widerstrebenden Sultan in seinen Absichten Vorschub leistete. Beruhte ja doch tatsächlich in der damaligen Zeit ein ganz wesentlicher Teil des Handels von Sansibar nach der Ostküste Afrikas eben auf dem Menschenhandel. Diese Umstände ebneten nun einer Annäherung des Sultanats an Frankreich immer mehr die Wege, und im Jahre 1872 wäre zweifellos Sansibar bereit gewesen, sich ganz unter französischen Schutz zu stellen, wenn nicht gerade im selben Jahre, nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges, Frankreich außerstande gewesen wäre, die daraus möglicherweise folgenden politischen Verwicklungen auf sich zu nehmen. So geschah es, daß England mit seinen Absichten nunmehr durchdrang, daß der Sultan zur Abschaffung des Sklavenhandels veranlaßt wurde. Mit dem Jahre

1873 wurde dann der französische Einfluß vollkommen ausgeschaltet. Es ist bemerkenswert, daß um die damalige Zeit Sansibar immer noch einen beträchtlichen Besitz an der Ostküste Afrikas selbst inne hatte und ihn auch bis zum Jahre 1890 im wesentlichen behielt. Um diese Zeit ergaben sich infolge der durch die verschiedentlichen, zwischen England und Italien einerseits und Deutschland anderseits abgeschlossenen Ausgleichsverträge so starke Verschiebungen in diesem Besitze, daß allmählich auch der letzte Fetzen davon verloren ging. So wurde Somaliland mit den zu Sansibar gehörigen Häfen von England an Italien abgetreten und, durch den sogenannten Sansibarvertrag vom 1. Juli 1890, endgültig ein wichtiger Küstenstreifen und eine Reihe von südlicher gelegenen Inseln, darunter die größere Insel Mafia, an die neuentstandene Kolonie Deutsch-Ostafrika. Dazu bekam bekanntlich Deutschland die Insel Helgoland von England, mußte aber einige kleine Küstenstrecken, die heute zu Britisch-Ostafrika gehören, von seinem eben erreichten Koloniebesitzstand abgeben und — dem Namen nach an Sansibar — eine Summe für den Erwerb der genannten Inseln zahlen. Wesentlich war, daß nun die Alleinherrschaft an dem heute die Kolonie bildenden Küstenstreifen und über alles davorgelegene, mit Ausnahme der Inseln Sansibar und Pemba selbst, uns gesichert war. Im übrigen war die unmittelbare Folge dieses Sansibarvertrages, der den letzten auswärtigen Besitzstand des inneren Inselreiches sozusagen vernichtete, daß das Protektorat vollständig in Englands Hände kam.

Sansibar ist noch heute ein Welthafen: wohl sämtliche auf der Ostküste Afrikas verkehrenden Schiffe nehmen ihren Weg über ihn. Der Schiffsverkehr beträgt jährlich rund etwa eine halbe Million Tonnen, ungerechnet die über 6000 an Zahl betragenden Eingeborenenfahrzeuge (Dhaus), die den Verkehr zwischen der Küste, Sansibar und Pemba vermitteln, und die sich auf etwa 100 000 Tonnen stellen dürften. Weiter ist Sansibar lange Zeit hindurch der wichtigste Ausgangspunkt für alle größeren Expeditionen nach der Küste hinüber und in das Innere gewesen. Nur in Sansibar gab es und gibt es zum Teil noch heute reichlich Träger und ortskundige Leute für das Innere Ostafrikas. Drittens bietet Sansibar, was selbst heute noch eine gewisse Rolle für den Europäer und für den Asiaten spielt, als Residenz früher bedeutender Fürsten in dem historischen Charakter ein gewisses Etwas, das nicht unterschätzt werden darf, sei es auch nur, daß man der Stadt Sansibar diese Eigenart, vor allem manches Kunsthistorische auf den ersten Blick anmerkt, und darin einen ausgesprochenen Gegensatz zu den anderen größeren Städten der ostafrikanischen Küste findet.

Die Stadt Sansibar hat an Einwohnern etwa 70 000, die ganze Insel rund 200 000. Darunter befinden sich ungefähr 250 Europäer, vorwiegend Engländer, Deutsche und Österreicher, ferner 7000 Araber und 20 000 Asiaten verschiedener Art. Durch die ganze Insel zieht sich eine Reihe von ausgezeichnet gepflegten makadamisierten Straßen, die sogar für den Automobil-

verkehr sich als gut geeignet erweisen. Eine kleine Eisenbahn läuft von Sansibar ein Stück der Küste entlang nach Bububu; ein regelmäßiger Dampfschiffverkehr besteht mit dem Norden der Insel wie der Nachbarinsel Pemba, die selbst ohne direkten Verkehr mit der Küste ist, eine bemerkenswerte Tatsache hinsichtlich der Handelsstatistik. Auch für die allgemeine Hygiene ist mancherlei getan. Die Stadt und ein großer Teil des reich bevölkerten westlichen Kulturgebiets sind von einer vorzüglichen, von den Engländern angelegten Wasserleitung durchzogen; die erste verfügt außerdem über eine Reihe von Krankenhäusern, für Europäer wie für Eingeborene. Wieweit diese freilich — ebenso wie die großen Laboratorien, die dem Namen nach zur Untersuchung der stets wiederkehrenden Volkskrankheiten, der Pest und der Cholera, dienen sollen — ihren Zweck wirklich auch erfüllen, bleibe dahingestellt. Tatsache ist, daß die von den Engländern im Außendienst vielfach verwendeten indischen ärztlichen Beamten sicherlich in ihrer Pflichterfüllung nicht immer das leisten, was der europäische Arzt, insbesondere beim hygienischen Paßwesen, für den Durchgangsverkehr mit der Küste verlangen muß.

Ein Gang durch die eigentliche, von Europäern und Arabern bewohnte Stadt bietet außerordentlich reizvolle Bilder. Alte arabische Paläste, mit kunstvoll geschnitzten Bogentüren und starken, feinen Beschlägen; die alte Burg des Sultans, die auf Jahrhunderte zurückblickt; die Moscheen, oft versteckt gelegen, mit feinem äußeren Schmuckwerk; die reichen Inderläden, die Bazare: das alles sind Bilder, die einen künstlerisch wirkungsvollen Eindruck hervorbringen. Weniger künstlerisch, aber doch von eigenartigem Reiz ist das große Negerviertel, das — das größte derartige in Ostafrika — mit seinen engen Straßen, durch die sich noch obendrein die Eisenbahn nach Bububu mit starkem Gerassel hindurchwindet, eine ganz außerordentliche Fülle von Leben birgt, zugleich freilich auch den Herd manches Epidemienausbruchs. Die Europäer wohnen heute meist in alten Araberhäusern. Auch die Hotels, so das Afrika-Hotel, sind solche. Die Wohnzimmer, im obersten Stockwerk gelegen, umgeben von rauschenden Palmenwipfeln, der Korridor eine offene Gallerie, das Bad arabischer als brauchbar, der Speisesaal ein flaches Dach, mit Segeln überspannt — es ist ein idyllischer Aufenthalt, bringt doch selbst in der großen Hitze der ständige Seewind gewisse Kühlung. Auch die Klubs und Konsulate sind — besonders malerisch das deutsche — in ähnlichen Gebäuden untergebracht.

In dieser weiten eigenartigen Stadt tummelt sich nun eine Bevölkerung von Negern, Arabern, Indern, Goanesen, Malayen. Hier tritt der vornehme Araber, der dem Europäer fast gleich gilt, aus dem vornehmen Haus der Väter, dort ziehen verschleierte Damen zur Moschee, die, versteckt sie auch ihren festtäglichen Schmuck schüchtern in einem Winkel, um so geräuschvoller mit der Pauke zu sich lädt. Hier bietet der würdevolle arabische Kaufmann die Fülle des Kunstgewerbes seiner Heimat und Indiens an, dort hockt die Negerfrau vor ihrem Obst und Gemüse oder bereitet ein Straßenkoch unheimliche Genüsse.

Es ist ein buntes Gewühl, ein Leben wie in Kairo oder Konstantinopel, ein seltsames Durcheinander von Kultur und Unkultur: der Orient.

Und nicht minder malerisch ist das Land. Auch hier, versteckt in manchem schattigen Hain Ruinen alter Araberschlösser der Sultane von Oman, heute durch ein Netz vorzüglicher Straßen miteinander verbunden, zum Teil mit der Eisenbahn erreichbar. An den großen Straßen entlang, vielfach auch weit abseits davon, liegen versteckt in Bananenhainen, Dörfer, umgeben von kleinen Mais-, Hirse-, Bataten-, Reis- oder Zuckerrohrfeldern, wo dem Eingeborenen im wahrsten Sinne des Wortes von der Kokospalme und der Banane, dazu dem Mais oder der Hirse, die Nahrung aus der nächsten Umgebung der Hütte in den Mund wächst. Wunderlich kontrastiert das Bild der äußerlich außerordentlich wenig zivilisierten Neger mit dem der prachtvollen Straßen, der Eisenbahn oder dem Automobil. Durch hügeliges Land ziehen die Straßen; abends blinkt überall aus den Hainen der leuchtende Schein der Feuer; um die mit Palmenblättern gedeckten Hütten, im Dunkel der Kokos- und Nelkenbaumhaine kauern die Neger, einförmig murmelnd. Es ist ein Landschaftsbild, wie es ein schöneres kaum in den Tropen gibt. Mit dem buschartigen Wuchs ihrer Nelkenbäume, dem zarten Grün, das alle Flächen bekleidet, der ununterbrochenen Begehbarkeit fast des ganzen Landes mutet diese Landschaft ganz und gar wie ein großer Park an. Nur im Osten, wo das Land unwirtlicher wird und die Siedlungen seltener, zeigt sich das Bild verändert. Dort, am offenen Indischen Ozean, bildet das Charakteristische eine Reihe von Landhäusern, die sich die Sansibariten zur Erholung in der heißen Jahreszeit errichtet haben.

Nun zu einer Betrachtung der Produkte, die heute von der Insel geliefert werden. Es existieren auf Sansibar etwa zweieinhalb Millionen Kokospalmen. Der Wert dieser Pflanze erhellt am besten daraus, daß man zu sagen pflegt, jeder Eingeborene brauche täglich eine Kokosnuß zu seiner Ernährung, die üppiger lebenden Städter vielleicht sogar zwei. Dabei ist der Preis für die Nuß auf der Insel keineswegs gering, es werden vielfach bis zu 20 Pfennig für das Stück gezahlt. Die Nutzbarmachung des Baumes ist eine außerordentlich große. Die Nüsse geben die Hauptnahrung der Neger ab; die Fasern, die die Frucht umhüllen, können verwendet werden; die Schalen der ausgegessenen Früchte dienen, oft schön verziert, allgemein als Wasserschöpflöffel; die Fiedern werden zu Hüttentüren und Hüttendächern gebraucht; das Holz endlich läßt sich zum Bauen benutzen. Dabei erfordert die Pflege der Kokuspalme geringe Mühe. Liegt die Gefahr einer Fraßstörung durch den Rüsselkäfer, wie sie in Sansibar bisher verhältnismäßig gering gewesen ist, nicht vor, so hat man nicht mehr zu tun, als die Früchte der im fünften oder sechsten Jahr zu tragen beginnenden Palme in der Reifezeit vor Diebstahl zu schützen. Der Umfang der Ernten bleibt sich jährlich ziemlich gleich; mit einer gewissen Sicherheit ist je nach der Größe des Baumes auf eine bestimmte Ernte zu rechnen. Bei dem ungeheueren Verbrauch, den die Kokospalme und ihre Produkte im Lande er-

fahren, ist es selbstverständlich, daß es zu einer Ausfuhr der Produkte bisher noch nicht gekommen ist. Die zerstückelten Kokosnußfleischstücke, wie sie, unter dem Namen Kopra allgemein bekannt, aus Indien und Australien in den Handel nach Europa gelangen, namentlich zur Seifenfabrikation und ähnlichen Zwecken, werden aus Sansibar bisher noch nicht ausgeführt. Es wäre aber ein leichtes, die bequeme und billige Kultur des Baumes soweit auszubreiten, daß die Kopra, vielleicht auch die Faser (Coir) zur Ausfuhr kommen könnte. Bisher ist freilich davon noch nicht die Rede. Es wäre dazu wohl auch erforderlich, das Trocknen der Kopra in etwas modernerer und zweckmäßigerer Weise, d. h. vor allem mittels Trockenöfen vorzunehmen.

Eine sehr viel bedeutendere Rolle als die Kopra spielen indessen die Nelken für die Ausfuhr. Die Gewürznelken sind auf Sansibar und Pemba keineswegs einheimisch; vielmehr wurde der buschartige Baum, von dem die Insel gegenwärtig etwa zwei Millionen zählt, erst im Jahre 1790 eingeführt. Die Gewürznelke, wie wir sie getrocknet bei uns im Handel kennen, stellt sich bekanntermaßen als eine noch nicht geöffnete Blütenknospe dar, die zweimal jährlich durch sorgsames Pflücken von den Bäumen geerntet und durch Trocknen, vorsichtiges Umwenden in der Sonne und Sortieren zu einem sorgfältig bereiteten Handelsgegenstande wird, der für Sansibar wie für Pemba von allerhöchster Bedeutung ist. Umsomehr, als heute all das, was die Märkte von London und Hamburg an Gewürznelken bringen, von den beiden Inseln kommt. Das Ursprungsland der Gewürznelke, die Molukken selbst, liefern, wenn schon das allerbeste, so doch, was die Menge betrifft, so außerordentlich wenig, daß es für unseren Markt nicht in Betracht kommen kann. Charakteristischerweise wird die ganze Ernte Pembas — und sie ist größer als die Sansibars selbst — nach Sansibar auf den Markt gebracht. In den Zahlen für die Ausfuhr Sansibars sind also allemal die jener Pembas mit eingeschlossen. Und die macht gegen 75 Prozent der Gesamtausfuhr aus! Etwas verschoben ist das Verhältnis zu Ungunsten Sansibars, seit ein Unwetter im Jahre 1872 auf der Insel die gesamten sehr leichtbrüchigen Nelkenbäume, die am Rande der Pflanzungen vielfach durch andere Bäume gegen Winde geschützt werden müssen, vernichtete, während es Pemba verschonte. Es ist deshalb denkbar, daß sich im Laufe der Zeit das Verhältnis zwischen den Ausfuhrziffern der beiden Inseln wieder etwas ausgleichen wird. Im übrigen ist die Entwicklung des Nelkenbaums nicht gerade von einer bestimmten Bodenbeschaffenheit abhängig, nur muß er, wie die meisten anderen Tropenpflanzen, auf Saatbeeten angezogen werden. Ist er, etwa im zweiten Jahre, ausgepflanzt, so bedarf er ungefähr bis zum fünften Jahre noch eines Schutzes (zwischengepflanzte Ricinusstauden oder Bananen) gegen starke Besonnung. Er trägt bis zum fünfzehnten oder zwanzigsten Jahr. Eine gute Ernte, wie die im Jahre 1907, kann einen Ertrag bis zu 6 Millionen Rupien (die indische Rupie zu etwa 1,30 Mark

gerechnet) abwerfen. Die Erträge schwanken außerordentlich. Oft ist die schlechte Ernte eines Jahres die Folge eines mangelhaften Pflückens des Vorjahres. Wenn beim Pflücken die Knospen, die für das nächste Jahr bereits vorgebildet sind, verletzt werden, ergibt sich daraus in vielen Fällen nachträglich eine schlechte Ernte für das folgende Mal. Das schlechte Pflücken wiederum steht außerordentlich oft in engstem Zusammenhang mit den Arbeiterverhältnissen.

Die Arbeiterverhältnisse haben einen schweren Stoß erlitten durch die endgültige Aufhebung der Sklaverei. Gerade für die Pflege der Nelkenkultur, insbesondere für das Nelkensammeln war diese von allergrößter Wichtigkeit. Die Erträgnisse der Ernten von Sansibar und Pemba zusammen sind im Laufe der letzten Jahre heruntergegangen. 1906 ergab die Ernte 5,3 Millionen Rupien, 1907 fast 6 Millionen, 1908 dann aber nur 3,9 Millionen, 1909 4,9 Millionen, 1910 3,8 Millionen Rupien. Dabei ist, da Sansibar auch dafür den Marktplatz abgibt, die etwa von Ostafrika erfolgte Einfuhr mit eingerechnet, die z. B. im Jahre 1910 sich auf etwa 1 Million Mark belaufen haben dürfte. Bemerkenswert für den Handel der Gewürznelken in Europa ist besonders, daß der Hamburger Markt für Gewürznelken bereits den Londoner zu überflügeln beginnt und daß unter der wie erwähnt im wesentlichen von Ostafrika, Sansibar und Pemba herrührenden Einfuhr ein großer Teil deutsch-ostafrikanischer Herkunft ist.

Werfen wir nun rasch noch einen Überblick auf das, was wir als Leistungen der Engländer auf der Insel zu verzeichnen haben, so sind das: Übernahme und Neuanlage einer großen Zahl von Kulturen*) (der freilich als Nachteil die schlechteren, durch Aufhebung der Sklaverei entstandenen Arbeiterverhältnisse entgegenstehen); die vorzüglichen Straßen, die aber in erster Linie dem Sultan, erst in zweiter Linie dem Verkehr dienen; drittens die Anlage der großen Wasserleitung. Demgegenüber sind als Mängel zu verzeichnen: das nicht genügend verbotene, reichliche Baden in der Lagune unmittelbar bei der Stadt; die Enge der Straßen im Eingeborenenviertel; die mangelnde Anzeigepflicht — wobei wohl auch die Verwendung indischer Beamten schuld hat — und die hieraus sich ergebende schwierige Gesundheitskontrolle für das gegenüberliegende Deutsch-Ostafrika.

Der Handel Sansibars hat mit dem Aufblühen der beiden deutschen Häfen sichtlich abgenommen. Er kann niemals wieder die frühere Höhe erreichen. Anderseits sind den deutschen Häfen durch die Existenz von Sansibar sowohl Lasten erwachsen, die in Besonderheiten der dortigen Verwaltung (und zwar entschieden solchen, die nicht gerade Vollkommenheiten sind) ihren Grund haben, wie auch Hemmungen, eine herrschende Stellung an der Ostküste zu erreichen.

*) Das Gouvernement ist nach gedruckten Mitteilungen durchaus bereit, Pflanzungen abzugeben, doch klagen Ansässige, daß das Geschäftsverfahren dabei endlos sei.

Diese Hemmungen sind nicht derart, daß wir in dem Besitz von Sansibar den Schlüssel zu unserem Wohl und Wehe sehen müßten, aber eine etwaige Aussicht auf gelegentliche friedliche Erwerbung dieses alten Kultureilandes als unnütz oder töricht zu bezeichnen, das erinnert doch gar zu sehr an die Fabel vom Fuchs und den Trauben!

Bismarck und Prokesch-Osten

Eine Ehrenrettung

Von Ludwig Schemann

4. Prokesch contra Bismarck.

Die Kundgebungen Prokeschs über Bismarck zeigen nach verschiedenen Seiten das Gegenteil von denen Bismarcks über ihn. Was sie grundsätzlich von diesen unterscheidet, ist, daß er, ein Stück Philosoph, sich in den Gegner zu versetzen, ihn zu würdigen wußte, und das vom ersten bis zum letzten Augenblicke, in dem er über ihn geurteilt hat.

Eigentümlicherweise scheint er ursprünglich überhaupt nicht den Gegner in ihm gesehen, sondern anderes von ihm erwartet zu haben. In Berlin war er mit ihm in der Gegnerschaft gegen Radowitz einig gewesen, und so mag er damals gewähnt haben, daß selbst ein Österreich, in dem noch der Geist Schwarzenbergs lebendig war, noch auf ihn zählen könne. Vollends aber in den inneren Dingen, in seiner Stellung zur Revolution und zu den Verfassungsfragen, betrachtete er ihn als Bundesgenossen (hatte er doch sogar vor Antritt seiner Stellung am Bundestage Prokeschs alten Meister Metternich auf dem Johannisberg besucht und sich über manches mit ihm verständigt).

So ist es bei der mächtig suggestiven Kraft, die gerade Bismarcks Anfänge charakterisiert, nicht zu verwundern, wenn nicht nur die ersten brieflichen Äußerungen, sondern selbst noch zwanzig Jahre später niedergeschriebene Erinnerungen Prokeschs, des völlig vorurteilslos an ihn herantretenden, äußerst günstig lauten. „Herrn von Bismarck bewunderte ich damals ob seines Mutes und seines Vermögens auf der Tribüne", heißt es in Aufzeichnungen aus dem Jahre 1872 („Aus den Briefen" usw. S. 469); „Herr von Bismarck ist ein durchaus ehrlicher Mann" (An den Grafen Buol, Juni 1852, a. a. O. S. 258), und in der Begrüßungsansprache vom 4. Februar 1853: „Ich verehre in ihm einen Mann gehobener Gesinnung, des umsichtigsten Eifers und der wärmsten Vaterlandsliebe" (Poschinger I 191/92).

Da auch Bismarck in den ersten Zeiten es für geraten hielt, sich zurückzuhalten und Prokesch entgegenzukommen, so konnte er sogar (15. Februar

1853) der Hoffnung Ausdruck geben, „daß wir, in würdiger Unabhängigkeit neben- und miteinander gehend, dem Bunde und Deutschland Nutzen bringen werden" („Aus den Briefen" usw. S. 298).

Bald genug kam es dann freilich anders. Daß es Bismarcks leitender Gedanke sei, „Preußen an die Spitze von Deutschland und aus dem Bundesverhältnis von heute herauszubringen" (a. a. O. S. 257), war ihm schon in der letzten Zeit in Berlin aufgegangen, und jetzt, in Frankfurt, sollte er erfahren, daß diesem Gedanken gegenüber alle, aber auch alle anderen Rücksichten zurücktraten.

Man gewinnt aus Prokeschs Berichten an seinen Minister unbedingt den Eindruck, daß er, dem dies bei seiner eigenen bis zum Leidenschaftlichen temperamentvollen Veranlagung nicht leicht gefallen sein mag, doch das Menschenmögliche getan hat, um mit Bismarck, der den Krieg gegen die Präsidialbefugnisse des Österreichers für seine nähere und die Lahmlegung und ad absurdum Führung des Bundes für seine weitere Pflicht hielt, dennoch in möglichst gutem Einvernehmen zu bleiben. „Je suszeptibler er, desto weniger ich," schreibt er 7. März 1853, und fährt freimütig fort: „Übrigens auch unserseits manche kleinliche Eitelkeit, das heißt, nicht jedermann hat die Geduld, die ich habe" (a. a. O. S. 304).

Aber die Verhältnisse waren stärker als der stärkste Wille von beiden Seiten, und die Folge die, daß sowohl Bismarck wie Prokesch in ihren Berichten immer im gleichen Atem ihre eigenen Rücksichten beteuern und die Rücksichtslosigkeiten des Gegners in den stärksten Ausdrücken bei Namen nennen.

Noch immer zwar suchte Prokesch mit Bismarck ein erträgliches Verhältnis zu bewahren, „was bei seiner ungnädigen Haltung gegen alles, was österreichisch, nicht ohne Mühe ist. Ich bringe einen beträchtlichen Teil meiner Zeit damit zu, Skandale zu verhüten oder ihnen auszuweichen"; und ein anderesmal schreibt er: „der hiesige Posten bedarf einer Biegsamkeit und Geduld, die ich nur wenigen zutraue. Ich glaube wirklich darin einiges geleistet zu haben. Es wäre ohne ein großes Kapital dieser Eigenschaften nicht möglich gewesen, so viele Geschäfte von der Hand zu bringen und den Frieden in einer Versammlung zu erhalten, wo Leute wie Herr von Bismarck sitzen" (a. a. O. S. 404, 429).

Der wurde freilich immer „geharnischter". „Um seiner übeln Laune Luft zu machen, hat mich Herr von Bismarck in der Sitzung vom 20. Juli (1854) inbezug des Beamtenetats auf das Unanständigste angefallen, weil ich noch immer ein paar Beamte, beide Österreicher, der eine Vater von neun Kindern, der andere siebzig Jahre alt, nicht weggejagt. Der Normaletat verpflichtet mich allerdings dazu, läßt aber die Zeit völlig meinem Ermessen anheimgestellt. Solche Sekkaturen werden sich jetzt wahrscheinlich wiederholen. Schliff von außen und innere Roheit sind das Charakteristische der preußischen Bildung" (a. a. O. S. 381 ff.).

Es muß nun aber ausdrücklich betont werden, daß diese und einige verwandte Äußerungen aus der nächsten Zeit über Bismarcks Rücksichtslosigkeit

und Händelsucht das Stärkste sind, was Prokesch die Erregung entlockt hat. Im übrigen hat er auch in der größten Hitze des Kampfes ersichtlich immer um Selbstbändigung gerungen, als deren Frucht dann jene außerordentliche Vornehmheit erscheint, die seine Briefe und Berichte ebenso charakterisiert, wie sie in den Bismarckschen gar nicht auch nur angestrebt ist.

Und als er vollends den Staub Frankfurts von den Füßen geschüttelt hatte, da ist ihm Gerechtigkeit und Bewunderung für den großen Widersacher, wie in alten Tagen, wiedergekehrt, wenn auch das Wohlwollen und die Sympathie von einstens nach allem Erlebten unwiederbringlich dahin waren.

Schon zur Zeit des Fürstentages weissagte Prokesch den Krieg („Krieg haben wir in jedem Falle, wie ich Bismarck kenne")*).

Doch mußte dem äußeren erst der innere, die Niederringung der liberalen Opposition, vorangehen. In diesem stand Prokesch ersichtlich innerlich auf Bismarcks Seite; als er einmal in der Schweiz mit einigen seiner Hauptgegner zusammengetroffen war, äußerte er gegen einen Freund: „Haben Sie den ganzen Abend einen gesunden, brauchbaren politischen Gedanken von diesen sonst so gescheidten und unterrichteten Menschen gehört? Ich sage Ihnen, Bismarck haut diese noch nieder, daß sie sich nicht mehr rühren. Sie werden noch ihren Fetisch aus ihm machen. Ich kenne ihn, er ist stärker als sie alle zusammen."

Nach dem unglücklichen Kriege von 1866 erkannte Prokesch richtig: „daß wir aus dem Bunde sind, ist die einzige Lichtseite in unserem Unglück (er hatte sich in Frankfurt sattsam davon überzeugen können, was es mit diesem Bunde auf sich hatte). Außerhalb können wir in Deutschland gelten, innerhalb desselben, Preußen oder Majoritäten und enge Gesichtspunkte gegen uns, nichts."

Die Ereignisse von 1870 fanden in ihm ganz nur den deutschen Mann, dem es, sehr im Gegensatze zu den Politikern von der Art Beusts, vom ersten Augenblicke an fest stand, daß Österreich fortan nicht nur das Interesse, sondern auch die Pflicht einer engen Anlehnung an das neue Deutsche Reich habe — eine Überzeugung, der er dann noch wiederholt den unzweideutigsten Ausdruck verliehen hat.

In aller Ruhe des Alters hat dann der Siebenundsiebzigjährige 1872 noch eine letzte Abrechnung auch mit dem alten Gegner gehalten, die als eines der hervorragendsten Dokumente jener denkwürdigen Kampfesepoche hier ganz mitgeteilt sein möge. Sie zeigt, daß Prokesch es über sich vermochte, den gedämpften, fast überwundenen Groll vergangener Tage voll großartiger Resignation und mit der Wahrheitsliebe, die er, trotz Bismarck, immer besessen, in eine Huldigung für den Gewaltigen ausklingen zu lassen:

„Herr von Bismarck vertrat das Bestreben, den Bund zugrunde zu richten, um Raum für Preußens Herrschaft zu schaffen, ich das Bestreben, den Bund zu

*) Die folgenden Mitteilungen nach von Warsbergs Nekrolog in der „Allgemeinen Zeitung".

halten. Die Kräfte waren ungleich. Mit ihm ging die ganze neue Zeit und gingen die Staaten, die von Preußen etwas fürchteten oder wollten, so Holland für Luxemburg, so Dänemark für Holstein, so die sächsischen Herzogtümer, so nicht selten Bayern, Württemberg und Baden, die beiden ersteren, um sich der Präsidialmacht gegenüber geltend zu machen, letzteres aus angewohnter Unterwürfigkeit, so auch Oldenburg. Zu mir hielten sich nur Hannover, Sachsen und die freien Städte.

Alles, was den Bund hätte befestigen und fördern können, wurde von Preußen bekämpft. Der Bund wurde durch von Preußen geleitete oder bezahlte Blätter verlästert und die preußische Regierung erhob sogar Klagen gegen die Langsamkeit der Arbeiten, während gerade ihre Vertreter in den Kommissionen es waren, denen diese Versäumnisse zu Schuld lagen. Ich war auch die Zielscheibe preußischer Klagen in Wien geworden und dankte Gott, als mir die Gelegenheit geboten wurde, nach drei mühsamen Jahren diesen unhaltbaren Posten zu verlassen.

Herrn von Bismarck fehlte gänzlich die Eigenschaft, die Person von der Sache trennen zu können. Für ihn, der durch und durch nur Preuße, existierte kein anderer Standpunkt als der des preußischen Interesses. Was auf denselben keinen Bezug hatte, nahm er allenfalls freundlich und — in seiner Weise — höflich hin, aber er würde, wenn ein Engel vom Himmel herabgestiegen wäre, ihn ohne preußische Kokarde nicht eingelassen haben, und würde dagegen dem Satan selbst, zwar mit Verachtung, aber doch die Hand gereicht haben, wenn dieser dem preußischen Staate ein deutsches Dorf zugeschanzt hätte. Klar wie Macchiavell, war er zu gewandt und zu glatt, um irgendein Mittel zu verschmähen, und man muß ihm zugestehen, daß ihm Halbheit nach jeder Richtung fern lag, und daß er jedesmal die ganze und wohlgeordnete Phalanx seiner Mittel ins Feld zu führen verstand. So betrieb er mit unermüdlichem Eifer die Lahmlegung und Herabwürdigung des Bundes; mit großer Gewandtheit und ausgiebiger Benutzung der ihm zur Verfügung stehenden Presse wußte er die Schuld davon Österreich, das ihm im Wege stand, in die Schuhe zu schieben, und Preußen als den Hort der zeitgemäßen Ideen hinzustellen. Der Beruf Preußens überwältigte ihn so, daß er selbst mit mir die Unerläßlichkeit der Einheit Deutschlands unter Preußen mehrmals besprach. Mir ist überhaupt kaum ein Mann vorgekommen, so abgeschlossen in seinen Überzeugungen, so bewußt seines Wollens und Sollens. Bismarck war der Mann für den Umguß Deutschlands in die neue Form". („Aus den Briefen" usw., S. 470 bis 472.)

Wieviel abgeklärte Selbstentäußerung, wieviel freiwillige und unfreiwillige Anerkennung spricht aus den Anklagen dieses historischen Rückblicks!

Von alledem wird man bei Bismarck nichts erwarten: auch fernerhin tragen, durch mehr als zwanzig Jahre noch, alle seine Kundgebungen über Prokesch das gleiche Gepräge unerbittlicher Befangenheit wie in der Kampfeserregung der fünfziger Jahre.

Zunächst höhnt er in allen Tonarten hinter dem gestürzten Gegner her. Noch im Dezember 1870 versicherte er sodann seiner Versailler Tafelrunde, und Busch hat ihm den traurigen Dienst erwiesen, diese Äußerungen auf die Nachwelt zu bringen, daß Prokesch ein Mann ohne Ehre und Gewissen sei, ein durch und durch verlogener Patron, „ein schuftiger Kerl", wie die schöne Tirade schließt. Und als ihm zwei Monate später (Busch II 143) zu Ohren gekommen ist, daß Prokesch den deutschen Siegen und den neuesten deutschen Entwicklungen zugejubelt habe, weckt auch das nur seinen Spott: große Empfindungen, edelmütige Regungen gegenüber Feinden waren ihm selbst etwas so fremdes, daß er sie sich auch bei jenen gar nicht vorstellen konnte, und so hier darüber frohlockte, daß er mit Preußens Triumphen angeblich Prokesch einen Tort angetan habe! („Aber Prokesch hat es erlebt, und das freut mich!") Ja, selbst als diesen, nach Vollendung seines früchtereichen Tagewerkes, schon längst der Rasen deckte, hat er noch im deutschen Reichstage hinter ihm hergewettert („Politische Reden", Bd. 7, 1893, S. 106) und so, alles in allem, in Prokesch ein Schulbeispiel dafür aufgestellt, wie er zu Werke ging, wenn er einen Gegner vernichten wollte, welche Vernichtung er sich nur in Form eines auch bürgerlichen Todes, einer förmlichen capitis deminutio vorstellen konnte.

5. Abschluß.

Schon nach dem vorhergehenden wird man versucht sein zu denken, daß wohl kaum je ein inkommensurableres Gegnerpaar auf der politischen Mensur einander gegenübergetreten sein dürfte. Dieser Ausdruck ist vornehmlich mit Rücksicht auf Bismarck gewählt, der, man kann es nicht leugnen, dem Zweikampf mit Prokesch, bei dem ihm alle Hiebe recht waren, etwas von diesem Charakter beigemischt hat. Ja, streng genommen wird vieles von dem, was er über Prokesch gesagt hat, nur unter diesem Gesichtspunkt, daß hier eben ein alter Korpsbursch spricht, und unter den entsprechenden Abzügen in der Ausdrucksweise, überhaupt erträglich, wenn auch nicht eben erfreulicher.

Immer aufs neue drängt sich die Frage auf, warum gerade bei Prokesch dieser unermeßliche Haß, dieses verschwenderische Übermaß der Befehdung, das selbst in seinem an ähnlichen Beispielen doch nicht armen Leben auffallen muß.

Die Antwort kann nur sein, daß in diesen beiden eben, über die sich bekämpfenden Individualgestalten hinaus, ganz ungewöhnlich vieles feindlich aufeinander traf, politisch Preußen und Österreich, diplomatisch der Typus Metternich mit dem Typus Bismarck, menschlich die Altmark mit der Steiermark in je einem Kernvertreter. Jeder dieser Gegensätze war an sich schroff genug, und der eine und der andere damals noch ganz besonders mit Elektrizität geladen.

Am stärksten klafft freilich das menschliche Gegenfüßlertum, so daß es wirklich fast nicht zu viel gesagt ist, Bismarck habe nicht die Fähigkeit besessen, auch nur eine Faser eines Mannes wie Prokesch zu begreifen und richtig zu

würdigen. So viele Worte, so viele Verkennungen. Am meisten tritt das da zutage, wo von den allerinnerlichsten Dingen die Rede ist, vom Religiösen zum Beispiel. Man sehe nur einmal, wie er (an Gerlach S. 63) an Prokeschs Religionsbekenntnis herumspürt: man gewinnt den Eindruck, daß er hier an ein Äußerliches, ein Kostümstück sich hält, weil ihm das auch nur alleroberflächlichste Eindringen in das Seelenleben des Mannes versagt bleibt. Gerade in dem Verhältnis der beiden zur Religion offenbart sich — begreiflicherweise — ihre ganze abgrundtiefe Verschiedenheit. Wir wissen aus Prokeschs Briefwechseln, wie tief die religiösen Probleme ihn, in ununterbrochenem geistigem und seelischem Ringen, bis zuletzt bewegt haben, während Bismarck, nachdem er die entsprechenden Skrupel, die auch ihm in jüngeren Jahren nicht gefehlt haben, durch die mit seiner Verlobung und Verheiratung zusammenfallende Annäherung an die evangelisch-kirchlichen Lehren zum Schweigen gebracht hatte, in der engen Anlehnung an diese auch für sein ferneres Leben völlig Ruhe fand und sich fort und fort lebhaft zum Christentum bekannte, was ihn aber z. B. nicht abhielt, einem reichlich antiken Haß so leidenschaftlich zu fröhnen, als sei nie ein Christus in der Welt gewesen. Freilich war Bismarck dieser große Hasser zumeist — nicht immer — als Patriot, wie er denn auch als solcher, überhaupt als Politiker, zu stark und zu einseitig in seinem Denken absorbiert war, um für andere Dinge, und selbst die Religion, noch Kräfte von dieser Seite zu erübrigen.

Fast noch mehr hat man den Eindruck des zwei Männer — zwei Welten, wenn man sieht, wie sich Bismarck zu dem geistigen Menschen in Prokesch stellt. Wir sind der Meinung, daß diejenigen Bismarck Unrecht tun, die ihn aus der deutschen Geisteswelt im engeren Sinne ganz herauslösen wollen: er stand zu deutschem Geist und deutscher Bildung etwa so, wie einzelne hochstehende Spartaner der späteren Zeit zur hellenischen. Aber das wird man nicht leugnen können, daß, wenn er je Anlaß zu einer solchen Verkennung gegeben hat, dies in seinem Verhalten gegenüber Prokesch der Fall gewesen ist. Die Auffassung Schacks, daß es gerade für uns Deutsche beschämend sei, daß unsere hervorragenden Staatsmänner nicht, wie die der Engländer, Franzosen, Italiener und Spanier, hohe Geistesbildung und womöglich wissenschaftliche und schriftstellerische Auszeichnung zu ihren Ruhmestiteln rechneten, hat ihm offenbar in einem Grade ferngelegen, daß dergleichen ihm vielmehr fast als Allotria erschien. Die beiden deutschen Staatsmänner, die jenen Typ vertraten, Radowitz und Prokesch, haben ihn jedenfalls ganz besonders abgestoßen. Bei Prokesch scheint er keine über das vage Gerede der Fama*) hinausgehende Ahnung davon gehabt zu haben, daß er in ihm einen der reichsten, universellsten Geister des damaligen Europa vor sich hatte; und hätte er sie gehabt, so lehren die ganz wenigen, durch-

*) Einzig dies klingt auch aus der oben angeführten offiziellen Begrüßungsansprache heraus.

aus hämischen und absprechenden Bemerkungen, mit denen er dieser Seite seines Wesens gedenkt, daß dieser Umstand seine Abneigung eher vergrößert, daß er ihm seine geistigen Vorzüge im Innersten als ein belastendes Moment auf das Schuldkonto geschrieben habe. Die Bevorzugung im Hasse, die er Prokesch in so hohem Maße angedeihen ließ, dürfte, man kann die Befürchtung nicht unterdrücken, zum guten Teile auf die dunkle Empfindung und instinktive Anerkennung einer Überlegenheit zurückzuführen sein, einer Überlegenheit, die bei jenem nach der geistigen Seite, nach der Seite von Bildung und Wissen ebenso unzweifelhaft und im gleichen Maße vorhanden war, wie bei Bismarck nach der Seite des staatsmännischen Könnens, Wollens und Müssens. Und da es sich für ihn ausschloß, Prokesch auf die geistigen Gebiete, die ihm letzten Endes doch innerlich völlig fernlagen, irgendwie ernstlicher zu folgen, so hielt er sich dafür schadlos durch Persiflierung des ihm Unverständlichen, und namentlich wo das Wissenschaftliche einmal auch in die politische Sphäre, in die Ausdrucksweise des Kollegen hinüberzuspielen schien, reibt er sich immer von neuem an seiner „Langweiligkeit", seiner „didaktischen Weitschweifigkeit", seinem „professoralen Vortrag", seinem „oratorischen Schwung" usw.

Nichts begreiflicher als dies! Aber bedauerlich bleibt es doch, daß diese gänzliche Ablehnung des geistigen Menschen in Prokesch zu einer völligen Verkennung auch des moralischen, der gerade bei ihm mit dem geistigen so unabtrennbar verquickt war, in hohem Maße beigetragen hat. Die Natur hatte ja ohnehin in diesen beiden Männern ein übriges getan, um die hohen Vorzüge, mit denen sie beide ausgestattet hatte (von der Vaterlandsliebe, die ihnen gemeinsam war, immer abgesehen), fast ausschließlich nach entgegengesetzten Seiten zu verlegen, und dies bis ins Allerpersönlichste hinein, den grimmen Humor z. B., der ebenso Bismarck eigen wie dem schwerblütigeren Prokesch fremd war. Dazu kam der Altersunterschied von zwanzig Jahren: Prokesch vertrat ein absterbendes, das metaphysisch-empfindsame, Bismarck ein heraufziehendes, das positivistisch-nüchterne Zeitalter. Eine gewisse Überschwänglichkeit ist, neben aller „nüchternen Genialität", die doch auch ihm nachgesagt werden konnte, vielen Kundgebungen Prokeschs eigen. Gegen Bismarck scheint er sie — und das begreift sich! — nie hervorgekehrt zu haben, wenigstens bin ich auf keinerlei Echos davon getroffen. Wohl aber erwähnt jener einzelne Male, noch nach den schlimmsten Vorkommnissen, der „durchbrechenden Herzlichkeit" Prokeschs: das heißt doch wohl, die urwüchsige Natur des Alpensohnes brach sich in diesen Fällen durch allen diplomatischen Firniß, durch alle politischen Gegnerschaften übermächtig Bahn. Nichts Ähnliches auf seiten Bismarcks. Er bewahrt bestenfalls die eisigkühle Nüchternheit des märkischen Junkers und ließ im übrigen der Politik allein das Wort, die ihn denn freilich, wie sie damals war, von einem Manne wie Prokesch immer unheilbarer trennen mußte.

Sie freilich gab ihm eine unermeßliche Überlegenheit über jeden denkbaren Gegner. Er hatte die bessere, jedenfalls klarere Sache, die gewaltigere Per-

sönlichkeit, dabei, trotz eines dämonisch leidenschaftlichen Temperamentes, die innere Ruhe und Kühle höchsten Zielbewußtseins. Er stand auf festestem, sein Gegner auf wankendem Grunde. Dieser konnte damals in manchen Stücken nicht er selbst bleiben, die unsichere, unwahrhaftige, unklare Politik seines Landes überwies ihm eine ihr entsprechende Aufgabe und drückte ihm zu deren Durchführung kleine, nicht selten jämmerliche Mittel in die Hand. Einzig diese hat Bismarck gesehen, sehen wollen, und so ist er zur denkbar falschesten psychologischen Diagnose seines Gegners gelangt.

In Wahrheit war dieser vielmehr der edlere Mensch, er konnte und durfte es sein, konnte z. B. die eine Tugend, die er dem Gegner abspricht: die Person von der Sache zu trennen, im allerhöchsten Maße üben, so daß er — um nur das sprechendste Beispiel zu wählen — eine Zeitlang der Lieblingsumgang des gestürzten, nicht am letzten durch ihn selbst gestürzten Radowitz war.

Männer wie Bismarck sind, wie sie sind, und wie sie sein müssen. Jeder Kommentar zu ihnen erscheint im Grunde überflüssig, jede Ausstellung verfehlt; jede Anklage prallt von ihnen ab wie die Kugel vom Felsen. Ja, sie wäre von Hause aus unzulässig, weil die Richelieu, die Cromwell, die Bismarck, sie, die vor allen anderen ihr Volk groß gemacht haben, daraus das Privileg schöpfen, ganz nur für sich beurteilt zu werden. Aber die Gesetze der Wahrheit gehen neben denen der Pietät und der Dankbarkeit her unwandelbar ihren Weg, und defensiv hat eine Bekämpfung jener Großen die höchste Berechtigung.

Die Nachwelt hat kein Recht, und würde keinen Vorteil davon haben, an ihnen herumzukritteln; aber sie hat die Pflicht, ihre Irrtümer aufzudecken und vor allem die Übergriffe, die sie, und nicht gegen die Schlechtesten, begehen, zu sühnen und zu berichtigen. Ehrabschneidung wird dadurch nicht erträglicher, daß sie von einem großen Manne betrieben wird, und fällt daher selbst dann auf ihren Urheber zurück. Und wäre er der Allergrößeste, es geht darum doch nicht an, daß er einem anderen, doch auch einem der besten, seinen Ehrenschild besudelt oder aus der Hand schlägt.

Für Prokesch und gegen Bismarck würde allein schon ein Vierblatt wie Fürst Karl Schwarzenberg, Erzherzog Johann, Radowitz und Gobineau — die lautersten Naturen, die zu ihrer Zeit aufzutreiben waren — in ihren individuell abgestuften, aber alle gleich innigen Beziehungen zu Prokesch genügend sprechen, wenn wir nicht noch andere Zeugen in Fülle und vor allem den Mann selber in seinem reichen und schönen Nachlaß zur Entlastung und Bekundung der Wahrheit hätten*).

*) Mit Genugtuung möchte ich feststellen, daß die ernste deutsche Historik, wo immer sie sich einmal, meist freilich nur streifend, mit Prokesch befaßt hat, durchaus den hier vertretenen Standpunkt teilt. Friedjung hat vom österreichischen Standpunkt aus die Bedeutung und das Schwergewicht der Prokeschschen Gegenpublikationen zur Geltung gebracht. Aber auch bei uns hat schon aus den Tagebüchern Georg Kaufmann den Eindruck eines Mannes „voll geistiger und sittlicher Energie" und aus den Briefen Ottokar Lorenz den einer „über-

Aber diese Wahrheit ist wenigstens einmal, ein einziges Mal auch bei Bismarck durchgedrungen. Auf die Kunde von Prokeschs bevorstehender Abberufung, die ihn offenbar in hohem Maße überrascht und stutzig gemacht hat, schreibt er plötzlich an den Minister (Poschinger II 173): „entweder will man ihn auf eine schonende Weise aus einer Stellung beseitigen, in welcher er nicht zur Zufriedenheit gewirkt hat, oder man beabsichtigt hier Dinge, für deren Ausführung man eines minder wohlwollenden und gewissenhaften Charakters als des Herrn von Prokesch bedarf."

Man kann diese Worte nur mit dem größten Erstaunen lesen: sie wirken durchaus wie ein Aus-der-Rolle-Fallen, wie ein Vergessen, fast wie ein Druckversehen. Ein einsames Eiland in einem Meer! Psychologisch erklären wird man es wohl nie können, wie Bismarck dazu gekommen ist, dies eine Mal sich selbst in seinen tausend anderen Kundgebungen Lügen zu strafen. Aber das eine darf man wohl sagen: wenn man sieht, wie unendlich schwer es ihm ankommt, einmal gerecht gegen Prokesch zu sein (was er selbst bezeugt durch Wendungen wie „die Gerechtigkeit muß ich ihm widerfahren lassen", ja selbst durch gelegentliches Halbwiederzurücknehmen oder Einschränken derartiger Zugeständnisse), so wird man das Gewicht und die Tragweite jener Worte gar nicht zu hoch veranschlagen können. Sie wiegen in der Tat zentnerschwer, sie wiegen die ganze Summe der Anklagen und Schmähungen auf, sie sind eine ungewollte Ehrenerklärung für Prokesch. Sie bedeuten für ihn eine restitutio in integrum nach der einzigen Seite, auf welcher er sich wirklich Blößen gegen Bismarck gegeben hatte, und wir dürfen dessen Worte ausdeuten und erweitern dahin, daß wir sagen: was Prokesch als österreichischer Diplomat in Frankfurt gesündigt hat, hat sündigen müssen, ist mit so vielem anderen von der Zeit hinweggeschwemmt worden. Was er in seinem ganzen übrigen Leben als Staatsmann, als Militär, als Forscher, als Schriftsteller, als Mensch geleistet und gewesen, sichert ihm bleibenden Ruhm und ein dankbares Andenken. Daß dies beides nicht mehr nur auf seine engeren Landsleute sich zu beschränken braucht, das dankt er und das danken wir dem Manne, der ihn einst so leidenschaftlich bekämpft, der ihn selbst noch in dem Augenblick, da er Österreich die Bruderhand reichte, an dieser Sinnesänderung nicht teilnehmen lassen wollte, und der doch durch die innige Verbindung, in die er uns mit dem Nachbarreiche gebracht, an erster Stelle dahin gewirkt hat, daß wir uns an dessen besten Söhnen wie an denen des eigenen Landes mit erfreuen können. Unter ihnen aber wird Anton Prokesch auf immer einen ehrenvollen Platz für sich in Anspruch nehmen dürfen.

---

wältigend vornehmen Denkungsart" (Deutsche Literaturzeitung, Nr. 44, 1909. Allgemeine Zeitung, 1896, 2. Juni) sich gewonnen. Ersterer erklärt zugleich auch ganz im Sinne obiger Darstellung, wie es kommen konnte, daß Bismarck ihn in so ganz anderem Lichte sah.

Die Hexe von Mayen

Roman

Von Charlotte Niese

(Vierzehnte Fortsetzung)

Andern Tages nahm der Herzog Hans Adolf das Patent eines dänischen Feldmarschalls aus Seheſteds Hand entgegen. Er war freundlich und ein wenig spöttisch, wie es manchmal seine Art war, und der Staatsrat bemerkte mit Staunen, daß er sich nicht so freute, wie er es glaubte. Darüber sprach er nachher mit der Herzogin, als er bei der Tafel zwischen ihr und Hans Adolf saß.

„Seine Gnaden ist nicht so froh, wie des Königs Majestät es wohl erwarten darf!“

Die Herzogin nippte ein wenig aus dem silbernen Becher, der vor ihr stand.

„Die königliche Majestät führt gerade keinen Krieg!“ erwiderte sie entschuldigend. „Und dann —“ sie zögerte einen Augenblick. „Der König nimmt den holsteinischen Herzögen sehr viele Rechte!“

Darauf wußte der Staatsrat nichts zu erwidern, denn es war allbekannt, daß der Dänenkönig allmählich alles Land einzog, über das seine Vettern, die Herzöge, rechtmäßig regierten. Er nannte das Reunion, wie König Ludwig von Frankreich, als er Straßburg besetzte und seinem Reich einverleibte.

Einen Augenblick saß der Staatsrat schweigend, dann hob der Herzog seinen Becher gegen ihn.

„Herr Staatsrat, ich trinke auf Eure liebliche Tochter. Das sie einen braven Gemahl erhalte und den Stamm der Seheſtedts nicht erlöschen lasse!“

Der Staatsrat stand auf und bedankte sich für die Ehre.

Darauf redeten die Herren vom Krieg, vom Rheinland, von Laach, der Stadt Mayen und von den Abenteuern, die sie dort erlebten. Sogar der Staatsrat lächelte, als seine Tochter die Hexe von Mayen genannt wurde, und er mußte der Herzogin von allem berichten, endlich sogar von dem Loch in der Mauer, durch das die Braunschweiger in die Stadt gekommen und die Franzosen daraus vertrieben hatten.

Gespannt hörte die hohe Frau zu und sprach endlich den Wunsch aus, die Jungfrau von Sehestedt von Angesicht zu sehen und sich von ihr noch mehr berichten zu lassen.

„Wir sind gar einsam hier und erleben sehr wenig!“ setzte sie hinzu.

Ihr Herr Gemahl hatte diese Worte gehört und hob den Becher nun auch gegen sie.

„Euer Liebden muß nicht allzuviel erleben wollen! Das ist nicht gesund und gibt viel Sehnsucht in das Blut. Viel besser, ein geruhsam Leben zu führen, seinen Acker zu bauen und der Obrigkeit zu gehorchen!“

Die Tischgesellschaft lachte, wie sie lachen mußte, über einen Scherz ihres Herrn. Aber die Herzogin sah ängstlich in das dunkle Gesicht ihres Gebieters. Wenn er so sprach, dann wußte sie, daß er sich schon wieder in die weite, unruhige Welt sehnte, daß sie bestimmen müßte, wie die Giebel gerichtet und die Ställe gebaut werden sollten. Daß der Vogel schon wieder die Schwingen hob, um weiter zu fliegen. Und das Herz war ihr schwer unter dem goldgestickten Kleid und der feinen tondernschen Spitze, die kunstreich darüber gelegt war.

Aber sie lächelte tapfer und nippte wieder an ihrem Becher.

Eine Woche später stand Josias Sehestedt vor seiner Base Heilwig. Es war zu Schloß Sehestedt, im Schleswigschen, wohin der Junker geritten war. Stolz lag der Sitz mitten zwischen Wiesen und Wald an einem großen Landsee. Der Junker war gekleidet, wie lange nicht. Er trug ein graues Sammetwams, das reich mit Spitzen besetzt war, dazu feuerrote Strümpfe und gelbe Stulpstiefel, die gleichfalls mit Spitzen besetzt waren. Dann noch einen kleinen Degen und einen mit Edelsteinen besetzten Gürtel. Er machte sich merkwürdig in einem schmucklos eingerichteten Zimmer, das nur notdürftig mit Eichengerät ausgestattet war und auf dessen steinernem Fußboden nicht einmal ein Teppich lag.

Heilwig, die selbst ein einfaches schwarzes Kleid trug und ihr Haar kunstlos aufgesteckt hatte, sprach gleich von dem Gegensatz.

„Ihr wundert Euch gewiß, daß wir armselig wohnen, aber die Polen unter dem Brandenburger Herrn haben vor etlichen Jahren hier gehaust und da der Herr Vater meistens in Kopenhagen wohnt, ist nicht viel wieder angeschafft worden. Aber die Felder sind gut bestellt und die Dörfer allmählich wieder aufgebaut!“

„Ja, der Krieg!“ Josias setzte sich auf ihr Geheiß und sah sich mit seinen scharfen Augen um.

„Bei meiner Mutter auf Schierensee sind sie damals nicht gewesen!“ sagte er. „So also werden wir immer genug Gerät haben, Base, und brauchen uns nichts Neues anzuschaffen.“

Ihr blasses Gesicht färbte sich ein wenig, aber sie sah ihn ernsthaft und ruhig an.

„Es ist gut, daß Ihr kommt, Vetter! Ich hab schon auf Euch gewartet! Der Vater liegt mir in den Ohren mit Heiraten, und es ist nicht wohlgetan

für eine Jungfrau, allein zu sein. Zumal, wenn sie eine Erbtochter ist und ein Mann nach dem anderen das Gut haben will, und die Jungfrau als Zugabe."

„Ich will Euch nicht als Zugabe," sagte er hastig. „Ich will —" sie machte eine Bewegung.

„Ich weiß, Vetter, Ihr meint es gut, und daher bin ich bereit, Euer Weib zu werden, wenn Ihr mich haben wollt und Eure Frau Mutter damit einverstanden ist. Aber wir wollen nicht von Liebe reden. Ihr wißt, ich habe sie anderswo vergeben."

„Er ist tot," murmelte er, und sie neigte den Kopf.

„Der Herr Vater hat es mir gesagt, und ich bin froh, daß er tapfer gestorben ist — ich wußte, er würde tapfer sein: er hatte wohl einen zarten Leib, aber eine Seele aus Stahl."

„Ihr hättet bei ihm bleiben sollen!" rief Josias bitter, aber sie schüttelte den Kopf.

„So meinte ich es nicht: von meinem Glauben konnte ich ebensowenig lassen wie er. Aber er rettete mir das Leben und daher darf ich wohl an ihn denken. Und dazu ist er tot — aber, wenn Ihr meint, den Gedanken an ihn bei mir nicht ertragen zu können, so sagt es offen. Mein Herr Vater wird alsdann einen anderen Mann für mich wählen!"

Josias zupfte an den lang herabfallenden Spitzen vor seiner Hand.

„Eins muß ich noch sagen," begann er stockend. „Ich habe den Wiltberg wohl fallen gesehen, aber dann mußte ich weiter. Die grauen Brüder haben ihn mit anderen weggetragen."

Sie verstand ihn gleich.

„Ihr meint, er könnte noch leben?" Sie war rosenrot geworden und ihre Augen nahmen einen hellen Schein an.

Dann legte sie die Hände zusammen.

„Möge Gott ihm die Gesundheit wiedergeben, sofern er noch lebt! Sonst —" sie hielt inne und das Sprechen fiel ihr schwer. „Ich gönne ihm keinen siechen Leib!"

Dann war es still zwischen den beiden. Vom Hofe her knallte eine Peitsche, die rohe Stimme des Vogtes schalt, und irgend jemand lachte frech und gellend.

„Die Leibeigenen sind unbotmäßig," sagte Heilwig sich beherrschend. „Die vielen Kriege haben sie wüst und trotzig gemacht, mein Vater ist fast immer weg —"

„Es fehlt der Mann mit starker Hand!" sagte er und streckte seine Rechte aus. Sie war hart und groß und über Heilwig kam es wie Furcht.

„Werdet Ihr auch gut zu mir sein?" fragte sie zaghaft.

Da bog er das Knie vor ihr und küßte ihr beide Hände.

„Ich darf es ja nicht sagen, aber ich liebe Euch sehr!"

* *

Den Herzog Hans Adolf litt es nicht lange in seinem kleinen Land. Bald zog er wieder aus, um gegen Feinde zu reiten und die in Holstein schüttelten den Kopf über ihn. Denn seine Frau Gemahlin war viel allein, mußte die Regierung führen und dabei noch Mutterpflichten erfüllen. Da meinte man, der Herzog könnte besseres tun, als mit den Dänen gegen die Schweden zu kriegen, oder nach Holland zu reisen und dort das Heer mit neuen Gewehren versehen zu lassen. Aber er war einmal ein unruhiger Herr, und daß die Leute von ihm sagten, daß er zaubern könnte, erfreute ihn über die Maßen. In den Spinn- und Wachtstuben ward allerhand von ihm berichtet, das die Haare zu Berge stehen ließ, und wenn er manchmal auf seinem schwarzen Pferd und ganz spät in der Nacht durch seine kleine Residenz ritt, dann sprach mancher ein Stoßgebetlein. Aber er war nicht allein ein Kriegsheld und ein Zauberer, er war auch ein guter Landesvater, der Schulen bauen ließ, die Gewerbe begünstigte und alles, was seine Gemahlin in dieser Hinsicht anordnete, gut hieß. So sah es bald ordentlich und friedsam im Ländchen aus, und wenn Josias Seheſtedt einmal von Schierensee mit seiner Gemahlin nach Plön ritt, um der Herzogin die Aufwartung zu machen, und wenn er daheim war, auch den Herzog zu sehen, dann meinte er doch, daß ein Weiberregiment so übel nicht wäre, wenn es ordentliche männliche Ratgeber hätte. Frau Heilwig lächelte ein wenig verträumt über diese Worte, aber widersprach ihnen nicht. Herr Josias war ein stattlicher Landedelmann geworden, der seine zwei Güter gut und kräftig regierte und dabei doch kein zu scharfes Regiment führte, wie manche seiner Standesgenossen.

Er war rücksichtsvoller gegen seine Gemahlin als mancher andere Junker; noch niemals war er betrunken nach Hause gebracht, oder hatte jemanden im Streite erschlagen, wie dies damals so häufig vorkam, also konnte Frau Heilwig wohl zufrieden sein und sie war es sicherlich. Zwei Söhne hatte sie, ein Töchterchen und eine große Gutswirtschaft, viel Arbeit und Mühe. Da war es nicht verwunderlich, daß Frau Heilwig sich nicht unterschied von anderen Edelfrauen; daß sie schaffte und sorgte und auch wohl einmal mit der Peitsche dreinschlug, wo sie meinte, es nötig zu haben. Noch immer zog Gesindel einher, machte die Leibeigenen aufsässig, und suchte zu stehlen und zu brennen, wo es anging. Denn irgendwo war ja immer Krieg, und was heimatlos oder angeschossen war, das lebte vogelfrei und schadete wie Ungeziefer. Jeder Edelhof hatte sein Gefängnis, in dem die Landstreicher eine Hungerkur durchmachten, wenn man sie nicht aufhängte.

Und einmal war der Turm zu Schierensee fast voll. Von allen Seiten, vor allem von Hamburg her, waren Landstreicher gekommen, und der Vogt rang die Hände. Denn allein wagte er doch nicht, an den Malefikanten ein Urteil zu vollstrecken, und der Herr von Seheſtedt war auf eine Jagd im östlichen Holstein geritten, und niemand wußte, wann er heimkehrte. Die edle Frau aber, die sonst das Urteil sprach, hatte an anderes zu denken. Ihr kleines

Töchterchen war krank und sie mußte es pflegen, hatte unruhige Nächte und sorgte sich schwer. Zwei weise Frauen hatten schon helfen wollen, und der herzogliche Leibmedikus aus Kiel war dagewesen, um viel weise Worte auf lateinisch zu sagen und etliche Flaschen Mixtur zu verschreiben. Aber bei der kleinen Heilwig wollte nichts helfen, sie lag müde in ihrem Bettchen und über die Mutter kam die große Angst.

Ungeduldig winkte sie eines Tags dem Vogt ab, der ihr eine Nachricht bringen wollte, und der Mann entfernte sich auf Zehenspitzen, während er den Kopf schüttelte. Denn er hatte eben erfahren, daß ein Mordbrenner ganz in der Nähe sein Wesen triebe, einer von denen, die sich nicht mit Brand und Raub begnügen, sondern ihr Messer ziehen und die Kehle abschneiden. Frau Heilwig aber freute sich, daß der Mann wieder ging.

Sie saß im Garten, zwischen Taxushecken, und neben ihr stand das Bett des Kindes. Zwar hatte der Leibmedikus vor der frischen Luft gewarnt, weil sie böse Dämpfe enthalten könnte, aber die kleine Heilwig schlief immer in der warmen Sonnenluft ein, sonst konnte sie keine Ruhe finden. Die Sommerrosen dufteten und der blaue Ritterſporn streckte seinen schlanken Stengel neben der weißen Lilie in die klare Luft; es war sehr friedlich hier und Heilwig lehnte sich in ihren Stuhl zurück und schloß die Augen. Es war schwer, in der Nacht zu wachen und am Tage keine Ruhe zu finden. Eigentlich wollte sie an einem Linnentuch nähen, das sie sich mitgenommen hatte, aber ihre Hände lagen müßig und mochten die Nadel nicht zu halten. Keiner Magd konnte sie die Sorge um ihr Kind überlassen, sie waren alle leichtfertig und dachten an andere Dinge. Gestern noch mußte Frau Heilwig eine von ihnen strafen, weil sie ihre Arbeit nicht tat. Sie hieß Trina — am Rhein würde man sie wohl Kätha gerufen haben, weil sie Katharina getauft war. Kätha — Frau Heilwig wiederholte halb im Traum den Namen. Kätha war damals gut gegen sie gewesen, obgleich sie sie für eine Hexe oder eine Ketzerin hielt. Aber die Angst vor ihr verschwand allmählich, als sie sah, daß Heilwig wohl einen anderen Glauben hatte, sonst aber eine vornehme adelige Jungfrau war. Eigentlich wollte Heilwig immer noch einmal nach der guten Kätha fragen lassen, aber ihre Absicht war nie weiter gediehen. Sie hatte so wenig Zeit mehr. Da war ihr Mann, der gute Josias von Sehestedt, der sie rechtschaffen liebte, wie es sich gebührte. Aber er verlangte doch recht viel von seiner Gemahlin. Seine Mutter, eine eigene, stolze Frau, mußte besonders behandelt werden, dann kamen die Kinder und dann starb der Staatsrat ganz plötzlich am Schlagfluß, und eins nach dem andern nahm die Gedanken in Anspruch. Wie konnte man in die Ferne, an die Zeit denken, die gewesen war? Frau Heilwig lehnte den Kopf zurück und schloß die Augen. Jetzt fuhr sie in die Höhe. Klang nicht ein Schritt hinter den Taxushecken? Sie stand auf und sah sich um. Es war still um sie; in den Büschen flatterte ein Vogel auf und die Meise lockte leise

und ängstlich. Sie rief wohl ihren Kleinen, die noch ungern das Nest verließen und sich meistens in seiner Nähe hielten.

Frau Heilwig sah nach ihrem schlafenden Kinde; es atmete ruhig, die langen Wimpern lagen auf dem zarten Gesicht, der Mund war halb geöffnet und zeigte die kleinen weißen Zähne.

Herr Josias sagte, die Kleine wäre ihrer Mutter aus den Augen geschnitten, und bei diesen Worten nickte er seiner Frau lächelnd zu. Er war kein zärtlicher Ehemann, vielleicht hätte er es einmal werden wollen, aber Heilwig wehrte leise ab. Nun war er höflich, wie es sich für einen Herrn gebührt, der auf höfische Sitte Wert legt. Wie zwei gute Kameraden ging das Ehepaar nebeneinander her und dachte kaum mehr an Liebe. Bis die Kleine geboren ward. Frau Heilwig war damals sehr krank gewesen und daher kam es wohl, daß sie seit der Zeit leichter müde wurde und ihre Gedanken nicht in der Gewalt hatte. Wie dunkel und schaurig war es im Turm zu Mayen gewesen; die Eulen schrien um das alte Gemäuer, irgendwo mauzte ein Kater und der Hund bellte. Hieß er Bursch und war der Kater, der Rotpelz, der nachher bei Frau Ursula von Brewer auf die Stühle kletterte und sich recht unverschämt benahm? Der Junker Franz Xaver wollte ihn einmal beim Schwanz fassen und in der Luft umherwirbeln, aber der Peter war schneller als er, saß oben auf dem Schrank und lachte. Ja, er lachte, und er hieß Peter, gerade wie der Knecht des Herzogs, mit dem sie von Laach nach Niedermendig ritt. Er wollte Hafer requirieren und auch Pferde, aber er war nicht dabei, als Mayen den Franzosen entrissen wurde, durch das Loch der Mauer. Sie hatte es angegeben, denn durch dieses Loch schob sie einst mit sanfter Gewalt Sebastian von Wiltberg. Derselbe, den sie dann zu lieben begann, so daß sie meinte, nicht ohne ihn leben zu können. Was aber bedeutete damals das Leben einer einzelnen? Wenn einer die Welt gewönne und nähme Schaden an seiner Seele? Es war ein Abgrund zwischen ihr und Sebastian, niemand von den beiden konnte hinüberreichen. Auf dieser Erde niemals — ob im Jenseits? Die Katholischen hatten einen Himmel für sich und sie wollte dorthin, wo Martin Luther war und neben ihm die großen Helden des gereinigten Glaubens.

Frau Heilwig fuhr mit einem Schrei in die Höhe. Vor ihr stand ein zerlumpter Mann, der sie spöttisch betrachtete.

„Also hier ist das edle Fräulein, das sich damals so fein retten ließ! Hier schläft sie in Frieden und ist doch eine von Gott Verfluchte, die das Unheil brachte über die arme Stadt!“

Er hatte eine heisere Stimme und böse Augen. Heilwig starrte ihn an, während er höhnisch lachte.

„Die Jungfrau kennt mich nicht mehr und ich war es doch, der Barmherzigkeit übte! Weiß die edle Frau dies nicht mehr? Wäre es nach den anderen gegangen, sie hätte brennen müssen, ich aber hielt die Hand über ihr;

und meine Dienste wurden schlecht gelohnt. Elend bin ich und verlassen, einmal hat mich ein Wagen am Rhein überfahren und seit der Zeit bin ich ein Krüppel, und niemand hat Erbarmen. Einmal war ich der Stadtschreiber von Mayen und nun bin ich ein Lump."

Heilwig rieb sich die Stirn. War sie noch im Traum? Aber die heisere Stimme sprach weiter.

„Anders bin ich geworden wie ehemals, Frau, und Ihr tragt die Schuld. Ich habe Euch das Leben gerettet, das die anderen Euch nehmen wollten, jetzt ist es an Euch, alte Schuld zu bezahlen. Gebt mir Geld, daß ich ein ordentlicher Mensch werde!"

„Ich habe Euch nichts zu danken!" Heilwig hatte ihren Schreck überwunden und richtete sich auf. „Ihr habt mir damals arge Angst eingeflößt und mir nicht geholfen. Geht, woher Ihr kamt!"

„Leicht gesagt!" Er lachte noch bösartiger. „Ich bin von nirgendwoher und gehe nach nirgendwohin. Alle haben sie mir übel mitgespielt, und ich bin doch einer, der ebensogut Freude haben wollte wie die anderen. Ihr solltet klug sein und mir geben, was ich haben will! Hundert Goldtaler sind für eine reiche Frau nicht viel und ich kann wieder in die Heimat ziehen, die mich damals nicht mehr haben wollte."

Er stand vor ihr mit herrischer Miene und über Heilwig kam ein großer Zorn. Was wagte der Mensch, der sie damals geängstigt hatte, daß sie noch manchmal von ihm träumte!

Sie griff nach einer silbernen Pfeife, mit der sie die Mägde herbeirief, aber — da hatte der ehemalige Stadtschreiber sie ihr schon aus der Hand geschlagen und hob die Hand gegen sie. Gerade, als der Vogt noch einmal um die Ecke der Hecke lugte, weil er der edlen Frau doch noch ein dringliches Wort zu sagen hatte. Und dann lag der Bettler bald unter der harten Faust des Knechtes auf der Erde, wurde vorsichtig und langsam gebunden und in den Turm gebracht, in dem schon so viele andere auf Strafe warteten. Heilwig stand tatenlos dabei, als der einstige Stadtschreiber abgeführt wurde. Halb war sie erleichtert, halb sorgenvoll. Weshalb kam der Mann, der einstmals ihr Richter hatte sein wollen, und weshalb kam über sie eine Empfindung der Angst?

„Du sollst ihn nicht allzuscharf behandeln!" sagte sie zum Vogt, als dieser ihr meldete, daß sein Gefangener ganz besonders wild und bösartig gewesen wäre. Einen Mitgefangenen hatte er gleich in die Wange gebissen und dazu ganz gotteslästerliche Reden ausgestoßen.

„Kannst du ihn nicht laufen lassen?" setzte sie hinzu, als der Vogt die Augen weit aufriß.

„Laufen lassen? Edle Frau, dann wird es viel Unglück geben, und der edle Herr wird zornig werden. Am besten wäre es, wir knüpften ihn gleich

auf, weil er dann nicht mehr schaden kann. Aber der edle Herr will immer vorher gefragt sein."

„Hängen darf er nicht!" Heilwig war aufgefahren, und der Vogt kniff seine kleinen Augen zusammen und rieb den geschorenen Kopf.

„Anderswo darf der Vogt solch Gesindel hängen!" murrte er. „Was soll man sonst mit ihnen beginnen? Sie schaden nur!"

(Fortsetzung folgt)

Karl Goedeke

Zu seinem hundertsten Geburtstage

Von Dr. Hans Hirschstein

In der Zeit, da sich mit der politischen Befreiung unseres Volkes von fremdem Joche die geistige vollendete, da die Romantik mit der Hebung längst vergessener Geistesschätze und mit der Erweckung des geschichtlichen Denkens der deutschen Kultur ungeahnte Werte erschloß und dem nationalen Gedanken die festen Grundlagen schuf, auf denen das neunzehnte Jahrhundert weiterbauen sollte, erblickte Karl Ludwig Goedeke, einer der bedeutsamsten Vertreter und Förderer der deutschen Literaturwissenschaft, das Licht der Welt. Am 15. April 1814 zu Celle als Sohn eines wohlhabenden und geachteten Maurermeisters geboren, besuchte er zuerst die unteren Klassen des Gymnasiums seiner Vaterstadt und bezog Michaelis 1828 das Pädagogium zu Ilfeld am Harz. Schon während seiner Schulzeit wandte er der deutschen Literatur besondere Teilnahme zu. So studierte er denn auch an der Göttinger Universität von Ostern 1833 bis 1838 vorzüglich Philologie und Literaturgeschichte. Neben Dahlmann und Gervinus gaben ihm besonders die Brüder Grimm reichste Anregung, denen er stets in gleicher Liebe und Dankbarkeit anhing. Einen Abschluß in Promotion oder Staatsexamen fanden seine Studien nicht. Der Hauptgrund hierfür ist wohl in seiner gerade damals hervortretenden dichterischen und der durch die politischen Ereignisse des Jahres 1837 hervorgerufenen journalistischen Tätigkeit zu erblicken.

In diesem Jahre bestieg nämlich Königin Viktoria, die Nichte Wilhelms des Vierten, als nächste Erbberechtigte den englischen Thron. Das in Hannover geltende salische Gesetz löste dessen Personalunion mit England, die seit 1714 bestand, dem Jahre, da Georg der Erste als Sohn der Kurfürstin Sophie von Hannover und Urenkel Jakobs des Ersten auf Grund der Sukzessionsakte von 1701 den englischen Thron bestiegen hatte. Hannover fiel Ernst August, dem

Bruder Wilhelm des Vierten, zu. Am 1. November 1837 hob der neue Herrscher die 1833 verkündete Verfassung mit der Begründung auf, daß sie ohne seine, des damaligen Thronerben, Zustimmung erlassen worden sei. Gegen diesen Akt protestierten am 18. November 1837 die Göttinger Professoren Gervinus, Jacob und Wilhelm Grimm, Dahlmann, Ewald, Albrecht und Weber mit der gemeinsamen Erklärung, daß sie sich durch ihren auf das Staatsgrundgesetz geleisteten Eid gebunden fühlten. Sie wurden hierauf kurzerhand ihrer Stellung entsetzt.

Goedeke spielt auf diese Göttinger Vorgänge, über die er der Augsburger Allgemeinen Zeitung ausführlich berichtete, in seiner Satire „König Kodrus. Eine Mißgeburt der Zeit" an. Wenn Robert Prutz in seiner „Politischen Wochenstube" (1843), wohl der besten und schärfsten unter den deutschen politischen Komödien, meint:

„Wiewohl ich ja weiß, daß der Deutsche nur schlecht auf komödischen Scherz sich verstehet,"

so hat doch der unter dem Pseudonym Karl Stahl 1839 erschienene und den Brüdern Grimm zugeeignete „König Kodrus" Beifall gefunden.

Charakteristisch genug sind die Worte, die Jacob Grimm darüber an Dahlmann schrieb: „Ich kann es nicht lassen, Ihnen den Beginn einer Dichtung mitzuteilen, welche zu vollenden ich den jungen talentvollen Verfasser aufs kräftigste ermuntere. Es ist Goedeke aus Celle, behalten Sie den Namen aber noch geheim; eine Sammlung seiner politischen Lieder, eben jetzt in der Schweiz gedruckt, gelangt ehestens in Ihre Hände. Ich wüßte keinen, der vielleicht Platens Verlust so schnell zu ersetzen vermöchte; das Gedicht hat sehr Ausgezeichnetes, bei welchem Urteil mich sicher nicht bestickt, daß es so lebhaft für uns Partei nimmt." Die gestrenge Zensurbehörde hatte alle Schärfen gestrichen, so daß der Dichter „dies halbe Lied" darbringen mußte, da ihm ein ganzes „vor zagen Ohren, welche kaum die Hälfte dulden und der anderen Hälfte sich sorgsam verschließen", zu singen nicht vergönnt war.

Das Stück hat den Opfertod des Königs Kodrus von Athen im Kampfe gegen die Herakliden zum Inhalt und ist in engem Anschluß an Platens ausgezeichnete aristophanische Literaturkomödien verfaßt, in denen sich ja auch politische Anspielungen finden. Wie Prutz mit begeisterten Worten in der „Wochenstube", so feiert Goedeke im „Kodrus" sein Vorbild Platen, das „echte deutsche Blut". Gerade in dieser Zeit hat er für die bei Cotta erscheinende Gesamtausgabe von Platens Werken eine warmherzige Charakteristik seines Lieblingsdichters geliefert. Scharf zieht er im „Kodrus" gegen den „Therfites" Heine, „den bereits die Mode verwirft", und gegen das junge Deutschland, zumal gegen dessen Schlagwort von der Emanzipation des Fleisches, zu Felde. Den damaligen literarischen Geschmack des Publikums und die von Byron ausgehenden, von Heine besonders gepflegten weltschmerzlichen Gefühle tut der junge Satiriker witzig mit den Worten ab:

„Auch stellt zurück zu dem windigen Tand nichtsnutzige Klosternovellen
Und den lyrischen Quark von Peter und Squenz, voll Weltschmerz über die Maßen,
Voll Weltschmerzweh, voll Weltwehschmerz, voll Wehweltschmerz so gewaltgem,
Daß Spätere sich einbilden, es seien am Darmschmerz, schlechter Verdauung,
An Grimmen im Bauch, an Reißen im Wanst die gemarterten Deutschen verschieden."

Die Schlußparabase hat Goedeke später unter dem Titel „Die deutsche Bühne" in die Anthologie von 1844 hinübergenommen. Er hat sich darin die Gelegenheit nicht entgehen lassen, den sittlichen Tiefstand und die mangelnde Charaktererhebung der Zeit in gebührender Weise zu züchtigen, die dem Publikum den Blick für das Edle, Große und Gute in der Kunst wie im Leben raubten, und die es der stümperhaften Bühnenware des Tages begeistert zujubeln ließen.

„Tief sanken im Wert die Tragödien längst wie die Staatsschuldscheine der Spanier,
Ja tiefer sogar, bald völlig erklärt bankrott sich der tragische Bettel."

Der tiefe sittliche Ernst in der Bekämpfung der Mißgeburt der Zeit und die warme Vaterlandsliebe des „Kodrus" gemahnen lebhaft an die aristophanischen Vorlagen und räumen dem Stücke, das sich durch eine vortreffliche und geschickte Handhabung der verschiedenen schwierigen Rhythmen auszeichnet, einen Platz neben den wenigen gelungenen deutschen Satiren eines Platen, Prutz, Hamerling und Schack ein.

Die in Grimms Schreiben erwähnten politischen Gedichte Goedekes sind nicht zur Veröffentlichung gelangt, während einige seiner lyrischen Schöpfungen im „Stuttgarter Morgenblatt" und in der „Didaskalia" erschienen sind. Seine in zahlreichen Zeitschriften verstreuten Novellen gab er 1841 mit einer Zueignung an seinen Freund, den Theologen Stölting, heraus. Die breiten, zopfig anmutenden, inhaltsarmen acht Dichtungen ermangeln aller Eigenart und jeder poetischen Bedeutung. Seine späteren dichterischen Versuche sind zu keinem Abschluß gelangt.

Im Frühjahr 1838 war er inzwischen auf vier Jahre zu wissenschaftlicher und journalistischer Beschäftigung nach Celle zurückgekehrt, von wo er sich 1842 als literarischer Ratgeber der Hahnschen Verlagsbuchhandlung nach Hannover begab. Aus einer Neubearbeitung der bekannten Schrift seines Landsmannes Adolf Freiherrn von Knigge „Über den Umgang mit Menschen" erwuchs 1844 seine Biographie des Verfassers. Auf den Novellenalmanach für das Jahr 1843 ließ dann Goedeke 1844 die treffliche Anthologie „Deutschlands Dichter von 1813 bis 1843" folgen. Er gab hierin eine Auswahl von 872 charakteristischen Gedichten aus 131 Dichtern mit biographisch-literarischen Bemerkungen und einer einleitenden Abhandlung über die technische Bildung poetischer Formen.

Den Namen seines Freundes Schwab setzte er dem Werke „als Schutz und Schmuck" voran, in dem er die Dichter des Zeitalters zu schildern hoffte, wie sie sind.

So schwächlich auch seine Kritik Chamissos und Lenaus ist, so sehr er Rückerts Bedeutung überschätzt, trefflich urteilt er über die schwäbische Schule, zumal über Uhland, den „Dichter des deutschen Volkes, dessen edelste und wärmste Natur sich in Uhlands Dichtungen spiegelt". Von treffender Schärfe und Klarheit zeugt seine Kritik Heines, der in sich die zarteste Lieblichkeit und eine dämonische Zersetzungslust, eine vornehme diplomatische Kälte und ein bequemes Sichgehenlassen vereinige. Ahriman und Ormuzd lägen in ihm in beständigem Kampfe, und in der Regel siege für den Moment der dunkle Geist. In den angehängten Zeitgedichten gibt Goedeke vor allem eine ausgezeichnete Charakteristik Arndts. Der in dem Werke durchgeführte Gedanke einer Auswahl nach Landschaften erweist sich als vortrefflich. Bemerkenswert genug erscheint Goedekes Rechtfertigung der Aufnahme elsässischer Dichtungen. Jedes deutsch geschriebene Wort der Elsässer sei eine Mahnung an uns, das Elsaß nicht verloren zu geben; jeder Vers von dorther, und wäre er in dem weichsten Liebeslied gesungen, habe erst eine nationale, eine politische und dann erst eine poetische Bedeutsamkeit.

Um die Mitte der vierziger Jahre setzte Goedekes politische Tätigkeit ein. Als Schriftleiter der Zeitung für Norddeutschland und vorübergehend auch der Hannöverschen Presse brachte er seine gemäßigt liberalen Ideen zum Ausdruck, die vorzüglich auf das Ziel einer nationalen Einigung aller deutschen Stämme hinausliefen. So kam es denn, daß ihn 1848 die Hauptstadt Hannover als Vertreter in die zweite Kammer sandte, die im Februar 1849 auf Grund der zwischen dem liberalen Ministerium Stüve-Bennigsen und den Ständen vereinbarten Verfassungsrevision vom 5. September 1848 zusammentrat. Die kleindeutschen Forderungen der Majorität und manche andere Wünsche führten jedoch bald zum Kampfe mit dem Ministerium, so daß bereits am 15. März die Vertagung, am 25. April 1849 die Auflösung erfolgte. Im Auftrage der gesamten Opposition verfaßte Goedeke hierauf die Schriften „Hannover und Deutschland. Darstellung des Konflikts zwischen Regierung und Ständen in betreff der deutschen Sache" und „Die Auflösung der zweiten Kammer". Bei den Neuwahlen unterlag Goedeke, und eine spätere Wiederwahl ließ ihn politisch nicht mehr hervortreten.

Die Märzereignisse des Jahres 1848 hatten Goedeke bei der Beschäftigung mit der deutschen Dichtung des sechzehnten Jahrhunderts überrascht, die, in ihrer ganzen Bedeutung zu erschließen, ihm vorbehalten blieb, und aus deren Studium seine Schriften über den Satiriker und Fabeldichter Burkhard Waldis (1852) und über den Baseler Dramatiker und Buchdrucker Pamphilus Gengenbach (1856) erwuchsen. Hatte ihn seine politische Tätigkeit genötigt, jenem Jahrhundert, dem ihn eine dumpfe, schwere Zeit zugeführt hatte, Valet zu sagen,

um wieder „Mensch unter Menschen" zu sein, so ließ er nun 1849 seine „Elf Bücher Deutscher Dichtung. Von Sebastian Brant (1500) bis auf die Gegenwart. Aus den Quellen" mit der Widmung an die Brüder Grimm erscheinen. Er verfolgte mit dem Werke das Ziel, „die deutsche Dichtung vom Ausgange des sinkenden Mittelalters bis auf die Gegenwart zu begleiten und in selbstredender Geschichte aus den Quellen zu schildern, die Zeit durch ihre bezeichnendsten Dichter und diese durch ihre eigentümlichsten Dichtungen darzustellen." Das Werk fand eine Ergänzung nach rückwärts durch die 1852 bis 1854 erschienene „Deutsche Dichtung im Mittelalter", wiederum in elf Büchern, denen sich 1871 in der zweiten Auflage ein von H. Österley herausgegebenes zwölftes, die niederdeutsch-mittelalterliche Dichtung enthaltendes, anschloß. Die Zusammenstellung des handschriftlichen Materials der einzelnen Dichtungen verleiht den beiden Werken, obschon die literargeschichtlichen Bemerkungen heute bereits zum Teil recht veraltet sind, einen besonderen Wert. Sie stellen vor allem wesentliche Vorarbeiten zu Goedekes Haupt- und Lebenswerk, dem „Grundriß der Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen", dar. Im Mai 1855 war er nach Celle übergesiedelt, und hier hatte er das gewaltige Werk begonnen, dessen weitschichtiges Material ihn 1859 nötigte, seinen Wohnsitz Celle mit Göttingen zu vertauschen, um dort in ausgiebigster Weise die reichen Bestände der Universitätsbibliothek benutzen zu können. In den Jahren 1856 bis 1859 erschienen die ersten zwei Bände, 1862 bis 1881 der dritte Band des „Grundrisses". Julius Kochs „Compendium der deutschen Literaturgeschichte" (1790) bot Goedeke das Vorbild für sein Unternehmen. „Wie er, strebte auch ich nach innerer Vollständigkeit und äußerer Reichhaltigkeit. Seine Arbeit stand mir als Muster vor Augen." Goedekes Absicht ging nicht dahin, in abgeschlossener Darstellung eine zusammenhängende Entwicklung der deutschen Literatur von ihren Anfängen bis auf die Gegenwart zu geben. Er hat vielmehr in möglichster Vollständigkeit die Quellen zusammengetragen, das ihm zugängliche bibliographische Material verzeichnet und durch den Text die literargeschichtlichen Notizen verknüpft. Sein Werk bietet also sozusagen die feste Grundlage und Vorarbeit zu einer jeden zusammenhängenden Darstellung der Geschichte der deutschen Literatur. Es umfaßte die deutsche Dichtung bis 1830, also etwa bis zu Goethes Tode. Zeigte das mittelalterliche Quellenmaterial auch noch bedeutende Lücken, so wurden doch die Grundlagen der neueren Literatur, vor allem des sechzehnten Jahrhunderts, in einzigartiger Fülle erschlossen. Aus den Arbeiten zu diesem Werke entsprang die in Gemeinschaft mit Tittmann geschaffene „Bibliothek deutscher Dichter des sechzehnten Jahrhunderts" (1867 ff.), der sich ein wenig später die „Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts" (1869 ff.) anschloß. Die äußere Anerkennung für Goedekes großartige wissenschaftliche Leistungen war inzwischen nicht ausgeblieben. Hatte ihn bereits 1862 die philosophische Fakultät der Universität Tübingen zum Ehrendoktor ernannt, so übertrug ihm 1873 der preußische

Unterrichtsminister Falk eine außerordentliche Professur an der Göttinger Universität. Neben der Herausgabe von Goethes, Schillers und Lessings Werken verdient noch der Sonderabdruck der im „Grundriß" enthaltenen Biographien Goethes und Schillers sowie das Werk „Goethes Leben und Schriften" (1874) Erwähnung. In den Jahren 1867 bis 1876 gab Goedeke die historisch-kritische Schillerausgabe in fünfzehn Teilen heraus, die sich besonders durch die reiche Erschließung des Nachlasses auszeichnet. Hieran schloß sich die Edierung von Schillers Briefwechsel mit Körner (1874) und von Schillers Geschäftsbriefen (1875). Einige Jahre früher hatte Goedeke den ersten Band einer Biographie seines Freundes Emanuel Geibel erscheinen lassen, der jedoch seitens des Dichters eine entschiedene Ablehnung erfuhr und daher trotz seiner Gediegenheit eine Fortsetzung nicht fand. Auf Vorschlag seines Verlegers gab er dann in den Jahren 1884 bis 1887 die völlig umgearbeitete und vervollständigte zweite Auflage des „Grundrisses" heraus, die er selbst nur bis zum ersten Auftreten Klopstocks zu führen vermochte, da ihm mitten in den Vorbereitungen zu dem vierten Bande am 28. Oktober 1887 der Tod den Griffel aus der Hand nahm. Unter Goezes Leitung erfolgte im Sinne Goedekes die Fortsetzung der zweiten Auflage, die 1907 abgeschlossen wurde. Heute liegt die Abteilung über Goethe bereits in dritter Auflage vor, und wesentliche Teile des Werkes, die der Neubearbeitung bedürfen, sollen in den nächsten Jahren gleichfalls neu aufgelegt werden. Vor allem aber ist man unter Franz Munckers Leitung an die Fortsetzung des „Grundrisses" über 1830 hinaus gegangen, wofür Goedeke nur wenig Material gesammelt hatte. In den nächsten Jahren soll die jene Dichter umfassende Abteilung erscheinen, deren erste Schriften in die Zeit zwischen 1830 und 1848 fallen. So wird das Werk allmählich einen Ausbau bis zum Jahre 1900 erfahren und in diesem Umfange einen geradezu einzigartigen Beweis deutschen Forscherfleißes darstellen. Erst recht gilt heute das Wort, das 1857 der Germanist Pfeiffer über den „Grundriß" ausgesprochen hat: „Goedekes Buch ist eins von denen, die nicht bloß ihrem Verfasser, sondern auch unserer Literatur zur bleibenden Zierde gereichen."

Bei aller Anerkennung seiner Verdienste um die Entwicklung der deutschen Literaturwissenschaft blieb Goedeke eine übergroße Bescheidenheit und Einfachheit eigen, und nur selten trat er aus jener Zurückgezogenheit heraus, in der er, zumal seit dem Tode seines Sohnes, allein seiner Wissenschaft hingegeben, lebte. Wohl nichts charakterisiert das anziehende Wesen des Menschen Goedeke besser als der zweite Teil seines Sonetts „Verborgenheit":

„Gekannt von wengen, im verborgnen Frieden,
Von Wünschen frei, befreit auch von Beschwerden,
Nichts sein und wollen, was mir nicht beschieden:
Wohl manches Glück ward ausgeteilt auf Erden,
Kein schönres aber dünkt mich gibts hienieden
Als dies Vergessen und Vergessenwerden."

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Philoſophie

Es iſt das Verdienſt **Rudolf Euckens**, des bekannten Jenaer Philoſophen, daß er das Leben ſo ſtark betont, daß es für ihn keine wahre Philoſophie gibt, die nicht Lebensphiloſophie iſt: vom Leben her müſſen wir vordringen zu den tiefſten Gründen unſeres Seins, vom Leben her müſſen die geiſtigen Kulturkreiſe geſtaltet werden. Auf dieſen Ton ſind ſeine zahlreichen philoſophiſchen Schriften geſtimmt, dieſe Forderung erhebt er auch wieder mit allem Nachdruck in ſeiner Schrift: **Erkennen und Leben** (Quelle und Meyer, Leipzig, geh. 8 M., geb. 3,80 M.), die nur ein erſter Entwurf einer Erkenntnislehre iſt, die aber eine völlige Neugeſtaltung der Erkenntnislehre durch Euckens zu erwartendes größeres Werk über dieſen Gegenſtand erhoffen läßt.

Eucken zeigt, daß es ein Erkennen durch reines Denken, das vom Leben losgelöſt iſt, nicht gibt und nicht geben kann. Die Wiſſenſchaft hat ihre Grenze: bei ihr „entfällt alle Möglichkeit einer Faſſung in ein Geſamtbild, einer Aufdeckung eines Sinns des Ganzen und eines Verſtehens des einzelnen von daher".

Was die Wiſſenſchaft nicht zu geben vermochte, verſuchte man wohl auf dem Wege der Spekulation zu erreichen. Aber die Spekulation ſieht ſich letzten Endes vor ein Dilemma geſtellt: erkennt ſie in realiſtiſcher Denkweiſe eine draußen befindliche Welt an, ſo gibt es keine ſicheren Wege, um dorthin, d. h. in die Außenwelt, zu gelangen, verſucht ſie in idealiſtiſcher Weiſe alles Sein aus ſich herauszuſpinnen, ſo verliert das Denken die Kraft.

Indeſſen kann auch die Wendung zum Leben, wie ſie die Neuzeit energiſch vollzogen hat, nicht ohne weiteres zur vollen Erkenntnis führen, denn alles kommt darauf an, was unter Leben verſtanden wird.

Der Pragmatismus geht vom Leben aus und vertritt einen charakteriſtiſchen Wahrheitsbegriff. Wahr iſt, was zur Erhöhung des Lebens wirkt, was der Entwicklung und dem Gelingen des Lebens dient. Das führt uns entſchieden einen Schritt weiter. Nirgends ſcheint hier das Erkenntnisſtreben ins Leere zu fallen, überall iſt es auf das Ganze unſeres Lebens bezogen und unſeren Empfindungen und Anſchauungen nahegerückt. Die Wahrheit ſoll hier in unſerem Leben — nicht jenſeits unſeres Lebens — gefunden werden. Aber trotzdem kann der Pragmatismus keine vollbefriedigende Löſung des Wahrheitsproblems bringen, denn „Leben" bedeutet ihm nicht mehr als das geſchichtlich-geſellſchaftliche Zuſammenſein der Individuen. Dadurch erliegt das Wahrheitsſtreben der Zerſplitterung menſchlicher Meinungen. Was iſt denn, ſo muß man fragen, wirklich lebenfördernd? Es fehlt im Pragmatismus das allgemeingültige Kriterium für eine einheitliche Beantwortung der Frage.

Es bleibt noch der Weg, den der Biologismus empfiehlt, um zur Wahrheit zu kommen. Der Biologismus prüft den Fluß des Lebens,

er folgt der Entwicklung der Dinge. Das Erkennen soll im Biologismus nur feststellen und beschreiben, es soll das Neben- und das Nacheinander der Dinge zeigen. Das Leben, das der Biologismus meint, ist nur das natürliche, kausal verknüpfte Leben, aber das Ganze des Lebens ist es nicht. Wollen wir das Ganze des Lebens finden, so muß das Denken Entwürfe schaffen, die das Leben verwirklichen und gestalten muß.

Eucken geht nun von einer „axiomatischen Gewißheit", einer „Überzeugung" aus, nämlich daß wir und das Ganze des Lebensgeschehens getragen sind von einem naturüberlegenen geistigen Leben, von einem „Geistesleben", das nicht auf die Enge des gesellschaftlichen Kreises und auf die Seelenlosigkeit des naturgesetzlichen Werdens beschränkt ist, sondern das in souveräner Freiheit sich über das natürliche Leben erhebt, und das dem Menschen Anteil gibt an einem höheren Leben.

Zunächst ist das eine Behauptung, die ihre Richtigkeit erst auszuweisen hat; aber wir haben ein Recht von solcher Behauptung — gleichsam als einer später zu bestätigenden Grundlage — auszugehen, wenn uns alle anderen Wege nicht zum Ziele führen. Das Recht seiner Behauptung erhärtet Eucken auf „noologischem" Wege. Die noologische Methode strebt danach, auf induktivem Wege zunächst durch Analyse der Wirklichkeit Ansätze und Offenbarungen eines geistigen Lebens zu finden. Die großen geistigen Schöpfungen der Menschen, die Arbeitswelt, z. B. die Wissenschaft oder die Kunst, offenbaren solche fundamentale Tatsachen. So reduziert die Analyse das Leben der Menschheit auf die treibenden geistigen Kräfte.

Die Analyse zeigt Einzelzüge des geistigen Lebens, von dessen Behauptung Eucken ausging, und dessen Wirklichkeit schrittweise zu erhärten ist. Solche Einzelzüge müssen durch Synthese zu einem Ganzen zusammengeschlossen werden. Die großen Weltanschauungstypen, z. B. des Altertums, des Mittelalters, der Neuzeit, oder Idealismus und Nationalismus stellen den Versuch solcher Synthesen, einer Gestaltung des Lebens aus einem einheitlichen Prinzip dar. Allerdings hatten sie alle nichts Fertiges geleistet, aber aus allem schaut der Drang des Geistes, zu sich selber zu kommen. Es gilt ihren „Wahrheitsgehalt" zu erkennen, die Wahrheit dem Irrtum zu entwinden und so immer mehr zur Wahrheit vorzudringen.

Damit ist bereits gesagt, was Eucken unter Wahrheit versteht. Nicht die Übereinstimmung unseres Denkens mit einem Draußen, nicht das dem Irdischen Förderliche, nicht die Elemente der Natur, sondern das geistige Leben ist die Wahrheit. Diese Wahrheit können wir nur finden durch ehrliche Arbeit. Wir haben sie nicht, sie fällt uns nicht fertig in den Schoß, wir müssen zu ihr vordringen. Dabei gilt es drei Stufen zu durchlaufen.

Die erste Stufe ist die Stufe der Kritik. Diese Kritik beschränkt sich nicht auf das intellektuelle Gebiet, sie erschüttert auch, was bisher vielen als Kunst, als Sittlichkeit, als Religion gegolten hat. Indessen kann die Kritik nur weiterführen, wenn sie nicht der Abschluß, sondern der Anfang ist. Das ist nur möglich, wenn die Kritik von einem kraftvollen Leben getragen ist, wenn sie in sich die Keime der Wahrheit enthält.

Sollen diese Wahrheitskeime entwickelt werden, so muß eine große Wendung, eine Versetzung in ein selbständiges „Reich des Schaffens"*) erfolgen. Es kommt alles darauf an, daß das geistige Leben nicht an den einzelnen Menschen gefesselt bleibt, es muß sich über die Bedürfnisse und Zwecke des einzelnen Menschen erheben. Das ist aber nur möglich, wenn das, was an Geistigem im Menschen lebt, die Entfaltung eines selbständigen Geschehens, die Offenbarung einer neuen Welt ist, die unser eigenes menschlich-irdisches Wesen umgestaltet. Dadurch werden die Alltagsfragen klein und belanglos, es tritt eine Umwertung der Werte ein.

Die dritte Stufe auf dem Wege zur Wahrheit ist die Arbeit. Die Welt des Schaffens muß die Widerstände des feindlichen Erdengeschehens niederringen. Neben die Helden der schöpferischen Erneuerung treten die Helden der Arbeit, die die belebende Kraft des Geistes über die ganze Breite ausdehnen und ihr den Boden gewinnen. Was

*) Der Ausdruck soll besagen, daß die Wahrheit schöpferisch ist, daß sie neugestaltend wirkt.

die Helden des Schaffens in kühnem Wurf gestalten, führen die Helden der Arbeit in die verzweigten Gebiete des Lebens über. Jene sind die Propheten des neuen Gesetzes, diese die Priester, die über seiner Durchführung und Ausgestaltung wachen.

Die Wahrheit darf, das ist Euckens Grundthese, nicht vom Leben getrennt werden. Denn was ist Wahrheit, die nicht Offenbarung geistigen Lebens ist, was ist Leben, das nicht von ewiger Wahrheit getragen ist! Hüten wir uns vor den grauen Theorien!

Dr. Kurt Hesseler

Wer sich durch das vorstehende Referat angeregt fühlt, Euckens Anschauungen auch aus seinen anderen Schriften kennen zu lernen, sei darauf aufmerksam gemacht, daß ein älteres Werk Euckens, die **„Grundlinien einer neuen Lebensanschauung"** vor kurzem in zweiter Auflage erschienen ist. (Verlag von Veit u. Comp. in Leipzig, Preis geh. 4 M., geb. 5 M.) Der Verfasser hat den Text der ersten Auflage einer bessernden Umarbeitung unterzogen.

Über den Rahmen philosophischer Betrachtungen greift ein neues Werk Euckens hinaus: **„Zur Sammlung der Geister"**. (Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig, geb. 8,60 M.) Es will den Deutschen sich selbst kennen lehren und ihm damit einen Ausweg zeigen aus der inneren Zerklüftung, an der das deutsche Leben heute krankt. *

Bildungsfragen

Unter dem Titel: **„Geographische Bildung und unsere Zeit"** hat der bekannte Vorkämpfer der deutschen Schulgeographen, Prof. **Heinrich Fischer**, Direktor der Schillerschule in Berlin, in der 52. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Marburg im Oktober vorigen Jahres einen Vortrag gehalten, dem er selbst eine programmatische Bedeutung zuweist (Geographische Bausteine, Schriften des Verbandes deutscher Schulgeographen, herausgegeben von Dr. H. Haack. Erstes Heft. Gotha 1913, Justus Perthes). Die geographische Abteilung der historisch-geographischen Sektion jener Versammlung hat im Anschluß an den Vortrag Fischers und noch eines Fachgenossen einstimmig die Forderung erhoben, daß der politischen und weltwirtschaftlichen Machtstellung Deutschlands entsprechend, an allen deutschen höheren Lehranstalten der geographische Unterricht ausschließlich von Fachlehrern erteilt und mit zwei Lehrstunden bis zum Abschluß durchgeführt werden muß. Für Leute, welche mit den Lehrplänen unserer Schulen nicht vertraut sind, könnte diese Entschließung überraschend sein, weil sie gar nicht auf den Gedanken kommen, daß die Erdkunde auf unseren höheren Lehranstalten bisher fast überall ein Aschenbrödel gewesen ist; für Kenner freilich ist sie nichts Neues, denn sie legt den Finger auf eine Wunde, die schon lange am Körper unserer höheren Schulen schwärt. Auf den Gymnasien, welche ja noch immer den Hauptbestandteil unserer höheren Schulen ausmachen, hört, wenigstens in Preußen — in anderen Bundesstaaten ist es ja zum Teil noch schlimmer — der Unterricht in der Erdkunde mit IIb auf, nachdem er auch in den Tertien nur mit einer Wochenstunde bedacht wird. Auf den Realgymnasien ist es nicht besser und nur auf den Oberrealschulen wird der geographische Unterricht mit einer, in einigen Bundesstaaten mit zwei Wochenstunden, bis zur Oberprima durchgeführt. Selbst die eine Wochenstunde in IIb wird oft genug gestrichen und einfach zur Geschichte geschlagen. Die wenigen Unterrichtsstunden, welche der Lehrplan der Erdkunde noch übrig läßt, werden nicht einmal überall von geographisch durchgebildeten Lehrern erteilt, sondern häufig genug von einem jüngeren Kollegen, dem gerade noch die eine oder die andere Stunde in seinem Stundendeputat fehlt, gleichgültig, ob derselbe eine geographische Fakultät besitzt oder nicht. Nun muß aber auch die Schule eine der Stellung der Erdkunde im Leben der Gegenwart entsprechende Wandlung durchmachen, wenn sie ihren Zweck erfüllen und auf der Höhe der Zeit bleiben will. Durch die alle Beziehungen der Natur zum Menschen umfassenden Forschungsreisen und Forschungsinstitute der Gegenwart ist die ganze Erde sozusagen unsere Heimat geworden, alle ihre Teile sind uns räumlich sehr viel näher gerückt als noch vor zwanzig und dreißig Jahren und die Züge in dem Bilde der Fremde im Gegensatz zu denjenigen der

Heimat sind uns viel verständlicher geworden, als man es sich je früher hätte träumen lassen. Die ganze Erde ist aber noch in einem anderen Sinne unsere Heimat geworden: unser Wohl und Wehe, unsere ganze wirtschaftliche Existenz ist nach und nach mit der Fremde so unauflöslich verbunden worden, daß wir ohne die materiellen und geistigen Güter der gesamten Erde gar nicht mehr auskommen können.

Will sich das Deutsche Reich, inmitten mißgünstiger Nachbarn, durchsetzen, will es sich alle Möglichkeiten des Weiterkommens und Höherkommens sichern, so muß sich der Deutsche die möglichst genaueste Kenntnis der Produkte der Erde und ihres Zusammenhanges mit dem Boden, der Verkehrsmöglichkeit und der sie bedingenden Eigenschaften der Wasser- und Luftmeere erwerben, die Völker des Erdballs studieren, und auch die eigene Heimat aufs gründlichste kennen lernen: er muß vertraut werden mit allen Tatsachen, die aus ihrer gegebenen Lage, ihrem Klima, ihren Bodenverhältnissen und der Beschaffenheit ihres Untergrundes hervorgehen. Auch die Kenntnis der kartographischen Darstellung sowohl der Erde überhaupt als auch unserer engen Heimat ist notwendig. Indem die deutsche Heeresverwaltung die von ihr hergestellten Karten jetzt zu äußerst billigen Preisen in größten Mengen unter das Publikum gebracht hat, hat sie sich das größte Verdienst erworben, nicht nur um die geographische Wissenschaft, sondern auch um die deutsche Jugend, die nun geschult werden kann, die Karten im Gelände selbst zu benutzen, ein Vorteil, der im Kriegsfalle sehr in die Wagschale fällt.

Sowohl in den führenden Kreisen wie in der Masse des Volkes ist das Bedürfnis, geographisch weiter zu arbeiten und geographisch sich zu bilden, sehr weit verbreitet. Das beweisen einerseits die zahlreichen Gründungen geographischer Gesellschaften zu besonderen Zwecken — ich erinnere nur an die verschiedenen Gesellschaften zur Kunde Rußlands, Afrikas, Vorderasiens, Ostasiens, Nord- und Südamerikas, die an verschiedenen Brennpunkten des geistigen Lebens entstanden sind —, auf der anderen Seite an den Umstand, daß alle Vorträge, die über geographische Themata in Bildungs- und anderen ähnlichen Vereinen gehalten werden, regelmäßig überfüllt sind. Aber durch diese erfreulichen Erscheinungen wird die Tatsache nicht aus der Welt geschafft, daß unsere heranwachsende Jugend auf ihren Bildungsstätten aller Art keine, oder wenigstens keine ausreichende Gelegenheit findet, sich grundlegende Kenntnisse in dieser Wissenschaft zu erwerben. Durch bloßes Anhören von Vorträgen in reiferem Alter gewinnt man noch lange nicht einen Einblick in die Fäden, welche sich zwischen der Erde und den sie bevölkernden Menschen spinnen, wenn es an den nötigen Vorkenntnissen gebricht. Es muß immer wieder betont werden: erfolgreich kann der Bewohner des Deutschen Reiches seine in ihm schlummernden Kräfte nur dann entfalten, wenn er nicht bloß weiß, daß dies oder das auf der Erde so ist, wie es ist, sondern wenn er begreifen lernt, warum es so ist, und daß es auch anders sein könnte, wenn die Vorbedingungen andere wären. Dann wird er auch imstande sein, in dem einen oder anderen Falle bessere Vorbedingungen zu schaffen, so daß er auch bessere Früchte seiner Arbeit ernten kann.

Auf den deutschen Hochschulen hat sich die Erdkunde, von einigen höchst bedauerlichen Ausnahmen abgesehen, diejenige Stellung errungen, welche ihr im Kreise der Wissenschaften zukommt; sie ist in der Lage, ihre Jünger durch Vorträge und Übungen aller Art, durch Büchereien und Instrumentensammlungen auf den künftigen Beruf an unseren höheren Schulen, nicht nur genügend, sondern gut, vorzubereiten. Aber was nützen alle diese schönen Einrichtungen, was nützen alle Fortschritte der Wissenschaft, was nützt der Eifer des Volkes, sich geographische Bildung anzueignen, wenn das Zwischenglied, die Vermittlung der Fortschritte der Wissenschaft an die aufnahmebedürftige und aufnahmefähige Jugend fehlt!

Fortführung des geographischen Unterrichts bis in die obersten Klassen durch geographisch vorgebildete Fachlehrer, mögen sie nun die Erdkunde als spezielles Fach ergriffen haben oder sonst Historiker, Naturwissenschaftler, Mathematiker, Neuphilologen, meinetwegen auch Altphilologen sein, das muß die Losung für unsere Schule sein und in diesem Sinne

darf man die Rede Heinrich Fischers auf dem Marburger Philologentag ein Programm der Zukunft nennen, über das wir nicht zur Tagesordnung gehen dürfen, sondern zu dessen praktischen Ausführungen jeder gute Deutsche beitragen muß.

Professor Dr. Wilhelm Halbfaß

Genealogie

Auf S. 107 des neuen zweiten Jahrgangs des „Semigotha" befindet sich folgende Fußnote: „Biron, die Prinzen von Kurland, erwähnt in einem Briefe vom 27. Mai 1908 Karl Paasch, Verfasser des Werkes ‚Eine jüdisch-deutsche Gesandtschaft', stammen nach Bernhard Stern angeblich von einem jüdischen Stallknecht (ein Beruf übrigens, den wohl selten Juden ergreifen). Die Nachricht scheint uns übrigens mit großer Vorsicht aufzunehmen zu sein." So heißt es wörtlich! Im ersten Jahrgange fehlte diese Fußnote noch gänzlich. Die Schriftleitung hat außerordentlich wohl daran getan, sie mit einem weitgehenden Vorbehalte zu versehen. In Anbetracht der großen Rolle, die das Geschlecht der **„Biron von Kurland"** in der Geschichte gespielt, bei dem großen Interesse, das namentlich der erste Herzog aus diesem Geschlechte: Ernst Johann, gestorben 1772, nicht nur wegen seiner romanhaften Laufbahn, sondern auch wegen seiner Herkunft, stets erweckt hat, angesichts des Umstandes endlich, daß die maßgebenden Veröffentlichungen über die Genealogie des Geschlechtes an einer ziemlich versteckten Stelle stehen, dürfte es für einen größeren Leserkreis erwünscht sein, dessen Vorgeschichte hier einmal klargestellt zu sehen. Nennt doch sogar Kleinschmidt in seinem viel gelesenen, gerade auch genealogisch recht guten Werke: „Drei Jahrhunderte russischer Geschichte" (Berlin 1898) Ernst Johann „einen Kurländer niederster Herkunft", hat also in die vorerwähnten Veröffentlichungen ohne Zweifel nie hineingesehen.

Läßt man nun alles, was lediglich Vermutung ist, außer Betracht, so ergibt sich, daß der erste Bühren in Kurland, von dem alle späteren mit Sicherheit abzuleiten sind, ein Karl Bühren ist, der im September 1578 in einem Schreiben des Herzogs Gotthar von Kurland aus dem Hause Kettler oder Ketteler zuerst erwähnt wird. Karl Bühren war jedenfalls schon 1580 Amtmann in Kalnzeem, einer einst ordensmeisterlichen, damals herzoglichen Domäne. Im Juni 1585 wurde er mit Kalnzeem belehnt. 1586 findet man ihn zu Mitau als Hausbesitzer. Im August 1602 kaufte er sich einen Stand in der neuen Kirche zu Mitau, um die gleiche Zeit wohl auch schon das Erbbegräbnis daselbst. Gestorben ist er 1612, wahrscheinlich vor dem 7. Oktober. Sein Name tritt bald mit, bald ohne das „von" auf. Vermählt war er mit Odilia Krey, die 1623 starb. Sie stammte aus einem Geschlechte, das auf dem Gute Alt-Bersen, jetzt Kreyenhof, im Doblenschen saß. Odilia Krey muß von Hause aus vermögend gewesen sein, denn Ende Februar 1608 stellt ihr die Herzogin Elisabet Magdalene von Kurland usw., geborene Fürstin zu Stettin, Pommern usw., eine Schuldverschreibung über 200 Taler aus, die ihr jene „zu ihrer ausländischen Reise vorgestrecket". Als Witwe hat Odilia zu Mitau gelebt. Von ihren Söhnen kommt hier Johann in Betracht.

Ende Dezember 1614 wurde für ihn die Belehnung mit Kalnzeem erneuert. Schon vier Jahre darauf starb er. Vermählt war er mit Anna Blunck, und zwar wohl schon vor 1610, denn 1614 ist bereits von mehreren Kindern aus dieser Ehe die Rede. Als Johanns Witwe hat Anna Blunck dann 1630 zum zweiten Male einem Joachim Möhlenbeck die Hand zur Ehe gereicht. Im Mai 1635 wiederum Witwe geworden, starb sie selbst Anfang Juni 1657 zu Mitau. Der älteste Sohn Johanns von Anna Blunck war Karl. Er wurde 1642 mit Kalnzeem belehnt, war 1656 bis 1674 Amtmann zu Büldringshof und ist im Anfang des Oktober 1683 zu Mitau gestorben. Verheiratet war er anscheinend mit einer geborenen Goedeke. Matthias von Bühren, Oheim dieses 1683 gestorbenen Karl, erlangte für sich und die gesamte Nachkommenschaft seines Vaters Karl, der 1612 gestorben ist, vom Könige Wladislaus dem Vierten von Polen am 20. Mai 1638 eine Erhebung in den Adelsstand. Es geschah dies in Zusammenhang mit dem langwierigen

Kampfe, den Mathias um die Erlangung des Kurländischen Indigenates, allerdings völlig vergeblich, geführt hat. Es kann hier auf die Einzelheiten dieses Kampfes nicht eingegangen werden, auch nicht auf die Gründe des Widerstandes der Kurländischen Landtagsdeputierten oder Ritterbanksrichter gegen die Indigenatserteilung an das Geschlecht Bühren und auf die Frage, ob das Adelsdiplom, wie es sich selbst bezeichnet, tatsächlich ein Adelsrenovationsdiplom war, oder ein Neuadelungsdiplom. Der Freiherr Eduard von Fircks nimmt, mit scheinbar gutem Grunde, ersteres an. Das, worauf es hier zunächst ankommt, ist vielmehr, daß der 1683 verstorbene Karl von Bühren seit Erlaß des vorerwähnten königlichen polnischen Gnadenaktes ein wenn nicht kurländischer, so doch polnischer Edelmann war. Von einem „Kurländer niederster Herkunft", wie Kleinschmidt seinen Enkel Ernst Johann, den ersten Herzog von Kurland nennt, kann also gar nicht die Rede sein. Seine Abstammung von einem „Stallknecht", einem „kurischen Bauer", oder einem „Buschwächter", die ebenfalls gelegentlich behauptet worden ist, ist ebenso ausgeschlossen, wie anderseits eine Abstammung von dem alten Geschlechte der Biron in Frankreich.

Ich kehre noch einen Augenblick zu dem 1683 verstorbenen Karl zurück, der mit der geborenen Goedeke verheiratet war. Aus dieser Ehe stammte ein Sohn, der wiederum Karl hieß und im Februar 1653 geboren war. Er starb am 8. März 1733 als Herr des schon oft erwähnten Gutes Kalnzeem und als königlich polnischer Kornett. Vermählt war er mit Katharina Hedwig aus dem bekannten Geschlechte von der Raab, genannt Thülen, die ihn überlebte und im Januar 1740 starb. Aus dieser Ehe stammten viele Kinder, darunter als zweiter Sohn Ernst Johann, geboren 1690, gestorben 1772, der nachmalige Herzog von Kurland und Semgallen, und, nebenbei bemerkt: Urgroßvater — durch seinen zweiten Sohn Karl — des heutigen Prinzen Gustav Biron von Kurland, Fideikommißherrn der Standesherrschaft Wartenberg in Schlesien usw. Der ältere Bruder des Herzogs Ernst Johann war Karl, geboren 1684, gestorben 1748, ein bekannter kaiserlich russischer General en chef und Gouverneur von Moskau.

Was nun endlich die angeblich jüdische Herkunft der Bühren betrifft, so dürfte es sich eigentlich erübrigen, von einem Geschlechte von Amtsmännern und Gutsbesitzern noch ausdrücklich hervorzuheben, daß bei ihm eine solche Herkunft ausgeschlossen erscheint. Herzog Ernst Johann mag manchem als keine sympathische Persönlichkeit erscheinen, trotzdem geht es nicht an, ihn willkürlich vom Christentume nach dem Judentume „abzuschieben"! Auch hinsichtlich der Ehefrauen, die vormals die Bühren und nachmals die Herzöge von Kurland und Semgallen, sowie die Mitglieder ihres Hauses heimführten, ist an keiner Stelle ein Einströmen jüdischen Blutes erkennbar. Um aber ganz sicher zu gehen, habe ich mich hinsichtlich beider Punkte noch an den derzeitigen genauesten Kenner der Genealogie der russischen Ostseeprovinzen, den Baron Alexander von Rahden, den Präsidenten der dortigen heraldisch-genealogischen Gesellschaft, mit einer entsprechenden Anfrage gewandt: das vorstehende Urteil ist in vollstem Umfange bestätigt worden!

Endlich sei noch hervorgehoben, daß der Artikel „Biron von Kurland" im Gothaischen genealogischen „Hofkalender" (noch 1914, S. 277) nicht weniger als drei Unrichtigkeiten enthält: das polnische Adelsdiplom für Matthias vom 20. Mai 1638 lautet nicht ausschließlich auf ihn selbst (s. oben): Matthias stammte, wie das Vorstehende ergeben hat, nicht „aus Mecklenburg" und er war endlich auch niemals „Stallmeister des Herzogs von Kurland", sondern: königlich polnischer Leutnant und zuletzt Herr auf Klein-Spirgen.

Dr. Stephan Kekule von Stradonitz

Sprache

„Deutsche" Schrift! Dem Versuche, eine Beseitigung und Aufgabe der „deutschen" Schrift, der Fraktur, durchzusetzen zugunsten der „lateinischen" Schrift, der Antiqua, hat man von vielerlei Seiten her entrüsteten Widerspruch entgegengesetzt. Die Freunde der Antiqua sind wohl meistens von der Erwägung ausgegangen, daß eine Angleichung des deutschen Schrifttums an die Schriftform der meisten übrigen zivilisierten Völker vom

reinen Nützlichkeitsstandpunkt wünschenswert wäre, zumal die deutsche Jugend durch die Erlernung zweier Schriften im Gegensatz zu der Jugend anderer Nationalitäten unnütz belastet werde. Ferner wurde gelegentlich die Behauptung aufgestellt und sogar mit Gutachten belegt, daß die deutsche Schrift weniger leicht lesbar als die lateinische, also hygienisch nicht einwandfrei sei.

Gegen diesen letzten Einwand wendet sich der „Schriftbund deutscher Hochschullehrer", und ihm hat sich der „Schriftbund deutscher Oberlehrer" gleichstrebend an die Seite gestellt (Geschäftsstelle Altona, Arnoldstr. 5 II), in einer Erklärung, in der er auf die experimentalpsychologischen und physiologischen Untersuchungen von Dr. Alex Schackwitz hinweist, die ergeben haben, daß die deutsche Schrift infolge ihrer charakteristischen Einzelbuchstaben und ihrer ausgeprägten, „bildhaften" Wortbilder leichter lesbar und augenschonender ist als die Lateinschrift. Eine gewöhnliche Buchzeile wird in deutscher Schrift durchschnittlich mit fünf Augenbewegungen, in Lateinschrift mit sieben Augenbewegungen bewältigt. Vom augenhygienischen Standpunkt ist daher die Fraktur vorzuziehen, was namentlich für den Druck der Schul- und Jugendbücher zu beachten ist.

Auch jenen utilitaristischen Einwand, der in der deutschen Schrift ein Hindernis für eine Verbreitung des Deutschtums in der Welt sieht, widerlegt der Schriftbund durch Äußerungen maßgebender Auslandsdeutscher, die aus der Verwendung der deutschen Schrift eine Verstärkung der Stoßkraft deutscher Literatur im Auslande erwachsen sehen, zumal die Fraktur von fremden Nationen nicht nur sehr wohl gekannt und verstanden, sondern sogar selbst verwendet wird, im wesentlichen da, wo es sich um die Hervorhebung einzelner Druckteile, z. B. von Zeitungsköpfen, handelt.

Es bleibt noch der dritte Einwand von der unnützen Belastung der Jugend durch das Erlernen eines zweiten Schriftsystems. Diese Belastung erscheint nicht als allzu erheblich, wenn es gelingt, sie durch die Ausbildung des Formensinns, der ornamentalen Anschauungsfähigkeit an der Hand unserer deutschen Schrift pädagogisch fruchtbar zu machen.

Diesem Ziele strebt ein Werk zu, das in seiner Art vorbildlich genannt werden kann: **„Die Kunst der Feder. Dekorative Schrift und Federornament in der Schule"**, von Professor **Fritz Kuhlmann**, mit vielen, zum Teil farbigen Schülerarbeiten. (Verlag von Dürr in Leipzig.) Der Verfasser steht zunächst auch auf dem Standpunkt, daß die Fraktur die „deutschere" Schrift sei, und beruft sich auf Goethes Ausspruch: „Die deutsche Schrift ist in ihrem Schmucke den gotischen Bauten vergleichbar, die den Blick zur Höhe ziehen und uns mit Staunen und Bewunderung erfüllen. Gotischer Stil der Baukunst und die Gestalt unserer Buchstaben sind als gleiche Offenbarung deutschen Gemütes zu achten." Aber als Pädagoge bemüht er sich, die Jugend den Werdegang unserer deutschen Schrift miterleben zu lassen. Er läßt jeden Schüler mit seiner eigenen Schrift den Weg von der Antiqua über die Unziale zur gotischen Schrift und Fraktur durchmachen, indem er ihm auch jeweilig diejenigen Schreibgerätschaften (Griffel bzw. Stift, Quellstift, Feder) in die Hand gibt, durch deren Eigenart die Form der Schrift mit bestimmt wird.

Auf diesem Wege erhält natürlich der Schüler tiefe Einblicke in die Geschichte, das Wesen und die Gesetze der Schrift im allgemeinen und der deutschen Schrift im besonderen. Ein wesentlicher schriftpädagogischer Gewinn besteht dabei darin, daß der Schüler auf diese Art ganz von selber dazu gelangt, aus seiner gewöhnlichen Verkehrs- und Duktusschrift sich eine persönliche dekorative Schrift zu entwickeln. Damit wird er zu einer ideell und praktisch nicht gering einzuschätzenden künstlerischen Leistung geführt. Kuhlmann vervollständigt dann die Unterweisung in der „Kunst der Feder" noch dadurch, daß er die Schüler die ornamentalen Gesetze für die Anordnung der Schrift auf der Fläche, in der Zeile und auf der Seite finden läßt und sie dann weiterführt zum Federornament. Darauf wollen wir in diesem Zusammenhange nur hinweisen, ebenso wie auf die Tatsache, daß das Buch selbst, in Kochscher Fraktur gedruckt, ein vortreffliches Beispiel für dekorative Schriftanordnung und geschmackvolle Ausstattung ist.

Das, worauf es uns in diesem Zusammenhange ankommt und was wir freudig anerkennen wollen, ist die Förderung, die die

Deutschschrift-Bewegung durch die pädagogische und die schriftstellerische Leistung Kuhlmanns erfahren muß. Glaubt man, daß eine Jugend sich die deutsche Schrift wird jemals rauben lassen, die ihre Entwicklung im Unterricht miterlebt, ihren Formenreichtum und ihre ornamentale Kraft mit Überraschung und Freude kennen gelernt, die die deutsche Schrift als ein Besitztum von so hohem künstlerischem Wert schätzen gelernt hat? Wenn Kuhlmann für seine Arbeit recht viele Mitarbeiter und Nachfolger findet, so ist nicht zu befürchten, daß die Erlernung der deutschen Schrift in der Schule für die Jugend eine unnütze Mehrbelastung bedeutet, sondern sie wird stets einen Faktor bilden, der mitwirkt an der nationalen und künstlerischen Erziehung der Jugend. Dr. W. Warstat

Schöne Literatur

Ricarda Huch: Der große Krieg in Deutschland. Drei Bände. Leipzig, Insel-Verlag.

Dieses Buch mußte wohl kommen. Blieben heute die Hälfte der Dramen, die erscheinen, bliebe schließlich ein noch höherer Prozentsatz der Romane eines Jahres ungeschrieben, kein Mensch empfände die Lücke. Bei diesem Buch ist es anders. Es rührt an eine alte, noch lange nicht geheilte und vielleicht nie heilende Wunde. Ein Deutschland, das inmitten seiner beginnenden Weltpolitik, inmitten seiner kulturellen Unfertigkeit es schmerzlicher denn je empfindet, daß es politisch, biologisch und kulturell kein einheitlicher Stamm ist, denkt schmerzlicher als andere Völker an die Schicksalsstunde, in der ihm das alles verloren ging. Und wer heute Augen hat zu sehen, übersieht nicht, wie sehr manche Begriffsverwirrung unseres politischen und kulturellen Lebens immer wieder auf den Kampf hinweist, der Deutschland die Bluteinheit kostete.

Das Buch eben dieses Krieges fehlte uns gerade in unserer Zeit, in der wir seine Folgen zum ersten Male ganz spüren. Schiller kann hier nicht genannt werden. Sein Werk erwuchs nicht aus diesem schmerzlichen Vermissen, weil seine Tage schließlich nicht das Rassenproblem, das ja erst mit Napoleon die Psychologie der Geschichte zu lenken beginnt, kannten. Schiller schrieb eine Geschichte des großen Krieges, nicht eine Geschichte des großen Zusammenbruches. Im übrigen hat sein Werk eins mit dem der Ricarda Huch gemein. Beiden gelang es zwischen den Inseln festen historischen Bodens durch die Phantasie verbindende Brücken zu schlagen. Was Schiller damit geschaffen, hat der Historiker ja längst entschieden. Hier waren andere Aufgaben zu lösen als wissenschaftliche. Hier war die Legende, das Epos, der Roman des Krieges zu schaffen. Ich weiß nicht, wieviel historisches Material der Dichterin zur Verfügung gestanden hat, wie reich ihr das Material aus Familien- und Staatsarchiven, aus Briefen und Chroniken geflossen ist. Jedenfalls ist die Fülle der Einzelheiten, die von dem Leben der Großen der Zeit, der Wallenstein, Tilly, Gustav Adolph, Kepler, Schütz erzählen, so überwältigend, daß der Romantikerin gelingt, was in diesem Zusammenhang vielleicht nur ihr gelingen konnte: diese Gestalten, die uns ja heute, der geschichtlichen Forschung zum Trotz, halb im Dunkel der Legende verhüllt sind, diese Gestalten erwachen zu einem Leben, das schließlich etwas direkt Gespenstisches, Unheimliches hat. Denn eben der Romantikerin war es vorbehalten, die scheinbare Belanglosigkeit in diesen Leben zu jenem feinen Gewebe zu verknüpfen, das wir als Fatum geheimnisvoll jeden Großen der Geschichte umgeben sehen. Bei Wallenstein lag das natürlich am nächsten. Gelungen ist es ihr aber bei allen. Ist es nun Geschichtsbuch, eine Sagensammlung, ein Roman des Krieges? Vielleicht ist es der Roman des Krieges. Und vielleicht ermißt Deutschlands Öffentlichkeit, die sich gerade in diesen Monaten durch den geschwätzigen Kitsch des Bloemschen Gußeisenjahres zu einem neuen Rummel hat verleiten lassen, vielleicht ermißt man an diesem Monumentalbau, was es heißt, der großen Weltwende eines Volkes das Lied zu singen.

Es bleibt eine Einschränkung: der dritte Band, der erst vor wenigen Monaten den beiden ersten gefolgt ist, hat mich ein wenig enttäuscht. Zugegeben: die großen Figuren verschwinden mit Wallensteins Tod vom Brett. Und was bleibt, ist Kleinvolk, das nicht mehr zu rechtem Leben zu erwecken ist, wie es vor dreihundert Jahren selbst nicht die Kraft besaß, jene großen Probleme zu lösen, die Gustav

Adolph und Wallenstein der Welt gestellt hatten. Aber ich kann mich jetzt dem Eindruck nicht entziehen, als habe hier die Kraft auch der Künstlerin ein wenig versagt. Selbst Wallenstein, dessen mystisches Geschick sie offenbar ganz besonders angezogen hat, verschwindet schließlich ein wenig unvermittelt, ungesehen in dem großen Nebel. Nur zwei Episoden des dritten Bandes zeugen noch von ganz starker Bildnerkraft. Das ist jenes Kapitel, das vom Pesttod des Grafen Holck handelt und der Schluß, in dem sich noch einmal das Blutmotiv des großen Krieges mit den Münsterer Friedensklängen mischt. Das alles hat mir freilich den Wert des Ganzen nicht gemindert und ich denke, es wird auch anderen so ergehen.

Nun bleibt mir noch eins zu rühmen: ich meine die Sprache der Huch. Die hat in anderen Werken — ich denke an den Band ihrer Liebesgeschichte — oft zum Widerspruch gereizt, weil sie nicht immer frei war von jenem Vielfachen, das schließlich Barock bedeutet. Hier ist nun das Seltsame geschehen, daß sie zu einer Kunst kommt, die frei ist von dem allen, von dem Impressionismus selbst, der uns doch einstweilen allen gemein ist und von dem wir alle uns gern zu einfacheren Formen retteten. Diese Erzählungen fließen ganz ruhig dahin, so schlicht wie die Legenden der Lagerlöf. Und so gewinnen sie etwas von der seltsamen Durchsichtigkeit und Schlichtheit Breughelscher Bilder. Das ist es, was das Buch als Kunstwerk weit über den Durchschnitt dessen erhebt, was wir seit Jahren empfingen. So gehört dieses Werk zu dem Edelsten und Kühnsten, was an erzählender Kunst deutscher Sprache im letzten halben Jahrhundert geschaffen ist.

Fritz Reck-Malleczewen

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Bülow 6513.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

Prolegomena zu aller deutſchen Weltpolitik

1.

Bei der auswärtigen Politik haben wir zu unterſcheiden zwiſchen den einzelnen Entſchlüſſen und Handlungen, die nur für beſtimmte Sonderzwecke gedacht ſind, und der großen allgemeinen Richtung der Politik, die in dem Geſamtwillen des Volkes oder in dem überragenden Willen eines leitenden Staatsmannes ihre Bewegungsurſache hat. Wie in einem Strom die vom Wind geſtreiften Wellen zuweilen rückwärts zu fluten ſcheinen und ſich doch vorwärts bewegen, ſo ſcheint oft der Kleinbetrieb der Politik der Geſamtrichtung zu widerſtreben. Dadurch entſteht in der Öffentlichkeit manche Verwirrung; denn wer nicht ſelbſt in den Geſchäften ſteht, kann den Sinn und die Tragweite einzelner Handlungen nicht ermeſſen und gerät da außer ſich, wo der Kundige gelaſſen bleibt. Eben dieſer Unterſchied gibt auch die Grenzen an für jede ernſthafte Beſchäftigung des Nichtſtaatsmannes mit auswärtiger Politik: den Tagesbetrieb, der oft von geringfügigen Bewegungen innerhalb des Geſamtſpiels abhängig iſt, kann er nicht durchſchauen, dazu hilft ihm auch nicht die beſte Kenntnis der fremden Länder. Beſſer kann er den Gang der Politik im ganzen, zumal wenn ſie zugegebenermaßen an entſcheidenden Punkten angelangt iſt, auf Grund ſeiner Kenntniſſe beurteilen. Und vor allem ſteht ihm die Aufgabe zur Bearbeitung frei: die Richtigkeit und Möglichkeit der letzten politiſchen Ziele zu erwägen, gegebenenfalls: ſolche Ziele zu ſetzen.

Die Erörterungen über unſere auswärtige Politik leiden nur zu oft daran, daß ſie ſich ſehr viel mit den täglichen Ereigniſſen und wenig mit der Grund-

richtung dieser Politik beschäftigen. Daher denn auch die bekannte Zerfahrenheit in der Stellungnahme zu den einzelnen Vorgängen und manche überflüssige Nervosität, nicht nur an der Börse. Ein Volk, dessen Wille in einer bestimmten Hauptrichtung vorwärtstreibt, wird zwar aufmerksam die einzelnen Tagesereignisse verfolgen, wird sich aber nicht von jedem plötzlichen Wind bald auf die eine, bald auf die andere Seite werfen lassen. Es hat seinen Weg vor sich und kennt seine Aufgabe: alles, was sich ereignet, einem bestimmten Zweck nutzbar zu machen. Wenn sich wegen irgendeines Einzelzwecks einmal die Mächte so oder so gruppieren, wird es nicht gleich über „finstere Wolken am politischen Himmel" erschrecken, sondern gewiß sein, daß der Zwang der nicht allzu plötzlich sich verändernden Kräfteverhältnisse und der politischen Hauptstrebungen, die durch die Lebenswerte der Völker ein für allemal gegeben sind, stetig wirkt und im entscheidenden Augenblick die Grundform in dem Kaleidoskop wieder zur Geltung bringen muß. Das Netz der englischen Einkreisungspolitik mußte zerreißen, denn ihr Grundgedanke war aus Tagesfurcht und Tageshoffnung geboren, sie entsprach dem Wellengekräusel, nicht dem Strom.

Die bestimmenden Kräfte sowie die erstrebenswerten und möglichen Ziele unserer auswärtigen Politik anschaulich herauszuarbeiten, das kann nicht nur — an Stelle einer dilettantischen Kritik der Tagesgeschichte —, sondern muß eine Aufgabe der öffentlichen Meinung sein, denn nur dadurch entsteht ein klarer politischer Gesamtwille, ohne den seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts auch der größte Staatsmann nicht mehr entscheidend Geschichte machen kann.

Die Möglichkeiten, die unserer Politik gegeben sind, und damit auch ihre möglichen Ziele, lassen sich nicht aus der Tagesgeschichte herauslesen, dazu bedarf es grundsätzlicher Klärung der allgemeinen Fragen. Wir müssen wissen, für wen deutsche Auslandspolitik eigentlich gemacht wird; wir müssen uns vorstellen, was Deutschland durch Niederwerfung anderer Mächte überhaupt gewinnen könnte und was umgekehrt eine Niederwerfung Deutschlands für die anderen Mächte bedeuten würde. Wer diese Fragen durchdacht hat, wird zugleich ein umgrenztes Bild von den Zwecken haben, die unsere Politik verfolgen kann, er wird gegen manche Phantasiebilder, die hin und wieder die Öffentlichkeit aufregen und gar erschrecken, kritischer werden. Sein Wille richtet sich auf bestimmte mögliche Ziele, statt bald gegen diesen, bald gegen jenen Staat zornig oder hoffnungsfroh zu schwanken.

Wenn wir nun versuchen, auf jene Fragen eine Antwort zu finden, so tun wir das nicht mit dem Anspruch, für bestimmte politische Ziele zu werben, vielmehr handelt es sich uns nur um die Klärung einiger grundsätzlicher Begriffe, also um die Voraussetzungen einer bewußten Staatskunst, nicht um eine Beurteilung des Inhalts unserer Politik. Mag der Staatsmann die hier erörterten Begriffe gebrauchen oder verwerfen, wichtig ist, daß er das eine oder andere mit klarer Einsicht tut.

2.

Keine Frage scheint leichter beantwortet als die, für wen eigentlich deutsche Weltpolitik gemacht wird. Man sagt unwillkürlich: für das Deutsche Reich, denn das Auswärtige Amt ist ja eine Einrichtung dieses Reiches. Man braucht demgegenüber nur zu antworten: für das deutsche Volk, und alsbald stehen wir vor einer sehr verwickelten Hauptfrage unserer Politik. (Bereits im ersten Satz der Verfassung des Deutschen Reiches stehen die oft übersehenen Worte: „. . . schließen einen ewigen Bund zum Schutze des Bundesgebietes und des innerhalb desselben gültigen Rechtes sowie zur Pflege und Wohlfahrt des deutschen Volkes." Also ausdrücklich: nicht zur Pflege und Wohlfahrt der Staatsangehörigen des Deutschen Reiches, sondern des deutschen Volkes schlechthin.) Das deutsche Volk deckt sich nicht mit der Staatsgrenze des Reiches. Millionen von Deutschen wohnen in Rußland, Österreich, Siebenbürgen, in der Schweiz, in den amerikanischen Erdteilen, kurz, über die ganze bewohnte Welt zerstreut. Das deutsche Volk hat mehrere Staaten mitbegründet und arbeitet an ihrer Erhaltung mit all der Hingebung, mit der ein Deutscher an der Erhaltung eines eigenen Werkes zu arbeiten pflegt. Was das Volk zu einer überstaatlichen Einheit zusammenhält, ist vor allem die deutsche Sprache und mit ihr die deutsche Kultur. Dazu das Bewußtsein des gemeinsamen Blutes und der gemeinsamen Vergangenheit. Was dem Staate „Deutsches Reich" in dem gemeindeutschen Leben eine besondere Stellung verleiht, ist, daß er auf dem alten Mutterboden des Volkes entstanden und die verhältnismäßig reinste Ausprägung des sozialen und politischen deutschen Wesens (abgesehen vielleicht von den deutsch-schweizerischen Kantonen) geworden ist. Er ist schlechthin die „deutsche Heimat". Indem wir die Augen auf diesen Zustand unseres Volkes heften, fragen wir: ist für unser Auswärtiges Amt das Deutsche Reich Selbstzweck oder soll dieses Reich dem ganzen deutschen Volk dienen? Es gab einst eine großdeutsche Frage, als es sich um die Reichsgründung handelte. Nun taucht im Weltgeschehen von neuem eine großdeutsche Frage auf: soll die Reichsangehörigkeit oder die Volksangehörigkeit zur Grundlage der deutschen Politik gemacht werden? Die nächsten Jahrzehnte müssen uns Entwicklungen bringen, in denen dieser heut noch wenig zur Geltung kommende Gegensatz uns vor die schwersten Entscheidungen stellen wird.

Man sucht nun im Ausland gelegentlich Vorurteile gegen das Deutsche Reich zu erwecken durch das Schreckbild eines „Pangermanismus". Man denkt sich diesen Begriff als Grundlage einer imperialistischen Reichspolitik, als wolle das Reich möglichst alle Gebiete, die von Deutschen bewohnt werden, zu einem Imperium vereinigen. Ein solcher Irrtum ist, wo er nicht einfach bösen Absichten entspringt, nur aus der allzu großen Sehweite zu erklären, aus der man die deutschen Angelegenheiten im Ausland betrachtet. Die „Auslandsdeutschen" sind so sehr in fremde Völker eingebettet, sie sind geschichtlich und persönlich so sehr an das Wohlergehen der anderen Staaten gebunden, sie sind auch gemäß

ihrer Volksart so gar wenig einem „zentralistischen" Streben geneigt, daß ein Zusammenschweißen der zersprengten Stücke ein Ding der Unmöglichkeit wäre. Ein Imperialismus kann nur das Ziel einer deutschen Reichspolitik, niemals aber das Ziel einer deutschen Volkspolitik sein.

Aber welchen Sinn könnte dann eine großdeutsche Politik über oder neben der Staatspolitik haben?

Das zu verstehen, müssen wir uns die Lage der deutschen „Heimat", des „Mutterlandes" verdeutlichen.

3.

Nehmen wir an, die auswärtige deutsche Politik ginge wirklich, wie man ihr oft unterschiebt, auf Eroberungen aus. Wohin sie sich auch immer in der Welt wenden würde, sie stieße wenigstens auf drei entgegenstehende Mächte: Rußland, England und Frankreich — abgesehen von all den kleineren Staaten, die sich vor dem „Verschlungenwerden" fürchten. Was bei einem Zusammenstoß mit diesen Mächten eintreten wird — wenn er je irgendwie erfolgt — kann niemand sagen. Wir können hier nur aus der großen Zahl der wirkenden Kräfte und der Tatsachen, die die Geschichte mitbestimmen, einige wenige herausgreifen und aus ihnen auf zukünftige Möglichkeiten schließen. Es sei ausdrücklich hervorgehoben, daß wir hier nicht Zukunftsbilder zeichnen, sondern nur mögliche Vorstellungsreihen gewinnen wollen, die uns zu einer Klärung bestimmter Begriffe helfen können.

Nach der allgemeinen Anschauung ist von jenen drei Mächten Frankreich am vollständigsten „besiegbar". Durch seine Bündnispolitik gibt es das selbst zu. Setzen wir nun den Fall einer französischen Niederlage; was wäre damit für uns gewonnen? Der naive Eroberungsgedanke, ein Stück französischen Landes und Volkes „wegzunehmen", ist heute unmöglich. Feindesland innerhalb der Staatsgrenzen ist schlimmer als außerhalb der Staatsgrenzen, es führt zu unendlichen Verwicklungen, Stockungen und Unsicherheiten, die auf das Staatsganze verhängnisvoll zurückwirken können. Zudem: ein großes, in einem Staatswesen kristallisiertes Kulturvolk läßt sich nicht aus der Geschichte auslöschen oder auch nur wesentlich verstümmeln. Das mußte selbst Napoleon bei dem staatlich so unzulänglich organisierten deutschen Volk erfahren. Es wäre nicht ratsam, an Frankreich den Versuch zu wiederholen, ob ein seiner selbst bewußtes Volk nicht gerade durch einen Angriff auf seine Daseinsbedingungen neue Kräfte gewinnt. Man sagt: wir könnten uns der französischen Siedelungsländer bemächtigen. Wir? Wie einst der preußische Sieg über Österreich Venetien italienisch machte, so wird ein deutscher Sieg über Frankreich zweifellos Tunis und vielleicht einen Teil Marokkos italienisch machen. Aber wenn Deutschland selbst sich irgendwo draußen festsetzen wollte, müßte es erst den englischen Widerstand brechen.

Aber an einen völligen „Sieg" über England glaubt heute wohl kein Deutscher. Es wird allgemein zugestanden, daß unsere Flotte, soweit ihre Stärke

durch das Verhältnis zu England bestimmt wird, nur den Zweck der Verteidigung und der Vorbeugung haben kann: den verantwortlichen britischen Staatsmännern das Wagnis eines Krieges mit Deutschland möglichst schwierig zu machen und, wenn doch ein Angriff erfolgt, die völlige Wehrlosmachung Deutschlands zu verhindern. Selbst wenn die berühmte „Überrumpelung" Englands für den Augenblick gelänge: solch ein Einzelerfolg würde schwerlich den Unterschied des Kräftegewichts und die Verschiedenartigkeit dieser Kräfte sowie die geographischen Verhältnisse dauernd unwirksam machen können. Ein deutscher Staatsmann wäre darum nicht in der Lage, die Verantwortung für einen „Eroberungskrieg" gegen das britische Reich zu übernehmen.

Anders liegen die Möglichkeiten gegenüber Rußland. Freilich ist das russische Heer dem unsrigen ziffernmäßig überlegen und müssen wir auch damit rechnen, daß seine Beweglichkeit und Verwendbarkeit durch die Verbesserung der Verkehrsmittel sowie durch eine zunehmende Kultur des Landes sich steigern, seine Beschaffenheit sich bessern wird. Aber eine Schwäche Rußlands läßt sich mit Soldaten nicht beheben: der innere Aufbau des Reiches. Man darf die beiden Staatsgebilde Rußland und Österreich-Ungarn ihrer Art nach nicht einfach den westeuropäischen Großstaaten als einheitliche Machtgebilde gleichsetzen: sie sind nicht Volksstaaten, sondern Völkerstaaten. Was das bedeutet, zeigt sich in Österreich, entsprechend seiner vorgeschritteneren Kultur, am deutlichsten. Rußland ist noch nicht bis zu dem Grad der inneren Reibungen gelangt. Es sucht auch der drohenden Zersetzung durch angestrengte „Russifizierung" seiner Völker entgegenzuwirken. Doch, es ist mehr als fraglich, ob die versuchte Unterdrückung der Volksart bei Völkern von der Geschichte des polnischen und von der Kultur des finnischen Erfolg hat. Wird sich daneben das sehr starke ruthenische (kleinrussische) Volk seiner Sonderart gegenüber dem herrschenden großrussischen bewußt und folgen kleinere Völker dieser allgemeinen Entwicklung, so müssen durch den Ruf nach freier Selbstbestimmung im Gesamtstaat schwere Spannungen entstehen. Vermag schon das sehr dehnbare Gummi des österreichischen Staatsverbandes die auseinanderstrebenden Kräfte nur mühsam zusammenzuhalten, so wird das Eisen des russischen Bandes dazu noch weniger imstande sein. Gewaltherrschaft erzeugt Haß, und die bedrängten Völker sehen schließlich in ihr den gemeinsamen, um jeden Preis zu vernichtenden Feind. Welchen Grund hat ein Volk, sich für einen feindlichen Staat einzusetzen? Käme in diese Verhältnisse ein deutscher Angriff mit der ausgesprochenen Absicht einer Befreiung und Verselbständigung der Völker Rußlands, so wäre ein Sieg möglich, zumal ein Echo in Ostasien kaum ausbleiben würde, und dieser Sieg würde wahrscheinlich für die künftige Geschichte eine der größten Kulturtaten sein, denn er würde viele schlummernde Entwicklungsmöglichkeiten frei machen.

Aber welchen Vorteil sollte das Deutsche Reich davon haben? Die Verhältnisse zwängen es, ein polnisches Reich zu schaffen, und damit stellte es sich vor die Entscheidung: entweder die polnischen Landesteile Preußens einem groß-

polnischen Staat anzugliedern, oder sich unabsehbaren Beunruhigungen und Kämpfen auszusetzen. An eine „Einverleibung" größerer russischer Gebietsteile ist nicht zu denken, denn dadurch würde das Wesen des Deutschen Reiches als Nationalstaat nur gefährdet. Wir haben an einer Erbschaft aus der Zeit vor dem Entstehen des nationalen deutschen Gedankens, an dem polnischen Widerspruch in unserem Staat, der ja in jedem Sinn ein Widerspruch gegen sein Wesen ist, schon schwer genug zu tragen. Eine Verbindung freier Völker im Osten gegen Deutschland wäre eine viel gefährlichere Macht als die des russischen Staates. Wir haben keinen Grund, solche Entwicklungen ohne Not anzubahnen.

Aus diesen Erwägungen folgt, daß das Deutsche Reich keine Politik der unmittelbaren Landeroberung treiben kann. Eine solche Politik wäre auf die Dauer zur Unfruchtbarkeit verdammt. Dem entspricht auch die Grundstimmung des deutschen Volkes: so bereit es ist, einem Gewalteingriff in seine friedliche Daseinsentwicklung mit Einsetzung der vollen Kraft zu begegnen, so unlustig ist es zu gewaltsamen Eingriffen in die friedlichen Entwicklungen seiner Nachbarvölker.

4.

Fragen wir nun: welche Möglichkeiten ergäbe ein Sieg der anderen Staaten über Deutschland? Möglichkeiten — nicht sichere Wirklichkeiten.

Für Frankreich — abgesehen von einigem kolonialen Zuwachs, den aber Großbritannien nicht beträchtlich werden lassen kann — allein die Rückeroberung Elsaß-Lothringens. Und mit dieser Eroberung die ununterbrochene Furcht, den Besitz zu hüten. Rußland brauchte nach einer Niederwerfung Deutschlands keinen Wert mehr auf das Bündnis mit Frankreich zu legen, vielmehr würde es eine gegenseitige Aufreibung der beiden Westmächte wünschen. Und da Deutschland immer noch dem auf sich selbst gestellten Frankreich überlegen bliebe, würde das elsaß-lothringische Standbild in Paris sich nicht allzulange der Schleierlosigkeit erfreuen.

Für Großbritannien ist das deutsche Festland im wesentlichen unangreifbar, es könnte höchstens dafür sorgen, daß ein paar preußische Landkreise an ein ihm vielleicht verbündetes Dänemark fallen. Es könnte freilich auch die paar deutschen Kolonien nehmen. Würde aber dieser Preis die ernsthafte Gefährdung des britischen Weltreiches wert sein, wie sie unmittelbar durch eine Niederwerfung des Deutschen Reiches gegeben wäre? Woher auch immer ein Angriff auf Deutschland kommen mag: Deutschlands Niederlage würde letzten Endes immer auch ein russischer Sieg sein. Verweilen wir einen Augenblick bei dem Bild: Deutschland, einiger östlicher Landesteile beraubt, ein politischer Vasall Rußlands, und, was notwendig damit verbunden ist, Österreich-Ungarn teils in Rußland einverleibt (Galizien), teils völlig unter seinem Einfluß und jeder selbständigen Bewegung unfähig. Oder nehmen wir auch nur an, daß durch

eine politische Schwächung Deutschlands der Einfluß des Zaren bei uns maßgebend würde — was wären die Folgen für Westeuropa?

Frankreich ist heute in allen größeren Angelegenheiten der Weltpolitik von Rußland abhängig. Es horcht oft genug, ehe es handelt, auf die Meinungen der russischen Regierung, und wird es einmal durch den Zwang der Dinge in Gegensatz zu ihr gebracht, so muß es den Ausgleich dieses Gegensatzes unter Opfern erstreben: es opfert dem Haß gegen Deutschland seine weltpolitische Bewegungsfreiheit. Die tönenden Worte der französischen Staatsmänner und Schriftsteller über die „Erfolge" ihrer Politik nimmt man gelassen lächelnd als Notwendigkeiten des französischen Gemütsbedürfnisses hin. Man denke sich die französische Diplomatie aus der Politik nach 1870 weg, die Grundzüge unseres europäischen Staatensystems würden in ihrem Wesen überraschend wenig davon berührt. Aber Frankreich ist ein freiwilliger Vasall. Nach einer Niederwerfung des Deutschen Reiches jedoch würde es zur Abhängigkeit von Rußland *gezwungen*. Jedem Staatengebilde wird durch seine Entstehung und Geschichte ein bestimmter Weg vorgeschrieben, dem russischen Staat der Weg endloser, sinnloser Eroberung. Denn er ist ja nicht der Staatskörper eines bestimmten Volkes, auch nicht die Verkörperung einer Idee, sondern lediglich eine Machtanhäufung des Zarentums. Welch einen anderen Sinn hat die russische Politik durch die Jahrhunderte hindurch als allein den der Eroberung? Man hat ihr teils einen religiösen Sinn, die Ausbreitung der orthodoxen Kirche, teils einen völkischen, den Panslawismus, unterlegen wollen — beides ohne zureichenden Grund. Das auf die Gewaltherrschaft gestellte russische Reich drängt wie einst andere asiatische Staatengebilde, gezwungen durch seine natürliche Art, zu fortgesetzter, zweckloser Ausdehnung. Rauschte dieses Imperium über Deutschland und Skandinavien hinweg, so würde es alsbald an Frankreich stoßen, um endlich zugleich an den Küsten der Nordsee und an den Ufern des Indus auf das britische Weltreich zu stoßen. Damit wäre Großbritannien vor seine Daseinsfrage gestellt. Es stände nun einem Rußland gegenüber, das die gewaltigen Hilfsquellen des westeuropäischen Festlandes für seine Zwecke ausnutzen könnte. Dann könnte sich die Herrschaft über Asien entscheiden. Der napoleonische Versuch, Europa von Westen nach Osten aufzurollen, um England niederzuringen, scheiterte. Die Lawine, die von Osten käme, könnte wohl leichter den Kanal überspringen.

Daraus folgt, daß das Dasein der westeuropäischen Staaten ganz unmittelbar vom Bestand des Deutschen Reiches abhängig ist. Und damit ist das Urteil über jede grundsätzliche Gegnerschaft gegen Deutschland in England und Frankreich gesprochen. Mögen viele Franzosen ihren Nationalhaß liebgewonnen haben, mögen viele Engländer über den wirtschaftlichen Wettbewerb Deutschlands verstimmt sein — eine nicht nur durch den nächsten Augenblick und durch geringwertige Einzelvorteile bestimmte Staatskunst beider Länder darf nicht aus dem Auge verlieren, daß die eigene Stärke von der deutschen Stärke

abhängig ist, daß die westeuropäische Kultur gegen Osten durch die Bajonette und Kanonen des preußischen Heeres geschützt wird.

So gesehen wird die Unnatürlichkeit der heutigen Mächtegruppierung verständlich, von hier aus erklärt sich auch, warum England, das sich der deutschfeindlichen Gruppe angeschlossen hat, in seiner praktischen Politik oft gezwungen ist, seine Freunde zu zügeln und sich mit Deutschland zu verständigen.

Und endlich; was hätte Rußland von seiner eigenen Größe zu erwarten? Nichts wahrscheinlicher als den Keim zu seinem endlichen Zerfall. Ein Volk von der Art und Geschichte des deutschen läßt sich nicht „verdauen". Es reißt seinen Besieger mit in den Abgrund, und wäre es auch nur durch die Ideen, die sein Denken in die zusammengerafften Völker des russischen Staates ausstrahlen würde.

5.

Nachdem sich uns hieraus ergeben hat, daß das Deutsche Reich durch die Lage der Dinge zur Friedfertigkeit gezwungen und daß sein Dasein durch das Dasein der übrigen Staaten erfordert wird, wiederholen wir die Frage, welchen Sinn eine von dem Staat „Deutsches Reich" betriebene auswärtige **Volks**politik haben kann.

Sie kann, das ist nun ganz deutlich geworden, nicht auf die Eroberung deutsch besiedelter Länder ausgehen. Sie kann auch nicht die Herstellung einer Wirtschaftseinheit als Ziel setzen. Daß das Reich *seine* Wirtschaftspolitik treibt, ist selbstverständlich, daß es dabei Anknüpfung und Hilfe bei den Auslandsdeutschen sucht, gleichfalls. Aber deren Wirtschaftsinteressen sind doch letzten Endes immer an die desjenigen Staates gebunden, der ihnen eine neue Heimat gab. Deutsche Volkspolitik kann nur ein geistiges Ziel haben. Mit anderen Worten: sie muß Kulturpolitik sein.

Und gerade dieser Zweck ist es, den unsere politische öffentliche Meinung noch am wenigsten erfaßt hat. Es gilt, darauf hinzuarbeiten, ein gemeindeutsches Bewußtsein aller über die Welt verstreuten Deutschen zu erwecken. Dieses Bewußtsein wendet sich aber weder politisch noch wirtschaftlich gegen irgend einen Staat. Man kann treuer Bürger eines jeden Staates sein und sich doch der besonderen deutschen Geschichte und der eigentümlichen deutschen Kultur unablöslich verbunden wissen. Deutsche Sprache, Heimatsitte, Kunst, Wissenschaft soll überall sein, wo Deutsche wohnen, und diese können doch außer der „alten Heimat" als dem Mutterland dieser Kultur auch dem zur „neuen Heimat" gewordenen Staat mit jedem Blutstropfen treu sein.

Dem Deutschen Reich aber erwächst aus dieser Anschauung eine praktische Pflicht: eine solche Kulturpolitik auch wirklich zu betreiben. Das hieße für die Gebiete der äußeren Politik: es hätte überall in der Welt für die Erhaltung und das Gedeihen dieser volksdeutschen Kultur einzutreten. Wo ein solches Kulturleben bedroht ist (Böhmen), hätte es seine Macht geltend zu machen. Es sei wieder-

holt: nicht um zu erobern oder wirtschaftliche Vorteile zu erringen, sondern um den Volksgenossen zu ermöglichen, nach deutscher Sitte und Art zu leben — nichts mehr, aber auch nichts weniger. Eine solche Politik darf dann freilich nicht vor dem Begriff der „Einmischung in fremde Staatsangelegenheiten" zurückschrecken. Das Deutsche Reich, das nicht nur Reichs-, sondern Volkspolitik treibt, also Kulturpolitik für das ganze deutsche Volk, darf nicht tatenlos zuschauen, wenn etwa in Österreich die Regierung deutsches Volkstum niederhalten und verdrängen hilft, sondern es muß in der Aufrechnung des gegenseitigen Verhältnisses gerade diesen Posten geltend machen: Erhaltung des Deutschtums.

Bestimmend ist der Begriff des Volkstums als politischer Begriff bisher lediglich auf dem Balkan geworden. Die Großmächte kennen in der Politik nur den Begriff der Staatsangehörigkeit. Aber außer dem Grund der geschichtlichen Gewohnheit gibt es keinen Grund, der verhindern könnte, Volkstumsinteressen ebenso wie wirtschaftliche Interessen in den politischen Verhandlungen geltend zu machen. Ob man sie freilich einmal als politische anerkennen wird, kann nur die Zukunft lehren. Die österreichischen Verhältnisse werden wahrscheinlich den Anstoß zu einer Entscheidung geben.

Die Grundlage einer Kulturpolitik kann nur die der Völkerfreiheit sein. Die Völker erscheinen als Einzelwesen, die, kulturell unbeengt von dem Netz der Staatenbildung, je nach den innewohnenden Kräften und Fähigkeiten frei ihre besondere Kultur entwickeln können. Das ist die Forderung Fichtes für sein eigenes Volk wie für alle Völker. Darin, daß das deutsche Volk sich zum Träger dieser Idee mache, sah er dessen weltgeschichtlichen Beruf im Kampf gegen Napoleon. Und für einen „Völkerfrühling", nicht nur für die Befreiung ihrer einzelnen Staaten allein zogen vor hundert Jahren die Deutschen in den Freiheitskrieg.

Altnordiſche und altdeutſche Proſa

Von Dr. Karl Polheim

Um Proſa zu ſchreiben, muß man etwas zu ſagen haben; wer aber nichts zu ſagen hat, der kann doch Verſe und Reime machen, wo denn ein Wort das andere gibt und zuletzt etwas herauskommt, das zwar nichts iſt, aber doch ausſieht als wäre es was.

Goethe zu Eckermann am 29. Januar 1827.

Die Proſa iſt eine ſeltene Gabe der Göttin. Leichter und lieber faſt ſchenkt des Geſanges Gabe, der Lieder ſüßen Mund Apoll. Zumal uns Heutigen iſt die ſpröde, ſchlichte, einfältige Proſa fremd geworden. Fremd, obzwar wir auf einem Höhepunkte der Proſaproduktion ſtehen. Ich rede natürlich von der Dichtung, die ſich in Form der Proſa äußert: vom Roman und von der Novelle, von Geſchichten, Erzählungen und dergleichen; auch das proſaiſch geſchriebene Drama zählt bedingt hierher. Dieſer Ausdrucksform der Sprache, der ungebundenen, ſteht die gebundene, der Vers, gegenüber, der in der epiſchen Poeſie unmodern geworden iſt, im Drama wenig geübt, erſt neuerdings wieder öfter hervorgeholt wird, und heute faſt nur mehr die Lyrik, und auch ſie nicht mehr unbeſtritten beherrſcht.

Die Grenze zwiſchen Proſa und Poeſie iſt verwiſcht und verſchoben worden, Begriff und Form der ſtrengen, unvermiſchten Proſa ſind uns abhanden gekommen. Nicht die Dichter allein (die modernen Realiſten eingeſchloſſen) ſind auf dieſem Wege. Heutigentags verlangt man von jedem Autor, vom Journaliſten, vom Gerichts- und Kanzelredner, denen die Proſa nach Form und Inhalt unbeſtritten zugebilligt werden müßte, man verlangt vom Briefſchreiber, vom Schüler ſelbſt, der ſeinen Aufſatz übt, daß er „ſchwungvoll“ ſchreibe. Und man verſteht darunter allerlei, über deſſen Einzelheiten man ſich keine Rechenſchaft gibt. Schwungvoller Stil ſoll uneigentlicher Ausdruck ſein, er ſoll bilderreich ſein (ach, wieviel unglückliche, entgleiſte Vergleiche gehen auf dieſe Rechnung!), er ſoll gefällig und flüſſig, wohl gar rhythmiſch klingen, Wiederholungen ſind ſtreng verpönt, wenn ſie nicht bewußt rhetoriſche Effekte erzielen

sollen — kurz, es sind alle Mittel und Mittelchen willkommen, die aus der poetischen Sprachform übernommen werden, um die prosaische herauszuputzen. Darob freut man sich und lobt die schwungvolle, poetische Sprache.

Diese Erscheinung ist in der Literatur der Völker weder neu noch unerhört. Die antike Literaturgeschichte bringt Ketten solcher Beispiele, die vom fünften vorchristlichen Jahrhundert ab Ring an Ring reihen; die lateinische Predigt, die Werke der Kirchenväter sind Musterbeispiele für die Vermischung prosaischer mit poetischen Elementen. Die Prosa der germanischen Völker ist spät über den engsten Rahmen der judiziellen oder geistlichen Zweckliteratur hinausgetreten, und auch dann von Anfang an in der Umwelt geistlicher Bildung und Anschauung befangen geblieben. So kennt die Literaturgeschichte der Germanen keine reine und unverdorbene, keine bodenständige Prosa — mit Ausnahme einer stolzen Sondererscheinung: der Isländergeschichten.

* * *

Die isländische „Saga" behandelt die Familiengeschichte eines einzelnen oder einer Sippe, selten wird der Kreis weiter ausgedehnt, fast nie über Ereignisse persönlicher und privater Natur hinaus auf große politische Zusammenhänge und Staatsfragen. Wohl spielen auch welthistorische Geschehnisse bedeutungsvoll herein: die Einigung Norwegens, die Entdeckung Amerikas durch Leif den Glücklichen. Im übrigen bleibt das Leben der Saga in engem Kreise umfangen: im Leben des Mannes und der Sippe. Als der norwegische Auswanderer nach dem fernen Eiland fuhr, um sich der Umstrickung durch König Harald Schönhaars Macht zu entziehen, da war ihm die einfachere Gestaltung des Lebens ein Neues, fast dünkte es ihm ein Exil zu sein. Aber in diesem Umgrunde wächst die eigene Persönlichkeit, sie wird wichtig, die Familientradition wird ein heiliges Gut. Daher beginnt jede Erzählung mit dem Manne („Ulf hieß ein Mann . . ."; „Es war ein Mann, der Ketil hieß . . ."), ausführliche Geschlechtsverzeichnisse berichten von seinen Ahnen, die Personen der Saga werden vorgestellt: die „Präsentation" im Eingang jeder Isländergeschichte, die den ungewohnten Leser zunächst verwirrt, zumal sie mit der Sorglosigkeit, die dem Bewußtsein historischer Wahrheit entspringt, verschiedene Menschen mit demselben Namen bezeichnet, von denen z. B. der eine in Nebensachen gebunden bleibt, während der andere als Held die Geschichte beherrscht.

Die äußeren Schicksale der Helden sind verhältnismäßig karg. Die einzige Armut, die der Saga eigen ist, wenn man das Armut heißen mag. Da gibt es Wikingfahrten, Raubzüge, Fahrten nach Norwegen, im Herrendienst oder um Bauholz zu holen, das auf Island mangelt. Dabei berühren sich norwegisches Königtum und isländisches Großbauerntum freundlich und feindlich, in erprobtem Vertrauensverhältnis oder in kämpfereicher, erbitterter Feindschaft. Auf Island selbst sind die treibenden Motive Totschlag und Blutrache, Freundschaft und

Blutsbrüderschaft, das ganze Fehde- und Gerichtswesen, Parteiungen und Kämpfe, Prozeß und Vergleich, Ächtung und Waldgang. Dem Geächteten bringt die Saga besondere Vorliebe entgegen, wie dem Wildschützen die Volksdichtung der Alpen. Er fristet sein Leben in Stein- und Eiswüsten, elend, allein, die Nacht wird sein Feind; solche rauhe, nackte Wirklichkeit wird durch keinen Schimmer der Romantik vergoldet. Allüberall zeigt sich, wie wenig doch das Leben wert war, das man leicht in die Schanze schlägt. Geringfügig sind die Ursachen des Totschlags: Gewalttaten am Weidevieh und bei der Heuernte, Spiele, die in Kampf ausarten, Hohn- und Trutzreden.

Unendlich vielfältig dagegen sind die ethischen Motive. In Liebe und Haß, in Treue und Tücke, Freimut und List, Weichherzigkeit und Verschlagenheit spielt reich abgetönt das Leben; unbeirrbar herrscht der Geschlechtsstolz, großzügiges Heldentum weicht schlauer Bauernpfiffigkeit. In diese menschlich-realen werfen die lichten und dunklen Mächte des Überirdischen und Außerirdischen ihren Schatten und ihren Glanz. Sie haben als geglaubte Tatsachen ihren Eigenwert, wie die greifbaren Dinge oder wie die Glaubenswahrheiten des Christentums. 1000 schreibt man, als das Christentum auf Island Eingang findet. Es kommt als eine Folge der politischen Aktion des norwegischen Königtums, nicht als eine Angelegenheit des Glaubens. So bleibt es zunächst ganz an der Oberfläche. Neben und mit dem Christentum bleibt die alte Religion, Zauber- und Aberglaube herrschend und wirksam. Das Schicksal beschließt, keiner entgeht dem Verhängnis, die Ahnung kündet es und der Traum. Fügsam und ohne Auflehnung erträgt der Held das verhängte Los, und ebenso zuversichtlich vertraut er auf das Glück, das eine persönliche Tugend, eine Eigenschaft ist, wie Verstand oder Mut. Es schwebt über dem einzelnen und über der Sippe.

Wie das Christentum blieben andere fremdländische Einflüsse mindestens in gleicher Weise wirkungslos, als die Saga entstand; die Aufzeichnung hat sich davon nicht ganz frei erhalten können. Da und dort zeigen sich geistliche Einschläge, aber die Zutaten verraten sich schnell: der Kern der Erzählung ist unberührt geblieben. Die Isländergeschichte ist also durchaus autochton, kein Anstoß von außen hat diese Dichtung erweckt, sie führt ein Eigendasein, ein Sonderleben, das schon durch die geographische Lage Islands begünstigt ward, jener sagenumwobenen Thule, der fernen Insel im Eismeer, die der mittelalterliche Deutsche mit phantastischer Pracht umspann. So ist uns hier in ungebrochenem Lichte ein Bild rein germanischer Kultur bewahrt, einer Kultur, die vom Christentum und vom Rittertum unbeeinflußt blieb. Die Isländersaga vermittelt eine fast ungetrübte Anschauung jener eigentümlichen Zustände des isländischen Freistaates, der weder Fürsten noch Adel kennt, keine Städtekultur, keine gesonderten Berufe, nur die eine durchgängige Lebensart des freien bäuerlichen Ansiedlers. Denn der unfreie Mann wird nach Sklavenart gehalten und hat an keiner Lebensäußerung teil; auch der Saga dient er nur als Werkzeug und Hilfe, stellt Nebenpersonen und Staffage.

Die Kulturbilder, welche die isländische Prosaerzählung malt, sind geschichtlich wahr, die meisten historisch zuverlässig. Doch sind es keine ungemodelten Rohabdrücke der Wirklichkeit, sie sind vielmehr mit künstlerischen Absichten dargestellt, wohl auch durch den aufzeichnenden Redaktor komponiert. Das geschah gewiß bei den großen Sagakomplexen, die in solchem Umfange nicht der mündlichen Kunstübung entsprangen. Wichtiger aber als solche bewußte künstlerische Überlegung ist die unbewußte, in der Tradition befangene Tätigkeit des Erzählers. Hundert Jahre, von 930 bis 1030 währt die Sagazeit Islands, die Blütezeit der mündlichen Dichtung. Sie pflanzt sich bis ins Zeitalter der Aufzeichnung (vornehmlich die Jahrzehnte 1170 bis 1250) fort; mit dem Ende des Freistaates, 1263, setzt der Niedergang der Saga ein. Diese jahrhundertelange mündliche Überlieferung wirkt still und sicher nach natürlichen Gesetzen: das rein Stoffliche wird mehr und mehr ausgeschieden, das Zufällige, der Vergessenheit Anheimgegebene, wird zurückgedrängt, dagegen das Seelische betont, das allgemein Menschliche tritt in den Vordergrund: die Isländergeschichte geht den Weg von der Chronik zum Roman.

Niemals aber wird das Wahre und Wahrscheinliche zurückgedrängt, niemals überwiegt die fabulierende Tätigkeit. Nichts, auch nicht die geringste Einzelheit wird als bekannt vorausgesetzt. Nur was real geschah, was von Augen- und Ohrenzeugen gesehen und gehört werden konnte, wird erzählt. Zwischenglieder, die dem pragmatischen Erzähler unentbehrlich scheinen, fallen dabei fort, die wichtigsten darunter: Denk- und Gefühlsvorgänge. Niemals berichtet die Saga direkt vom Seelenleben, ja eine Phrase selbst, wie „er sann auf einen Plan", fällt aus der strengen Darstellungsweise heraus. Stets genügt die Formel „er sagte", die in den reichen Dialogen fast störend häufig gesetzt ist, niemals wird eine nähere Bestimmung gegeben oder die Gebärde, der Ton des Sprechenden bezeichnet. Nie heißt es also etwa „er sagte heftig" oder „rauh" und dergleichen, wohl aber kann es z. B. im Charakter des sinnlich Wahrnehmbaren heißen „er tat als achtete er nicht auf diese Rede". Dann können wir sicher sein, daß die rächende Tat alsbald folgt. Die Tat allein herrscht; was sich an den Taten nicht ablesen läßt, bleibt unausgesprochen, bis wir durch eine überraschende Wendung der Geschichte tief in die Seele des Helden blicken dürfen.

Da also nur das bezeugte äußere Geschehnis erzählt wird, bleiben Lücken, die der Erzähler nicht füllt, die auf Ergänzung von seiten des Lesers (Hörers) warten. Diese Technik des Verschweigens ist in einzigartiger Folgerichtigkeit durchgeführt. Sie wirkt einen besonderen Reiz, sie fördert einen Realismus, der in der Geschichte der Weltliteratur beispiellos ist. Da der Erzähler nirgendwo mit seiner Meinung, geschweige denn mit seiner Persönlichkeit vortritt (die Saga ist ja auch stets anonym, kein Erzähler nennt sich), da er uns nicht einmal mit einem malenden Wort seine Auffassung mitteilt, da er sich nie mit einem Urteil zwischen Geschichte und Leser stellt, wird dieser zu

unmittelbarem Anteil geradezu genötigt, der Leser tritt mit den Geschehnissen, mit dem Helden in direkte Beziehung, in ein Einverständnis, das der Wesenheit und Realität des Erzählten unbegrenztes Vertrauen erwirbt.

Dem Gefühlsüberschwang, der Sentimentalität ist die Isländergeschichte überhaupt abhold. Wenn irgendwo eine elegische Stimmung aufkeimen will, wird sie absichtlich durch grob groteske Striche und Züge zerstört oder verdorben; in solcher Weise oder als Charakterkomik tritt der Humor des Erzählers da und dort zutage. Auch der Landschaft mangelt der lyrische Wert des Stimmungsbildes, den wir so stark zu empfinden gewöhnt worden sind; Landschaft und Mensch haben keine Beziehung, weder in Parallelen noch im Kontrast. Mit eisiger Pracht umgibt das Land die Geschehnisse, aber einförmig kalt und gleichgültig. Nie ist der Schauplatz allgemein gehalten, aber auch nie zu malerischer Wirkung ausgewertet. Jedes Ereignis geschieht an einem namentlich genannten Ort, den der Islandreisende noch heute findet, den die Überlieferung gar oft noch bis heute bezeichnet.

Die poetische Gerechtigkeit wird man in der isländischen Prosageschichte vergeblich suchen. Meist ist der Stoff aufs Tragische gewandt, der Held, die Sippe erliegt im Kampfe. Der „gute Ausgang" fehlt in der alten Saga, er kommt erst mit der romantischen Reaktion auf. Sehr bezeichnend ist es, daß der tragische Höhepunkt nie an den Schluß der Erzählung gerückt ist, immer leitet ein Schlußwort, meist ein Ausblick auf spätere Geschehnisse und auf die Nachfahren des Helden, aus der hochgespannten Leidenschaft des tragischen Ereignisses in den ruhigen sachlich-nüchternen Berichtsstil zurück. „Damit schließt die Geschichte des . . ." ist die stehende Phrase des Ausklangs.

Das sprachliche Gewand der Saga ist eine reine unvermischte Prosa, der jede Annäherung an die Poesie fehlt. Wohl gab es gleichzeitig auf Island auch eine ausgebildete poetische Sprache, aber der Sagaerzähler hält sich davon mit überlegtem Bewußtsein fern. Der Unterschied wird sofort deutlich, wenn man eingestreuten Sprichwörtern oder den häufig eingeschobenen Skaldenstrophen begegnet, die ganz im überreichen Stil der nordischen Poesie gehalten sind. Der Sagamann schreibt Prosa ohne Inversion, ohne Schmuckfigur, schlicht, sachlich, er meidet das schmückende Beiwort, die Umschreibung (welche Rolle spielen die „Kenningar" in der Dichtung!). Anderseits scheut er die Wiederholung gleichlautender Wörter auch in kurzen Abständen nicht, wohl aber die anaphorische Wiederholung und die Formelhaftigkeit, die für andere naive Erzählformen, so für das Märchen, geradezu charakteristisch sind.

So konnte nur die Prosa erwachsen, die sich unabhängig von Antike und Christentum, von allen anders nationalen und internationalen Elementen unbeeinflußt, überhaupt ohne Einwirkung der lateinischen Sprache entwickeln durfte. Diese Prosa ist ein unberührtes Kleid über einem unberührten Inhalt; sie hat ihr vollgemessen Teil daran, daß uns die Saga so rein und stark anmutet, daß sie so unmittelbar ergreift.

Ihrem Aufbau nach schreitet die Isländergeschichte in Szenen dahin, die von verbindendem Bericht umsponnen werden. Als „dünnen Bericht" und „geschaute Auftritte" hat Heusler diese wichtigsten Darstellungsphasen bezeichnet. Die Auftritte, geschaut in vollem Sinne des Wortes, gipfeln in scharf zugespitzten Dialogen von unbeschreiblicher Wucht und Wirkung. Hier zumal erweist es sich, welche unerhörte Kraft den schlichten Worten innewohnt, wieviel diese einfachen Sätze im Zusammenhang der Geschichte, auch in der Übersetzung noch auszudrücken vermögen, welches Aufwandes an Worten wir bedürften, um ähnliches auszudrücken. Natürlich braucht sich jedes Wort an Kraft und Sinn im Laufe der Jahrhunderte ab; aber hier steht noch ein ganz anderes Ethos hinter der kargen Äußerung, die Leidenschaften bedürfen keines so starken Ausdrucks. Ein Beispiel. In der Geschichte von den Schwurbrüdern (Thule XIII) rächt Thorgeir den Tod seines Vaters Havar an Jödur. Thorgeir kehrt nach vollbrachter Tat heim und wird von seiner Mutter Thorelf empfangen. „Thorelf ... begrüßte ihren Sohn und fragte ihn, was es gäbe. Thorgeir antwortete: ‚Eine Wunde wurde heute abend auf Schalenhang geschlagen.' Thorelf fragte: ‚Wer hatte Teil daran?' Thorgeir antwortete: ‚Ich kann nicht leugnen, daß ich dabei war.' Thorelf fragte: ‚Wie groß war die Wunde?' Thorgeir antwortete: ‚Ich glaube nicht, daß die Wunde, die er von mir empfing, verbunden zu werden braucht. Das sah ich an meinem Speer, daß er ganz durch gegangen war und der Mann fiel rücklings in den Arm seiner Leute.'" ... Und Thorelf jubelt über die Tat, die ihren Gatten rächt. — Selbst hier findet sich jene andeutende Art des Berichtes, die manches Entscheidende offen läßt; Thorgeir erzählt nur, was er sah, er betont ausdrücklich, daß er einiges bloß erschließe. Solche meisterhaft aufgebauten Dialoge, die in kurzen Reden und Gegenreden, mit kühlen, scharf geschliffenen Worten halb erzählen, halb erraten lassen, halb verschweigen und nur halb aussagen, hinter deren kalter Sachlichkeit die Leidenschaft brennt, sind Höhen und Glanzpunkte der Darstellung, auch in Erzählungen, die, wie die Geschichte von den Schwurbrüdern, verhältnismäßig stark mit geistlichen Zutaten durchsetzt sind. Die direkte Rede setzt nicht immer unmittelbar ein, meist ist der erste Satz noch im Zusammenhange mit der Erzählung in indirekter Rede gehalten, die dann unversehens in die direkte Rede umschlägt („.. er nahm ihn mit aller Freundlichkeit auf und bat ihn, auf sein Schiff zu kommen; ‚und bleib bei uns, solange du in Norwegen dich aufhalten willst'").

*

Die altnordische Sagakunst war bislang ein Gut, um das nur wenige wußten. Nicht einmal dem ganzen Kreise der Fachleute war sie so recht geläufig, sondern nur von den wenigen genauer gekannt, die sich innerhalb der germanistischen Wissenschaft mit dem Studium des Altnordischen trugen. Ich selbst denke mit dankbarer Freude an die Stunden hohen Genusses, in denen Andreas

Heusler im neuen Auditorienhause in der Dorotheenstraße in Berlin einer gespannt aufhorchenden Studentenschar von der isländischen Prosa sprach, und in seiner klaren feinen Art freudig aufgenommene Proben dieser Geschichten vortrug.

Jetzt eröffnet ein neues Unternehmen jedermann die Möglichkeit, mühelos und spielend Einblick in die altnordische Prosa und Dichtung zu gewinnen oder sich ein völlig gerundetes Bild dieser besonderen Kunst zu verschaffen. Im Verlage Eugen Diederichs in Jena gibt Felix Niedner die Sammlung „Thule" heraus, altnordische Dichtung und Prosa*) in vortrefflichen deutschen Übersetzungen. Der Plan ist weit gespannt, es sollen die Eddalieder, die isländischen Familien- und Königsgeschichten, die Heldenromane und die Prosa im engeren Sinne (Poetik, Historie usw.) vorgeführt werden.

Das groß angelegte Thule-Werk ist um so begrüßungswerter, als es sich hier, wie dargelegt, um eine unverfälscht germanische Kunst handelt. Es ist wohl zu wünschen, daß die Absicht der Unternehmer erfüllt wird, die mit der Verbreitung dieser Dichtungen eine tiefere Wirkung auf unsere Literatur, auf unser Volk auszuüben im Sinne haben, „weil wir unsere Kräfte rein und stark erhalten müssen, um als Volk vorwärts zu kommen".

In der Tat bedingt ja die Vervielfältigung unserer äußeren Lebensverhältnisse eine Unrast, die Kraft und Willen des einzelnen zersplittert. Der Bürger des Polizeistaates wirkt nur mehr im Rahmen der Gesamtheit, in der er sich hervortut, an der er Schutz und Rückhalt findet. Das Leben selbst ist ein behütetes Gut geworden, das man nur in der Verzweiflung leichtsinnig von sich wirft. In dieser Zeit der Zersplitterung des Innenlebens, der verstärkten äußeren Lebenssorge und -vorsicht kann die lebendige Anschauung altnordischer Lebensführung und Lebenswertung wirklich nicht nur für den einzelnen zu einem

*) Bisher liegen in sechs Bänden Isländergeschichten vor: Die Geschichte vom Skalden Egil (übertragen von Niedner, Preis 4 Mark), von Grettir, dem Geächteten (von P. Herrmann, 5 Mark), von den Leuten aus dem Lachswassertal (von Rudolf Meißner, 4 Mark), fünf Geschichten aus dem westlichen Nordland (von Vogt und F. Fischer, 5 Mark), sieben Geschichten von den Ostland-Familien (von Gustav Neckel, 3,50 Mark) und die Grönländer und Färinger Geschichten (von E. von Mendelssohn, 5 M.). Die Bände sind einzeln käuflich. Auf den Inhalt einzelner Bände werden wir noch in anderem Zusammenhange zurückkommen. Im ersten Bande, der schon erschienen ist, sind die „Heldenlieder der Edda" von Felix Genzmer übersetzt, der zweite Band soll die „Götterlieder" bringen. Die beiden Bände werden mitsammen zu würdigen sein. Ein Einleitungsband (Preis 4,50 Mark) von Felix Niedner schildert Islands Kultur zur Wikingerzeit; in drei Abteilungen wird das isländische Volkstum, das altisländische Heldenzeitalter und die isländische Wikingerkultur dargestellt. Prächtige Ansichten und Karten ergänzen die gute und interessante Darstellung, deren warmer und ernster Ausdruck gerühmt werden darf. Karten und Bilder tragen neben knappen Anmerkungen auch in den Textbänden zu anschaulicher Verlebendigung und zu eindringlicherem Verständnis vieles bei. Diese neue Ausgabe — die erste, die in solcher Reichhaltigkeit unternommen wird — ist inhaltlich auf solider wissenschaftlicher Basis erbaut, sie tritt mit aller typographischer Sorgfalt ausgestattet in so würdigem Gewande hervor, wie man es nur wünschen kann; ein erfreulicher Beweis deutscher Leistungsfähigkeit.

bedeutsamen Erlebnis werden. Die altnordische Saga führt ein so wesentlich anderes Bild in einem so wesentlich anderen Rahmen vor, daß man betroffen von der ungeahnten Gewalt und der grandiosen Härte dieser Welt, die in so kargen Formen und einfachen Umrissen möglich war, staunt, daß man sich besinnt und fragen mag, ob unser Weg der richtige ist, oder ob es etwas besseres gibt als die Art, in der sich unser modernes Leben, unser Innenleben, um von dem äußeren zu schweigen, bewegt und verzehrt.

* * *

Die Germanen des europäischen Festlandes und der britischen Inseln haben der isländischen Prosakunst nichts Gleichartiges an die Seite zu stellen. Die kargen Reste prosaischer Denkmäler in althochdeutscher Sprache sind reine Zweckprosa geistlichen oder rechtlichen Inhalts oder Übersetzungen aus dem Lateinischen; einige Gebets- oder Segenssprüche weisen die Eigentümlichkeiten der halb prosaischen sakralen Poesie auf. Die Predigt allein gedeiht allmählich zu höherer Blüte, doch bleibt sie natürlich nach Stoff und Form im geistlichen Behältnis befangen.

In Deutschland sind die Jahre 930 und 1030, welche die höchste Entfaltung der isländischen Sagakunst umgrenzen, durch zwei lateinische Epen charakterisiert: Waltharilied und Ruodlieb. Zur Zeit, da die Saga aufgezeichnet wird, erlebt Deutschland die Blüte der höfischen Poesie, von ihrem Aufstieg bis zum Eintritt der sogenannten Epigonen, für die Epik also von Eilhart und Heinrich von Veldeke bis Konrad von Würzburg. Es läßt sich nicht leicht ein schärferer Gegensatz finden als zwischen den breit ausmalenden, phantastisch belebten, alles steigernden Reimpaaren der Ritterromane und der schlichten, fast ängstlich zurückhaltenden Prosanovelle auf Island. Dort herrscht die offen arbeitende subjektive Technik der direkten Charakteristik, der überschwengliche Preis des Helden, der immer der herrlichste und unbezwinglichste, der schönste und beste ist, hier die unparteiische, objektive Darstellung gemischter Charaktere, für die der Sagamann nie ein Wort einlegt, trotz aller Vorliebe, die dem Helden angedeiht. Es herrscht im höfischen Epos die Reflexion, die ausmalende Schilderung typischer Szenen und Gegenstände, welche die Handlung überwuchert, die Übertragung aller Ereignisse in ritterliches Kostüm, in der Saga dagegen die nüchterne Vorführung historischer Tatsachen ohne pragmatischen Zusammenhang, ohne Urteilsabgabe, ohne Stimmungsmalerei.

Neben der aristokratischen Standespoesie des Ritterromans gibt es in Deutschland freilich noch eine blühende dichterische Prosa, aber sie blüht in lateinischer Sprache, ihre Stoffe sind rein geistlich oder geistlich gefärbt: die Legenden, die Predigtmärlein und Anekdoten, die zum Novellchen und zur Novelle auswachsen. Auch die historische und wissenschaftliche Prosa in deutscher und lateinischer Sprache ist vom geistlichen Latein beeinflußt und abhängig. Als der isländische Freistaat zerfiel, glänzten in Deutschland Albertus Magnus und Berthold, der Prediger von Regensburg.

Eine dichterische Prosa deutscher Zunge erwuchs erst gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Sie quillt aus der Predigt, wächst durch die Mystiker, die das epische Element bevorzugen, und bleibt zunächst durchaus im geistlichen Fahrwasser: die deutsche Legende, die deutsche Bibel. Allmählich zieht die wechselnde Geschmacksrichtung die gesamte Epik in die Bahnen der Prosa. Die Ritterromane werden der metrischen Form entkleidet, eine umfängliche Übersetzertätigkeit gibt die lateinische Unterhaltungslektüre in deutscher Prosa wieder. Es mündet also die gesamte epische und prosaische Produktion in einen Strom, der immer mächtiger anschwillt. (So fließen auch die verschiedenen „Richtungen" der Lyrik in dieser Zeit zusammen: die gelehrte und geistliche, die ritterliche und die volksmäßige.) Das gesamte Kulturgebilde der Zeit wird gleicherweise vereinigt; Höhepunkte dieser Literatur sind die Legenden, die als Winter- und Sommerteil zusammengeschlossen, sich wenigstens bis ins vorige Jahrhundert lebendig erhalten haben, die Bibelübersetzung, die ihren durchschlagenden und dauernden Erfolg mit Luthers Werk errang, die Volksbücher endlich, wie man jene mannigfache, vielfältige Produktion mit einem Namen zu nennen pflegt, die alle übrigen Stoffe geistlichen und weltlichen Inhaltes erraffte.

Die deutsche Prosa ist durch die Schule der geistlichen Bildung und der lateinischen Sprache gegangen; vielleicht wäre ihr trotzdem noch immer eine ähnliche Entwicklungsmöglichkeit gegeben gewesen wie der nordischen — aber welche Fülle fremder Voraussetzungen hatte sie noch zu verarbeiten! die ganze literarische Welt steuert ihr bei: das Rittertum in romanischer und germanischer Auffassung mitsamt seinem reich entwickelten Motiven- und Formenschatz; die altdeutsche Mythenwelt und das Christentum, die eine noch, das andere erst jetz im Volksethos wahrhaft lebendig, wie die Legendenpoesie zeigt, beide nichts weniger als erstarrte Dogmenreligionen, sondern wirkend und zeugend, dazu die mythologisierende Volkskraft, die sich an Gestalten wie Faust oder Eulenspiegel erprobt; die Antike und der Orient, mit aller weltumspinnenden Phantastik, endlich Abenteurergeschichten und Märchen und die unmeßbare Summe der internationalen Wandermotive, die in lateinischen Sammelwerken oder durch Boccaccio ihre literarische Prägung schon erfahren hatten.

So sind die Volksbücher keineswegs einheitlich in innerem oder äußerem Stil, auch in dieser Hinsicht schwer der isländischen Prosa vergleichbar, die trotz aller Mannigfaltigkeit im wesentlichen doch ein Antlitz zeigt. Die Schwankliteratur zum Beispiel ist schon frühzeitig zu einem besonderen Zweige ausgewachsen, sei es, daß der Anekdotenschatz ohne erkennbare Ordnung aneinandergereiht erscheint, wie im Eulenspiegel, oder daß ein starker Rahmen den wechselnden Komplex umspannt, wie im Volksbuch vom Dr. Faustus.

Vielleicht läßt sich vom Stil der altdeutschen Prosa annähernd folgendes Bild entwerfen. Wie die nordische ist die deutsche Prosa „naiv", wie man zu sagen pflegt, d. h. es fehlen ihr die Reizmittel, die heute verlangt werden, zuvörderst der Begriff der Spannung, der den modernen Roman beherrscht.

Nicht die Freude am Neuen und Unerwarteten gibt den Ausschlag, es ist Vergnügen am bekannten, längstvertrauten Stoff; das bezeugen schon die ausführlichen Kapitelüberschriften, die dem Gang der Handlung mit einer kurzen Inhaltsangabe vorgreifen. Das Prinzip des erhabenen, unantastbaren, wenn auch nicht historischen Stoffes verbindet die Saga mit den Volksbüchern. Der überkommene Stoff wird ungemodelt wiedergegeben, es wird weder psychologisch gedeutelt, noch werden neue überraschende Wendungen eingeschaltet, es wird nichts bewußt erfunden, kurz, es mangeln alle jene Zutaten, denen wir heute den Genuß am bekannten Stoff allein danken wollen. Wenn sich der Stoff gleichwohl wandelt, wenn einzelnes ausgesiebt wird, anderes hinzutritt, tut das die Überlieferung, denn die Stoffe werden mündlich weitergegeben und entwickeln sich organisch; auch die Volksbücher sind zunächst noch zum Vorlesen bestimmt, auch sie sind anonym wie die Saga.

Die überzeugende Realität der Isländergeschichten darf man freilich in den Volksbüchern nicht suchen; die Darstellung wahrer Vorgänge ist ja nicht beabsichtigt. Mit vielen Märchenmotiven ist viel Märchenstimmung übernommen, die Häufung typischer Zahlen z. B. ist dafür bezeichnend. Die Ereignisse spielen auf einem allgemeinen Schauplatz, immerhin wird mit phantastischen geographischen Begriffen geschickt genug operiert, um eine Art poetisch genügender Anschaulichkeit zu erreichen. Ein Erbe des Ritterromans und des Märchens ist die Steigerung des jeweiligen Einzelfalles: mit aller Schönheit und Köstlichkeit ist die gerne beschriebene Kleidung und der Schmuck geziert, die Situation ist die schönste, die man sich denken kann, immer sind es Höhepunkte, höfische Empfänge und Feste, an denen gestochen, geturnieret und getanzt wird, ja es fehlen dem Erzähler die Worte, um die „Höflichkeit" der Szene zu beschreiben. So auch bei inneren Vorgängen: alle Tugenden des adeligen (edlen) Menschen werden am Helden vollkömmlich erfunden, und manches Ereignis ist so traurig, daß es der Autor „vor Mitleiden nicht denken noch beschreiben kann". Nicht selten tritt der Erzähler mit solchen persönlichen Bemerkungen in die Geschichte, er bringt Vergleiche und Bilder bei, wie „. . . als man gemeiniglich saget, gleich und gleich gesellt sich gern, also geschah auch da" oder „wenn die Sonne am schönsten scheint, pflegen erfahrene Seeleute am ehesten den Sturm zu fürchten . . ." Der Erzähler apostrophiert den Helden, er apostrophiert die Leser, zumal wenn er überraschende Ereignisse schildert („mögt ihr wohl glauben, daß . . ."), er apostrophiert Gott im Himmel, der solche Schmerzen über die Welt kommen lasse. Er gibt moralische Nutzanwendungen, am liebsten am Schlusse der Geschichte: die poetische Gerechtigkeit waltet bereits.

Seelenvorgänge in den handelnden Personen werden ausführlich geschildert und äußere Gebärden damit in Einklang gebracht („er erschrak von Grund seines Herzens, daß er schier in Unmacht gefallen wär, und mit großem Jammer sprach er . . ."); Beiwörter geben die vom Autor gewünschte Auffassung. Die Vorliebe fürs Epitheton ist schon sehr ausgeprägt. Es schmückt in typischer

Weise aus („die schöne Agrippina", „ihr schöner Leib"), zumal in Anreden („o tugendreicher schöner Ritter"), oder es bezeichnet eine noch nicht bekannte Eigenschaft des Hauptwortes („ein wilder Wald", wo im Nordischen ein eigener Satz an die Stelle des Beiwortes treten müßte, also etwa: „ein Wald, der wild war"). Epitheta werden gerne gehäuft, insonderheit ist die Zweigliedrigkeit beliebt, die auch sonst — wohl nach lateinischem Muster — mit Vorliebe geübt ist, z. B. um einen Begriff durch zwei Wörter zu umschreiben: „euren Willen und Hartnäckigkeit."

Direkte Rede ist sehr häufig, häufiger aber im Monolog als im Dialog. Auch der Übergang von der indirekten Rede zur direkten, die ein besonderes Kennzeichen der altnordischen Prosa ist, findet sich; selten freilich so unmittelbar wie dort: „ . . . gedacht in seinem Herzenleid, er könnt nit bessers anfangen denn zu seinem Bruder reiten. ‚Und dem werd ich ein unwürdiger Gast, so ich ohn den Seckel komme.' . . ." Der Monolog herrscht zumal als reflektierender, rekapitulierender Ausdruck der Gedanken, als moralische Selbstbetrachtung, als plänesinnende Überlegung, ganz nach Art des theatralischen Monologs, der sich nur an die Hörer (Leser) richtet. Der Monolog, der nicht selten in Gebetform übergeht, wird unbefangen eingeleitet mit einem „er gedachte ihm" oder „er sagte in seinem Herzen". Bei wiederholten Reden, Aufträgen und dergleichen ist die Wiederholung des Wortlautes eher angestrebt als vermieden, der anaphorische Gleichlauf der Sätze ist auch sonst häufig, eine Stilqualität, die besonders dem Märchen eignet.

Wie die altnordische Prosa eine mit Vorliebe parataktisch geformte Sprache zeigt, kurze Hauptsätze, die das Nomen bevorzugen, eine Sprache, die nie über knappe Perioden hinausgreift, so zeigt sich in der Prosa der Volksbücher ausgesprochene Vorliebe für reiche Periodisierung, für umfängliche, wohlgefügte Satzgebäude mit zahlreichen eingeschobenen Nebensätzen. Insbesondere charakteristisch ist die syntaktische Ordnung durch korrelative Verknüpfung, immer kehrt der mit do eingeleitete Satz wieder.

Im ganzen: die Prosa der Isländersaga ist mit der Prosa der Deutschen Volksbücher ohne Rücksicht auf die verschiedenartigen Voraussetzungen nicht vergleichbar. So weit aber die altnordische Prosa von der deutschen absteht, so weit steht wieder die altdeutsche Prosa von der Prosa unserer Tage ab. Diese Veränderung hat zu nicht geringem Teile der Humanismus verschuldet, der die Naivität der Erzählung noch weiter zurückdrängt, die Reflexion aber und das moralische Bedürfnis noch weiter nach vorne rückte.

*

Eine neue Ausgabe*) der Deutschen Volksbücher ist von Richard Benz unternommen worden. Welcher Weg von den schlechten löschpapiernen Jahr-

*) Die neue Ausgabe soll neunzehn Bändchen umfassen, von denen bisher fünf sorgfältig gedruckte und mit Geschmack ausgestattete Pappbände erschienen sind: „Die sieben weisen Meister" (Preis 2 Mark), „D. Johann Faustus" (3 Mark), „Tristan und Isalde" (3 Mark),

marktsheftchen bis zu diesen sauberen, schönen Drucken! Die Ausgabe bedeutet auch inhaltlich keinen geringen Fortschritt. Es ist nach der beigegebenen Probe kein Zweifel, daß der hier dargebotene Text dem ursprünglichen gerechter wird, als etwa die reinigende Verwässerung von Schwab oder die breite Modernisierung Simrocks. Benz will, „was von dem Alten noch als Ganzes dichterisch für die Dauer lebendig sein kann, nun wieder lesbar machen." Dabei verzichtet er auf philologisch getreue Wiedergabe, er läßt vielmehr programmäßig alles fallen, „was der Philolog für seine wissenschaftlichen Zwecke gerade bewahren muß." Das ist ein möglicher Standpunkt, denn eine Erneuerung für den modernen Leser hat ihre volle Berechtigung und gegen die bloße Umschreibung in unsere Schriftsprache wird man nichts einwenden.

Warum aber verschmäht es Benz offensichtlich, über die Richtlinien seiner Neudrucke Auskunft zu geben? Satzbau und Wortstellung sollen beibehalten werden. Das wäre für den bloß aufnehmenden Leser allein schließlich kein Bedürfnis. Wo wird also modernisiert? In welchen Fällen greift der Herausgeber ein, um den alten Text verständlicher zu machen? Das läßt sich aus der kurzen Probe nicht ablesen. Eine knappe Darlegung über die Prinzipien der Textgestaltung, über das Verhältnis des Neudrucks zum zugrunde gelegten Text der Handschrift oder des Druckes könnte den Wert der neuen Ausgabe rasch und beträchtlich erhöhen. Dann dürfte man Benz' Volksbücher nicht nur für den genießenden Leser mit Vergnügen begrüßen, sie könnten auch im wissenschaftlichen Betriebe ein längst entbehrtes Hilfsmittel darbieten. Das erwünschte Ziel scheint mir unschwer zu erreichen.

„Till Eulenspiegel" (3 Mark), „Fortunati Glückseckel und Wunschhütlein" (4 Mark). (Verlag Eugen Diederichs, Jena). — In einem Büchlein von wenigen Bogen „Die Deutschen Volksbücher, ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Dichtung" (ebenda) legt Benz seine Ansicht über die Stellung der Volksbücher im Kreise der übrigen deutschen Literatur vor. Viele anregende Gedanken machen das Werk lesenswert. Am auffallendsten wird jedermann die geringe Einschätzung und Beurteilung ja Mißschätzung und Verurteilung des Ritterromans, der höfischen Epik sein, „die weder formal noch inhaltlich Ausdruck der mittelalterlichen Weltanschauung" gewesen sei, der die Prosaauflösung als befreiende Tat folgte. Dieses von der herrschenden Auffassung der Literaturgeschichte nicht ohne Grund abweichende Urteil kann Benz mit dem Ausspruch keines geringeren als Wilhelm Grimms belegen.

Die Erläuterung, die Benz zum Begriff „Prosa" gibt, verkennt die reine Prosaform. Benz verlangt von der dichterischen Prosa, daß sie auf einen anderen Ton hinaufgestimmt sei, als den der täglichen Rede, „auf den dauernd gehobenen Ton, in dem jedes Wort mit anderem Klang und anderer Betontheit andere Inhalte offenbart, als die gewöhnliche begriffliche Mitteilung von Mensch zu Mensch sie zu geben vermag" (S. 25). Diese Definition stimmt nur für die der Poesie schon angenäherte Form der Prosa. Die altnordische Prosa ist Alltagsrede.

Unzurechnungsfähigkeit und Strafrecht

Von Dr. med. Worthmann

Im heutigen öffentlichen Leben spielt kein Gedanke neben dem des Nationalismus eine so bedeutende allgemeine Rolle, wie der der Humanität. Die Fürsorge für die Schwachen, sei es auf intellektuellem oder wirtschaftlichem oder auch moralischem Gebiete, nimmt heute im Leben des Staates wie der Gemeinden einen breiteren Raum ein, denn je. Wenn die freie Entwicklung der Persönlichkeit das Ideal unserer Tage bildet, so soll eben auch dem weniger Begünstigten die Gelegenheit gegeben werden, die in ihn gelegten Gaben zur höchsten möglichen Entfaltung zu bringen.

Für die intellektuell Schwachen sorgen Hilfsschulen, Idiotenanstalten, Heil- und Pflegeanstalten; für die wirtschaftlich Schwachen ist der ganze ungeheure Apparat unserer sozialen Gesetzgebung geschaffen, die in der Reichsversicherungsordnung schon einen für viele Gemüter beängstigenden Umfang angenommen hat. Die Sorge für die moralisch Schwachen endlich ist eine brennende Frage der Strafjustiz und der richterlichen Tätigkeit überhaupt.

Wenn wir uns heute mit den letzteren insonderheit beschäftigen wollen, so muß ich gleich bemerken, daß sich eine scharfe Trennung der drei Gruppen nicht durchführen läßt: die Schwäche auf moralischem Gebiete hat ihren Grund oft in einer intellektuellen Schwäche, und letztere oder beide vereint führen früher oder später auch zum Sinken des wirtschaftlichen Niveaus. Der Begriff der moralischen Schwäche ist also vorerst nichts weiter als einer von verschiedenen Gesichtspunkten, von denen man an die große Masse der nach modernem Gefühl Hilfsbedürftigen herantreten kann, und zwar findet er seine natürliche Begründung darin, daß ein gewisser Prozentsatz der Minderbegünstigten als Rechtsbrecher dem Strafrichter verfällt.

Wie bekannt, hat die Auffassung des Zweckes und der Berechtigung staatlicher Strafgewalt im Laufe der Jahrhunderte wesentliche Umformungen durchgemacht. War früher die Autorität des Staates alles, demgegenüber das Recht des einzelnen kaum in die Wagschale fiel, so hat heute der für das Gebiet des Lebendigen so oft schon widerlegte Satz: „das Ganze gleich der Summe seiner

Teile" eine Umwertung im umgekehrten Sinne erfahren, daß nämlich der Staat im wesentlichen nur Träger der Interessen seiner Bürger sei, das Recht des einzelnen demgemäß gegenüber dem Recht der Gesamtheit die weitestgehende Berücksichtigung zu finden habe. Entsprechend dieser Umwertung hat auch die Anschauung, die in der Strafe lediglich eine Vergeltung und ein Abschreckungsmittel sah, anderen Auffassungen Platz gemacht, die sie zu einem Institut ausschließlich zur Verhütung von Verbrechen machen möchten, indem sie entweder dazu dienen soll, durch Inhaftierung des Verbrechers die Gesamtheit vor ihm sowie ihn selbst vor Begehung neuer Verbrechen zu bewahren, oder durch Besserung ihn zu einem nützlichen Gliede der Gesellschaft zu machen.

Aus praktischen Gründen ist zwar das jetzt geltende Strafrecht dabei geblieben, die Tat zum Maßstab der Strafe zu machen; und auch der Deutsche Vorentwurf zu einem neuen Strafgesetzbuch hält daran fest. Daneben aber spielt die Persönlichkeit des Täters eine bedeutsame Rolle nicht nur insofern, als ihm fast in jedem Falle mildernde Umstände zugebilligt werden können; sondern unter gewissen, in der Persönlichkeit des Täters gegebenen Bedingungen ist von vornherein eine ganz andere Handhabung der Strafjustiz vorgesehen, so bei den Jugendlichen. Und bei denjenigen Rechtsbrechern, für die der bekannte § 51 des St. G. B. zutrifft, stellt das geltende Recht überhaupt das Vorhandensein einer strafbaren Handlung in Abrede. Der Paragraph spricht von den Zuständen der Bewußtlosigkeit und der krankhaften Störung der Geistestätigkeit, durch die zur Zeit der Begehung der Handlung die freie Willensbestimmung ausgeschlossen war.

Mag es auch immer wieder betont werden, daß es dem freien richterlichen Ermessen in diesem wie in jedem Falle anheimgestellt ist, nach Anhörung der Sachverständigen selbständig das Recht zu finden, so wird es doch in praxi kaum vorkommen, daß, namentlich wo Laienrichter in Frage kommen, ein von ärztlicher Seite für unzurechnungsfähig erklärter Rechtsbrecher trotzdem verurteilt wird. In Wahrheit ruht also ein wesentlicher Teil der Rechtsprechung in den Händen des ärztlichen Sachverständigen, wie es z. B. Erich Wulffen in seiner „Psychologie des Verbrechers", freilich ablehnend, anerkennt, wenn er sagt: „Es wird für die Länge der Zeit nicht erträglich sein, daß fünf Juristen über einen Verbrecher zu Gericht sitzen, und ein einziger Mediziner, keineswegs eine Autorität, den Beweis der Unzurechnungsfähigkeit zu führen unternimmt, ohne daß die Richter in der Lage wären, diese Beweisführung, die doch einen ganz wesentlichen Teil ihrer Rechtsfindung bilden müßte, nachzuprüfen." Es entspricht diese Auffassung auch der des großen Publikums, welches bei ihm verfehlt erscheinenden Freisprechungen nicht dem Gericht, sondern dem gutachtenden Psychiater die Schuld beizumessen pflegt.

Wenn wir uns mit dieser Gutachtertätigkeit etwas näher befassen wollen, so muß eines festgehalten werden: die Formulierung der psychiatrischen Gutachten im Sinne des § 51 ist keine freiwillig übernommene Leistung, sondern wird vom

Gericht verlangt; der Arzt muß das Gutachten abgeben, da er bei der gegenwärtigen Lage der Dinge allein als sachverständig angesehen werden kann; es wird ihm also die große Verantwortung einer die richterliche Funktion nicht nur unterstützenden, sondern in dieselbe in nachhaltigster Weise eingreifenden Tätigkeit durch den Gesetzgeber auferlegt.

Seine und seiner Wissenschaft Sache ist es, sich mit dieser Aufgabe abzufinden.

Der Arzt befindet sich dabei in einer schwierigen Lage; von seiten des großen Publikums, welches den Zweck der Strafjustiz mit Recht in der Unschädlichmachung verbrecherischer Menschen sieht, ist ihm Mißtrauen gewiß. Auf der anderen Seite aber hängt das Wohl und Wehe des Delinquenten von seinem Votum wesentlich ab. Er ist also in dem Falle recht eigentlich der Puffer, in dem das Recht des Staates und das Recht des einzelnen aufeinanderprallen, und alles kommt darauf an, ob er durch das Gesetz und seine Wissenschaft so ausgestattet ist, daß er die richtige Diagonale zu finden imstande ist. Das kann leider nicht uneingeschränkt behauptet werden.

In dem Gesetz, hier also dem fraglichen Paragraphen des Strafgesetzbuchs, bedarf fast jedes Wort eines Kommentars, am allernötigsten schon das eine von der „freien Willensbestimmung".

Der Ausdruck könnte die Vermutung nahe legen, es beabsichtige der Gesetzgeber den alten Streit zwischen Determinismus und Indeterminismus im Sinne des letzteren zu entscheiden. Dann wäre schon hier eine unüberwindbare Klippe vorhanden, denn die exakte Wissenschaft vermag mit dem Begriff eines voraussetzungslos freien Willens bis jetzt nichts anzufangen, kann also folgerichtig dem Arzte auch keine Handhabe dazu bieten, im speziellen Falle zu beurteilen, ob er vorhanden war oder nicht. Darum hat man sich schon längst auf eine konventionelle Deutung des unglücklich gewählten Ausdrucks (der nichtsdestoweniger auch in den neuen Vorentwurf übernommen wurde) geeinigt und versteht unter freier Willensbestimmung die Fähigkeit, sein Handeln nicht nach augenblicklich wirkenden Reizen des Sinnengebietes, sondern nach gedachten Vorstellungen und vernünftigen Überlegungen zu regeln. Der Begriff zerfällt also in zwei Unterbegriffe, den des Vorstellungenhabens und den des danach Handelnkönnens, was z. B. der österreichische Vorentwurf klarer zum Ausdruck bringt, wenn er im § 3 von der „Fähigkeit des Täters, das Unrecht seiner Tat einzusehen, oder seinen Willen dieser Einsicht gemäß zu bestimmen" spricht.

Das Fehlen dieser Fähigkeit hebt also die Strafbarkeit der Handlung auf; es kann gemäß § 51 bedingt sein entweder durch Bewußtlosigkeit oder durch krankhafte Störung der Geistestätigkeit.

Im Falle der Bewußtlosigkeit erscheint es ohne weiteres einleuchtend, daß von Verantwortlichkeit und freier Willensbestimmung keine Rede sein kann. Schwieriger wird die Sache erst, wenn man überlegt, daß bei dem, was der Laie unter Bewußtlosigkeit versteht, d. h. wenn jemand starr und steif daliegt

wie eine willenlose Masse, nicht einmal von Handlungen gesprochen werden kann, geschweige denn von strafbaren. Diesen Zustand kann also der Gesetzgeber gar nicht gemeint haben. Es wäre daher zweckmäßiger, wie es der österreichische Vorentwurf tut, von Bewußtseinsstörung zu reden, einer Kategorie, unter die jeder die im deutschen Vorentwurf als Beispiel angeführte hypnotische Suggestion und sinnlose Trunkenheit vorbehaltlos einreihen kann, was bei dem Ausdruck Bewußtlosigkeit schwer fällt. Handelt es sich doch z. B. bei der sinnlosen Trunkenheit nicht um den sogenannten „Coma-Zustand", sondern um die vorangehenden Stadien Manie-artiger Erregtheit und eventuell noch des „heulenden Elends", die sich, wenn als krankhaft aufzufassen, durch das Fehlen jeglicher Erinnerung auszeichnen.

Noch größer wird die Schwierigkeit, wenn man, wie gebräuchlich, auch den epileptischen Dämmerzustand zur Bewußtlosigkeit rechnet, einen Zustand, in dem der Betroffene unter Umständen große Reisen und komplizierte Handlungen ausführen kann, ohne seinen Mitmenschen als gestört aufzufallen. Man kann freilich diese Zustände auch zu den „krankhaften Störungen der Geistestätigkeit" rechnen und sie mit diesen in den großen Topf tun, in dem der Sachverständige nicht viel anderes als Schwierigkeiten zu finden erwartet.

Wie von der Bewußtlosigkeit, so verlangt der § 51 auch von der krankhaften Störung der Geistestätigkeit, daß sie einen Grad erreicht habe, der die freie Willensbestimmung ausschließt. Sie kann gemäß der vorhin vorgenommenen Zweiteilung dieses Begriffs entweder die Fähigkeit des Vorstellungenhabens oder die des danach Handelns oder beide in nachteiliger Weise beeinflussen.

Was das Vorhandensein von Vorstellungen anlangt, so deuten die im gewöhnlichen Sprachgebrauch mit dem Worte Geisteskrankheit synonym angewandten Ausdrücke: Wahnsinn, Irrsinn, auf ein Symptom hin, welches für die meisten Geisteskrankheiten charakteristisch ist; das ist das Bestehen von Wahnideen und Sinnestäuschungen, von denen erstere vielfach auf letztere zurückzuführen sind.

Bezüglich dieser, auch Halluzinationen genannten Erscheinungen müssen wir uns kurz vergegenwärtigen, daß eine jede sinnliche Wahrnehmung, um unser geistiger Besitz zu werden, drei Stufen durchlaufen muß. Z. B.: unser Ohr vernimmt eine Reihenfolge von Tönen und Geräuschen; die zweite Stufe, die sogenannte primäre Identifikation, erkennt darin ein bestimmtes Wort; und auf der dritten Stufe wird durch sekundäre Identifikation mit dem Worte ein bestimmter Begriff verbunden. Wie uns die Hirnforschung gelehrt hat, ist dieser Weg in den Nervenbahnen anatomisch vorgezeichnet, die vom Ohrlabyrinth durch den achten Gehirnnerven zur ersten Schläfenwindung führen, dem Sitze des Wortgedächtnisses und von da weiter zu der Masse der Assoziationsfasern, in denen wir das kurz sogenannte Begriffszentrum suchen. Um ein Bild zu gebrauchen: der Vorgang gleicht der Ankunft eines chiffrierten Telegrammes; das Ohr ist der klappernde Empfangsapparat, die Hörsinnessphäre ist der Beamte,

der das Geklapper in eine Reihenfolge von Buchstaben überträgt, und das Begriffszentrum ist der General, der den Befehl zur Alarmierung der Garnison herauslieſt. Nun soll es vorgekommen sein, daß ein Beamter, ohne durch den Empfangsapparat dazu veranlaßt zu sein, ein derartiges Telegramm weitergegeben hat, und verständige Menschen fanden es verzeihlich, daß es der General für echt ansah und die Garnison alarmierte. Genau so haben wir uns die Entstehung einer Gehörshalluzination vorzustellen, indem in der Hörsinnessphäre entweder automatisch oder doch durch andere Reize als den normalen Hörnervenimpuls Wortklangbilder wachgerufen werden, mit denen das Begriffszentrum selbstverständlich den gewohnten Sinn verbindet und von denen es verzeihlicherweise annimmt, daß sie dem Hörzentrum wohl durch die normale Leitung des Ohres zugegangen sein werden. So gelangt der Halluzinant dazu, Worte zu hören, die in der Tat niemand gesprochen hat, und ebenso kommt es, wenn andere Gehirnzentren von dem krankhaften Erregungszustande betroffen werden, zu Gesichts-, Geschmacks-, Geruchs- und Gefühlshalluzinationen.

Da der Kranke kein Mittel in der Hand hat, um seine Halluzinationen als Täuschungen zu erkennen, so wird er mit ihnen ebenso in seinem Geiste operieren, wie mit den normalen Sinneswahrnehmungen und auf diese Weise in völlig gutem Glauben zu objektiv falschen Vorstellungen, Schlüssen und Handlungen gelangen.

Die subjektive Wahrscheinlichkeit der Halluzinationen schließt es dabei keineswegs aus, daß sie dem Kranken dennoch, namentlich im Beginn der Erkrankung, befremdend vorkommen, teils durch ihren mit sonstigen Sinneswahrnehmungen schwer vereinbaren Inhalt, teils durch ihre häufige Wiederholung. Darum pflegen sie dem geistigen und körperlichen Verhalten des frisch Erkrankten ein dem Geübten schnell erkennbares Gepräge aufzudrücken, während der schon längere Zeit Erkrankte es meistens versteht, solche Sinnestäuschungen und anschließende Wahnideen, von denen er schon erfahren hat, daß sie ihn in den Ruf der Geisteskrankheit gebracht haben, obwohl er selbst an ihrer Wahrheit keinen Zweifel hegt, dem Arzte ziemlich geschickt zu verheimlichen.

Ohne auf die vielen Varianten der halluzinatorischen Erkrankungen, die alle Stadien bis zu völliger Verwirrtheit durchlaufen können, einzugehen, will ich nur bemerken, daß es vielfach, z. B. bei der sogenannten „einfachen Verrücktheit", auch Wahnideen gibt, die nicht auf Sinnestäuschungen zurückzuführen sind, Größenwahn, Verfolgungswahn usw., die manchmal ihrerseits erst dadurch, daß sie den Kranken in einen bestimmten Vorstellungskreis hineindrängen, Sinnestäuschungen zur Folge haben. Hier handelt es sich dann meist im Gegensatz zu den vorhin besprochenen Halluzinationen um sogenannte Illusionen. Als solche bezeichnen wir krankhaft gedeutete wirkliche Wahrnehmungen, z. B. wenn ein an Verfolgungswahn Leidender in jedem Menschen einen verkappten Polizisten sieht oder aus jedem von ihm belauschten Gespräch herauszuhören glaubt, es drehe sich um ihn usw.

Bei all diesen schon von alters her bekannten Zuständen entspricht es durchaus dem Gerechtigkeitsgefühl und hat es ihm von je entsprochen, wenn man den Kranken für die auf Grund seiner Sinnestäuschungen und Wahnvorstellungen begangenen, sonst strafbaren Handlungen nicht zur Rechenschaft zieht.

Das gleiche gilt von den sogenannten affektiven Geisteskrankheiten, die dadurch ausgezeichnet sind, daß bei ihnen der Ablauf der Vorstellungen abnorm verlangsamt oder beschleunigt ist. Der erstere Zustand, im allgemeinen Melancholie genannt, bringt eine traurige Gemütsstimmung mit sich und gibt selten zu strafbaren Handlungen Anlaß, die höchstens als Folge eines überwältigenden Angstgefühls vorkommen. Dagegen führt die sogenannte Manie zu einem krankhaft vermehrten Tätigkeitsdrang, der, gelegentlich sich bis zur Tobsucht steigernd, vor keiner gesetzlichen Schranke Halt macht.

Nicht damit zu verwechseln ist die bekannte Kleptomanie, der man heute eine isolierte Existenzberechtigung abspricht, indem man sie mit anderen ähnlichen Zuständen zusammen dem Krankheitsbilde der Hysterie zuweist.

Es liegt weder im Rahmen meiner Aufgabe, noch kann es Anspruch auf allgemeines Interesse machen, hier weiter auf die große Zahl der noch nicht erwähnten echten Geistesstörungen einzugehen, die ein mehr oder weniger scharf umrissenes Krankheitsbild darbieten und deren Diagnose demgemäß, wenn auch mit mehr oder weniger großer Schwierigkeit, für den Geübten mit Sicherheit zu stellen ist.

Was uns weit mehr interessiert, sind die sogenannten Grenzzustände, diejenigen, bei denen der Psychiater für „krank", der Laie für „verantwortlich" stimmt, und deren früher ungeahnte Verbreitung uns erst die letzten Jahrzehnte kennen gelehrt haben.

Hierher gehören die schon erwähnten Dämmerzustände, die bei der Epilepsie sogar häufig beobachtet werden und die der Diagnose insofern die größten Schwierigkeiten machen können, als sie auch, ohne daß die gewöhnlichen epileptischen Krampfanfälle vorhanden sind, vorkommen können. Da es sich bei der Epilepsie um eine anfallsweise auftretende Krankheit handelt, bei der der Betroffene in den Zwischenzeiten einen völlig normalen und gesunden Eindruck machen kann, ist die Entscheidung, ob überhaupt Epilepsie vorliegt, mitunter schon recht schwierig. Noch schwieriger und meistens nur aus den Begleitumständen mit Wahrscheinlichkeit zu erschließen ist die Entscheidung, ob zur Zeit der Begehung der Handlung ein solch krankhafter Zustand vorhanden gewesen ist.

Eine wesentliche Erschwerung bei allen psychiatrischen Diagnosen ist die, daß man zum großen Teil auf die mündlichen Äußerungen des Kranken und auf dasjenige angewiesen ist, was man daraus erschließen kann. Das fällt ganz besonders ins Gewicht bei einer Erkrankung wie der Hysterie, bei der die davon Befallenen sich oft durch Lügenhaftigkeit geradezu auszeichnen. Nichts-

destoweniger erkennt die Psychiatrie auch bei ihr Dämmerzustände an, und wir haben erst aus den Verhandlungen des jüngst vergangenen Prozesses über den Mord im Tiergarten ersehen können, daß sie vor Gericht als strafmildernder Umstand zur Geltung gebracht werden können.

Ich nehme an, die bisherigen, aus dem großen Gebiete der Psychiatrie willkürlich herausgegriffenen Beispiele werden genügt haben, um den Eindruck zu erwecken, daß die Zahl der möglichen Anwendungen des § 51 eine recht große ist. Das ist aber noch lange nicht alles.

Ungefähr zur selben Zeit, als unser Strafgesetzbuch geschaffen wurde, begann eine Bewegung, die sich seither unter dem Namen der Kriminalanthropologie längst zu einem großen, weitverzweigten Forschungsgebiete ausgewachsen hat, und die neben vielen neuen Kenntnissen auch viele neue Schwierigkeiten für die Handhabung des § 51 mit sich brachte. Als den Vater dieser Bewegung bezeichnet man trotz mancher Vorläufer den Italiener Cesare Lombroso, der anfangs der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in kleineren Arbeiten und 1885 in einem seither weitverbreiteten Buche seine Lehre vom Uomo delinquente, dem geborenen Verbrecher, aufstellte und begeistert verteidigte. Auf Grund jahrzehntelanger, mühsamer Studien gelangte er zu dem Ergebnis, daß der Verbrecher in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle zu seiner Laufbahn durch seine natürliche Veranlagung prädestiniert sei, und zwar kennzeichnet sich die Verbrechernatur durch eine mangelhafte oder völlig unterbliebene Ausbildung der höheren, sozialen Instinkte, so daß bei einem solchen Menschen die niederen, egoistischen, antisozialen Instinkte kein genügendes Gegengewicht finden. Es handelt sich also beim Verbrecher im allgemeinen um einen Defekt, der sich in der großen Mehrzahl der Fälle auch auf anderen Gebieten geltend macht.

Ja sogar an seinem Körper weist der Verbrecher häufig gewisse Zeichen auf, die den Verdacht, es handle sich um einen homo delinquens, rege zu machen geeignet sind. Das sind die seit Morel sogenannten Entartungszeichen: schiefer Schädel, fliehende Stirn, abstehende Ohren, falsche Zahnstellung, verbildeter Gaumen, überzählige Glieder und vieles andere. Alles dies sind Zeichen, die sich auch an normalen Menschen finden, von denen aber die Erfahrung gelehrt hat, daß sie bei Verbrechern weit häufiger angetroffen werden.

Ungemein verbreitet sind auch unter den Verbrechern Defekte der Intelligenz, die um so ausgesprochener zu sein pflegen, je roher das Verbrechen. Das geht so weit, daß wirklich kluge Menschen nur sehr selten unter den Verbrechern gefunden werden, während ein gewisser Grad von Schlauheit bei ihnen ziemlich weit verbreitet ist. Es kennzeichnet sich deshalb im allgemeinen der Verbrecher als ein Augenblicksmensch, der schon deshalb nicht die Fähigkeit hat, nach allgemeinen Normen der Vernunft und der Moral zu handeln, weil er nicht genügend Verstand und Gefühl besitzt, um solche in sich auszubilden.

Bei einer gewissen Klasse endlich fehlt es nicht einmal an Verstand, sondern nur an dem sozialen Gefühl und dem ethischen Urteilsvermögen. Man

bezeichnet das nach dem Vorgange des Engländers Prichard als moral insanity, einen Zustand, für den die Großen der Renaissance, die Malatesta, Borgia und andere, die treffendsten Beispiele stellen.

Da sich unter die Rubrik des moralischen Defektzustandes schließlich jeder Rechtsbrecher einreihen läßt, an dem keine andere Geisteskrankheit nachzuweisen ist, so hat das Reichsgericht diesem Zustande seine Anerkennung verweigert, es sei denn, daß auch anderweitig der Beweis der geistigen Störung erbracht werden kann.

Ohne auf die mutmaßlichen Ursachen der Entartung, unter denen der Alkoholismus eine ebenso große wie traurige Rolle spielt, einzugehen, wollen wir uns nun vielmehr vergegenwärtigen, was wir aus dem bisher Geschöpften für die Abgrenzung der „krankhaften Störung der Geistestätigkeit" gelernt haben. Und da hoffe ich, daß es meinen Ausführungen gelungen ist, diese Grenze so undeutlich zu zeigen, wie sie in Wirklichkeit ist.

Schon bei körperlichen Zuständen ist es oft schwer, zu entscheiden, wo das Gesunde aufhört, obgleich wir doch hier das Kriterium in der Hand haben, daß jede Krankheit die Lebensfähigkeit des Organismus herabsetzt. Dieser Maßstab läßt sich aber auf das geistige Gebiet höchstens in extremen Fällen anwenden, da hier die zum bloßen individuellen Leben nötige Ausbildung der Geisteskräfte nur einen minimalen Bruchteil des Erreichbaren und auch des im Durchschnitt Erreichten darstellt. Die unüberwindliche Schwierigkeit ist also die, daß wir nicht mit auch nur annähernder Bestimmtheit anzugeben wissen, was denn als geistig normal zu bezeichnen sei, eine Frage, auf die auch für ein und dieselbe Person die Antwort ganz verschieden ausfallen dürfte, je nachdem sie von einem Mathematiker oder einem Musiker oder einem Tierbändiger abgegeben werden sollte.

Die Dinge liegen daher so, daß zwar in sehr vielen Fällen der ärztliche Sachverständige das Bestehen einer geistigen Störung einwandfrei wird nachweisen können — finden sich doch unter den Verbrechern zehnmal soviel Geisteskranke, als unter der nicht kriminellen Bevölkerung. Schon bei den Dämmerzuständen fällt der glatte Beweis, daß während der Begehung der Tat ein solcher vorhanden war, oft schwer, und man wird sich dann damit begnügen müssen, die Möglichkeit eines solchen nachzuweisen.

Dann aber bleibt noch eine große Anzahl von Fällen übrig, bei denen uns die psychiatrische Wissenschaft keinen Anhalt dafür in die Hand gibt, ob man das von der Norm abweichende Verhalten eines Rechtsbrechers — schließlich hat sich ja jeder solche über die im allgemeinen für unser Handeln gültigen Normen hinweggesetzt — als krankhaft bezeichnen solle, oder nicht. In diesen Fällen entscheidet dann weniger der Arzt als der Mensch, und das Resultat wird verschieden ausfallen, je nach den Anschauungen, die sich der Gutachter — allerdings zum Teil auf Grund seiner durch die Praxis vertieften Menschenkenntnis — von dem Zwang der Motive, dem Druck der Verhältnisse

auf der einen und von der möglichen Größe sittlicher Kraft auf der anderen Seite gebildet hat.

Daß er in ihm zweifelhaften Fällen pro reo gutachten wird, ist um so eher anzunehmen, als er sich lediglich mit der Person des Angeklagten zu befassen hat, während das öffentliche Interesse den Gutachter nichts angeht.

Vorurteilslos betrachtet ist deshalb der ärztliche Sachverständige Partei, etwa wie ein pflichttreuer Rechtsanwalt, der ohne Beugung des Rechts alles ins Licht zu rücken sucht, was für die Straflosigkeit seines Klienten sprechen könnte. Anderseits aber ist er gleichzeitig in einem gewissen Sinne der Entscheidende. In Wahrheit fällt in der Mehrzahl der Fälle er den Freispruch, für den der Richter die Verantwortung zwar hat, aber eigentlich mangels Sachverständnisses nicht tragen kann.

Daß das ein Mißstand ist, der beseitigt werden muß, leuchtet auch denkenden Ärzten schon lange ein; ist es doch die Folge dieses Zustandes, daß das Recht der Allgemeinheit gegenüber dem des einzelnen Rechtsbrechers in die zweite Reihe gedrängt wird.

Aber wie bessern?

Man hat versucht die Kompetenz des Psychiaters zugunsten der des Richters zu beschneiden, indem man die in Betracht kommenden Geisteszustände schärfer umgrenzte. So spricht der 27. Deutsch-österreichische Juristentag von einem „nicht nur vorübergehenden" krankhaften Zustande. Auch abgesehen von der immerhin nicht präzisen Fassung kann ich darin keine Verbesserung sehen. Wenn ein Mensch bei der Beurteilung seiner Straftat Milde verdient, so ist es meines Erachtens gerade der vorübergehend Geisteskranke, der oft nach seiner Genesung mit der Erinnerung an seine Tat auch jedes Verständnis für sie verloren hat, während der Degenerierte, der einen Mord begangen hat, kaum deshalb verdienen dürfte dem Schafott zu entgehen, weil er nicht gegen bessere Überzeugung, sondern aus Gewohnheit und perverser Lust gemordet hat.

Den richtigsten Weg zur Lösung aller Schwierigkeiten hat nach meiner Überzeugung der gewiesen, auf den die Schwierigkeiten zum großen Teil zurückzuführen sind, nämlich Lombroso selbst, wenn er in seinem Uomo delinquente den Grundsatz aufstellt, daß die Gefährlichkeit des Verbrechers allein den Maßstab seiner Strafbarkeit bilden dürfe.

In der Tat ist aus den vorhin skizzierten Gründen das Abwägen der subjektiven Schuld in so vielen Fällen für uns unmöglich, daß dieser Maßstab auch für den wenn auch noch so großen Rest logischer- und gerechterweise nicht angewendet werden dürfte. An Gefährlichkeit aber steht ein geisteskranker Verbrecher hinter dem Geistesgesunden nicht nur nicht zurück, sondern übertrifft ihn sogar. Darum sagt der frühere Bonner Psychiater Pelman mit Recht, „einen ungeheilten Verbrecher zu entlassen ist genau so, als ob man einem wütenden Hunde vierundzwanzig Stunden lang einen Maulkorb anlegt und ihn dann laufen läßt, weil er in diesen vierundzwanzig Stunden niemand gebissen hat."

Pelman versteht hier allerdings unter dem ungeheilten Verbrecher nicht nur den Geisteskranken, sondern jeden Gewohnheitsverbrecher und schlägt folgerichtig vor, das ganze Strafgesetzbuch in den einen Satz zusammen zu ziehen: „Jeder gemeingefährliche Mensch muß im Interesse der Gesellschaft solange als nötig unschädlich gemacht werden."

Bis zur Erfüllung dieses Wunsches aber muß jeder Fortschritt auf diesem Wege dankbar begrüßt werden, so auch der, den der deutsche Entwurf zu einem neuen Strafgesetzbuch in seinem § 65 bringt: „Wird jemand auf Grund des § 63, Abs. 1" (unserem § 51 entsprechend) „freigesprochen oder außer Verfolgung gesetzt . . ., so hat das Gericht, wenn es die öffentliche Sicherheit erfordert, seine Verwahrung in einer öffentlichen Heil- und Pflegeanstalt anzuordnen."

Diese Verwahrung kann bei Bedarf auf Lebenszeit ausgedehnt werden. Über die Art der Ausführungsbestimmungen kann man verschiedener Ansicht sein; wichtig ist die Bestimmung als Symptom dafür, daß man begonnen hat, das Recht der Allgemeinheit etwas mehr in den Vordergrund zu rücken.

Doppelt wichtig ist das in einer Zeit, wo fast jeder Juristentag sich mit einer Resolution zugunsten der Abschaffung der Todesstrafe zu befassen hat.

Ich halte auch diese letztere Bewegung für kennzeichnend, als Arzt würde ich sagen pathognomonisch für unsere Zeit. Es handelt sich hier meines Erachtens nicht mehr um den Ausfluß edler Nächstenliebe, sondern um eine Überschätzung der Schrecken der Todesstrafe, hervorgegangen aus einer jetzt in den gebildeten Ständen fast allgemein verbreiteten Unkenntnis des Todes und einer oft lächerlichen Angst vor ihm.

Wie sehr in diesem Sinne unsere Zivilisation den Menschen verweichlicht, das sehe ich oft deutlich an den Erfahrungen aus meinem Arbeitshause, wo ich fast noch nie ein Wort der Todesangst vernommen habe, und andrerseits aus der Privatpraxis, von der ich das nicht behaupten könnte. Man wende nicht ein, der Gebildete habe mehr zu verlieren, das ist nicht wahr; der Vagabund verliert mit dem Leben dasselbe, nämlich alles, was er hatte. Außerdem wird es wenig Menschen unter den Gebildeten geben, die, wenn sie die Wahl haben zwischen dem Tode und einer verstümmelnden Operation, nicht die letztere vorziehen, die also unter Umständen alles hergeben, um das armselige Lebensfünkchen zu erhalten.

Hieraus, aus der Überschätzung des Lebens, dessen Besitz für eine zwanzigjährige Zuchthausstrafe oder lebenslänglichen Aufenthalt in einer Irrenanstalt doch wahrlich kein Äquivalent ist, und aus der feigen Angst vor dem Tode geht die Bewegung zur Abschaffung der Todesstrafe hervor. Denn auch der christlich klingende Einwand, man müsse dem Verbrecher Zeit zur Umkehr lassen, scheint mir angesichts des Schächers am Kreuz wenig stichhaltig.

Es ist — ich will damit das Gute an der Bewegung nicht herabsetzen — in den immer extremer werdenden Bestrebungen für Strafmilderung viel von

jener für den Verstandesmenschen unserer Tage charakteristischen moralischen Knochenerweichung zu spüren, die, sich trotz allem im sicheren Schutze des Staates geborgen wissend, ein allzu großes Verständnis für moralische Verirrungen zeigt; die den Selbsterhaltungstrieb wohl kennt, wie nur je eine Zeit, sich aber, unaufrichtig gegen sich selber, scheut die Konsequenzen zu ziehen, wo sie das ästhetische Gefühl verletzen könnten.

In einer solchen Zeit ist es, wie gesagt, doppelt erfreulich, in dem Entwurf zum neuen Strafgesetzbuch den Schutz der Allgemeinheit wieder auf den Platz einrücken zu sehen, der ihm gebührt, hier sogar, ohne daß die Ansprüche der Humanität sich zurückgesetzt fühlen könnten.

Wenn dieser oder ein ähnlicher Entwurf erst Gesetzeskraft haben wird, dann wird auch dem ärztlichen Sachverständigen seine schwere Aufgabe erleichtert werden. Er wird dann mit freierem Herzen als der ehrliche Anwalt seines Delinquenten auftreten können, da er weiß, das heilige Recht der Allgemeinheit kann von seinem Votum nicht gefährdet werden, das steht unter dem starken Schutze des Staates.

Die Hexe von Mayen

Roman

Von Charlotte Niese

(Fünfzehnte Fortsetzung)

In der folgenden Nacht schlief Heilwig nicht. Ihr Kindlein atmete ruhiger als seit lange; sie aber war unstät, ging von einem Zimmer ins andere und dachte an die Zeit, da sie im Turm saß und man sie eine Hexe nannte.

Nun saß der einstige Stadtschreiber in ihrem Turm und wartete des Gerichtes.

Wenn Herr Josias hier gewesen wäre, würde sie mit ihm geredet haben; er aber war fort, wie jetzt so manches Mal. Vielleicht war es auch besser, daß sie allein handelte. Hundert Goldtaler hatte sie nicht; aber sie wollte sich den Mann noch einmal vorführen lassen und mit ihm reden.

Doch als sie sich gerade ausgestreckt hatte, um noch etwas zu schlafen, schrien Hörner auf dem Hof und das Jungvieh im Stall brüllte. Die große Scheuer, mit Brotkorn und Stroh gefüllt, stand in Flammen, und die schlaftrunkenen Knechte versuchten die Kälber und Schweine aus ihren Ställen zu ziehen. Wasser gab es nicht allzuviel; was brannte, mußte schon aufbrennen,

aber was nicht in Flammen stand, konnte vielleicht gerettet werden. Aber ganz Schierensee wäre doch wohl ein Raub der Flammen geworden, wenn nicht ein starker Regen gekommen wäre, der das Schlimmste verhütete. Zwei Scheuern rauchten noch, als der Morgen kam, und hier und dort lag ein verbranntes Stück Vieh, aber das alte Schloß stand unbeschädigt, wie die anderen Hofgebäude und wie die Wohnungen der Leibeigenen.

Frau Heilwig hatte geholfen und mit Hand angelegt, wie es sich gehörte. Die Leibeigenen hatte der Vogt angetrieben, denn sie waren leicht störrisch und verlangten zuerst ihre Habe zu retten, anstatt die ihrer Herrschaft. Nun stand die Edelfrau rauchgeschwärzt auf der Schloßtreppe und der Vogt gab ihr Bericht. Der Gefangene, der gestern in den Turm gesteckt worden war, war gleich nach Mitternacht ausgebrochen und hatte das Feuer angelegt. Zwei Strolche waren mit ihm gegangen, die anderen saßen noch im Gefängnis und erzählten, welch gotteslästerliche Reden der Kerl geführt hatte. Von Hexen hatte er geredet, von Zauberei — verstanden hatten sie nicht alles —, aber, obgleich er an der Kette lag, war es ihm doch gelungen, sich frei zu machen und das Unheil anzustiften.

„Hätte ich ihn hängen dürfen!“ Der Vogt sagte es mehr als einmal und seine Stimme klang vorwurfsvoll. „Aber die edle Frau wollte ja nicht, wollte ihn sogar laufen lassen!“

„Es muß Botschaft an den edlen Herrn geschickt werden!“ sagte Heilwig, und der Vogt erwiderte, daß dies schon lange geschehen sei. Er war kein schlechter Diener, aber einer von den Harten, wie sie die harte Zeit hervorbrachte. Daß die Edelfrau gesagt hatte, den Kerl laufen zu lassen, konnte er nicht vergessen. Und die anderen Leibeigenen steckten die Köpfe zusammen und flüsterten, anstatt zu arbeiten. Der Brandstifter hatte im Turm so wunderliche Reden geführt und Geerke, der Knecht, der den Gefangenen Wasser und Brod brachte, hatte allerlei aufgeschnappt. Er berichtete es seiner Lise und die sagte es den anderen Weibern. Die edle Frau war ehedem eine Hexe gewesen. Dafür hatte sie einmal im Turm gesessen und hatte brennen sollen, aber sie war gerettet worden. Dieser hier, der das Feuer anlegte, war ihr Lehrmeister gewesen, deshalb wollte sie ihn laufen lassen. Die alten und jungen Weiber hatten viel miteinander zu raunen und die Männer machten finstere Gesichter. In der Kirche sagte zwar der Prädikant, daß es nicht mehr viele Hexen gäbe, aber er wußte doch selbst, daß in Kiel kürzlich eine aus dem Schornstein quer über den Markt geritten war.

Der Vogt schalt über diese Geschichten, trieb die Leute an, den Schutt wegzuräumen und schlug, wen es gerade traf; aber auch er war weniger ehrerbietig gegen die edle Frau als sonst und betrachtete sie von der Seite, als sie selbst unter den Leibeigenen erschien, um ihre Befehle zu geben.

Heilwig empfand nicht die feindselige Stimmung. Sie war noch immer verstört und ihre Gedanken gingen anderswo hin. Erst als ihr ältester Sohn

weinend zu ihr kam und sich beklagte, daß die Hofjungen gesagt hätten, seine Frau Mutter wäre eine Zauberin und der Brandstifter wäre ihr Hexenmeister gewesen, erfuhr sie von dem Geraune. Ihre Antwort war, daß sie dem Junker Josias, trotz seiner dreizehn Jahre, eine Ohrfeige gab, die dieser dann in größter Eile weiter verabfolgte. Die Hofjungen hatten einen bösen Tag und die Weiber verkrochen sich. Deswegen aber schwirrte das Gerücht doch weiter und Heilwig merkte plötzlich, daß auch ihre Mägde finstere Mienen aufsetzten.

Es war gut, daß Herr Josias bald auf den Hof sprengte, sich vom Vogt Bericht erstatten ließ, seine Befehle gab und dann seine Gemahlin begrüßen wollte. Seine beiden Junker hingen sich aber an ihn und erzählten alles. Vom Feuer, vom Hexenmeister, von dem abscheulichen Gerücht, das auf dem Hofe umlief.

Der edle Herr war ohnehin übler Laune. Aus fröhlicher Jagdgesellschaft durch eine Hiobsbotschaft aufgeschreckt zu werden, ist niemals angenehm, wenn aber dann noch sonderbare Geschichten dazukommen, ist der Zorn nicht mehr weit.

Finster stand der Schloßherr vor Frau Heilwig.

„Sie sagen, Ihr hättet dem Filou seine Freiheit geben wollen, obgleich er Euch anfiel!"

„Es war der Stadtschreiber von Mayen!" entgegnete sie. Auch ihre Augen waren finster geworden.

„Der Stadtschreiber von Mayen — was soll mir der?"

„Er hielt mich einst in Gefangenschaft, aber durch des Allmächtigen Gnade konnte er mir nichts anhaben."

„Und den Spitzbuben wolltet Ihr in Freiheit setzen? Seht, was er uns anrichtete. Wir haben argen Schaden und der Verbrecher läuft frei umher und kann noch mehr anstiften!"

„Ich handelte vielleicht nicht richtig, aber ich dachte alter Zeiten, und wie er mir damals doch nicht schadete, sondern nützte, indem er —" Herr Josias stampfte mit dem Fuße auf. „Was scheren mich die alten Zeiten? Ein Unfug ist es, dummen Träumen nachzuhängen. Die Leibeigenen sagen, Ihr seid eine Hexe und steht mit dem Elenden, der hier ansteckte, im Bunde!"

„Glaubt Ihr das?" Frau Heilwig richtete sich hoch auf und ihre Augen flammten. Herr Josias ärgerte sich selbst über seine Worte, aber, da er sie gesagt hatte, wollte er sie nicht zurücknehmen. Im Gegenteil, er wurde noch heftiger und wiederholte seine Worte.

„Was kümmert mich die alte Zeit, was der elende Stadtschreiber, nichts will ich mehr davon hören! Habt Ihr mich verstanden?"

„Ohne die alte Zeit wäret Ihr schwerlich mein Gemahl geworden, Herr Josias, und ich meine, die Erbtochter von Sehestedt hätte auch jemanden anders wählen können! Einen, der sie nicht soviel allein läßt, auf die Jagd reitet und sich kaum mehr um sie bekümmert. Einen, der nicht gleich voll dummen

Aberglaubens ist und ein vernarbtes Unglück benutzt, um sich am Geschwätz der Leibeigenen zu erlaben!"

Josias Sehestedt und seine Gemahlin standen sich gegenüber und sahen sich feindselig an. Er war der Gutmütigere und über ihn kam eine dunkle Erinnerung von ehemals. Aber sie klopfte nur leise an sein Herz und daher war sie ihm noch nicht ganz klar.

„Ihr müßt doch bedenken, Heilwig —" begann er. Sie aber drehte ihm den Rücken und ging langsam aus dem Gemach.

Von der Zeit an war es nicht ganz behaglich auf Schierensee. Wohl tobten die Junker umher wie sonst, und die kleine Heilwig begann sich zu erholen, aber ihre Mutter schloß sich mit ihr ganz ab und ging Herrn Josias aus dem Wege, wo sie nur konnte. Auch er war verstimmt und seine Leute mußten seine schwere Hand fühlen. Viel gab es in diesen Monaten zu tun: die Ernte wurde eingebracht, die niedergebrannten Scheuern mußten wieder aufgebaut werden, der Gutsherr mußte überall sein und seine Augen überall haben. Ihm schadete die Arbeit nicht, aber ehemals war sie angenehmer gewesen, als Heilwig noch freundlich mit ihm geredet, seine Sorgen geteilt hatte. Nun saß sie in ihrem Zimmer oder beaufsichtigte die Mägde im Kuhstall, in der Spinnstube; die kleine Heilwig lief hinter ihr her, und gerade, wenn Herr Josias einen Augenblick Zeit hatte, war seine Gemahlin sehr beschäftigt.

Und dazu das Gerücht: die edle Frau ist einstmals eine Hexe gewesen! Im Herbst war es, da vernahm Josias das Gezischel wieder. Er kam aus dem Pferdestall und zwei alte Weiber, die davor standen, hörten ihn nicht.

„Als sie jung war, ist es gewesen, der fremde Mann hat es gesagt. Damals ist sie über eine ganze Stadt geflogen und ein Mann mit ihr — ob es der war, der nun hier saß? Sie wollte ihn laufen lassen — der Vogt hat es berichtet!"

Schwer fiel die Reitpeitsche auf die krummen Rücken der Alten, und sie stoben schreiend auseinander, aber diese Strafe schaffte dem Edelmann keine Erleichterung; verdrossen ging er in sein Schloß. Heilwig saß in der Halle, hielt ihr Töchterchen auf dem Schoß und erzählte ihr eine Geschichte. Als Josias eintrat, wandte sie den Kopf und schien ihn nicht zu sehen. Und gerade wollte er freundlich sein. Denn er wußte doch, daß sie nicht aus dem Gefängnis geflohen war. Sah er nicht Herrn Sebastian von Wiltberg vor sich, der ihm seine Ehefrau rettete? Sebastian von Wiltberg! Wie lange dachte Josias nicht an ihn! Wie lange überhaupt nicht an die alten Erlebnisse, an alles, was einstmals Sinne und Gedanken in Anspruch nahm. Damals, als er noch jung war und das Kriegshandwerk über alle Maßen liebte. Aber nun saß er auf seiner Scholle, mußte für seine Junker arbeiten, ging seinem Vergnügen nach und meinte, alles wäre in Ordnung! Mußte sich von Heilwig sagen lassen, daß er sich wenig um sie bekümmere. Die Erbtochter von Sehestedt. O ja — ohne ihr Geld würde er wohl nicht von seiner Mutter mit ihr versprochen worden

sein; aber er hatte sie doch sehr lieb gehabt: viel lieber, als sie ahnte und er sich merken ließ. Nun glitt sie ihm aus den Händen und er konnte sie nicht mehr festhalten.

Sebastian von Wiltberg — ja, den hatte sie wohl noch mehr geliebt. Eigentlich nicht zu verwundern, weil er ihr wirklich das Leben rettete und dafür beinahe selbst gestorben war — wenn nicht die Braunschweiger die kleine Stadt erobert hätten, was dadurch leichter ward, daß er durch das Loch in der Mauer stieg. Und Heilwig hatte sich darein gefunden, ihn nicht zu heiraten. Vielleicht war er auch wirklich tot, und wenn nicht, würde sie doch nie ihren Glauben abgeschworen haben.

Den Herrn von Sehestedt überkam die Unruhe. Er mußte an den Herzog Hans Adolf von Plön denken, an seinen einstigen Herrn. Der saß jetzt auch manchmal ganz friedlich in seinem kleinen Nest, regierte und las Bücher, aber hernach trieb es ihn wieder in die Ferne, und daher war er vielleicht so frisch und immer vergnügt.

Und Herr Josias beschloß, gleich nach der Ernte einmal gen Plön zu reiten und Seiner fürstlichen Gnaden die Aufwartung zu machen.

Zum Herbst war der Herzog Hans Adolf wirklich einmal daheim. In Schonen war er gewesen, dann in Jütland, und von Holland hatte er eine Einladung, den Generalstaaten zu helfen gegen allerhand Kriegsungemach. Erst aber mußte er einmal im eigenen Ländchen regieren, nach dem Rechten sehen und sich seiner Söhne annehmen, die ihm seine Gemahlin geschenkt hatte.

Als Josias von Sehestedt sich bei dem fürstlichen Herrn melden ließ, wurde er gleich angenommen und durfte Ihrer Gnaden der Herzogin die Hand küssen. Denn sie saß bei ihrem Gemahl, eine Nadelarbeit in der Hand, und redete mit ihm von allerhand Regierungssorgen. Nun ging sie, nachdem sie ein freundliches Wort gesagt hatte, denn sie wußte, daß ihr Gemahl lieber allein war, wenn er mit Männern redete.

Hans Adolf sah ihr zufrieden nach.

„Sie ist eine gute Regentin, die Dorothea Sophia," sagte er. „Ja, mein lieber Herr Josias, was sollten wir machen ohne unsere Frau Eheliebsten! Auch Ihr habt ein gutes Los gezogen; die edle Frau von Sehestedt muß wohl manchmal das Regiment führen, wie meine Dorothea. Ich höre, daß sie es wohl versteht, und daß der Herr Gemahl auf Jagd reiten kann, so oft es ihm beliebt!"

Herr Josias verbeugte sich, ohne viel zu antworten, und der Herzog, der beim Eintritt des Gastes aufgestanden war, setzte sich wieder und deutete durch eine Handbewegung an, daß auch Josias Platz nehmen sollte.

Herr von Sehestedt gehorchte, nahm einen Sessel am Fenster ein und sah von hier auf die roten Dächer einer neuen Straße.

„Ich habe einen neuen Stadtteil angelegt!" berichtete der Herzog, der Josias Blick gefolgt war. „Dazu ein Kirchlein gebaut, dem Evangelisten

Johannes geweiht. Wißt Ihr noch, Seheſtedt, wie im Rheinland die Papiſten kleine Kapellchen erbauten, zu Ehren der Heiligen? Das hat mir wohl gefallen, ich meine, die Evangeliſten ſoll man ehren, ohne dem Herrn Chriſtus zu nahe zu treten!"

„Im Rheinland!" der Herzog wiederholte die Worte. „Es war doch fein an der Konzer Brücke und wie ich den Crequy erwiſchte? Und dann vorher in Mayen, wo die Franzoſen waren und wir ſie wegjagten? Ihr gingt durch das Loch in der Mauer! Ach ja, es war eine ſchöne Zeit!"

Der Herzog ſtreichelte ſeine Knie und ſeufzte ein wenig. Er hatte ſich auf den Feldzügen die Gicht geholt und konnte ſie nicht wieder loswerden.

Herr Joſias wollte etwas ſagen, aber Hans Adolf wickelte nach alter Gewohnheit ſeine langen Haare um die Hand und hing ſeinen eigenen Gedanken nach.

(Fortſetzung folgt)

Die erſte Ausſtellung der Berliner Freien Sezeſſion

Von Dr. R. Schacht

In der Freien Sezeſſion haben ſich die meiſten Mitglieder der im vorigen Jahre geſprengten Alten Sezeſſion zuſammengefunden. Dieſe Zuſammenſetzung legt die Vermutung nahe, daß dieſe erſte Ausſtellung eine im Sinne des Impreſſionismus konſervative Richtung hervortreten läßt. Aber davon iſt nicht die Rede. Der Stamm iſt durchaus ſeinem Programm von 1899 treu geblieben, nämlich — kein Programm zu haben. „Für uns gibt es", ſo hieß es im erſten Katalog der Alten Sezeſſion, „keine allein ſeligmachende Richtung in der Kunſt, ſondern als Kunſtwerk erſcheint uns jedes Werk — welcher Richtung es angehören möge —, in dem ſich eine aufrichtige Empfindung verkörpert." Dementſprechend findet ſich auch heute Bekanntes, Altes, ja Veraltetes neben Ultramodernſtem.

Und doch bietet die Ausſtellung ein anderes Bild als, ſagen wir, vor fünf Jahren. Die Gründung der Sezeſſion bedeutete, daß der erſt verlachte, dann ſiegreich vordringende Impreſſionismus die Eroberung auch des breiten Publikums begann. Dieſe Eroberung iſt ihm während der folgenden Jahre gelungen. Seit einiger Zeit aber tritt ein Neues hervor, das ungewohnt wie

es ist, und durch allerlei Experimente und jeder neuen Bewegung anhaftende Energieüberschüsse entstellt, zunächst die Gegensätze deutlicher hervortreten läßt, als den breiten Strom selbstverständlicher und ohne Sprünge vor sich gehender Entwicklung. Diesen Gegensatz deutlich zu empfinden, dazu bietet die diesjährige Ausstellung eine vortreffliche und sehr lehrreiche Gelegenheit. Im achten Saal hat man nämlich eine Anzahl Bilder aus der Sammlung des kürzlich verstorbenen Julius Stern vereinigt. Dieser Kunstfreund hat, ohne Engherzigkeit und Snobismus, die heute bekannten modernen Meister gesammelt. Da finden wir sie alle wieder die stolzen Größen des Impressionismus, Manet, Monet, Sisley, Pissarro, Renoir, Degas, van Gogh; von Deutschen Liebermann, Slevogt, Trübner; von den Dekorativen Cézanne, Gauguin, Denis, Rousel. Tritt man nun von diesem Saal in den danebenliegenden, so erhält man einen Chok: man ist mitten unter den Allermodernsten. Große verzerrte Akte, brutale Farben, verwegene Kompositionen, all das stürzt unvermittelt auf den Beschauer ein, der entsetzt zu den altvertrauten Impressionisten zurückweicht. Aber es wäre doch grundfalsch, auf diesem Zurückschrecken eine Kritik aufzubauen, es wohl gar mit einer Kritik als gleichbedeutend zu achten. Denn genau dasselbe empfanden einst die Beschauer der ersten impressionistischen Bilder und genau wie wir uns heute versucht fühlen, über die Jüngsten, sei es belustigt, sei es geärgert herzuziehen, genau so zog man einst über Manets Déjeuner sur l'herbe oder seine Olympia her, die jetzt beide im Louvre hängen. Nun waren ja wirklich diese Werke noch keine Meisterstücke — der Manet, den wir heute lieben, sieht ganz anders aus — und insofern waren die tadelnden Stimmen berechtigt, wenn sie sich gegen übertreibende Lobsprüche erhoben. Aber sie hatten unrecht, insofern sie das deutlich erkennbare Streben des Meisters einfach nicht sehen wollten, es lieblos für Humbug erklärten. Hätte man ruhig im Sinne des Historikers die Entwicklung abgewartet, so hätte man nicht voreiligen Tadel später zu widerrufen brauchen. Was aber dem jungen Manet, der doch auch noch kein Meister war, recht gewesen wäre, muß den Jungen von heute, bis wir mit Sicherheit feststellen können, daß sie keine Manets sein werden, nur billig sein und deshalb wollen wir wenigstens das eine aus der Geschichte lernen, daß es sich angesichts dieser neuen und ungewohnten Dinge weniger darum handelt zu urteilen, als sie zu verstehen und abzuwarten, was sie uns zu sagen haben werden.

Halten wir nun auf einem Gang durch die Ausstellung Altes und Neues gegeneinander, so bemerken wir, wie sich ruhig und sicher eine Entwicklung vollzieht, die alles eher denn abgeschlossen genannt werden kann, deren Tendenzen jedoch bereits ganz deutlich erkennbar sind. Die Impressionisten hielten sich an die Außenseite der Dinge, an ihre Oberfläche und ihre Bewegung. Das war zunächst eine Entdeckung, die neue wertvolle Reize vermittelte und unsere Anschauung bereicherte, aber sie mußte konsequenterweise zu Oberflächlichkeit und leerer Virtuosität führen. Zugleich war durch die Einführung des Freilichts

und die Beschränkung auf den Augenblickseindruck die Komposition aufgelöst worden, weshalb man denn auch die Impressionisten mit viel Berechtigung Meister der Skizze genannt hat. Man versuchte es mit der Annäherung an die Dekoration, endete aber in Leere. Dieser Leere nun sollte sowohl nach der stofflichen wie nach der inhaltlichen Seite abgeholfen werden, dort strebte man nach Verinnerlichung, hier nach Konstituierung der Form. Was van Gogh zur Verinnerlichung des Impressionismus getan hat, das habe ich schon neulich bei Besprechung des Herbstsalons (Grenzboten 1913, Nr. 52) auseinander gesetzt: er sieht wieder in das Innere der Dinge, verleiht ihnen ein Eigenleben. Doch nun dauert es nicht lange und die Dinge werden allzu lebendig, in eine Welt voll überlebendiger Einzelwesen fühlt sich der Mensch versetzt, wie ein Kind steht er diesen Dingen gegenüber, die bald erschreckend, bald anheimelnd auf ihn einwirken. Nicht zufällig beschäftigt sich zu gleicher Zeit die Psychologie so eifrig mit dem aufnehmenden Kinde, der Mensch ist selber zum Kinde geworden, das sich alle Dinge neu erschaffen muß und sich erstaunend oder zagend, jubelnd oder erschrocken den lebengewinnenden Einzeldingen gegenüber sieht.

Dieses Kindhafte der modernen Kunst — der Terminus soll nichts Ironisches ausdrücken — zeigt sich in der Ausstellung recht deutlich. Wenn Pissarro das Gewühl der Straße malen will, so gibt er uns ein Bild aus der Vogelperspektive; Max Beckmann stellt uns auf die Straße selbst mitten unter das Gewühl lebensgroßer Gestalten. Da haben wir also das neugierige Dichtherantreten des Kindes, das sich auch in der Kämpferszene von Bató zeigt. Aus solchem Hinzudrängen gewinnen wir sehr lebhaft, aber in merkwürdiger Weise aus Wesentlichem und scheinbar Nebensächlichem assoziativ zusammengesetzte Eindrücke, deren sich jeder Mensch aus der Kindheit erinnern wird. Schon Liebermanns Korsobild ist keineswegs eine bloße Bewegungsskizze mehr, sondern gibt eine sehr tief wurzelnde Augenblicksstimmung, noch deutlicher tritt dieses Prinzip in Le Beaus schöner Landschaft aus Südfrankreich hervor. Vorn links ein paar Zweige mit grellgelben Zitronen, dahinter leuchtend rote Blüten. Der Vordergrund fällt steil ab gegen das blaue Meer, dessen Spiegelsonne mild überschnitten wird durch weiße Baumsilhouetten, im Mittelgrunde wird es durchschnitten von einem grätig vorspringenden Hügelzug mit braunem Gestein und blauen Pflanzenmassen, nach rechts hin trägt es in weiter Ferne zwei weiße Segel, und verschwimmt endlich mit dem Himmel zu einem ununterscheidbaren Ganzen. Also auch hier das kleine Zufällige, aber Typische und Geliebte mit dem Großen, Weiten assoziativ verbunden. Eine andere Seite dieses Kindhaften in der neuen Kunst repräsentieren die scheinbar verrückt gewordenen Töpfe des Stillebens von Schmidt-Rottluff: das ist das Erschrecken des Kindes vor leblosen Gegenständen, das ja auch in der Literatur (siehe Romain Rollands „Jean Christophe") behandelt worden ist. Oder man nehme die kleine Landschaft von Zak. Eine Wasserfläche, eine Brücke, drei oder vier Häuser, eben-

soviele Bäume, das ist alles, aber es genügt, den Gemütseindruck der Landschaft hervorzubringen. Baut doch auch das Kind, wenn es spielt, aus vier Bäumen einen dichten Wald, in dem sich ganze Heere, die wiederum nur aus einem Dutzend Bleisoldaten bestehen, bekämpfen, und ein paar Häuser bedeuten ihm eine Stadt, ein Sandhügel einen Berg. Der Gesichtskreis beschränkt sich auf ganz wenige Gegenstände, aber das kleine wird ausgeweitet zu einem großen Inhaltsreichen. Aus dieser Geistesrichtung erklärt sich denn auch wieder die kindliche Technik: ein blauer Fleck bedeutet einen See, ein paar Striche Bäume, ein paar Kästen Häuser, womit natürlich nicht gesagt werden soll, daß Bilder wie die Parklandschaft von Seewald Meisterwerke seien. Unstreitig haben wir in diesen und ähnlichen Werken einen traurigen Verfall malerischer Kultur vor uns, aber alle Kulturgötzerei hat uns immer wieder zur Leere und Phrasenhaftigkeit geführt, während aus einem ehrlichen Verzicht immer Fruchtbares zu gewinnen sein wird.

Wir kommen zum Formalen. Cézanne suchte der impressionistischen Komposition Festigkeit zu geben durch Überwertung der Valeurs. Das genügt aber den Nachfolgern nicht mehr, sie lassen die Valeur fallen und beschränken sich, wieder mit der Freude des Kindes am Grellbunten, auf große Lokalfarbenflächen, die sie schließlich nach Willkür steigern oder ändern (Schmidt-Rottluffs Aufgehender Mond); Matisse hat unzweifelhaft nur darum so viel Nachahmung gefunden, weil er dieser naiven Farbenfreude entgegenkam. Einen Schritt weiter von den Farbenschwelgereien der Purrmann und Moll, und wir gelangen zu den reinen Farbenkompositionen der Herbstsalonleute. Auch Pechstein hat diesmal ein reines Farbenkompositionsexperiment ausgestellt.

Aber die bloße Farbe genügt schon nicht mehr. Das Kind drängt zur Betätigung, die Dinge sind nicht mehr bloßer impressionistischer Schein; sie haben eine Wirklichkeit und werden neugeformt, die Natur organisiert sich zu mächtigen Kuben, wie auf den Bildern Rosams mit dem ungefügen Lastkahn, der aus dem spiegelnden Neutrum des Wassers zwischen den Massen der Ufer und der Brücke emporsteigt, oder mit dem glatten Schienenweg, der sich durch die Massen der Bäume und Häuser Bahn bricht und doch an einer Biegung in ihnen verschwindet, wodurch ein sehr anmutiges Spiel der Kräfte zustande kommt. Ja, die Kuben werden sogar schon wieder dekorativ gebändigt in den beachtenswerten Bildern von Blanke.

Gehen wir über zur Bewegung. Bei Degas und Slevogt (bei ersterem immer) ist die Bewegung Selbstzweck, sie ist momentan erfaßt und allein ihre allgemeinsten Eigenschaften, wie Eleganz, Kraft, Geschmeidigkeit, Tempo, werden immer und immer wieder dargestellt. Aber schon bei Hodler und Liebermann zeigt sich ein Fortschritt. Beide rhythmitisieren die Bewegung und Liebermann baut aus diesem Rhythmus ein abstrahierendes festkomponiertes Ganzes (Junge mit Pferd am Strand), während Hodler der Einzelbewegung eine typische Ausdrucksbedeutung verleiht (Tell, Holzfäller, und auf der Ausstellung: der

Schwörende). Die Neueren aber begnügen sich nicht mit der Linie allein, sie greifen auf Daumier zurück, monumentalisieren ihn und stellen typische Erlebnisbilder dar, (Fischerfrauen, Feldarbeit, Roggenernte von Partikel). Ja, sie sind bemüht, den Formenwert der Linie mit neuem Gehalt zu erfüllen, Marées' wohlabgewogene Linienkompositionen dünken ihnen leer, die Liniensprache ihrer Figuren dagegen ist in den Dienst individueller Gefühle gestellt. (Otto Müller und andere.)

Man wird von Ausstellungen wie dieser nicht verlangen können, daß sie das Schaffen des einzelnen erschöpfend charakterisieren, genug, wenn sie einen guten Überblick über die Gesamtheit der sich regenden Kräfte geben. Das tut die gegenwärtige durchaus und ist daher als Ganzes gut zu nennen, auch wenn bei Bekannten wie Unbekannten etwas tapferer hätte gesichtet werden können. So ist Thoma mit einer Reihe meist minder wertvoller Stücke vertreten, Pankoks Bilderbogen-Zeppelin hätte man ruhig einmal ablehnen sollen und daß die Gattin des Vorkämpfers des Impressionismus von Stuck zu einem Machwerk verarbeitet wurde, das an gesuchter Kitschigkeit die meisten Werke des mit Recht vielgeschmähten süßlichen F. A. von Kaulbach weit hinter sich läßt, ist ein betrübendes Zeichen dafür, daß das beste Wollen manchen kleinen Realitäten gegenüber sich nicht durchsetzten kann. Eine eingehende Charakteristik der ausstellenden Künstler oder gar ein abschließendes Urteil wird man auf Grund einer solchen Ausstellung, die den einzelnen rasch sich Entwickelnden immer nur mit drei oder vier Stücken zu Wort kommen läßt, nicht verlangen wollen, die werden erst auf Grund von Kollektivausstellungen, wie sie die Salons veranstalten, möglich und ersprießlich. Von Liebermanns schönen Bildern wurde schon gesprochen, auf ein paar Trübners, die besser sind, als was man in letzter Zeit vorwiegend von ihm zu sehen bekam, auf zwei hübsche Orliks und auf ein paar gute Skulpturen von Kolbe und August Kraus sei kurz hingewiesen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Presse und Weltpolitik

Die Presse Australiens. Über die Presse Australiens — die Engländer verstehen unter Australien den Kontinent sowie die Inseln Tasmania und Neu-Seeland — ist bis jetzt fast nichts in Deutschland bekannt. Selbst der zu früh verstorbene deutsche Geschichtsschreiber des internationalen Zeitungswesens, Dr. Ludwig Salomon, weiß nur sehr wenige Zeilen über die Presse der Südseestaaten zu sagen. Dennoch ist eine Erörterung der australischen Presseverhältnisse bei der wachsenden kulturellen und weltwirtschaftlichen Bedeutung dieses kleinsten und jüngsten Erdteils nicht nur interessant und lehrreich, sondern auch praktisch recht wichtig; denn sie zeigt einmal, ob und in welchem Maße die Engländer in dieser abgelegenen Commonwealth imperialistische Politik mit Hilfe der Presse treiben können; anderseits vermag man aus einzelnen Mitteilungen über die Zahl der Zeitungszentren, Art der Nachrichtenorganisation, Zeitungssprache usw. Rückschlüsse zu ziehen, auf die Bedeutung und Wirksamkeit der Weltmarktsreklame in Australiens Presse.

Die Geschichte der australischen Presse ist kaum mehr als hundert Jahre alt. Sie datiert erst von der Zeit ab, zu der die englische Regierung durch Cooks Reiseberichte bestimmt wurde, Australien zu einer Verbrecherkolonie zu machen. Die erste Besiedlung mit 757 englischen Sträflingen fand im Jahre 1788 unter der Leitung von Kapitän Philipp statt, der gleichzeitig der erste Gouverneur von Australien war und sein Amt mit diktatorischer Gewalt ausübte. Solange Australien vorwiegend durch Deportierte besiedelt wurde und solange der Gouverneur über eine unfreie Bevölkerung gebieten konnte, war natürlich von einer Entfaltung der öffentlichen Meinung und damit der Presse nicht die Rede. Erst mit dem Jahre 1868 hat die Deportation nach Australien völlig aufgehört und damit gleichzeitig die starke Einwanderung und die mit ihr verbundene Ausbildung einer freien Bevölkerung erfolgreich eingesetzt. In erster Linie richtete sich der Strom der freien Einwanderer nach Neu-Südwales, Viktoria und Neu-Seeland. Diese Staaten sind heute noch die am stärksten besiedelten Gebiete des etwa 8,2 Millionen Quadratkilometer großen Erdteils mit einer Einwohnerzahl von reichlich 8 Millionen Menschen. Als Nationalitäten, die seit 1868 die Hauptmasse an Einwanderern gestellt haben, kommen in erster Linie die Engländer in Betracht. Unter den nichtenglischen Einwanderern ragen die Deutschen und die Chinesen bei weitem hervor. Bereits im Jahre 1891 betrug die Zahl der Deutschen in Australien mehr als 100000, und im Jahre 1895 gab es schon in Brisbane und Adelaide je eine deutsche periodisch erscheinende Zeit-

schrift. Die Gesamtzahl der Zeitungen und Zeitschriften Australiens betrug 1895 über 800. Heute dürfte sie die Zahl 1000 bereits erheblich übersteigen. Darunter befindet sich als Kuriosum eine monatlich erscheinende Gefängniszeitung (Neu-Südwales), die einzige der Welt. Daß die freiheitliche Gestaltung der Verfassung und der Parlamentsverhältnisse in den achtzehnhundertundneunziger Jahren, die bekanntlich der Englands fast in allen Punkten nachgebildet ist, auch auf die Entfaltung der Presse einen sehr erheblichen Einfluß ausgeübt hat, braucht kaum besonders hervorgehoben zu werden. Wenn nun auch die Zahl der periodischen Schriften Australiens sich heute auf über 1000 beläuft, so ist die Ziffer der wirklich nennenswerten Blätter doch erheblich niedriger. „Sells" Dictionary of the Worlds Preß 1914, der die Blätter Australiens unter allen Pressehandbüchern der Welt am ausführlichsten registriert, führt nur 471 Zeitungen und Zeitschriften auf. Davon sind reichlich 100 wirkliche Tageszeitungen, der Rest entfällt zur Hauptsache auf mehrfach wöchentlich bzw. wöchentlich erscheinende Organe. In welcher Weise sich die festländischen Kolonien und die Inseln Tasmania und Neu-Seeland an der Zahl 471 beteiligen, zeigt folgende

Übersicht über die Verteilung der periodischen Blätter in Australien 1914:

	Zahl der Blätter überhaupt	Zahl der Tageszeitungen	Zahl der Wochenorgane	Monats- und Vierteljahrsblätter
Neu-Südwales	116	13	75	28
Queensland	60	16	36	8
Südaustralien	36	4	28	4
Viktoria	126	14	77	35
Westaustralien	28	4	18	6
Neu-Seeland	93	44	38	11
Tasmania	12	6	4	2
	471	101	276	94

Aus dieser Übersicht geht deutlich hervor, daß das Schwergewicht in der Presseentfaltung Australiens heute entschieden in Neu-Südwales, Viktoria und Neu-Seeland liegt. Die Insel Neu-Seeland mit 93 periodischen Blättern und 44 Tageszeitungen zeigt eine ganz besondere Regsamkeit. Weiter geht aus der Übersicht hervor, daß man der täglichen und wöchentlichen Berichterstattung in der australischen Presse entschieden den Vorzug gibt, denn von den 471 Organen entfallen allein 377 auf Tages- und Wochenblätter. Die wichtigsten Zeitungszentren der Südseeländer sind Sydney (Neu-Südwales) mit 43 periodischen Blättern, darunter 4 Tageszeitungen, Brisbane (Queensland) mit 20 Blättern, darunter 5 Tageszeitungen, Adelaide (Südaustralien) mit 18 Blättern, darunter 4 Tageszeitungen, Melbourne (Viktoria) mit 54 Blättern, darunter 3 Tageszeitungen, Perth (Westaustralien) mit 10 Blättern, darunter 2 Tageszeitungen. Die Insel Tasmania hat insgesamt 6 Tageszeitungen, die zur Hauptsache in Hobart erscheinen. Auf der Insel Neu-Seeland ist Wellington mit 15 Blättern, darunter 3 Tageszeitungen das Zentrum der öffentlichen Meinung.

Die größten Zeitungen, d. h. die politisch einflußreichsten und im Überseeinserat wirksamsten Blätter sind in Melbourne: The Argus, The Age (141 000 tägliche Auflagen), Mining Standard und Melbourne Herald. Für Sydney müssen in erster Linie hervorgehoben werden: The Sun, Evening News (1867 gegründet), Daily Telegraph und Morning Herald; für Adelaide: Register (gegründet 1836), Adelaide Advertiser, Adelaide Expreß und Evening Journal; für Brisbane: Courier, Daily Observer und Daily Mail; für Wellington (Neu-Seeland): Dominion, Neu-Seeland Herald, Evening Post und Neu-Seeland Times; für Tasmania: The Daily Post,

Mercury, Tasmania Mail, die alle in Hobart, der Hauptstadt der Insel, erscheinen. Die meisten der eben genannten Tageszeitungen kosten einen Penny und erscheinen sechsmal wöchentlich, und zwar vorwiegend morgens. Nur The Age (Melbourne) kommt siebenmal wöchentlich heraus. Die Inseratenpreise sind ebenfalls überall fast gleich hoch. Der Zeilenpreis beträgt wie bei fast allen Zeitungen Ostasiens 1,02 Mark, d. h. die australischen Blätter nehmen denselben Preis, den in Berlin der Lokalanzeiger berechnet. Unter den führenden politischen und wirtschaftlichen Wochenorganen, die übrigens auch im Inserat recht erfolgreich sind, seien hervorgehoben: Der Observer (Illustriertes Organ, 1843 in Adelaide gegründet), The Leader in Melbourne, The Queenslander (Brisbane) und The Town und Country Journal in Sydney, Auckland Weekly News usw. Als Zeitungssprache waltet das Englische durchweg vor, ähnlich wie in Brasilien das Portugiesische und im übrigen Latein-Amerika das Spanische. Soweit ich ermitteln konnte, liegen bis jetzt in dem papuanischen, polynesischen und malayischen Idiom in Australien noch keine Blätter vor.

In welcher Weise unterrichtet nun die australische Presse ihre Leser über die Weltereignisse, im besonderen über die Vorgänge in England? Wenn man den Depeschenteil der großen Melbourner und Sydneyer Zeitungen mit demjenigen der Berliner und Londoner Blätter vergleicht, so machen erstere allerdings einen recht mageren Eindruck. Doch hängt das natürlich wesentlich mit der abgelegenen Verkehrslage Australiens zusammen. Hinzu kommt, daß das Interesse der australischen Leser bis jetzt noch vorwiegend auf die einzelstaatlichen Verhältnisse und die Kirchturmspolitik gerichtet ist. Für die Enge des Gesichtskreises selbst der großen Blätter ist es bezeichnend, daß z. B. Melbourner Zeitungen fast den ganzen Lesestoff über Ereignisse und Tagesfragen des Staates Viktoria bringen. Über Neu-Südwales berichten sie sehr wenig, fast nichts über Südaustralien, Queensland, Westaustralien, Tasmania oder Neu-Seeland. Nur wenn Wahlen in diesen Staaten stattfinden, ein Streik das Wirtschaftsleben lähmt usw., bringen die Melbourner Zeitungen etwas mehr über die übrigen australischen Staaten. Die Folge dieser abschließenden Haltung der Presse — die zurzeit übrigens auch in Irland als Begleiterscheinung der Homerule-Bewegung gegenüber England beobachtet werden kann — ist, daß die Bewohner von Viktoria zwar über ihre eigene staatliche Politik gut unterrichtet werden, im übrigen aber von Australien kaum mehr erfahren als in den großen Londoner Blättern zu lesen ist. Was eben über die Melbourner Presse gesagt wurde, gilt auch für die übrigen Zeitungszentren Australiens. Wer also erwartet, daß er durch die Lektüre einer australischen Zeitung eine Gesamtübersicht über die wichtigsten täglichen Ereignisse des australischen Kontinentes gewinnen kann, dürfte sich in seinen Erwartungen einigermaßen getäuscht sehen.

Was die Beschaffung europäischen Weltnachrichtenmaterials betrifft, so sei hervorgehoben, daß die englischen Meldungen einstweilen den Markt noch völlig beherrschen. Bis vor wenigen Jahren wurde über Deutschland in der australischen Presse fast nichts gebracht, und was gebracht wurde, waren entstellende und verhetzende Nachrichten des Reuter-Bureaus und der „Times". Erfreulicherweise bringen die Sun in Sydney und der Melbourner Herald jetzt wenigstens etwas deutsches Material, wenn auch in bescheidenem Umfange. Im Hinblick auf die hohen Kosten der Reuterdepeschen und der Privattelegramme haben sich die größeren australischen Zeitungen seit einiger Zeit mit dem Argus in Melbourne zusammengetan. Die Kabelmeldungen gehen jetzt täglich von der Fleet-Street in London an das Bureau des Argus in Melbourne. Von dieser Stelle gehen die Depeschen in vollständig gleichem Wortlaut an alle bedeutenderen Zeitungen des australischen Staatenbundes und werden von diesen je nach Parteirichtung mit entsprechenden Spitzmarken versehen. Die Gleichförmigkeit im Texte der Argusdepeschen macht es in Australien überflüssig, daß man sich eine zweite Zeitung kauft, um etwa in der ersten Zeitung nicht enthaltenes überseeisches Nachrichtenmaterial zu finden.

Die Kabelwege, auf denen die europäischen Nachrichten übermittelt werden, sind: die süd-

pacifische Route des Cable Board (Vancouver, Fitschi-Inseln, Neu-Seeland und Queensland) und die ostindisch-australische Route, die von Java aus sich in drei verschiedenen Strängen nach Australien verästelt. Beide Kabelwege stehen unter englischer Kontrolle. Da die Kabelgebühren wiederholt herabgesetzt wurden, so werden gegenwärtig viel mehr Worte nach Australien gekabelt, als vor zehn Jahren. Ist diese Herabsetzung auch dem Depeschenteil der australischen Presse zugute gekommen, so geschah dies doch noch lange nicht in dem Maße, wie es die Engländer von dem Standpunkt ihrer imperialistischen Politik wünschen. Von dem kaufmännischen Standpunkt der Verleger aus betrachtet ist einstweilen an eine erhebliche Erweiterung des englischen Nachrichtenmaterials kaum zu denken, denn der Argusdienst bietet dem Gros des Publikums bereits, was es lesen will, manchmal sogar mehr. Die wenigen, die sich in Australien über die Unzulänglichkeit der Weltberichterstattung beschweren, machen sich jedenfalls einstweilen lauter vernehmbar, als die weit größere Zahl solcher Leser, die mit dem gebotenen Depeschenstoff zufrieden sind. Etwas anderes dagegen ist es, wenn über die parteipolitische Einseitigkeit des Argusdienstes Klage geführt wurde: offensichtlich war er der unionistischen Partei geneigter als der liberalen, wenn er über Dinge wie Tarifreform, Rekrutenaushebungen usw., allein die Reden hervorragender englischer Konservativer kabelte. Um dieser Art der Berichterstattung entgegenzuwirken, hat das verflossene Labour-Gouvernement versucht, einen Konkurrenznachrichtendienst über Vancouver zu unterstützen. Dieser Nachrichtendienst hat sich indes weder finanziell noch anderswie bewährt, und so ist es wahrscheinlich, daß er nach Ablauf der Unterstützungsfrist bereits vollständig wieder eingehen wird.

Die einzige australische Zeitung, die sich noch einen umfangreicheren und telegraphischen Ergänzungsdienst zu den Argus- und Reutermeldungen leistet und auf Grund desselben schnell einen größeren Leserkreis bekommen hat, ist die Sun in Sydney, ein Abendblatt. Auf Grund eines Übereinkommens, das ihre Verleger mit der Leitung der Londoner Times getroffen haben, arbeitet ein Vertreter der Sun jetzt ständig im Londoner Bureau der Times, um die wichtigsten Privatdepeschen der Times sofort nach Sydney telegraphieren zu können. Auch der Melbourner Herald soll seit kurzem die Timesdepeschen beziehen, jedoch erhält er sie nicht direkt von London, sondern von der Redaktion der Sun in Sydney. Soweit die großen australischen Blätter in London Vertreter unterhalten, geben sie meist australischen Journalisten den Vorzug, weil diese am besten wissen, was die Leser in erster Linie interessiert. Daß hierbei natürlich große Einseitigkeiten in der Berichterstattung vorkommen können, wurde bereits bei Erwähnung des Argusbureaus und seiner Konkurrenz hervorgehoben. In welcher Weise unter Umständen berichtet wird, möge folgendes Beispiel zeigen: während des südafrikanischen Krieges wurde alles, was die australischen Truppen taten, ausführlich berichtet. Jedes andere trat demgegenüber völlig in den Hintergrund, so daß man durchaus in Australien unter dem Eindruck stehen mußte, daß, wenn die australischen Truppen nicht gekämpft hätten, der Feldzug für England nie erfolgreich beendet worden wäre. Es ist klar, daß weder die starke Betonung der Nationalinteressen, noch die Art der Berichterstattung, wie sie oben an einem Beispiele charakterisiert wurde, der englischen imperialistischen Politik besonders angenehm sein muß. Anderseits wird man zugeben müssen, daß, als man im Jahre 1909 in London einen Reichspreßkongreß einberief, kurz bevor der Wehrkongreß der selbstverwaltenden Kolonien zusammentrat, die australische Presse vorzüglich bei dem Versuch funktionierte, die einzelnen Teile des britischen Imperiums mit einer Begrüßungsrede, die Lord Rosebery hielt, in unmittelbarstem Stimmungs- und Gedankenaustausch zu bringen. Dr. N. Hansen

Geschichte

Bismarck-Archiv. In Nr. 44 der Grenzboten vom 29. Oktober v. J. erhebt der Herr Herausgeber in einem Aufsatz über „Bismarck-Literatur" das Verlangen nach einwandfreien Sonderdarstellungen von Bis-

marcks Ansichten über wichtige nationale Fragen, z. B. Polenfrage, Welfenfrage, den Ultramontanismus usw., und bemerkt dazu mit Recht, wir dürften uns nicht mehr damit begnügen, zu wissen, was Bismarck einmal zu einer Frage gesagt, sondern müßten auch leicht feststellen können, unter welchen politischen Voraussetzungen er sich jeweilig zu den einzelnen Fragen ausgesprochen habe.

Diesem Verlangen kommt ein vom Deutschen Ostmarkenverein verlegtes Buch „Bismarck über die Polen" von Friedr. Koch entgegen (Berlin W. 62, 1913, 150 S. 2 Mark), welches während eines Zeitraumes von etwa fünfzig Jahren, 1848 bis 1898, getane Äußerungen des großen Staatsmanns, schriftliche und namentlich mündliche, nach der Zeitfolge zusammenstellt und durch kurze Angabe der begleitenden Umstände und Veranlassungen erläutert. Die neun Kapitel würde man gern in einer Inhaltsübersicht zusammengefaßt sehen: 1. Bis zum Jahre 1848, 2. 1848 bis 1862, 3. Bismarck über die preußische Polenpolitik von 1786 bis 1862, 4. und 5. Der polnische Aufstand 1863, 6. 1865 bis 1870, 7. 1871 bis 1885, 8. Neue Maßregeln, das Ansiedlungsgesetz, 1885 bis 1890, 9. Nach der Entlassung.

Von seinem ersten Auftreten im preußischen Landtag, von 1848 an bis zum erzwungenen Ende seines staatsmännischen Schaffens hat sich Bismarck als scharfer Beobachter der den Deutschen in den Ostprovinzen von den Polen drohenden Gefahren bewährt und, seit er zur Machtausübung gelangt war, sich mit dem ganzen Gewicht seiner leidenschaftlichen Vaterlandsliebe dem anflutenden Polentum entgegengeworfen. 1848: „Es ist recht merkwürdig, wie der Berliner in der gutmütigen Einfalt seines Enthusiasmus für alles Ausländische sich jemals einbilden konnte, die Polen könnten etwas anderes als unsere Feinde sein", und 1886 (bei Vorlage des Ansiedlungsgesetzes): „Wir wollen nicht das Polentum ausrotten, sondern wir wollen das Deutschtum davor schützen, daß es seinerseits ausgerottet werde." Zwei Gesichtspunkte namentlich waren es, die er immer wieder zum Ausdruck brachte und die sein Tun bestimmten. Einmal der soeben angedeutete Schutz der Deutschen vor Polonisierung in Sprache und Gesittung und vor Verlust des deutschen Grundbesitzes durch Erwerbung seitens der Polen, und sodann die Verhütung eines neuen Polenreiches zwischen den drei Teilungsmächten. Beide Erwägungen berühren, ergänzen und durchdringen sich. Je deutscher Posen und Westpreußen werden, um so schwerer ist ihr Auffaugen durch ein neues Polenreich und um so geringer ihr Wert (ihre Bündnisfähigkeit) für einen auswärtigen Staat. Beispiele: In einem Zirkular vom 13. Februar 1872 an sämtliche Staatsminister ersuchte er den Kultusminister: „der deutschen Sprache gegenüber der polnischen ... wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen" und ... „in überwiegend deutschen Gemeinden die deutsche Predigt zur Regel zu erheben". Ferner in einem Briefe vom 9. März 1863 sagte er: „Polens Unabhängigkeit ist gleichbedeutend mit einer starken französischen Armee in der Weichselposition." Mit Spannung folgt man dem Kampf des einen Mannes während des polnischen Aufstandes 1863 gegen das Abgeordnetenhaus und den kläglichen Mangel an politischer Einsicht und Staatsgefühl, der sich darin breit machte (S. 25 bis 52). Auch der Kulturkampf war eine Wirkung der Polengefahr. „Wir hätten den ganzen Kulturkampf entbehren können, wenn die polnische Frage nicht daran hing. Aber sie hing daran. Denn wir hatten damals den Nuntius nicht als fremden Diplomaten in Berlin, sondern inmitten des preußischen Ministeriums in Gestalt der (katholischen) Abteilung, die ursprünglich gestiftet worden war, die Rechte des Königs der Kirche gegenüber zu vertreten und die schließlich dahin gekommen war, die Rechte der Kirche und der Polen dem Könige gegenüber zu vertreten" (1892 in Jena). Deshalb hob Bismarck diese Abteilung schon 1871 auf; „ihr Chef (Geheimrat Krätzig) sei so gut wie ein Radziwillscher Leibeigner."

Bei der ganzen Frage dürfen aber zwei Verschiebungen nicht übersehen werden, die das Buch nicht deutlich hervorhebt. Bismarck erblickte den Feind ausschließlich im polnischen Adel und der polnischen Geistlichkeit, während er den Bauern und kleinen Mann für im wesentlichen loyal hielt und einen Mittelstand kaum anerkannte. Nun hat sich aber inzwischen, dank der bewunderungswürdigen

Selbstzucht der Polen, ein breiter Mittelstand heraufgebildet, welcher von den beiden erstgenannten Ständen den Haß gegen Preußen-Deutschland geerbt, ihn der ganzen polnischen Bevölkerung von Putzig bis Krotoschin und in Oberschlesien eingeflößt und somit die Kampfstellung der Polen auf breitester, demokratischer Grundlage sichergestellt hat.

Um so unabweislicher erscheint die Pflicht der preußischen Staatsregierung, diesem Polenheer deutsche Bataillone in der Form deutscher Bauern- und Arbeiteransiedlungen entgegenzuwerfen und das dazu nötige Land, wenn es nicht freihändig erworben werden kann, zu enteignen. „Kurz und gut den (polnischen) Adel zu expropriieren. Das klingt ungeheuerlich, aber wenn wir für eine Eisenbahn expropriieren und die Häuslichkeit stören, Häuser und Kirchhöfe durchbrechen, warum soll dann nicht unter Umständen ein Staat, um seine Sicherheit für die Zukunft zu erkaufen, zu diesem Mittel schreiten?" (Bismarck im preußischen Abgeordnetenhaus 1886.) Diese Beschränkung der Verteidigung auf den polnischen Adel gilt heute nicht mehr als genügend. Die Verteidigung muß vielmehr, der breiten Angriffsfront entsprechend, dem ganzen Polentum, soweit es als Nationalfeind organisiert ist, entgegentreten.

Die andere Verschiebung liegt auf internationalem Gebiet, und zwar darin, daß Frankreich sein altüberliefertes Eintreten für einen Polenstaat verlassen hat, um dem neuen Bundesbruder Rußland zu gefallen. „Unserer auswärtigen Politik konnte nichts Verhängnisvolleres angetan werden (durch Caprivi), als ein Einlenken in eine preußische Polenpolitik, welche Ähnlichkeit mit der österreichischen hat und den Russen für den Kriegsfall eine polnische Legion, für den Fall einer russischen Niederlage das Königreich Polen am Horizonte zeigt. Das mußte ein Kronstadt herbeiführen" (d. h. das russisch-französische Verbrüderungsfest 1891). „Es bröckelt uns langsam alles wieder ab, was wir mühsam im Osten unserer Grenzen, in Polen, germanisch aufgebaut haben" (Bismarck 1892).

Das Buch, welches übrigens nicht den Anspruch auf Vollständigkeit macht, belehrt nicht nur über Bismarcks ein halbes Jahrhundert hindurch festgehaltene Stellung zur Polenfrage, sondern enthält auch die ernste Mahnung, in dieser so überaus wichtigen nationalen und Kulturfrage, vielleicht der wichtigsten Aufgabe, die Preußen zu lösen hat, endlich mit Kraft und Ausdauer zu handeln. L. Frhr. von Thüna

Schöne Literatur

August Graf von Platen. In Heft 12 des Jahrgangs 1911 der Grenzboten ist der Versuch gemacht, in kurzen Zügen ein Bild des jungen Platen zu entwerfen. Jetzt sind wir in der Lage, die Zeichnung zu vervollständigen, nachdem nun die Biographie mit dem zweiten Bande des äußerlich und innerlich monumentalen Werkes „August Graf von Platen" von Rudolf Schloesser (München, R. Piper u. Co. Verlag) zum Abschluß gelangt und kürzlich der zweite Band des von Paul Bornstein musterhaft herausgegebenen und ausführlich kommentierten „Briefwechsels des Grafen August von Platen" (München, Georg Müller) erschienen ist.

Der zweite Teil dieses Briefwechsels beginnt mit dem Jahre 1818, als Platen die Universität Würzburg bezog, und endet mit seinem Aufenthalt in Erlangen 1822. Auch hier nehmen die Briefe an die Eltern und die in München zurückgelassenen Freunde einen breiten Raum ein. An die Eltern schreibt Platen ziemlich konventionell, meist in französischer oder englischer Sprache. Aber auch neue Menschen treten jetzt auf, so vor allen Johann Jakob Wagner und Schelling in Erlangen, die großen Einfluß auf ihn gewannen. Die ersten Anfänge in Würzburg waren für den, der als Offizier bereits gewohnt war, eine gewisse Rolle zu spielen, nicht leicht. Man nahm ihn keineswegs mit offenen Armen auf, sondern verlangte vor der Immatrikulation die Ablegung eines Gymnasialexamens, das ihm, da er im Kadettenkorps erzogen war, fehlte. Bei seiner großen Begabung überwand er aber dies Hindernis ziemlich leicht, jedenfalls leichter als die fortwährenden Geldnöte. Die vom König von Bayern bewilligten 500 Gulden genügten trotz aller Sparsamkeit nicht zum Leben, und die ersten Briefe aus Würzburg

an die Eltern führten denn auch reichliche Klagen über das teuere Leben in der alten Universitätsstadt. Außerdem gefiel ihm die Umgebung des neuen Wohnortes keineswegs, und so hat er wieder eine Menge Gründe, sich unbehaglich und unglücklich zu fühlen, wie es seiner problematischen Natur entsprach. Für die Freuden des Studentenlebens hatte er gar keinen Sinn, und mit seinem besten Freunde Max von Gruber, den er in Würzburg wiederfand, überwarf er sich bald so, daß eine Aussöhnung erst nach Jahr und Tag zustande kam. So wurde er von den widersprechendsten Empfindungen hin- und hergeworfen: bald glaubte er, daß es ihm nicht schwer fallen könne, den Lorbeer des Dichters zu erringen, dann wieder schrieb er in tiefster Niedergeschlagenheit an seinen Freund Nathan Schlichtegroll, daß er täglich mehr die „Nichtigkeit seines Talents" fühle. All das aber mußte einer neuen Leidenschaft weichen, die ihn zu dem jungen Studenten Eduard Schmidtlein erfaßte. Dieser hatte keine Ahnung von dem tieferen Grund dieser stürmischen Zuneigung, und der Briefwechsel zwischen den beiden jungen Männern hat daher einen tragikomischen Beigeschmack, bis Platen allzu deutlich wurde und damit die Katastrophe herbeiführte, die einen weiteren Verkehr ausschloß. Zu dieser Zeit war sich Platen völlig klar über seine anormale Veranlagung, er gab der Erkenntnis in den trotzigen Worten Ausdruck: „Wenn die Natur diese Liebe verbeut, warum hat sie mich also gebildet?" Der Zusammenbruch jenes Freundschaftsbundes veranlaßte Platen, Hals über Kopf nach Erlangen überzusiedeln, wo er nun wieder ganz vereinsamt war. Aber hier trat der Wendepunkt in seinem Leben ein; es wurde ihm allmählich immer klarer, daß die Jurisprudenz nicht das geeignete Studium für ihn war. Nur seinem poetischen Schaffen wollte er sich nach und nach widmen. Besonders fesselt uns der Verkehr mit Schelling und der Einfluß dieses großen Philosophen, der ihn in jeder Weise protegierte und in seinen Bestrebungen unterstützte. In der Familie Schellings hat er eine zweite Heimat gefunden, die dem unruhevoll durchs Leben Gejagten wie eine Oase in der Wüste erschienen sein mag.

Doch das Land der Sehnsucht hieß auch für Platen Italien; im Jahre 1824 sollte sich ihm der heiße Wunsch erfüllen, über die Alpen zu ziehen. Sein Werdegang in dieser für ihn so bedeutungsvollen Zeit ist in Schloessers Biographie in ausführlicher und geradezu glänzender Art geschildert, wie man überhaupt für dies Werk nur Worte höchsten Lobes finden kann. Gerade eine erschöpfende Würdigung des Menschen und des Dichters Platen bietet ganz besondere Schwierigkeiten. Dieser Mann in seinem kaum zu verfolgenden Zickzackkurs verdammt heute, was er morgen als Evangelium preist. Heute hebt er Goethe auf den Schild, um ihn morgen in den Orkus zu werfen. Napoleon wird geschmäht und dann in begeisterten Heldenliedern gefeiert. Nicht anders ist es in Fragen der Kunst, der Politik, in allem, was seinen Lebensweg kreuzte. Namentliche Erwähnung verdient noch die objektive Darstellung des leidigen Streites Immermann-Heine-Platen, die ein Meisterwerk unparteiischer Sachlichkeit genannt werden muß. Wenn nun erst noch die Ausgabe des Briefwechsels fertig vorliegen wird, dürfte die Forschung über Platen abgeschlossen sein. Heinz Amelung

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Irrtümer

Von Fürſt Wladimir Petrowitſch Meſchtſcherſki

Fürſt Wladimir Petrowitſch Meſchtſcherſki iſt Begründer und Herausgeber des im dreiundvierzigſten Jahrgange wöchentlich zweimal in St. Petersburg erſcheinenden Graſhdanin (der Bürger). Um die Mitte der 1880er Jahre hatte ſich Fürſt Meſchtſcherſki mit ſeinem bei S. Schottlaender in Breslau in deutſcher Sprache erſchienenen Roman „Die Frauen der Petersburger Geſellſchaft“ auch in Deutſchland literariſchen Lorbeer gepflückt. Als Jugendfreund des frühzeitig verſtorbenen älteren Bruders Kaiſer Alexanders des Dritten gehört Wladimir Petrowitſch ſeit einem halben Jahrhundert faſt ununterbrochen zu den nächſten Vertrauten des ruſſiſchen Kaiſerhauſes. Der deutſche Leſer wird daher die Ausführungen dieſes Neſtors der ruſſiſchen Publiziſtik mit beſonderem Intereſſe zur Kenntnis nehmen. Die Schriftleitung

Oft habe ich mich in Geſprächen mit ernſten Leuten in Berlin und beim Leſen Berliner Zeitungen überzeugen müſſen, daß an den Ufern der Spree ein ſchwerer Irrtum beinahe zur öffentlichen Meinung geworden iſt, der meiner Anſicht nach Beachtung verdient, weil er geeignet iſt, die politiſchen und völkiſchen deutſch-ruſſiſchen Beziehungen künſtlich zu trüben.

Der Irrtum beſteht in dem Glauben oder ſogar der Überzeugung vieler, daß eine der Petersburger Zeitungen, nämlich das Nowoje Wremja, nicht nur das Organ der öffentlichen Meinung Rußlands, ſondern ſogar das offiziöſe Organ ſei, das die Stimmung der Regierung widerſpiegelt. Es iſt für das Nowoje Wremja ſehr vorteilhaft, dieſe Meinung bei leichtgläubigen Menſchen zu unterhalten und es hat daher gleich dem Froſche aus der Krylowſchen Fabel, der ſich zum Ochſen aufbläht, alle Kraft aufgeboten, um das Märchen von ſeiner politiſchen Bedeutſamkeit zu verbreiten. Das iſt ſehr begreiflich, da das Auf-

bauschen des Märchens materiellen Vorteil bringt. Daß aber ganz Deutschland mit Berlin an der Spitze jahrelang unter der Hypnose einer solchen Mystifikation stehen konnte, ist durchaus nicht begreiflich, wenn man weiß, daß in Petersburg eine deutsche Botschaft existiert, daß es dort Korrespondenten der Berliner Presse gibt und zwischen Petersburg und Berlin täglich allerlei enge Beziehungen gepflogen werden. Trotz alledem fährt die Mär von der offiziösen und öffentlichen Bedeutung des Nowoje Wremja fort, ihren verderblichen Einfluß auf die deutsch-russischen Beziehungen auszuüben.

Meine langjährige Lebenserfahrung läßt mir diese Mystifikation komisch erscheinen, aber sie belehrt mich auch, daß das Komische gelegentlich ernst, ja gefährlich werden kann. Man bedenke, daß eine Fliege in ihrem kleinen Rüssel Infektionskeime bergen kann, die einem ganzen Lande verderblich werden. So vermag auch eine durch Lügen vergiftete Fabel einen ganzen Volksorganismus zu durchdringen und die freundschaftlichen Beziehungen zweier Reiche nicht nur abzukühlen, sondern sogar in feindselige zu verwandeln. In letzter Zeit machen sich in Deutschland Anzeichen geltend, die mir in dieser Auffassung recht geben. Wenn in Deutschland nicht die Ansicht bestünde, daß das Nowoje Wremja nicht nur das Organ der öffentlichen Meinung, sondern auch der offiziellen Kreise sei, würden die germanophoben Ideen dieser Zeitung niemals vermocht haben, so stark zu wirken, um in zwei Organen der deutschen Presse geradezu feindselige, ja sogar herausfordernde Artikel gegen Rußland zu veranlassen. Diese Artikel der bedeutsamen Kölnischen Zeitung und des verbreiteten Berliner Tageblatts*) haben in Petersburg verblüfft, da es niemand in den Sinn gekommen war, Feindschaft gegen Deutschland zu hegen, und am wenigsten hatte man in Regierungskreisen daran gedacht. Die Heeresverstärkung in Rußland, die die deutschen Zeitungen als wichtigsten Anlaß ihrer feindseligen Angriffe auf Rußland betrachteten, hatte die friedliche Stimmung der Geister nicht im geringsten gestört, weil alle wußten, daß diese Rüstung angesichts der Heeresverstärkung in Deutschland und Österreich von unserer Regierung als notwendig erachtet wurde in der hüben und drüben geltenden Erkenntnis, daß die Aussicht auf dauernden Frieden um so größer, je besser die Kriegsbereitschaft ist.

Ich muß gestehen, daß mich trotz der Richtigkeit meiner obigen Ausführungen nicht die kriegerischen Artikel dieser oder jener deutschen Zeitung gegen Rußland

*) Wir vermögen nicht festzustellen, auf welchen Artikel des Berliner Tageblatts hier angespielt wird. Die Schriftleitung

oder die germanophoben Ideen des Nowoje Wremja, die nichts als die Phantastereien einer Handvoll Leute darstellen, beunruhigen, sondern ein Umstand, den ich kürzlich in der Neuen Freien Presse erörtert habe: ich weiß mit Bestimmtheit, daß in Rußland keinerlei feindselige und kriegerische Stimmung gegen Deutschland und keinerlei Gemeinschaft zwischen dem Nowoje Wremja und der Stimmung des russischen Publikums, geschweige denn der Stimmung und Politik unserer Regierung besteht — und das müssen auch die an den Ufern der Newa weilenden deutschen Reichsangehörigen einschließlich der diplomatischen Agenten wissen. Wir haben begründete Veranlassung, zu erwarten, daß sie die Regierungskreise an der Spree bezüglich der unbedingten Friedensliebe Rußlands, des Nichtvorhandenseins irgendeines feindseligen Gefühls gegen Deutschland und der absoluten Bedeutungslosigkeit der germanophoben Ausfälle des Nowoje Wremja zutreffend informieren. Entsprechende Berichte eines jeden in Petersburg lebenden Deutschen über die Stimmung des russischen Publikums können nicht verfehlen, in die Sphäre der deutschen Intelligenz zu dringen. Trotzdem glaubt man in Berlin in jedem Artikelchen des in Rußland völlig isoliert dastehenden Nowoje Wremja den Ausdruck nicht nur der öffentlichen, sondern sogar der offiziösen Meinung erkennen zu müssen und läßt die tatsächlich bestehende friedfertige Stimmung der intelligenten Kreise und des Volks völlig außer acht.

Indem ich somit in der irrtümlichen Behandlung der herausfordernden Eigenheiten einer einzelnen Petersburger Zeitung in Deutschland keinerlei Parteinahme erblicke, sondern lediglich ein Mißverständnis, würde ich recht glücklich darüber sein, sofern meine Feder, die niemals während eines halben Jahrhunderts der Wahrheit aus dem Wege gegangen ist, viele vorurteilslose Köpfe in Berlin und Deutschland veranlassen könnte, die Friedensliebe Rußlands mit der Friedensliebe Deutschlands zu vergelten.

Wenn vorurteilslose Geister mit denselben Sinnen, mit denen heute in Deutschland die Phantasien des Nowoje Wremja gelesen und seinen Erörterungen gelauscht wird, auf das gegenwärtige Leben in Rußland blicken und auf die Schläge seines Herzens horchen wollten, würde bald ganz Deutschland zu der festen Überzeugung kommen, daß alle Sorgen und Bestrebungen Rußlands dem inneren Fortschritt, der Volkswohlfahrt und der Hebung aller produktiven Kräfte des Landes gelten, daß die Erörterungen der internationalen Politik in den Hintergrund treten und dem Gedanken keinen Raum geben, alte, friedliche Beziehungen zu den Nachbarn in feindselige zu wandeln.

Russische Briefe

Von George Cleinow

St. Petersburg, den 1./14. April 1914

Die Notwendigkeit, das Material für historische Studien über Rußland zu ergänzen, ermöglichte es mir auch einem Wunsche nachzugeben, den ich als Herausgeber dieser Zeitschrift hegte, dem Wunsche, durch persönlichen Augenschein und persönliche Aussprache mit leitenden Staatsmännern und Politikern festzustellen, was hinter dem Zeitungskriege steckt, der im Februar und März unter Vorantritt der Kölnischen Zeitung zwischen Deutschland und Rußland geführt wurde. Nun bin ich in der zwar als charakterlos verlästerten, aber doch recht anziehenden Stadt des großen Peter, die Dragutin Prohaska in diesen Heften so geistvoll geschildert hat, und habe mich schon einige Wochen hindurch umgesehen.

Wenn ich die russische Grenze überschreite, wird mir immer von neuem klar, warum so viele Deutsche restlos im Russentum aufgegangen sind, welche Gefahr uns Deutschen in Rußland und durch das Russentum droht. Nicht im politischen Sinne; auch nicht deshalb, weil uns die Panslawisten oder solche Originalrussen wie Herr Goldstein, Schulz, von Sack und andere feindlich gesinnt wären, sondern gerade wegen der vielen, uns so sympathisch anmutenden Eigenschaften derjenigen rein russischen Kreise, mit denen der Deutsche, insbesondere der deutsche Gelehrte und Schriftsteller in Berührung kommt. Es wird uns, sind wir nicht sehr auf der Hut, zu leicht gemacht, uns dem Russentum anzuschließen. Das Leben in Rußland kann ganz allgemein für den Deutschen leichter sein als in Deutschland, nicht weil er dem Russen besonders überlegen wäre, wie manche von uns gern behaupten, sondern weil der Russe, wenn er sich überhaupt entschließt den Ausländer aufzunehmen, eine Gastfreundschaft übt, die dem Fremden das Leben und Wirken so angenehm wie nur möglich, das Arbeiten so leicht wie möglich machen will, solange dieser nicht nach ausschlag-

gebendem Einfluß strebt. In Rußland kann man alles ersitzen, kaum etwas erkämpfen. Die besondere Auffassung von Gastfreundschaft, die bei weniger komplizierten Naturen vorwiegend in der materiellen Bewirtung, bei den feiner organisierten in weitestgehender Hilfsbereitschaft beim Forträumen von Hindernissen und schließlich auch in freimütigster Aussprache Ausdruck findet, ohne daß deshalb der zart verschleierte innerste Kern russischen Wesens sich je voll enthüllte, — solche echt russische Gastfreundschaft wurde mir auch in diesen Wochen entgegengebracht. Feindseligkeit bin ich weder bei wirklichen Russen noch sonst bei jemandem begegnet, wohl aber Mißverständnissen über Mißverständnissen. Darum meine ich, meinen Dank für die jetzt und früher genossene Gastfreundschaft am besten abzustatten, wenn ich als Publizist fortfahre, wie bisher unter meinen deutschen Landsleuten Aufklärung über Rußland und die Russen zu verbreiten, und weiter helfe, aufkommende Mißverständnisse hüben und drüben zu beseitigen. Dazu gehört neben Wohlwollen Freimut, und gern greife ich das Wort eines heutigen russischen Ministers auf, wonach beiderseitige Offenheit in allen, beide Teile betreffenden Dingen den besten Ausgangspunkt auch zum gegenseitigen politischen Verständnis bildet.

* * *

Wer nächtlicher Weile allein im sturmdurchbrausten Bergwalde geht oder wer in heller Mondnacht einsam durch die Stille der Wüste wandert, wird leicht von einem Gefühl beschlichen, das mächtig auf die Phantasie wirkt und unsere Umgebung mit Bildern füllt, die in Wirklichkeit gar nicht vorhanden sind. Gefahren werden wahrscheinlich, die sonst nur in Märchenbüchern zu finden sind und der Wanderer richtet sich allen Ernstes auf sie ein. Ähnlich geht es den russischen Patrioten, die ungeachtet der Warnung besonnener Publizisten fast seit einem halben Jahrhundert auf die Gefahr einer deutschen Invasion hinweisen und die jetzt mit geradezu angstvollem Eifer den Gegenstoß vorbereiten. Solange sie durch die geistige Wüste wanderten, die zwischen den Zensurbestimmungen der Pobjedonoszew und Plehwe sich weitete, bildeten die Vorgänge der auswärtigen Politik fast das einzige Thema, mit dem sich die russischen Politiker beschäftigen durften. Hierbei drängte sich ihnen als tiefstes Erlebnis der Kontrast auf, der in dem Vergleich zwischen dem mächtigen Emporblühen des jungen Deutschland und der eigenen Rückständigkeit in kultureller, wirtschaftlicher und politischer Beziehung lag. Das hat dem weltpolitischen Denken der Russen den besonderen Unterton gegeben, der sich durch Vermittelung slawjanophiler Ideen zum modernen, gegen das Deutschtum gerichteten Panslawismus ausgebildet hat. Als später die Revolution von 1905/06 mit ihren chaotischen Begleiterscheinungen das politische Leben in einen brausenden Wald verwandelte, erschien dem durch Autosuggestion erregten russischen Patrioten zwischen den Wolkenfetzen, die an seinem nationalen Himmel jagten, als Vision das Bild Germanias

nicht wie ein mütterlich-ernster Frauenkopf, der die Arbeit seiner Kinder hütet, sondern als Meduſenhaupt, haßerfüllt und beutegierig, nur auf den günstigen Augenblick lauernd, um den sich mühenden, nach Idealen ehrlich strebenden russischen Wanderer zu überfallen und zu zermalmen. Die Furcht hat große Augen! sagt ein russisches Sprichwort. In der erhitzten Phantasie verwischen sich die Grenzen zwischen Einbildung und Wirklichkeit: Deutschland, das solange beneidete und von einigen gewissenlosen Hetzern planvoll, von anderen gedankenlos verleumdete, gilt als Rußlands und des Russentums gefährlichster Feind. Ein Augenblick, wie der gegenwärtige in den Beziehungen der Völker Europas zueinander, ist darum recht geeignet die Stimmung zwischen den beiden mächtigsten unter ihnen einmal zu analysieren.

Als Ausgangspunkt für die heute tatsächlich in Rußland gegen Deutschland vorhandene Mißstimmung darf man, will man sich nicht in theoretischen Spekulationen verlieren, die Verhältnisse nehmen, die sich aus dem Dreikaiserbündnis, das Bismarck 1872 nach so unendlichen Mühen zusammengebracht hatte, für die europäische und für die innerrussische Politik ergeben haben. Der Versuch, die seit dem Krimkrieg ernsthaft verfeindeten Mächte, Österreich und Rußland, auszusöhnen, scheiterte schließlich an den Interessengegensätzen in der Balkanpolitik. Daß nicht die slawjanophilen Theorien auf dem Berliner Kongreß siegten, sondern die realen Bedürfnisse sich durchsetzten, lenkte die Feindschaft der Unbefriedigten auf Bismarck und Deutschland. So konnte denn auch die zweibändige sogenannte „Geschichte Alexanders des Zweiten" von Tatischtscheff, die in ihrem die Balkanfrage behandelnden Teil eine Hetzschrift gegen die deutsche Politik schlimmster Sorte ist und für die die Petersburger Bureaukratie der 1890er Jahre die direkte und ausschließliche Verantwortung trägt, zum Fundament für alle jene Anschauungen werden, die gegenwärtig Deutschland für das Scheitern der russischen Balkanpolitik verantwortlich machen wollen und die nun auch Herrn Ssasonow gram sind, daß er die Schaffung einer „preußischen Garnison" am Bosporus — so nennt man hier die deutschen Militärinstrukteure unter Liman-Sanders — zugelassen habe.

Zu dieser durch unser Bündnis mit Österreich verursachten russischen Mißstimmung gegen Deutschland läuft parallel die Mißstimmung aus innerpolitischen Gründen. Das Dreikaiserbündnis ist bekanntlich schließlich unter der Devise „Kampf gegen die Demokratie" zustande gekommen. Obwohl nun diese Devise von Alexander dem Zweiten stammte, nicht von Bismarck, obwohl es der Zar war, der den Panslawismus als eine demokratische Bewegung verwarf, obwohl Alexander der Zweite schon 1868 ausdrücklich an den Statthalter von Polen schrieb, daß die Rückkehr zu den Autonomiegedanken für Polen infolge des Scheiterns der Wielopolskischen Versuche unmöglich geworden sei, hat die Legende in Rußland Verbreitung gefunden, als übe Preußen einen starken und unheilvollen Einfluß auf die innerrussische Politik aus, und als sei allein Preußen und Deutschland dafür verantwortlich zu machen, daß die

Organe der Selbstverwaltung sich nicht frei entwickelt hätten und die Polen noch immer keine Autonomie haben.

Das Bedenkliche an der Sache ist, daß die russische Bureaukratie seit den 1870er Jahren keinerlei irgendwie ernst zu nehmende Schritte unternommen hat, um der Entwicklung der gegen Deutschland gerichteten Stimmung Einhalt zu tun: sie hat sie sogar vielfach nach Kräften gefördert, um sie teils für ihre Zwecke in der inneren Politik, aber auch zu ganz persönlichen Dingen auszunutzen.

Während die preußische Regierung bei sich, im Gegensatz zu Rußlands Bundesgenossen und häufig genug im schärfsten Gegensatz zu den Empfindungen im deutschen Volk, keinerlei liberale, gegen das russische Regime gerichtete Propaganda duldete (man erinnere sich der Ausweisungen russischer politischer Flüchtlinge und ihrer strengen Beaufsichtigung durch unsere Polizei vor 1904 und später) — also während die preußische Regierung die russische Bureaukratie unterstützte — tat und tut dieselbe Bureaukratie nichts, um dem Märchen entgegenzutreten, als habe Deutschland die Notlage Rußlands absichtlich gefördert und in der perfidesten Weise für seine eigenen Zwecke ausgebeutet. Und das ist der springende Punkt für die Beurteilung der deutsch-russischen Beziehungen: solange man in Deutschland den Eindruck haben konnte, daß eine von den besten Absichten beseelte, wenn auch mit verzweifelten Mitteln kämpfende Regierung gewisse Ausschnitte der auswärtigen Politik als Notbehelf zur Auslösung innerpolitischer Wirkungen brauchte, solange konnten wir uns das Treiben selbst eines bedeutenden Teils der russischen Presse gelassen mit ansehen, wenn wir auch die darin liegende Gefahr durchaus nicht unterschätzten. Von dem Augenblick an jedoch, wo die Bureaukratie aus der innerpolitischen Defensive eine scharfe, gegen das befreundete Deutschland gerichtete Offensive machte — das geschah 1909 — hörte die ohnehin schon auf eine schwere Probe gestellte Geduld auf. Was wir früher als Ruf des einsamen Wanderers hingehen lassen konnten, ist zur Herausforderung geworden, die vielfaches Echo wecken mußte. Und in diesem Zusammenhange ist es auch zu verstehen, wenn wir in Deutschland glaubten, eine Veranlassung zu haben, dem Nowoje Wremja eine Bedeutung beizumessen, die ihm an den verantwortlichen Stellen zu St. Petersburg ganz entschieden abgesprochen wird: das Nowoje Wremja ist das Organ der St. Petersburger Bureaukratie.

Gegenwärtig befindet sich nun die russische Bureaukratie in einer eigentümlichen Lage: sie müßte auf ein nach ihren eigenen Rezepten äußerst wirksames Mittel zur inneren Erneuerung der Staatsmaschine verzichten, wollte sie ihre Presse zwingen, von der Hetze gegen Deutschland abzusehen. Sie hat sich an dieses Hilfsmittel der Politik gewöhnt, hat damit dank der Unbekümmertheit Deutschlands gewisse Erfolge erzielt und kann nun nicht recht darauf verzichten, wo Aufgaben an sie herantreten, die doch geeignet sind, den russischen Staat und damit das Dasein der Bureaukratie vor eine recht schwere Krise zu stellen.

Die Bureaukratie hat es verstanden, die Volksvertretung niederzuringen: die Duma ist zwar noch vorhanden, aber sie ist im Lande diskreditiert. Es ist für mich eine herbe Enttäuschung, die Nichtachtung beoabachten zu müssen, mit der alle Welt von der einst so stolzen Reichsduma spricht, von dieser Volksvertretung, für die ich soviel Blut habe fließen sehen, um die die besten Männer aus der Provinz, ich nenne nur J. J. Petrunkewitsch, Graf Heyden, D. N. Schipow, die beiden Romanowitschi Dolgorukow und viele andere Jahrzehnte hindurch gelitten haben. Die Duma ist diskreditiert: von den slawjanophilen Nationalisten, weil sie kein Sjemski Ssobor (Vereinigter Landtag) ist, von den Sozialisten und freisinnigen Demokraten, weil sie nicht auf Grund des allgemeinen und gleichen Wahlrechts mit direkter und geheimer Stimmabgabe zustande kam, von der Bureaukratie, weil sie — überhaupt da ist.

Möglich geworden aber ist dieser Zustand durch das Stolypinsche Wahlgesetz vom 3. Juni 1907, von dem ich hier im August 1907 sagen mußte: „es ist ein Prüfstein für den russischen Adel (das ist heute ein Dienstadel mit starken Beziehungen zum Großgrundbesitz!). Ihm ganz allein räumt der Gesetzgeber die Möglichkeit ein, sich tatkräftig an der Lenkung der Geschicke Rußlands zu beteiligen" (Heft 32, 1907, S. 281).

So fristet die Duma das Dasein etwa einer Ministerialabteilung, der seitens der bureaukratischen Maschine Arbeit — die Besprechung von Gesetzentwürfen — nach Gutdünken zugeführt wird, oder eines Departements, das, ähnlich wie die Presseabteilung eines Ministeriums, von einer zielbewußten Regierung manchmal ganz gut zur Irreleitung der öffentlichen Meinung zu benutzen ist. Demgemäß ist auch die Duma und das, was in ihr geschieht, nur mit größter Vorsicht als Maßstab für die öffentliche Meinung und Stimmung zu verwenden, und ihre Wandelgänge haben höchstens als Brutstätte politischen Klatsches, der dann von der Presse weitergetragen wird, einige Bedeutung.

Die Bureaukratie zieht inzwischen immer neue Kräfte aus dem Vorbilde, das ihr die Armee liefert: die russische Armee hat heute allem Anschein nach die schwere Krise, in die sie das Jahr 1904 geworfen hatte, hinter sich. Der Unterschied zwischen den heutigen Truppen und denen von vor sechs Jahren ist ganz augenfällig, und ihre Führer können stolz auf das in wenigen Jahren Geleistete blicken. Nicht nur in Petersburg bei den Garderegimentern, auch außerhalb machen Offiziere und Mannschaften, ob einzeln, ob im Trupp betrachtet, einen ganz vorzüglichen Eindruck. Jedem, der einmal des Königs Rock getragen, wird sich diese Erscheinung ganz von selbst aufdrängen. Die Straßendisziplin, das Grüßen der Offiziere untereinander, die Erwiderung des Grußes an Untergebene, alles das bringt das Vorhandensein streng gehandhabter, einheitlicher Bestimmungen zum Ausdruck und läßt auf einen guten militärischen Geist in der Truppe schließen. Die Uniform wird von ihren Trägern sichtlich als ein Ehrenkleid geachtet, was vor gar nicht langer Zeit

nicht der Fall war. Der Weg zur Achtung durch andere ist unter solchen Vorbedingungen nicht weit. Wer aber weiß, wie schwer gerade dem Russen das im persönlichen Auftreten fällt, was wir „preußisch-militärischen Schneid" nennen, der wird diese Wandlung gebührend einzuschätzen und daraus seine Schlüsse zu ziehen wissen. Und wenn solche Ergebnisse in verhältnismäßig kurzer Zeit erzielt werden konnten, so sind sie sicher nicht durch den Kasernenhofdrill allein möglich geworden. Da ist ohne Zweifel eine mühevolle geistige Arbeit vor- und nebenher gegangen, eine Arbeit, die bei den Kadettenhäusern und Junkerschulen einsetzte. Äußere Umstände haben sie begünstigt. So sind auch von den Zentenarfeiern des Jahres 1812, des Moskauer Brandes und des Zusammenbruchs des Korsen an der Beresina die Ideen des großen Befreiungskampfes auf das Offizierkorps von heute übergesprungen. Die Russen als Befreier Europas! besonders auch als Retter Preußens! Das sind zündende Schlagworte, aus der internationalen Zeitungspolemik übertragen in die Gedankengänge der Truppenkommandeure. Die Russen schließlich als dasjenige Volk, das dem Deutschtum selbstlos gestattete, sich ein die Stämme einigendes Reich zu bauen. Seit den russischen Gardisten der Landsturmhut von 1812 wieder auf dem Kopfe sitzt, — freilich im Gegensatz zu seinem Vorbild mit Gold überladen — scheint auch das Kraftbewußtsein wieder erwacht, Europas Geschicke wie einst unter Alexander dem Ersten bestimmen zu können. Hier — so will es mich bedünken — ist die Reibfläche, an der nicht nur militärisches Bewußtsein erglüht. Das ist ein Stimulus zur Ausbildung und Durchbildung des Geistes in der Armee und im Volk, wie ihn sich eine Heeresleitung und Regierung nicht besser wünschen können! Freilich geht so die Ausbildung des Heeres leicht auf Kosten der alten, so oft gefeierten deutsch-russischen Freundschaft, die die Bureaukratie, wie dargetan, schon seit einem halben Jahrhundert stets mit ihrer eigenen Schwäche belastete.

Grundfragen der Jugendfürsorge

Von Professor Dr. Klumker

Der Kern aller Kinderfürsorge ist der Ersatz von Leistungen der Familie durch solche anderer Organe, fremder Einzelpersonen, Vereine oder staatlicher Einrichtungen. Dieser Ersatz kann auf friedlichem Wege oder zwangsweise erfolgen; was die Familie nicht leisten kann, das kann, im Einverständnis mit ihr, von anderen übernommen werden, ebensooft aber weicht die Anschauung der Gesellschaft und des Staates von der der Familie so sehr ab, daß diese die Maßnahmen jener für unberechtigt und unnötig hält. Dann entsteht ein Zwiespalt und die Kinderfürsorge verdrängt im Kampfe die Familie, um sich selbst an deren Stelle zu setzen. Gesteht man der Familie zu, daß ihr auch unter den heutigen Verhältnissen bedeutende Erziehungsaufgaben zufallen, daß in ihr noch starke erzieherische Kräfte vorhanden sind, die im Interesse der Gesamtheit wie der Kinder benutzt werden sollen, so hängt der Erfolg aller Kinderfürsorge sehr wesentlich davon ab, daß ihr Eingreifen im Einverständnis mit der Familie erfolgt, daß es, wo diese widerstrebt, gelingt, sie zur Mitarbeit zu gewinnen. Alle Fürsorgeeingriffe müssen mit dem Umstande rechnen, daß die Stellung der Familie in unserem bürgerlichen Rechte stark verankert ist, daß also Eingriffe feindlicher Natur in das Gebiet der Familie stets eines besonderen Nachweises ihrer Notwendigkeit bedürfen. Die Sicherheit der Familie erfreut sich eines starken richterlichen Schutzes, weil sie eine der Grundfesten unserer Rechtsordnung ist. Wer sie antasten will, muß das Recht dazu vor irgendeiner richterlichen Instanz nachweisen. Dieser Zustand hat sich bei uns seit hundert Jahren fest eingebürgert. Als die Franzosen einst in Hamburg einzogen und eine französische Verwaltung einrichteten, entstanden sofort Schwierigkeiten, weil die Verwaltungsbehörde Erwachsene und Kinder aus Gründen öffentlicher Ordnung und Erziehung in die Zwangsarbeitsanstalten und deren Erziehungseinrichtungen einsperren konnte. Dieser Zustand, der bis dahin unanstößig befunden wurde, war dem Rechtsgefühle der neuen Republikaner so zuwider, daß sie ihn ohne weiteres beseitigten und die Freiheit der Persönlichkeit wie der Familie unter den Schutz des Gerichtes stellten. Hieraus folgen aber nicht unwesentliche Grundsätze der Kinderfürsorge. Die Notwendigkeit eines

fürsorglichen Einschreitens kann nur durch Tatsachen bewiesen werden. Man muß dartun können, daß das Kind bereits geschädigt, verwahrlost, oder zum mindesten wirklich gefährdet ist. Dieser Zustand ist übrigens dadurch gerechtfertigt, daß das Recht der Familie so gut wie das des Kindes des Schutzes bedarf. Dieser Rechtszustand gibt aber allen Maßnahmen, die so gegen den Willen der Familie zwangsweise durchgeführt werden müssen, ihren eigentümlichen Charakter.

Sie können nur in der Heilung des Schadens bestehen, der bereits eingetreten ist oder zu wirken begonnen hat. Alle Schutzmaßregeln für ein Kind, die gegen den Willen der Eltern oder sogar nur ohne deren Mitwirkung eingeleitet werden, können nicht vorbeugende Maßregeln sein. Man kann dies nicht scharf genug betonen, da aus den Unklarheiten in diesen Begriffen die seltsamsten Forderungen und Anschauungen entstanden sind. Klarheit aber in den Grundvoraussetzungen ist unbedingt nötig, wenn man aus dem großen Wirrwarr, der heute bei uns in der Kinderfürsorge besteht, herauskommen will. Aufgabe der Zwangserziehung und Jugendgerichte ist es und wird es bleiben, Übel, die bereits eingetreten sind, deren Wirkung sich rechtlich nachweisen läßt, wieder zu heilen. Diese heilende Aufgabe ist sicher groß und wichtig, aber sie ist doch ganz etwas anderes als Vorbeugung. Wenn wir vorbeugende Jugendfürsorge suchen, dann müssen wir andere Einrichtungen ins Auge fassen, Einrichtungen, die einen viel umfassenderen Charakter haben und einen viel größeren Umkreis von Kindern umfassen als jene heilenden Maßnahmen. Vorbeugende Maßnahmen werden sich im großen und ganzen im Einverständnis mit der Familie vollziehen oder in einem Augenblick an deren Stelle treten, wo äußere Umstände den Ersatz oder die Ergänzung der elterlichen Fürsorge nötig machen, ohne daß die Kinder sich bereits unmittelbar in Gefahr befinden. Solcher Natur sind in der öffentlichen Kinderfürsorge zwei Einrichtungen, die zugleich die ältesten auf dem Gebiete des Kinderschutzes sind: die Armenpflege für Kinder und die Vormundschaft. Beide unterschieden sich bisher dadurch, daß bei der Armenpflege die öffentlichen Organe den gesamten Schutz des armen Kindes selbst durchführten und auch die Kosten trugen, während bei der Vormundschaft der Staat sich damit begnügte, nur die äußere Rechtsform für diesen Schutz zu schaffen, ihn selbst aber der privaten Hilfstätigkeit wohlgesinnter Bürger zu überlassen. Wir werden später die innere Umwandlung der Vormundschaft noch eingehend zu betrachten haben.

Die Eigenart der Armenpflege besteht gerade darin, daß die öffentlichen Gewalten die gesamte Erziehung des Kindes übernehmen, vor allem die ganzen Kosten tragen. Der Eintritt der Armenpflege ist nur durch die Armut des Kindes selbst — so bei Waisenkindern — oder seiner Eltern — so bei den Kindern, die armen Eltern von den Armenbehörden unter ihrer Zustimmung abgenommen werden, bedingt. Irgendeine Gefährdung dieser Kinder braucht noch nicht eingetreten zu sein, wenngleich sie in manchen Fällen in Verbindung mit der Armut sich zeigen

wird. Daher hat die Armenpflege bei Kindern doch in größerem Umfange vorbeugenden Charakter; sie schützt die armen Kinder schon, wenn sie noch nicht gefährdet, vor allem noch nicht sittlich geschädigt sind.

Wir denken bei Armenpflege von Kindern in den meisten Fällen an Waisen. Dieses Wort erfreut sich eines angenehmen Rufes, ihm wohnt ein seit Jahrhunderten ausgebildeter Gefühlswert inne, so daß jedes Herz bei seinem Klange zur Milde gestimmt wird. Es gibt heutigen Tages noch immer Leute, die Waisenhäuser stiften und erbauen wollen, weil die armen Waisen so bemitleidenswert sind. Diesen Leuten entgeht völlig, daß von allen schutzbedürftigen Kindern die Waisen weitaus am besten versorgt sind. Ihre Bedürftigkeit tritt so deutlich zu Tage, sie festzustellen bedarf so weniger Umstände, daß ein Waisenkind fast stets rechtzeitig in öffentliche Versorgung kommt, wenn sich nicht schon vorher ein mildtätiges Herz seiner annimmt. Die Zahl der Waisen, besonders der versorgungsbedürftigen Waisen nimmt übrigens erkennbar ab. Die Menschen werden langlebiger wie früher, die Mütter sterben nicht mehr so früh, besonders seit die gefährlichen Wochenbettkrankheiten abgenommen haben. Vielleicht wirken auch die modernen Versicherungsgesetze dahin, daß manche Waisen und Halbwaisen eigene Mittel zur Verfügung haben, die es vor wenigen Jahrzehnten für sie noch nicht gab. Selbst wenn gelegentlich Deutschland auch heute noch für seine Veteranen betteln gehen muß, so haben wir doch im ganzen für Kriegerwitwen und -waisen wie für Beamte eine einigermaßen brauchbare Versorgung, so daß die Zahl der hilfsbedürftigen Waisen schon durch solche Einrichtungen vermindert wird.

Die Waisen bilden daher heute nur einen Teil, einen kleinen Teil, der öffentlich versorgten Kinder. Dagegen ist deren Gesamtzahl nicht kleiner, sondern größer geworden, weil ganz andere Gruppen jetzt unter ihnen die Hauptrolle spielen. In den großen Städten beträgt die Zahl der Waisen unter den Armenpfleglingen etwa ein Zehntel. Neben 115 Waisen wurden z. B. im Jahre 1905 in der Stadt Hamburg 827 andere Kinder in die öffentliche Waisenpflege übernommen; und ähnlich ist das Verhältnis auch in anderen Orten.

Wieviel Kinder müssen im Deutschen Reiche so im Wege der öffentlichen Armenpflege gänzlich versorgt werden? Das läßt sich nur schätzungsweise angeben. Wahrscheinlich wird ihre Zahl mit 250000 eher zu niedrig als zu hoch angenommen. Schon allein auf Grund dieser Zahlen wird man es verstehen, wenn wir als erstes und bedeutsamstes Institut des Kinderschutzes die Armenpflege anführen. Die Art, wie sie ihre Aufgaben erfüllt, wie sie die ihr anvertrauten Kinder erzieht, entscheidet über das Schicksal zahlreicher hilfloser Glieder unseres Volkes. Nur die einseitige Betonung von Fürsorgeerziehung und Strafrecht bei Jugendlichen hat dazu führen können, daß die Öffentlichkeit sich um die Armenpflege von Kindern so gut wie gar nicht kümmerte. Doch vielleicht kümmerte sich die Öffentlichkeit nicht darum, weil es mit dieser Armen-

pflege so ausgezeichnet bestellt ist? Wir Deutsche sind ja trotz unserer blinden Begeisterung für das Ausland, wie sie beim Jugendgericht wieder wahre Orgien gefeiert hat, doch so leicht geneigt, gerade im Erziehungswesen uns an der Spitze der Kulturnationen zu denken. Zunächst also einige praktische Beispiele aus neuester Zeit. Am 14. Februar des Jahres 1912, also mitten in der Gegenwart unseres Kulturlebens, erschien in der Sulinger Kreiszeitung, einem offiziellen Blatt des Kreises Sulingen, folgende Anzeige: „Zwei hiesige kleine Mädchen im Alter von 2 und 4 Jahren sollen am Sonntag, morgens 9 Uhr, im ... Gasthaus in gute Pflege mindestfordernd untergebracht werden. S..., Waisenrat." So mancher hat sich schon gewöhnt — auch der Schreiber dieser Zeilen hat vor wenigen Jahren noch dazu gehört —, solche Versteigerungen von Kindern an den Mindestfordernden als längst veraltet anzusehen. Die finden wir noch in Romanen, in ausländischen Staaten, aber im deutschen Vaterlande findet man dergleichen nicht mehr. Jene Anzeige beweist nicht nur, daß auf diesem Wege, für dessen Bezeichnung kein Wort zu hart ist, Kinder von öffentlichen Organen untergebracht werden, sondern daß es auch Behörden gibt, die dies Verfahren für so zweckmäßig und normal halten, daß sie diese ihre ruhmreiche Tätigkeit in der Presse veröffentlichen, und die Redaktion eines öffentlichen Organs nimmt an dieser Anzeige gar keinen Anstoß. Doch vielleicht war das nur eine augenblickliche Entgleisung? Vor wenigen Jahren fielen mir die Armenamtsakten eines einjährigen Kindes in die Hände. Die bayerische Gemeinde, der die Pflegekosten mit monatlich 20 Mark in einer mitteldeutschen Stadt zu hoch waren, verlangte Überführung des Kindes nach der Dorfgemeinde. Auf Anfrage des Bezirksamtes, wie die Gemeinde für das Kind sorgen wolle, erklärte diese in einem amtlichen Schreiben: „Das Kind (ein Säugling von wenig mehr als einem Jahre) soll öffentlich an den Wenigstfordernden vergeben werden." Das Bezirksamt nahm hierauf keine Gelegenheit, die Gemeinde zur Rede zu stellen, sondern leitete die Akten ohne einen Vermerk an die mitteldeutsche Stadt, welche das Kind bisher versorgt hatte. Hier ist wieder nicht die Tatsache einer Versteigerung von Säuglingen durch die Gemeinde das besonders Auffällige, sondern daß man dies Verfahren für so selbstverständlich hält, daß man es der vorgesetzten Behörde ruhig amtlich mitteilt. Wenn in dieser Behörde die Akten von jemand zufällig bearbeitet werden, der dies auch für selbstverständlich hält, so kann man das allerdings ruhig für einen Zufall halten, da in den höheren Instanzen im allgemeinen für so grobe Mißstände das nötige Verständnis da sein wird. Immerhin scheint aber doch dieser ganz gemeingefährliche Mißgriff der Ortsarmenverbände öfter vorzukommen, denn in einem anderen Falle sollte ein uneheliches, fünfjähriges Kind, für das Pflegegeld nach auswärts bezahlt werden mußte, ebenfalls mit oder ohne die Mutter in seine bayerische Dorfgemeinde zurückgefordert werden, „wo man", wie es wieder in einem amtlichen Schreiben hieß, „dann durch turnusweise Verpflegung für sie Sorge tragen

will." Ob diese turnusweise Verpflegung dem Kinde zusammen mit seiner Mutter zugedacht war oder dem Kinde allein — denn die Mutter konnte sich selbst ernähren und hatte keinen Anlaß zurückzukommen —, bleibt sich in der Wirkung ziemlich gleich, denn in jedem Falle dürfte ein solches Sichherumessen von Haus zu Haus eher alles andere als eine ordentliche Erziehung darstellen.

Man wird sich kaum wundern, wenn Pflegemütter, denen ein Kind zu solcher Verpflegung abgenommen worden ist, ungeachtet auch einer weiten Reise, sich bald nach ihm sehnen, um dann von solchem Mitleid ergriffen zu werden, daß sie das Kind selbst ohne weiteres wieder mit sich nehmen, obwohl sie wissen, daß sie nie einen Pfennig für seine Verpflegung zu erwarten haben. Kaum kann unsere Armenpflege für Kinder eine härtere Verurteilung erfahren, als wenn Pflegemütter die ihnen fremden Kinder auf eigene Gefahr und Kosten aus solcher öffentlichen Versorgung retten. Doch nicht genug! Hören wir eine höhere Instanz über das, was man als öffentliche Fürsorge für schutzbedürftige Kinder ausgibt. Vor wenigen Jahren (1909) wurde in Glatz eine arme Dienstmagd zum Tode verurteilt, weil sie ihr eigenes Kind in eine Lehmgrube geworfen hatte. Was hatte die unglückliche Mutter zu diesem Schritt verleitet? War sie von Natur eine Rabenmutter, die ihr Kind haßte und verachtete? Im Gegenteil! Sie hatte in der aufopferndsten Weise, soweit nur Menschenkräfte reichen, für ihr Kind zu sorgen gesucht. Sie hatte regelmäßig Pflegegeld für dasselbe bezahlt, so schwer es ihr auch wurde. In Oberhermsdorf, wo sie in Dienst war, verweigerte der Ortsvorsteher, daß das Kind untergebracht werde. So brachte sie es in einem Nachbarort, Niederhermsdorf, unter und wanderte jeden Abend den weiten Weg hinüber und morgens früh wieder zurück, ihr Kind zu zu nähren. Aber auch hier fordert der Ortsvorsteher alsbald: „Das Kind muß 'naus!" Die Mutter bringt nun das Kind nach Glatz und bezahlt dort ebenfalls regelmäßig 12 Mark im Monat. Am 1. April erklärt die Polizei in Glatz, wie die Kindesmutter vor Gericht aussagte: „Das Kind muß binnen 24 Stunden aus Glatz herausgeschafft werden!" Der Vormund — über die Bedeutung der Vormundschaft wird noch besonders zu reden sein — lehnt es ab, für das Kind beim Bürgermeister vorstellig zu werden. Die Mutter selbst bittet vergebens. Da faßt sie auf der Suche nach einem neuen Unterkunftsplätzchen die Verzweiflung: sie tötet ihr Kind. Die Todesstrafe wurde im Gnadenwege in zehnjährige Zuchthausstrafe verwandelt, „weil die Verurteilte sich durch die Maßnahmen einer Polizeiverwaltung und verschiedener Gemeindebehörden in einer Notlage befand", wie sich der preußische Minister des Innern 1910 in einem besonderen Erlaß ausdrückte. Jene Behörden waren gesetzlich verpflichtet, sich des Kindes schon deshalb anzunehmen, weil sie die Aufsicht über die Kostkinder zu führen, d. h. dafür zu sorgen hatten, daß das Kind richtig versorgt wurde. Aber auch als Armenbehörde waren sie, wo die Mittel für den Unterhalt des Kindes fehlten, verpflichtet, selbst einzuspringen. Da sie

indessen fürchteten, daß das Kind hilfsbedürftig werden würde, wobei nicht sie einmal, sondern andere Armenverbände die Kosten zu tragen hatten, so erzwangen sie die Wegbringung des Kindes durch Mißbrauch ihrer Befugnisse. Das Gesetz verbietet den Gemeinden ausdrücklich eine solche Ausweisung aus Besorgnis vor künftiger Verarmung (§ 4 des Freizügigkeitsgesetzes). Die Befugnisse, die das Gesetz ihnen zum Schutze solcher Kinder gab, mißbrauchten sie, um sich des Säuglings, dem an sich jeder Pflegewechsel schädlich ist, zu entledigen. Von einer Bestrafung der Behörden, wie sie sonst gelegentlich tatsächlich erfolgt ist, hat man in dem Falle noch nichts vernommen. Freilich wenn man mit solcher Bestrafung an einer Stelle anfangen wollte, so wäre kein Ende abzusehen, denn diese Abschiebung gerade von kleinen Kindern kommt immer wieder vor und wird fast nie verfolgt, weil die kleinen Kinder nicht selbst sich beschweren können. Vor wenigen Jahren erst habe ich drei solcher Fälle aktenmäßig belegt veröffentlicht, die im engsten Umkreis einer einzigen Stadt in zwei Jahren zu meiner Kenntnis gekommen waren und von denen einer noch besonders interessant war, da der Kreisausschuß, die einzige Instanz, an die sich der Arme wenden kann — einen Rechtsweg gibt es für ihn nicht —, mit fadenscheinigen Gründen jenes Verhalten gedeckt hatte, wobei sich der schöne Vordruck: „Diese Entscheidung ist nach Paragraph so und so endgültig", fast wie eine besondere Verhöhnung des armen Kindes ausnahm.

Das ist nur eine Blütenlese aus einer Fülle von Beispielen eines Kinderelends, das nicht die sozialen Verhältnisse, nicht die Unvernunft der Eltern oder die Schlechtigkeit der Kinder zur Ursache hat, sondern das Verfahren der Behörden. Was ich hier anführe, sind Tatsachen, für die alle einzelnen Belege jederzeit noch zu beschaffen sind. Wie seltsam nimmt sich der Eifer in der Fürsorgeerziehung und bei den Jugendgerichten aus, während die Behörden selber die Ursache körperlichen Elends und sittlicher Verkommenheit bei ihren Schützlingen sind, soweit diese der Tod nicht ihrem Jammer entreißt. Wie groß die Zahl der Kinder ist, die so „öffentlich versorgt" wird, entzieht sich jeder Schätzung. Wohl aber wissen wir, daß die Gesamtheit der Kinder, die aus öffentlichen Mitteln erhalten werden, eine Viertelmillion beträgt. Ein ganzes Heer von Kindern ist es, von dem ein nicht geringer Teil so zugrunde gerichtet wird!

Es muß nun gefragt werden: wie ist es denn möglich, daß Behörden so pflichtvergessen handeln, wo das Gesetz ihnen so hohe und heilige Pflichten auferlegt? Um das Ergebnis gleich vorweg zu nennen: das Gesetz legt den Behörden Pflichten auf, denen sie nicht gewachsen sind, die sie oft mit dem besten Willen nicht erfüllen können. Es ist das Gesetz, das in letzter Linie die Schuld trägt, nicht jene Behörden — wenigstens in vielen Fällen; das Gesetz und unsere Gesellschaft, die es duldet, daß ein so wichtiges Ding wie die Versorgung jener Viertelmillion Kinder zum Teil Organen anvertraut bleibt die diesen Schutz nicht ausüben können.

Die Versorgung der Armen ist zwar im Grunde von den modernen Gesetzen als eine Staatslast angesehen worden, man hat sie aber in Wirklichkeit wieder wie früher den kleinen Gemeindeverbänden überlassen. Die Gemeinden und die Gutsbezirke müssen für ihre Armen selbst sorgen. Das ist dem Staatssäckel sehr angenehm, aber die Kassen der kleinen Verbände werden dadurch oft in einer Weise belastet, die ihnen die Armenpflege als höchst beschwerlich erscheinen lassen muß. Wenn eine kleine, arme Fischergemeinde, deren ganze Steuerkraft 150 Mark beträgt, für vier arme Kinder sorgen soll, so wird die Steuer, die jeder einzelne zu zahlen hat, auf das Vier- oder Fünffache erhöht. Wenn gar ein solches armes Kind einer ärztlichen Behandlung und Kur bedarf, wenn für seine Erziehung etwa die Unterbringung in eine besondere Anstalt erforderlich ist, so kann man verstehen, wenn die Gemeinde sich auf jede Weise solcher Lasten, die ihre Kräfte übersteigen, zu entledigen sucht. Der Leiter eines solchen Gemeinwesens handelt ja schließlich nur in Erfüllung seiner Pflichten und in verständiger Wahrung der Interessen seiner Gemeinde, wenn er jeder Möglichkeit, einmal einem Kinde Armenunterstützung gewähren zu müssen, nach Kräften vorzubeugen sucht.

Dazu kommt, daß der Leiter solcher kleinen Gemeinwesen unmöglich das nötige Verständnis für die Wichtigkeit und die höheren Aufgaben öffentlicher Kinderversorgung haben kann. Wenn ein solches Kind nur einigermaßen so untergebracht wird, wie es die ärmsten Kinder bei ihren Eltern haben, so erscheint ihm das in Anbetracht der Umstände als vollkommen genügend. Man kann von diesen Behörden, wenn man ihre finanzielle Lage und wenn man ihre Unerfahrenheit in allen tieferen gesellschaftlichen Fragen, vorweg in Dingen der Erziehung, beachtet, kaum ein anderes Verhalten erwarten, als wie sie es nach obigem zeigen. Solche Rücksichtslosigkeit gegen die armen Kinder ist nicht Bosheit und Schlechtigkeit der einzelnen Person, die dieses Amt einnimmt, sondern sie ist die unvermeidliche traurige Folge einer ganz verfehlten Ordnung der Armenpflege.

Gehen wir von dieser Unterlage der Mißstände aus, so entrollt sich uns ein freundlicheres Bild. Die Erkenntnis des Übels hat an vielen Stellen schon Versuche zur Besserung gezeitigt. An die Stelle jener unfähigen kleinen Verbände sind vielfach größere Organe getreten. In Preußen haben die Landarmenverbände, also meist die Provinzen, kraft Gesetzes einen Teil der Kinderfürsorge, die Versorgung der Blinden, Taubstummen, schwachsinnigen Kinder übertragen erhalten. Verwandte Einrichtungen finden sich in vielen anderen Staaten, von denen manche kleineren die Kinderfürsorge unmittelbar zur Staatsaufgabe gehabt haben. Manchmal, wie vor allem im Königreich Sachsen, dessen Entwicklung in vielen Gebieten der Kinderfürsorge geradezu mustergültig ist, sind da einheitliche Einrichtungen für ein ganzes Land gebildet worden. Manchmal haben die größeren Verbände sich in noch breiterem Umfange freiwillig der Kinder angenommen; die Provinz Hannover nimmt den kleineren

Ortsverbänden gerne die Unterbringung ihrer armen Kinder ab und versorgt diese auf das beste. Ferner sind fast überall die größeren Verbände verpflichtet, die kleineren zu unterstützen, im Falle diese überlastet und außerstande sind, ihre Pflichten zu erfüllen. Das geschieht auch; allein der Nachweis der Überlastung ist nicht so einfach. Bis es zu ihm kommt, sind die kleineren Verbände doch in einer sehr schwierigen Lage. Nur wo zufällig der zu unterstützende Verband in der Leitung des größeren, der ihn unterstützen muß, die Mehrheit besitzt, da kann er eine solche Unterstützung leicht erlangen. So gehört z. B. die Stadt München infolge solcher Umstände zu den überlasteten Verbänden; sie wird von dem größeren Verband, in dem sie selbst die Stimmenmehrheit, besitzt, unterstützt. Im ganzen fruchtet aber diese Bestimmung weniger. Entlastet sie auch finanziell die kleinen Gemeinden — die Durchführung der Armenpflege für Kinder bleibt doch in den Händen der kleinen Behörden, die innerlich, geistig dieser Aufgabe nicht gewachsen sein können. Wir müssen also, wie es übrigens die berufenen Organe der Armenpflege schon oft getan haben, verlangen, daß die Armenpflege für Kinder nur von größeren Verbänden ausgeübt werde, die finanziell wie geistig dieser Aufgabe gewachsen sind und daß der Staat möglichst im Interesse der heranwachsenden Einviertelmillion armer Kinder diesen Verbänden einen Teil der Lasten abnehme.

Die günstigen Folgen eines solchen Systems können wir in Frankreich verfolgen. Dort ist die Armenpflege für Kinder seit mehr als hundert Jahren als selbständiger öffentlicher Dienstzweig organisiert. Jedes Departement hat seine Aufnahmehospize, die von Unverständigen gelegentlich als Findelanstalten verschrien werden. In ihnen findet jedes kleine hilfsbedürftige Kind, einerlei von wem es gebracht wird, jederzeit Aufnahme und Versorgung. Von hier aus wird es in Pflegefamilien gegeben, die von staatlichen Inspektoren regelmäßig besucht werden und die in den meisten Departements ihre Aufgabe vortrefflich erfüllen.

Gerade die staatliche Kontrolle fehlt nun bedauerlicherweise in der deutschen Armenpflege. Sie ist keiner durchgreifenden höheren Aufsicht unterworfen. Die Verwaltungsinstanz ist entscheidend für die Beschwerden des Armen. So kommt es, daß nicht nur jene kleinen Verbände die gröbsten Fehler immer wieder begehen können, sondern daß auch große Verbände auf das äußerste rückständig sind. Wenn die Armenverwaltung einer Großstadt ein armes Kind nach Vollendung des vierzehnten Lebensjahres in eine Dienststelle bringt und bei den ersten Schwierigkeiten, die sich ergeben — und gerade in diesem Alter ergeben sich so oft Schwierigkeiten, deren Behandlung entscheidend für das Leben zu sein pflegt —, nicht sich dieses Kindes besonders annimmt, um seine Erziehung zu vollenden und zu sichern, sondern kaltblütig dem Vormund schreibt: „Ihr Mündel benimmt sich nicht, wie wir es wünschen; wir kümmern uns nicht mehr darum, weil es sich selbst ernähren kann", so ist ein solches Verhalten noch weit jämmerlicher und verächtlicher als alles, was vorhin von

den kleinen Gemeinden erzählt werden mußte. Man wird also eine durchgreifende Aufsicht, die ja vom Staat und von den gemeindlichen Verbänden gemeinsam ausgeführt werden kann, trotz aller technischen Schwierigkeiten dringend wünschen müssen.

Die Armenpflege für Kinder hat ihre dunklen Seiten in Deutschland, das muß in erster Linie scharf betont werden. Anderseits darf, wie wir schon zum Teil angedeutet haben, nicht übersehen werden, wie vieles in der Armenpflege für Kinder doch auch schon geleistet wird, welche hervorragenden Einrichtungen gerade die Gemeinden und gemeindlichen Verbände in dieser Hinsicht geschaffen haben. Alle Versuche, diese Armenpflege gründlich umzugestalten und auszubauen, finden mehr noch als in den erwähnten Mängeln eine Hauptstütze in all dem, was hier tatsächlich schon vielerorten geleistet wird. So wird man nicht nur an jene Schäden zu erinnern haben. Viel wichtiger scheint es, kurz darauf hinzuweisen, welche großen Vorteile hier für die Kinderfürsorge zu erringen sind. Jene Armenfürsorge für mehr als eine Viertel Million schutzbedürftiger Kinder hat nicht nur den größeren Teil dieser Kinder doch recht gut versorgt, sondern auch eine Menge von Formen und Methoden der Fürsorge ausgebildet, die vom allergrößten Wert gewesen und heute noch sind. Alles was an Erziehungsmethoden in der Fürsorgeerziehung, ja überhaupt in der Erziehung der Jugend angewandt wird, ist zunächst in der Armenpflege für Kinder erprobt worden. Die Ausgestaltung und Entwicklung der Waisenhäuser, der Erziehungsanstalten für arme Kinder, ja das ganze Wesen des Volksschulunterrichts hat hier seinen Ursprung. Will man wissen, was diese Armenpflege bedeutet, so muß man Einrichtungen wie die der Hamburger öffentlichen Jugendfürsorge betrachten, die mehrere Tausend Kinder in Familienpflege, durch ganz Norddeutschland zerstreut, untergebracht hat, die hierfür eine umfassende Aufsichtseinrichtung geschaffen, die ihren Schützlingen bei der Berufswahl wie bei der Ausbildung bis zur Selbständigkeit zur Seite steht, die in einer großen Sparkasse deren Ersparnisse verwaltet, während sie daneben Kinder, die in der Familienpflege nicht gedeihen können oder wollen, in den verschiedensten Anstalten versorgt. Hamburg ist nur ein besonders gutes Beispiel für treffliche Armenversorgung von Kindern, viele ähnlicher Art lassen sich ihm an die Seite stellen. Die Armenpflege kann die ihr anvertrauten Kinder sehr wohl zu tüchtigen Menschen heranbilden; wenn es ihr in vielen Fällen nicht gelingt, so liegt das an einem ungenügenden Ausbau ihrer Verwaltungseinrichtungen. Unter dem Gesichtspunkt ordentlicher Erziehung und Berufsbildung auf leistungsfähige Schultern gelegt, großen, weitblickend geleiteten Verbänden übertragen, vermag sie heute noch Großes und Grundlegendes in der Kinderfürsorge zu schaffen. Als die älteste und ausgebildetste Schutzeinrichtung hat sie noch Bedeutenderes zu leisten.

Haben sich in der Gesamtentwicklung der Jugenderziehung die Familie und neben ihr die Schuleinrichtungen in ihrer bisherigen Form für alle Kreise der

Bevölkerung als ungenügend erwiesen, um den Anforderungen unserer Tage zu entsprechen, so ist es im besonderen ein Merkmal der Kinderfürsorge, der Versorgung der Kinder aus unbemittelten Kreisen, daß hier die älteste Fürsorgeeinrichtung, die Armenpflege, hinter ihren Aufgaben, die mit der Zeit gewachsen sind, ebenso weit zurückgeblieben ist, wie jene älteren Einrichtungen der Erziehung im allgemeinen. Unter den Fürsorgezöglingen und unter den kriminellen Jugendlichen erscheinen die ganz unbemittelten in großer Zahl; viele sind eben von der Schutzeinrichtung der Armenpflege nicht rechtzeitig und nicht genügend geschützt worden. Die erste und wichtigste Forderung der Kinderfürsorge ist daher der Ausbau der Armenpflege für Kinder: eine Ausgestaltung der Armenpflege in allen Teilen des Landes, nach dem Vorbild, das andere Teile schon lange gegeben haben, der großen Bedeutung entsprechend, die diese wirklich vorbeugende Schutzeinrichtung für unsere heranwachsende Jugend hat.

Über Legendenbildung in der Geschichte

Von Richard Müller-Freienfels

Von allen Fragen des philosophischen Denkens erregt in der Gegenwart keine die Geister so sehr wie jene uralte Frage, die schon ein bekannter römischer Gouverneur zu Jerusalem vor rund 1900 Jahren mit spöttischem Achselzucken als unlösbar abwies, die Frage: „Was ist Wahrheit?"

Erst heute aber sind alle Schwierigkeiten zur theoretischen Klarheit gekommen, die in jener Frage stecken, und die Mehrzahl der Forscher, die sich damit beschäftigten, erklärt: Wahrheit ist gar keine Frage des Erkennens, Wahrheit ist eine Frage des Handelns, des Lebens, der Tat! Vergebens bemühen wir uns, in unseren Köpfen die Wirklichkeit in genauer Kopie abzuspiegeln, sie in allen Feinheiten nachzuzeichnen! Das ist ein unlösbares Unterfangen. Wahrheit ist eben keine Kopie und kein Spiegelbild, Wahrheit ist etwas ganz anderes, etwas, das mit der zugrunde liegenden Wirklichkeit gar keine Ähnlichkeit hat, Wahrheit ist nur jenes Netz von Theorien und Begriffen, das wir über die Wirklichkeit werfen, um sie uns dienstbar zu machen, um unser Leben danach zu gestalten. Mit anderen Worten: Wahrheit ist eine Schöpfung des menschlichen Geistes, die ihm gestattet, sich in der Fülle der als Rohstoff gegebenen Wirklichkeit heimisch einzurichten und sie sich dienstbar zu machen. — Dies sind Gedanken, die an allen Enden der Welt, in allen Kulturländern

unabhängig voneinander emporgewachsen sind und immer stärker die Köpfe erobern. Diese Gedanken formuliert in Amerika und England der Pragmatismus, sie kehren in Frankreich bei Bergson und anderen wieder, sie wurden in Deutschland gelehrt von Nietzsche und zahlreichen Neueren und sind in besonders eindringlicher Weise dargelegt in Vaihingers bedeutendem Werk von der „Philosophie des Als-Ob". Das aber heißt: wahr ist nicht das, was irgendeiner, uns niemals ganz zugänglichen, bloß gedachten „Wirklichkeit" entspricht; es genügt, daß eine Theorie so gestaltet ist, „als ob" sie einer Wirklichkeit entspräche, wenn sie nur geeignet ist, unserem Handeln und unserem Leben zu dienen.

Wenden wir nun diese Anschauungen auf unser Thema an! Was ist die „Wahrheit" über eine historische Persönlichkeit? Nur sehr naive Menschen können glauben, daß es möglich sei, in einer kurzen Formel, auf ein paar Seiten, selbst in einem dicken Buche wirklich ein Bild zu geben, das dem ganzen Manne entspräche. Ein unmögliches Unterfangen! Selbst wenn wir alles aufzeichneten, was wir erlangen könnten, gäbe das ein Gesamtbild? Wer bürgt uns, daß ein paar Tatsachen, die wir zufällig nicht wissen, nicht das ganze Bild verschoben hätten? Und müssen wir nicht überall ergänzen, Schlüsse ziehen, Hypothesen aufstellen, um nur ein einigermaßen rundes Bild zu erhalten? Das aber soll nun der Wirklichkeit genau entsprechen? Diese starre Sammlung von Tatsachen, die, soweit sie fest sind, meist aus ganz äußeren Daten bestehen, deren innere Verknüpfung wir nur erraten können, soll ein exaktes Bild sein eines so unendlich komplizierten, in jedem Augenblick von tausend Gedanken und Wünschen getriebenen, zwischen Widersprüchen hin- und hergeworfenen und sich beständig ändernden Organismus, wie es ein menschlicher Charakter ist? Eine einfache Überlegung muß zeigen, wie töricht ein solcher Gedanke wäre. Das, was wir Wahrheit über eine Persönlichkeit nennen, ist in Wirklichkeit nur ein größerer oder geringerer Komplex von Wissen, der es uns ermöglicht, die mannigfaltigen Tatsachen in einer gewissen Einheitlichkeit zu erklären. Unser „Bild" von Napoleon ist im Grunde nur eine Konstruktion, die uns ermöglicht, einen Zusammenhang in all die Fülle von Ereignissen zu bringen, die sich an jenen Namen knüpfen. Aber wer könnte behaupten, daß auch das geistreichste Schema alle Wandlungen, Widersprüche, Überraschungen zu umfassen vermöchte, die die Wirklichkeit ausgemacht haben? Nun, diese Wirklichkeit ist von unserem Denken niemals ganz zu erschöpfen, und das Gedankenschema, das wir unsere „Erkenntnis" oder unsere „Wahrheit" nennen, kann dieser Wirklichkeit wohl etwas näherkommen, niemals aber sie ganz erreichen.

Nun besteht aber die Tatsache, daß das Volk in seinen weiteren Kreisen, das keine Akten und Archive durchstöbert, sich unbekümmert um die historische Wissenschaft ebenfalls solche Gedankenschemata fand, die geeignet sind, ihm die historischen Ereignisse zu erklären. Es schafft sich seinen Friedrich, seine Königin Luise, seinen Richard Wagner, Gestalten von Überlebensgröße, die für seine Auffassung die Geschichte machen. Gewiß wirken bei der Schöpfung solcher

Legendengestalten vor allem ethische, ästhetische, pädagogische Interessen mit, aber man ist sich deren nicht bewußt, man hält sie auch für „wahr". Demgegenüber erhebt sich nun die kritische Wissenschaft und zerstört nur allzuoft den heroischen Nimbus, der jene Legendengestalten umgibt, indem sie in Anspruch nimmt, ihrerseits die reine ungetrübte „Wahrheit" zu geben. Besteht nun dieser Anspruch zu recht? Geht es wirklich an, jene Legendenhelden in den Orkus zu verweisen im Namen der reinen historischen Wahrheit?

Nein, wir müssen feststellen, daß die historische Wirklichkeit ein „Grenzbegriff" ist, wie ihn die Mathematik verwendet, das heißt etwas, dem man zwar näherkommen, das man aber nie erreichen kann. Auch das „kritische" Bild Napoleons gibt ihn nicht ganz, sondern liefert uns nur eine Hilfskonstruktion, um die Gesamtheit der mit jenem Namen verknüpften Fakta zu ordnen und zu vereinheitlichen. Im Grunde also ist das kritisch geläuterte Bild einer historischen Person nur gradweise, nicht wesentlich verschieden von der Legendengestalt, wie sie im Volke lebt und unkritisch von Generation zu Generation sich weiter vererbt. Die kritische Darstellung ist weniger schematisiert, aber schematisiert ist sie auch noch und eine vollständige Kopie der Wirklichkeit kann sie niemals werden. Sie ist eine Konstruktion, die dazu dient, die verschiedenen historischen Tatsachen in möglichst unanfechtbarem, ursächlichem Zusammenhang zu bringen. Das ist alles.

Nun aber besteht die eigentümliche Tatsache, daß für die meisten Zwecke des Lebens eine genau in allen Einzelheiten ausgeführte Charakteristik weniger brauchbar ist als eine völlig idealisierte, schematische Darstellung, so etwa wie es unsere Legendenbilder sind. Mancher, der Kosers dicke Bände über Friedrich den Großen gelesen hat, wird vielleicht finden, daß die Einheitlichkeit seines Bildes eher abgenommen als zugenommen hat, daß als historische Erklärung für Laienzwecke jenes Legendenbild viel bessere Dienste tat. Für den Laien ist jener große König, den er aus Anekdoten kennt, viel verständlicher und brauchbarer als der komplizierte, durchaus nicht in jedem Augenblick heroische und oft sogar moralisch angreifbare Monarch, als der Friedrich sich dem genaueren Hinsehen darstellt. Man hat darum ausgesprochen, jener „Anekdotenkönig" sei ebenfalls von einer zwar unhistorischen, aber im gewissen Sinne „höheren" Wahrheit, was vielleicht nicht einmal ganz abzuweisen ist. Er ist so wahr, wie eine idealisierte Büste „wahr" ist, die auf historische Exaktheit verzichtet, um gewisse große Züge herauszuarbeiten, die dem nur von weitem schauenden Auge sich deutlich darstellen.

Der geistreiche A. Hildebrand hat die Theorie aufgestellt, die wahre Anschauung für die Kunst sei das „Fernbild", bei der sich erst das Wesen des Gegenstandes ganz enthülle. Es ist etwas Richtiges daran, und als Fernbilder in diesem Sinne gesehen sind jene Legendenhelden.

Es kommt also für die historische „Wahrheit" auch gar nicht darauf an, daß sie in allen Einzelheiten verbürgt ist, nur das ist wichtig, daß die Gesamt-

vorstellung etwa einer historischen Persönlichkeit sich so darstellt, „als ob" sie wahr wäre.

Nun aber hat, wie ich schon oben zeigte, die historische Legende ganz andere Zwecke als rein wissenschaftliche, auf Erkenntnis gerichtete. Man verlangt von den historischen Darstellungen auch ästhetische, ethische, pädagogische Wirkungen und diese haben denn auch bei der Ausgestaltung jener Legende genügend sich geltend gemacht, und wer weiß, ob sie vom allgemeinen Standpunkte aus nicht wertvoller sind als jene rein wissenschaftlichen. Vielleicht führen wir sogar heutzutage zuviel kritische Wissenschaft in unsere Schulen ein, wenn man die Geschichte als pädagogisches Mittel betrachtet. In einem glühenden Jugendwerk hat Friedrich Nietzsche einmal die allzugroße „Wissenschaftlichkeit" der Geschichte bekämpft und in der Tat liegt hier ein großes Problem.

Dieses Problem aber heißt: soll man die historische Legendenbildung fördern oder hemmen? Man wird leicht einsehen, daß mit wenigen Worten hier eine Entscheidung nicht getroffen werden kann. Beide Bestrebungen bestehen nebeneinander in der Gegenwart. Einerseits haben wir die von der Wissenschaft ausgehende Zersetzung der Legende, die kritische Haltung, die oft bedenklich an jenen Kammerdienerstandpunkt erinnert, von dem aus gesehen bekanntlich niemand ein Held ist. Anderseits gibt es auch andere Bestrebungen; nicht nur die naive unkritische Bewunderung der Masse, auch nicht bloß die von oben her im dynastischen Interesse betriebene Färbung, sondern eine bewußte Idealisierung, die jenen Kammerdienerstandpunkt bewußt ablehnt, mit der Begründung, die schon Hegel gefunden und die Goethe später wiederholt hat: Nur darum sei der Held in den Augen seines Kammerdieners kein Held, weil eben der Kammerdiener ein Kammerdiener, nicht aber, weil der Held kein Held ist.

Man wird durch eine Entscheidung pro oder contra hier nichts erreichen. Beide Bestrebungen, die zur kritischen „Wahrheit" und die zur idealisierenden Legende, entspringen tieferen Bedürfnissen der Menschennatur und werden darum immer von neuem aufkommen, wie oft man sie auch totschlägt. Es kommt nur darauf an, an richtiger Stelle beide Arten von „Wahrheit" zu verwenden.

* * *

Will man den Wert der verschiedenen historischen Wahrheiten, der kritischen einerseits und der summarischen, von ästhetischen, ethischen und pädagogischen Gesichtspunkten beeinflußten „legendarischen" Anschauung anderseits, gegeneinander abschätzen, so wird man wohl zu dem Schlusse kommen, daß an Lebenswerten vielleicht doch die legendarische reicher ist, und daß diese sich immer auch halten wird, trotz aller Wissenschaft. Und trotzdem kann auch diese ihren Lebenswert haben und zwar vor allem als Korrektur der Legende an solchen Stellen, wo diese zum Schaden wird. Denn ist die Legende von größtem Nutzen,

brauchen in der Tat viele Menschen eine solche Lebenslüge, so gibt es doch auch Fälle, wo sie zum Unglück werden kann.

Ich illustriere das an einem Beispiel, das wir alle miterlebt haben. Keine Gestalt der neueren Zeit ist so von der Legende erhoben worden wie die Bismarcks. Über seinen Tod hinaus ist dieser Riese noch gewachsen ins Übermenschliche, Heroische und er steht jetzt als eine Heldengestalt von fast mythischen Dimensionen über unserem ganzen Leben, so wie er in Lederers Darstellung etwa über dem Hamburger Hafen emporragt. So sehen wir ihn und niemand würde aus ästhetischen und ethischen Gründen dieses Idealbild missen mögen. Und dennoch: es gibt auch eine Kehrseite. Wir alle leben im Schatten dieses Titanen, den wir selbst geschaffen haben, er nimmt unserer neueren Politik ein gut Teil Licht und Sonne weg, noch immer mißt unser Volk seine Führer mit jenem Maß, das es von Bismarck entnommen hat, und zwar dem Legendenbismarck, den es allein kennt, jenem Bismarck, der auf dem Sockel, den seine Erfolge ihm geliehen haben, steht und der hinausragt über alles Erdenmaß.

Hier ist eine Gelegenheit, wo die theoretische Wissenschaft auch unmittelbaren Lebenswert gewinnen kann. Wir wollen Bismarck alle Verehrung zollen. Wir wollen aber auch bedenken, daß diese Legende eine ästhetisch-illusorische Konstruktion ist. Wer die Zeitungen aus früheren Jahrzehnten liest, wird sehen, daß auch Bismarck nicht so den Reichstag beherrschte, wie fromme Patrioten glauben. Auch Bismarck hat lavieren, konzedieren und Kompromisse schließen müssen und sein Säbelrasseln war allzuoft nur Theaterszene. Wir müssen das wissen, um nicht immer wieder einen falschen Maßstab an unser Leben heranzubringen. Wir können Bismarck verehren und bewundern und doch eigene und andere Wege gehen, wenn es nötig ist, was stets das Zeichen echter Jüngerschaft gewesen ist. Die Zeiten haben sich geändert, die gepanzerte Faust würde heute mehr schaden als nutzen. Lassen wir unser Endurteil über Dinge und Menschen, bis auch sie in die Ferne rücken. Ist nicht auch um Bülows, des Vielgelästerten, Bild die Legende schon tätig? Will nicht auch hier es manchem schon scheinen, als sei seine gewandte Diplomatengestalt doch keine so üble Figur im europäischen Konzert gewesen, wie man früher tat? Warten wir ab. Die Legende ist eine eigenwillige Malerin und läßt sich nicht bei allem auf die Finger sehen.

Lassen wir sie bilden, erfreuen wir uns daran, wenn ihr ein Kunstwerk gelang, wie im Fall Bismarck, aber seien wir uns bewußt, wo die Legende beginnt. Wenn die kritische Wissenschaft auch keine absolute Wahrheit bringt, sie bietet doch genug, um schädliche Folgen der Legendenbildung abzuschwächen. Wie überall im Leben ist auch in der Politik weder der rosenfarbige Idealismus noch der nüchterne Realismus der richtige Weg: sondern dieser dürfte sein, sowohl die Lebensmacht des Idealismus wie die des Realismus je an der richtigen Stelle zu verwenden.

Die Hexe von Mayen

Roman

Von Charlotte Niese

(Sechzehnte Fortsetzung)

„Wahrlich, Sehestedt, es ist gekommen, wie ich oft sagte, die Franzosen sind wieder ins Rheinland gekommen, haben die alten schönen Burgen verbrannt, haben das Kloster Laach berannt und beraubt. In Mayen sind sie auch gewesen und der Turm, darinnen Eure Frau Eheliebste einmal verwahrt war, ist mit Pulver auseinandergesprengt worden. Majestät der König Ludwig haben sich einmal wieder gelangweilt!"

Er schlug mit der Hand auf den Tisch.

„Erinnert Ihr Euch noch des guten Abtes von Laach, des Herrn Plazidus? Mit all seinen Mönchen hat er fliehen müssen und in der Höhle vom Hochstein fand er Obdach und Versteck. Aber sein Kloster und alles, was er geschafft ist ihm elend vom Feind zerstört worden!"

Josias war sehr aufmerksam geworden.

„Woher erfuhr Euer Gnaden alle diese schlimmen Dinge?"

„Ich hatte hier einen Prinzen zu Besuch, einen vom Rhein, Löwenstein, hieß er, und war mit den Seinen aus der Eifel geflohen, wo seine Burg lag. Nun sind Gemahl und Kinder in Mecklenburg, und er wollte nach Wien zum Kaiser. Nun, dieser wird wieder nicht helfen. Er hat mir soviel berichtet, daß ich wohl einmal wieder mit den Braunschweigern möchte ins Feld ziehen. Aber die Welfen haben keine Lust mehr, sie bleiben daheim und denken an ihr Land! Wer kann es ihnen verdenken. Doch die Generalstaaten rüsten, und dorthin werde ich wohl einmal gehen! Übrigens —" er unterbrach sich. „Wißt Ihr, daß ich Euren Brenner im Kaschott habe? Denselben, der auf Schierensee angezündet hat, und dann noch auf Wittmoldt und anderen Edelhöfen? Bei Euch ist er ausgerissen, aber hier liegt er unten im Schloß, und in den nächsten Tagen soll er hängen."

Josias fuhr in die Höhe.

„Es war der Stadtschreiber von Mayen, so wenigstens sagte die Frau Sehestedt. Darum wollte sie ihn nicht hängen lassen, wie es ihm gebührte, und so hat er noch viel Elend angestiftet."

„Der Stadtschreiber von Mayen?“ Der Herzog war überrascht. „Der also hat den Weg hierher gefunden? Und Eure Frau Liebste wollte ihn nicht hängen lassen?“

„Sie wollte ihn sogar laufen lassen!“ Herr Josias war beschämt und verlegen, als er dies sagte. Aber vor den glänzenden Augen des Herzogs war es schwer, etwas zu verschweigen.

„Das kann ich Eurer Eheliebsten nicht verdenken, Seheſtedt. Ein Weib soll Barmherzigkeit üben und nicht gleich mit dem Strick kommen. Meine Frau Gemahlin hat noch niemals ein Todesurteil unterschrieben, und ich bin es sehr zufrieden. Das ist Männerarbeit.“

„Aber sie wollte ihn entkommen lassen, sagte dies zum Vogt und hat meine Hörigen störrisch gemacht. Denn der Kerl hat im Prison von Zauberei geredet und daß Frau Heilwig eine Hexe gewesen wäre. So hat er uns sehr geschadet, denn das Volk glaubt noch an Hexen und an vieles andere, darüber manche lachen.“

Hans Adolf lachte gutmütig.

„Herr Josias, Ihr scheint mir ein wenig aus der Kontenance zu sein. Was meint Ihr, wenn wir einmal wieder gegen die Franzosen ritten? Viele Raupen würden Euch aus dem Kopf kriechen und nie mehr hineingehen! Wißt Ihr denn nicht, daß auch ich einer von denen bin, die zaubern können? Mäuse soll ich machen können und Katzen, die sie auffressen. Kugelfest hat man mich genannt und wie mancher Hieb, wie manche Kugel hat ihr Zeichen bei mir gelassen! Lasset doch die Leute reden, Herr von Seheſtedt! Meine Frau Gemahlin hat ehedem geweint über die dummen Historien, die das Volk von mir berichtete; ich meine, sie hat sie sogar ein wenig geglaubt, jetzt lacht sie. Denn sie kennt ihren Hans Adolf und weiß, daß er ein Mensch ist, wie alle andern!“

„Aber sie wollte ihn entfliehen lassen!“ Josias wiederholte die Worte und machte ein so bekümmertes Gesicht, daß der Herzog ernster wurde.

„Lieber Herr, auch dies kann ich verstehen. Soviel ich mich entsinne, hat der Stadtschreiber der Jungfrau Heilwig wohl ein wenig in Liebe nachgestellt, hat ihr aber nicht schaden können. Vielleicht hat er sogar die Hand über ihr gehalten, so daß sie besser behandelt wurde als eine andere Hexe — und wenn dies alles der ehemaligen Jungfrau Heilwig noch nicht ganz klar geworden ist, so weiß die edle Frau von Seheſtedt doch wohl, daß es ihr übler hätte ergehen können, wenn dieser Kerl nicht Scheu vor ihrer holden Jungfräulichkeit empfunden hätte. So kann ich es begreifen, daß sie ihn lieber wollte entkommen lassen, als in den eigenen Turm stecken! Meine Sophia Dorothea würde ebenso handeln!“

„Die Weiber sind nicht immer gut zu verstehen!“ sagte Josias nach einer Weile und seufzte dabei. Der Herzog lächelte.

„Mein Lieber, die Frauenzimmer sind eben anders als wir. Sie wollen ein wenig gut behandelt sein und man darf nicht jeden Tag auf die Jagd reiten oder anderen Lustbarkeiten nachgehen. Man muß auch einmal daheim sitzen, seine Junker erziehen und sich von den Sorgen der Wirtschaft berichten lassen. Das tut dem Frauenzimmer gut; es hat doch mancherlei Mühe und Leiden, von denen wir Männer nichts wissen."

Der Herzog sprach eindringlich und Josias hörte ernsthaft zu. In den letzten Jahren war er allerdings sehr viel von Haus weggewesen; nicht allein zur Jagd, sondern auch zu Versammlungen der Ritterschaft, zu Festen, wo die Frauen nicht gewünscht wurden. Und um seine wilden Junker bekümmerte er sich sehr selten. Er war so in Gedanken, daß er nicht hörte, wie der Herzog an der Schelle zog und dem eintretenden Diener einen Befehl zurief. Und dann stand plötzlich eine elende Gestalt im Zimmer. Ein Zerlumpter, Verhungerter, einer, der den rechten Fuß nachzog und dem Elend und Sünde aus dem verwüsteten Gesicht sprachen.

„Du bist der Stadtschreiber von Mayen?"

„Ich war es, gnädiger Herr!"

„Und nun bist du ein Mordbrenner geworden?"

„Was soll man machen? Die Welt ist wider mich, so bin ich auch wider sie gewesen!"

„Ein übles Geschäft!" sagte der Herzog ernst und der Gefangene beugte den Kopf, daß seine Ketten klirrten.

„Braucht mich nicht zu ermahnen, Gnädiger! Ich bin, wie ich bin, und ich werde dahinfahren in meinen Sünden! Laßt mich nicht allzulang auf den Galgen warten!"

„Du hast nie eine Mutter gehabt, die dich ermahnte?"

Der Gefangene fuhr zusammen, dann lachte er wieder.

„Ich bin nicht für Rührung, edler Herr! Ich sage es noch einmal: die Welt ist wider mich gewesen, da ist es besser zur Hölle zu fahren!"

„Weshalb hast du damals deine Stadt verraten?"

„Weil ich Geld haben wollte, edler Herr! Ich wollte reich werden und dann zu den Franzosen. Aber sie wollten mich nicht, sie bezahlten mich sogar nicht und lachten mich aus. Sagten, ich sollte mich freuen, daß sie mich nicht hängten. Wenn alle Menschen schlecht sind, warum soll ich es nicht sein?"

Der Herzog wandte sich an Josias.

„Herr von Sehestedt, wollt Ihr den Kerl noch etwas fragen?"

Josias schüttelte den Kopf, aber der Gefangene sah ihn mit seinen bösen Augen an.

„Die Jungfrau von Sehestedt habe ich mal lieb gehabt. Die einzige in meinem Leben, von der ich es sagen kann. Aber der Junker Wiltberg nahm sie mir weg — ich hätte ihn gern zu Tode hungern lassen!"

„Denke an das Heil deiner Seele und nicht an törichte Rache!“ rief der Herzog, aber der einstmalige Stadtschreiber lachte nur höhnisch.

„Gnädiger, mit dem Heil meiner Seele wüßte ich nichts zu beginnen!“

Er ward wieder weggeführt und beide Männer saßen nachher schweigsam nebeneinander. Bis der Herzog zu sprechen begann.

„Ich muß ihn schon hängen lassen. Niemandem nützt er und vielen kann er schaden. Aber es ist dennoch übel, eine Entscheidung zu treffen!“

Josias antwortete nicht, aber im stillen freute er sich, daß Frau Heilwig den Mann nicht hatte strafen, sondern freilassen wollen. Aus welchem Grunde, hätte er selbst nicht sagen können.

An diesem Abend gab es im Plöner Schloß ein fröhliches Gelage. Ein Welfenprinz war zu Besuch gekommen, und der Herzog wollte mit ihm und Josias von alten Zeiten und davon reden, was sie tun würden, wenn sie noch einmal gegen den Franzmann ziehen könnten. Die Becher klangen und ein Kriegsstücklein nach dem anderen wurde erzählt. Auch Josias wurde lustig und dachte der alten Zeiten. Wie er die Jungfrau Heilwig doch so arg lieb gehabt und wie er sie noch heute liebte. Da begann er zu singen und die anderen sangen so laut mit, daß der Lärm zu der Frau Herzogin drang, die sich in ihrem Bett aufrichtete, eine Kerze an ihrem Nachtlicht entzündete und in ihrer großen Bibel zu lesen begann. Sie liebte und bewunderte ihren Herrn sehr, aber wenn er lange über dem Becher saß, dann suchte sie sich ein Kapitel der Heiligen Schrift aus, das sie ihm am anderen Morgen vorlesen wollte. Aber sie brauchte nicht vorzulesen. Der Becherklang hörte auf und ganz ernsthaft erschien der Herzog nach einer Weile in ihrem Zimmer. Er wollte nicht sagen, was ihn so ernsthaft machte, aber am anderen Tage schenkte er seiner Gemahlin die Turmglocken für das neue Kirchlein Sankt Johannes, und sie erfuhr dann auch, daß ein Gefangener, der unten im Schloß lag, sich gegen die feste Steinmauer die Hirnschale eingerannt hatte. Wer war es? Die Herzogin erfuhr es nicht; in ihrer frommen Weise betete sie aber ein Vaterunser für die arme Seele des Selbstmörders, und wie sie es ihrem Gemahl sagte, streichelte er ihre Wange.

„Ihr Frauen sollt barmherzig sein!“ sagte er.

Am nächsten Tage ritt Herr Josias wieder heim. Im ganzen war er zufrieden, den Herzog gesprochen zu haben, aber dann meinte er doch wieder, daß Hans Adolf reichlich viel gepredigt hätte. Die Ehefrauen müßten keine Launen haben und immer zufrieden sein; der Herr von Ahlefeld, den er in der Plöner Herberge traf und der sich mit seiner Gemahlin schlecht stand, so daß sie ihm davongelaufen war, hatte eine andere Rede gehalten. Zu sehr hatte er seiner Eheliebsten den Willen getan und immer zu allem ja gesagt, bis er der Geschichte überdrüssig wurde und einmal seinen Willen durchsetzte. Da war sie gleich aufsässig geworden, und nun saß er allein auf seinem Hof. Denn die Kinder hatte sie mitgenommen.

Ei, wie er über die Weiber schimpfte! Seine Worte klangen Josias noch in den Ohren, als er in Schierensee anlangte, die Junker ihm entgegensprangen und die kleine Heilwig den Knaben nur zögernd folgte. Sie war ein Mutterkind und sie machte sich nichts aus ihm; als er sie aufhob, um sie zu küssen, begann sie zu weinen. Heftig setzte er sie auf die Erde und wollte ein hartes Wort sagen, da stand Frau Heilwig schon neben ihm und in ihr Gewand verbarg sich das zarte Kindergesicht.

„Ihr seid zu rauh, Herr von Sehestedt!" sagte seine Gemahlin und er wußte keine Antwort darauf. Er meinte es gut — warum sollte er denn rauh sein?

Mürrisch ging er von dannen und seine zwei Junker erhielten an diesem Tage mehrmals Hiebe, über die sie sich laut beklagten. Denn waren sie nicht Junker, die alles tun durften, was sie wollten? Aber ihre Strafe war verdient; sie waren wild und unbändig und der Prädikant, der sie unterrichten sollte, klagte über sie. Ehemals hätte Herr Josias nur gelacht, wenn seine Junker unbändig waren, jetzt wurde er doch nachdenklich und sah mehr nach ihnen. Ritt auch nicht mehr so viel auf die Jagd und lehnte ein großes Ritterfest in Itzehoe ab, das zehn Tage dauern sollte, und das Trunk und Raufereien im Gefolge hatte. Darum aber war Frau Heilwig doch noch nicht freundlicher geworden, und er selbst konnte sich gleichfalls nicht entschließen, gute Worte zu sprechen. So nebenbei berichtete er ihr, daß der Stadtschreiber von Mayen sich das Leben genommen habe. Da sagte sie nicht viel, nur ihre Augen öffneten sich weit und sahen an ihm vorüber in die Ferne. An was dachte sie? An den Turm in Mayen, aus dem sie der rheinische Junker rettete? An das Loch in der Mauer, durch das sie entkommen war? Der Junker war tot — oder sollte er wieder gesund geworden sein und noch an die denken, die ihn damals so sehr liebte, daß sie ihn fast geheiratet hätte. Nur gut, daß er ein Papist war und daß seine Frau Schwester mit ungeschickter Hand dazwischen fuhr!

Herr Josias wurde grüblerisch. Wohl ging er mit seinen Junkern auf die Jagd und ermahnte den Prädikanten, strenge mit ihnen zu sein; wohl versuchte er, seine kleine Tochter mehr zu sich zu ziehen. Ganz heimlich, so daß es Frau Heilwig kaum merkte. Zuerst war die Kleine scheu: dann saß sie doch manchmal auf seinem Knie und ließ sich berichten von den Häslein im Felde, von den Rehkitzchen, hinter welchen der Wolf her war. Herr Josias verstand nichts von Märchen; er konnte nur Dinge berichten, die er mit Augen sehen konnte, aber klein Heilwig hörte ihm doch zu, und einmal bekam die Mutter zu hören:

„Der Herr Vater weiß schönere Geschichten als Ihr, Frau Mutter!"

Worauf Herr Josias, der bei diesem Vorwurf zugegen war, sich verlegen räusperte, und doch den ersten freundlichen Blick Heilwigs erhielt.

Aber dann versank sie wieder in ihr kühles Schweigen, und auch ihr Gemahl konnte den rechten Weg zu ihr nicht mehr finden.

Es war gut, daß der Winter kam mit vielem Schnee und eisiger Kälte. Die Wölfe, die im Sommer sich ferngehalten hatten, waren plötzlich wieder da, und es galt, diesen Feind von den offenen Dörfern, von den Viehställen zu vertreiben. Er war ein Schrecken für die Bauern und eine Freude für die adligen Junker, die den Isegrim mit Hallo und Hussa jagten, und sich hüteten, alle zu erschießen, damit für den nächsten Winter einige Tiere übrig blieben.

Hans Adolf von Plön sagte sich beim Sehestedt für eine Wolfsjagd an. Da mußte Herr Josias eine ganze Reihe seiner Standesgenossen einladen, und es gab eine fröhliche Jagd, bei der wohl zehn Wölfe das Leben lassen mußten, ungerechnet die Wildsauen und Hirsche, die noch dazu kamen.

Ruhig waltete Frau Heilwig ihres Amtes als Schloßherrin, und wenn sie sich auch von den nachfolgenden Trinkgelagen fern hielt, so sorgte sie doch umsichtig für alles, und der Herzog war beim Abschied, der nach vier Tagen erfolgte, besonders gnädig gegen sie.

„Nach Weihnacht geht es in den Haag!" berichtete er. „Die hohen Herren dort haben mich eingeladen und auch meine Frau Gemahlin. Was meint Ihr, edle Frau, wenn der Herr Josias und Ihr uns begleitetet? So lange bin ich nicht mit Eurem Gemahl in die Welt geritten, und es ist doch ein artiges Vergnügen!"

„Mein Herr Gemahl wird tun, was ihm beliebt!" entgegnete Frau Heilwig, die ein wenig rot wurde. Denn der Herzog sah sie so aufmerksam an.

„Ihr solltet ihn nicht allein fahren lassen!" scherzte er. „Ihre Gnaden, Dorothea Sophie, läßt mich auch nicht allein in die Welt; wir Männer bedürfen manchmal einer sanften Führung! Nicht wahr, Herr von Sehestedt?" wandte er sich an Josias, der eben zu ihm trat.

Hans Adolf wiederholte seine Einladung, und Josias war sehr erfreut. Zwar wußte er, daß diese Reise ein wenig kostspielig würde. Der Herzog nahm gern einen Kavalier mit, und auch eine Dame für seine Gemahlin, aber er konnte kein Geld dafür bezahlen. Er sagte es auch offen.

„Habe mich ein wenig mit meinem Geld brouilliert!" sagte er vertraulich. „Meine kleine Stadt kostet mir viel, weil ich sie hübsch haben will, und eine Lateinschule will ich auch haben. Für Eure Junker, lieber Sehestedt! Heutzutage muß man wirklich ein wenig lernen, das ist für später besser. Im Haag müssen sie mir unter die Arme greifen, sie tun es auch, wenn ich zu ihnen komme und ihre Soldaten mustere und verbessere. So sorge ich also auch für meine Untertanen, wenn ich anderen diene!"

Er verabschiedete sich mit erneuter Einladung, und Heilwig sah es ihrem Manne an, wie er brannte, mitzureisen. Er hatte das Geld; im allgemeinen war das Gold nicht reichlich in den adligen Geschlechtern, die die vielen Kriege verarmt hatten. Aber der Staatsrat von Sehestedt hatte ein gutes Vermögen hinterlassen, und man hatte sparsam gewirtschaftet.

„Ihr möget allein reisen!“ sagte Heilwig zu ihrem Gatten. Dieser aber schüttelte den Kopf.

„Niemals, so Ihr nicht mitgeht.“

„Ich kann meine kleine Heilwig nicht allein hier lassen!“

„So nehmt sie mit!“

„Kinder dürfen nicht reisen!“ erwiderte sie erschrocken. Aber da bewies ihr Jostas, daß ein Fräulein des Herzogs, das jüngste Prinzeßlein, gleichfalls die Reise mitmachen sollte.

Der Herzog wollte seine zwei jüngsten Kinder, einen Prinzen und ein Prinzeßlein, mitnehmen.

Noch zögerte Heilwig, dann aber kam ein Schreiben der Herzogin, das sie freundlich aufforderte, sich an der Reise zu beteiligen, und damit waren eigentlich alle Hindernisse beseitigt. Denn eine solche Invitation, selbst wenn sie kostspielig war, durfte man nicht ablehnen. Besonders nicht unter den augenblicklichen Verhältnissen. Zwar hatte das Raunen der Hörigen, daß Frau Heilwig einstmals eine Zauberin gewesen war, aufgehört, aber es konnte immer einmal wieder beginnen. Und das sicherste Mittel gegen allen Klatsch war die Freundschaft und Huld einer so ausgezeichneten Fürstin, wie Dorothea Sophie es war.

Gegen Ende des Februarmonats fuhr seine fürstliche Gnaden Hans Adolf von Plön mit Gemahlin, zwei Kindern und einem Leibjäger gen Hamburg, und im anderen Wagen fuhren in submisser Entfernung der Herr von Sehestedt mit Frau Eheliebster und kleiner Tochter. Die submisse Entfernung aber dauerte nicht lange. Bald fuhr die Herzogin mit Frau Heilwig zusammen, die fürstlichen Kinder spielten mit klein Heilwig, und die Herren fuhren zusammen oder ritten auf den von einigen Knechten geleiteten Pferden.

Die Herzogin und Frau von Sehestedt konnten sich gut unterhalten über Hausfrauen- und Kindersorgen, über allerhand, was damals die Frauen beschäftigte. Und wenn die Herzogin von manchen Dingen berichtete, an die sie dachte, und die nicht immer von Einkochen und Fleischverwahrung handelten, dann sah sie Frau Heilwigs blaue Augen aufmerksam auf sich gerichtet, und es kam ihr in den Sinn, ob der Herr Jostas wohl immer über seine Gemahlin nachgedacht hatte? Da waren gar feine Saiten in ihrem Herzen aufgespannt — hatte Herr Jostas jemals versucht, sie klingen zu machen? Ihr kam ein junger länderloser Prinz in den Sinn, den sie einstmals am Hofe ihres Vaters kannte, und der dann auf einmal abreisen mußte. Damals hatte sie sehr geweint: aber dann kam Hans Adolf von Plön und sie wurde sein Gemahl. Es ging alles, wie es gehen mußte und sie war sehr zufrieden. Aber es war ihr doch, als hätte auch Heilwig von einem Prinzen berichten können, der in ihrem Herzen einstmals wohnte. Und sie wurde immer liebevoller.

Die Reise ging ohne Unfall von statten. In Lüneburg und Hannover, bei den Verwandten der Herzogin, wurde gerastet, dann ging es nach Münster.

Hier, in der Herberge, kam ein Prinz Bentheim zum Herzog, ein alter Freund und Waffengenosse. Der war eben am Rhein gewesen und berichtete, wie die Franzosen dort hausten. Ein Vetter von ihm war bei Andernach begütert, und mußte zu ihm nach Westfalen fliehen, weil die Franzosen ihn sonst wohl getötet hätten, wie sie viele Männer, Frauen und Kinder töteten, ohne Ansehen der Person noch des Standes. Eine rohe Bande focht unter dem Lilienbanner. Söldlinge aus aller Herren Länder, welsche Zigeuner, Schweizer und Engländer. Von allem der Abschaum, und dieser Abschaum hatte wieder mit eisernen Tritten das blühende Land zerstampft. Was der Prinz berichtete, klang erbarmungswürdig; er ging jetzt nach dem Rhein, um seinem armen Vetter zu helfen, sein zerstörtes Haus wieder aufzubauen, ihm Geld zu leihen und ihm über die erste schwere Zeit hinwegzuhelfen.

„Gotts Tod!" Der Herzog fluchte, trotz des ernsten Blickes seiner Gemahlin. „Wenn wir diese Hundsfötter doch alle aufhängen könnten!"

„Hilft nix, Euer Liebden!" erwiderte der Prinz. „Hundert macht Ihr tot von diesem Geschmeiß, zweihundert stehen wieder auf. Wo die katholische Majestät diese Bande herkriegt, der Allmächtige mags wissen. Nun, ich möchte nicht in seiner Haut stecken, wenn er auch gar mächtig ist und für unsereins keinen Blick übrig hat. Aber sterben muß er auch einmal und ich glaub nicht, daß der Allmächtige sich freut, ihn zu sehen!"

Der Prinz war ein kleiner vertrockneter Herr mit einer Hakennase und scharfen Augen. Er setzte noch einige bittere Worte hinzu und rieb dann vorsichtig an einem Blutfleck in seinem grauen Habit.

„Dies ist mir angeflogen, wie ich vor etlichen Tagen vom Rhein kam. Da war eine Gesellschaft Armseliger, die der Feind aus ihren Hütten vertrieben hatte und die nun nirgends Unterkunft finden konnten. Ich konnte nicht viel tun, aber ich zeigte ihnen ein Kloster, wo die Feinde noch nicht hinfanden. Und ich trug ein Mägdelein, dem ein Soldat den Arm abgeschlagen hatte. Sie war nur notdürftig verbunden und sie wird sterben. Aber sie schlief auf meinen Armen ein."

Der Herzog stand auf.

„Ich will einmal hin und sehen, ob ich vielleicht helfen kann!"

„Euer Liebden wird nicht viel helfen können," erwiderte sein Standesgenosse, „aber ich würde mich Eurer Gesellschaft freuen. Ich meine, den Armseligen müßt es gut tun, wenn sie sehen, daß andere ihrer gedenken!"

So also fuhren die Wagen am andern Tage nicht gen Köln, sondern gen Koblenz, und es dauerte nicht allzulange, da sahen die Reisenden die blauen Berge des linken Rheinufers, die zerstörten Weinberge und Ortschaften. Im letzten Spätherbst waren die französischen Scharen, aus der Pfalz kommend, in das Rheinland gezogen; einmal verschwanden sie, dann kehrten sie wieder. Das Heidelberger Schloß war in die Luft gesprengt und nun scheute sich kein Anführer mehr, an die altehrwürdigen Burgen und Klöster die Hand zu legen.

Im harten Winter wurden die Bewohner weiter Landstrecken obdachlos, und wie jetzt die Reisenden nach Andernach kamen, sahen sie ein Holzhüttchen, ein Zelt neben dem anderen. Das waren die Einwohner der Eifel, die sich nicht wieder in ihre Dörfer wagten. Was sollten sie dort? Wenn sie ihr Feld mühselig bestellten, vielleicht wieder ein paar Hühner, ein Schwein hatten, dann kam der Franzos und nahm ihnen alles wieder weg. Wer sich zur Wehr setzte, wurde tot geschlagen, und Frau und Tochter mußten schlimmeres erdulden. Der Kurfürst von Trier saß wieder in Ehrenbreitstein und hoffte auf das Reich. Der Kaiser war zornig, so sagte man, und in ganz Deutschland brütete die Empörung.

Aber was hatte Ludwig gesagt? Ihr deutschen Fürsten macht mir doch keinen Krieg! Er führte eifrig in Straßburg, der eben gestohlenen Stadt, die römische Kirche ein und verfolgte die Evangelischen.

(Schluß folgt)

Vom deutschen Stil

Von Ric von Carlowitz-Hartitzsch

In achter Auflage liegt uns die bekannte Streitschrift Otto Schroebers: „Vom papierenen Stil" vor (B. G. Teubner, Leipzig-Berlin 1912; brosch. 2,40 M., geb. 3 M.). Es ist ein Zeichen ihrer inneren Kraft und einer gesunden Tendenz, daß sie noch heute so frisch wirkt wie am ersten Tage. Keck, offen und scharf wendet sich der alte Husarenritt gegen all den süßen Schlendrian der viel zu vielen Schreiberseelen. Und wo er einhaut, da bekommt das selbstselige Honoratiorenbäuchlein einen Stoß, daß ihm die Luft ausgeht, und die klapperdürre, papiergesteifte Korrektheit kracht in allen Fugen. Der „wackere Grenzbote" (S. VIII) Wustmann hatte die Bahn gebrochen mit seinen: „Allerhand Sprachdummheiten." Seitdem sind Auge und Sinn geschärft worden für die vielen kleinen, großmächtigen Lächerlichkeiten, mit denen Hinz und Kunz und vor allem Schmock beweisen muß, daß er reden kann „wie ein Buch". Warum das „ein krankes Lob" (S. 81) ist, dieser eben noch durchaus nicht selbstverständlichen Einsicht dient das ganze Buch mit viel Fleiß und noch mehr Geschick.

Da das Künstliche, Verbildete, mit einem Wort: „Papierene" der Sprache darin besteht, daß es sie in wachsendem Maße ihrem ursprünglichen Wesen entfremdet, gilt es, den historischen Einfluß aufzudecken, der diese Entwicklung

bestimmte. Schroeder findet die Wurzel alles Übels richtig in der Umbildung zu einer „optischen Sprache“ (S. 9), die mit Orthographie, Interpunktion und all den drucktechnischen Hilfen für das Auge trennt, gliedert, aufbaut und zusammenfaßt, was dem Ohre bestimmt ist. Das hat zunächst wieder auf die Sprechweise seine Rückwirkung, indem „der Papierene“, ein großer Freund aller Prinzipien, den Spieß des phonetischen Prinzips unserer Orthographie umdreht. „Denn hat er erst der Welt eingeredet, sie schriebe, wie sie spricht, so muß sie wohl zu Papiere kriechen und sprechen, wie geschrieben steht.“

In der Grammatik ist die Folge eine fortschreitende Hemmung der Flexion. Die geschmeidige und sozusagen jugendliche Elastizität der Lautworte gerinnt zu feststehenden Buchstabengruppen, an denen aus Gründen einer optisch reinlichen Wiedergabe nicht zu rütteln ist. Seinen Ausgang nimmt dieser Verknöcherungsprozeß natürlich von Eigennamen, Buchtiteln usw. Schroeder unterläßt es, den Zusammenhang von optischer Sprache und Buchstabentreue psychologisch verständlich zu machen. Mir scheint dem eine ganz natürliche Überlegung zugrunde zu liegen: das gesprochene Wort verklingt, hier genügt es, ebenso flüchtig den Sinn, sozusagen nur suggeriert zu haben; das geschriebene Wort aber bleibt und beansprucht damit eine größere und eigene Wichtigkeit, jeder kann es jederzeit nachlesen und auf seine Ganzbeinigkeit untersuchen. Da möchte sich nun keiner gern dem Zweifel aussetzen, als wäre ihm dieses Wort in seiner leibhaftigen Konstitution nicht bis ins Kleinste bekannt gewesen. Also sicher ist sicher: als Kritiker des Xer Tageblatt sah ich die Aufführung von Goethes, will sagen: Goethe's: „Die natürliche Tochter“. Es mag noch so klein gedacht sein, es ist aber doch gedacht. Und diesen versöhnlichen Zug des tout comprendre pour tout pardonner vermissen wir überhaupt an mancher Stelle der Schroederschen Kritik.

Weiter diktiert der Charakter einer reinen Lesesschrift natürlich auch dem Stil ganz andere, im Grunde fremdartige Gesetze. Es fehlt die Stimme, und alles, was sie ausdrücken kann, soll einen schwarz-auf-weißen Ersatz finden. Bei uns Deutschen vor allen Dingen die Höflichkeit. Wie sich zu diesem Zwecke der Satz verrenkt, das Wort sich überstürzt, um den groben Buchstaben das Rückgrat zu biegen, das hat Schroeder mit scharfem Blick und Laune beobachtet. Endlich — und das ist die Hauptsache — muß für die Stoffgliederung, die von der unendlich variablen Modulation des Vortrags selbsttätig ausgeübt wird, eine strenge, verstandesmäßige Ordnung eintreten, die das akustische Nacheinander in ein optisches Nebeneinander übersetzt. Wie diese logische Forderung nun allenthalben bis zur Karikatur überspannt wird, weil doch heutzutage einmal der Verstand so hoch im Kurse steht und niemand hinter dem lieben Nächsten an „Bildung“ zurückstehen möchte, darüber die ergötzlichen Beispiele nachzulesen, überlassen wir dem Leser. Hier würde es zu weit führen, dort das Buch um seine reizvollsten Stellen verkürzen. Nur soviel sei verraten, daß dem Leidensweg des Wortes „derselbe“ vom kernhaften Sinn: „ebenderselbe“ bis zur blutleeren Rückver-

weisung: „er" eine kleine Monographie gewidmet ist, aus der man mit besonderem Interesse entnehmen wird, daß auch Goethe in seinem ausgeprägten Altersstil diese Wandlung mitgemacht hat.

Wenn wir eben den „papierenen Stil" als eine pedantische Entartung des logischen Genauigkeitsbedürfnisses erklärten, so liegt darin schon der Vorbehalt, daß seine Bekämpfung nur auf den Gebieten notwendig und berechtigt ist, wo eben dieses Bedürfnis ganz und gar nicht natürlich ist, wie in der Poesie und im praktischen Leben. Bedenklich scheint es uns, daß Schroeder vor dieser Schranke nicht Halt macht und auch an dem wissenschaftlichen Stil die einseitig verstandesmäßige Bildung verfolgt, die er, ohne seine eigenste Bestimmung zu verleugnen, schlechterdings nicht entbehren kann. Hat doch auch die Wissenschaft erst mit dem „papierenen Stil" angefangen und ihre Popularisierung seine kritiklose Verbreitung gefördert, die ihn allein lächerlich macht. Wir haben darum schon einmal in diesen Blättern (Jahrgang 1913, Heft 2: „Das stilechte Fremdwort") davor gewarnt, kurzweg „den" Stil in allgemeingültige Regeln zwängen zu wollen, und der wissenschaftlichen Sphäre einen eigenen Stil zugewiesen. Es ist eine merkwürdigerweise fast nirgends empfundene Ungerechtigkeit, mit Maßstäben, die man an Goethe einerseits oder „der Mutter, der Schwester, der Geliebten, der Tischnachbarin" (S. 44) anderseits gebildet hat, an — sagen wir — Ranke heranzutreten, wie es Schroeder tut. Kein größerer Gegensatz ist vielleicht denkbar zwischen dem Schroederschen Ideal des „Unpapierenen" und Kant. Und doch, wer sich in diesen beispiellos schwerblütigen, ebenso lebensfremden wie brutal kunstlosen Stil des einsamen Philosophen eingelesen hat, dem wird es klar, daß sich hier abseits aller konventionellen Forderungen eine eigene Sprache aus Not und Kraft ans Licht gerungen hat, die Stil und Regel in sich selber trägt.

Noch an einem anderen Punkte fordert die Gesetzesfreude des Antipapyrus den Widerspruch heraus. Den Beschluß seines Buches bildet nämlich eine etwas lose angefügte Jeremiade über den Verfall des Verständnisses für die Verwerflichkeit des Hiatus, jenes poetischen Kunstfehlers, zwei Vokale am Ausgang und Anfang benachbarter Wörter zusammenstoßen zu lassen (z. B. „leugne ich", „wie ein"). Noch in der klassischen Zeit wurde er mit Fleiß umgangen, wie das Schroeder besonders an der Umarbeitung von Goethes „Iphigenie" sehr dankenswert nachweist. Trotz dieses respektablen Kronzeugen stehe ich aber nicht an, die Empfindlichkeit gegen den Hiatus als eine der zahlreichen Einseitigkeiten des weltbürgerlichen Klassizismus zu bezeichnen, der sich seine Ideale gewaltsam aus dem Hellentum holen zu müssen glaubte. Dort hatte allerdings die Vermeidung unnötiger Vokalzusammenstöße ihren guten Sinn, weil das tonvolle Griechische überreich an Vokalen in jeder Stellung ist. Aber gerade daran hat der Deutsche einen so entschiedenen Mangel, daß schon der bissige Voltaire ihm weniger Konsonanten — und mehr Geist wünschen konnte. Wenn Schroeder hier von „ehernen Gesetzen" (S. 100) spricht, so straft ihn die Entwicklung der

neueren Literatur lügen, wie er sie selbst richtig gesehen hat. Kein unvoreingenommen Genießender hat heute vor einem deutschen Hiatus die Empfindung, daß „es gähnt und schlottert" (S. 99). In dem an sich schweren und herben Schritt des deutschen Verses und dem stählernen Klang der Worte geht er unbemerkt unter. Die Neuromantik, die den Typus unseres modernen formalen Sprachideals auszuprägen scheint, knüpft noch am ehesten an die Stiltradition der Klassiker an. Und doch zählte ich in Ernst Hardts „Gudrun" vierhundertundfünf Hiate gegen sechs, die Schroeder in Goethes „Iphigenie" fand. Ich sehe da keine Veranlassung, von einer Entartung des Stammes zu sprechen, wenn ein überfeinertes, artfremd aufgepfropftes Zweiglein abgestorben ist.

Aber mit allen einzelnen Einwendungen wollen wir nichts Ablehnendes sagen gegen das ganze Buch. Wir sind ihm dankbar. Denn es ist Anregung, Leben und Leistung auf der ganzen Linie.

Das entgegengesetzte literarische Temperament, die ausgereifte Objektivität des wissenschaftlichen Gewissens vertritt die „Deutsche Stilistik" von Rich. M. Meyer, die jetzt in zweiter vermehrter und verbesserter Auflage erschienen ist (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck, München 1913, gebunden 6 Mark). Mit dieser straffen Haltung fügt sie sich besonders glücklich in den Rahmen des großangelegten „Handbuches des deutschen Unterrichts", als dessen III. Teiles 2. Band sie zu gelten hat. An Stilistiken ist eigentlich kein Mangel. Aber teils gehen sie von veralteten, meist klassizistischen Prinzipien aus, teils ist es ihnen mehr um die Nutzanwendung zu tun, wie noch der jüngsten „Deutschen Stilkunst" von Eduard Engel. So wenig Meyer die praktische Seite seines Themas vernachlässigt, so sehr ist er doch der Mann der Wissenschaft, als den wir ihn aus zahlreichen germanistischen Veröffentlichungen kennen und schätzen, um das strengere Interesse des Theoretikers überwiegen zu lassen. Von vornherein will er darum kein „Lehrbuch zum guten Schreiben" geben, sondern die lange verkannte und darum verachtete Stilistik wieder als „wissenschaftliche Disziplin" (S. 251) sicherstellen. Zunächst grenzt er sie deshalb von der wesentlich praktischen Rhetorik ab. Nicht glücklich erscheint es uns, wenn er später diesen Unterschied dahin erweitert, daß die Rede, der die „Richtung auf einen bestimmten Zweck" charakteristisch sei, „teleologisch, alle anderen Kunstgattungen kausal begründet sind" (S. 214). Damit ist der Begriff der Rede zu eng gefaßt. Wenigstens ist nicht einzusehen, weshalb der Lehrzweck, der etwa der akademischen Vorlesung untergelegt werden kann, nicht ebenso für das wissenschaftliche Lehrbuch wirksam und bezeichnend sein sollte. Meyer selbst ist schließlich im Anhang, worin er die Rhetorik einer flüchtigen Betrachtung unterzieht, um ihre trotz allem nahe Verwandtschaft mit der Stilistik zum Ausdruck zu bringen, von der Alleingültigkeit dieses Zweckmerkmals zurückgekommen. Hier erfährt ihre gegenseitige Stellung eine genügende Erklärung dahin, daß die Rhetorik die besonderen, meist praktischen Voraussetzungen des mündlichen Vortrags zu berücksichtigen hat und im übrigen Stilistik voraussetzt. Weniger deutlich bleibt bei

Meyer das Verhältnis beider zur Poetik. Wenn er ihnen hauptsächlich die Formen zuweist, „die mit bewußter Absicht verwandt werden" (S. 2), so ist diese Unterscheidung weder scharf noch zutreffend: Was wäre Poesie ohne bewußte Form? Noch auch nur notwendig: Meyer selbst bezeichnet es als einen Punkt seiner Aufgabe, den volkstümlichen Hintergrund aller jetzt als poetisch empfundenen Sprachmittel aufzuzeigen, und eine Stilistik ohne poetische Beispiele ist ganz undenkbar. Tatsächlich stellt die Poetik wie die Rhetorik einen Spezialfall der Stilistik dar. Wie diese eine Stilistik der mündlichen Rede, ist jene eine Stilistik der gebundenen Rede. Dieser Einsicht wird man sich um so weniger verschließen können, als man heute allgemein zu den Regeln der Stilistik den freien Rhythmus zu rechnen beginnt, der dann in der Poetik eben nur unter den besonderen Bedingungen des festen Rhythmus erscheint.

Anderseits erfordert die Einbeziehung der Stilistik in die theoretische Sprachwissenschaft, ihr innerhalb der „Grammatik überhaupt" (S. 3) eine Stelle anzuweisen. Dafür scheint uns nun Meyer eine so einfache und ansprechende Lösung gefunden zu haben, daß wir sein Schema der grammatischen Disziplinen hierhersetzen wollen:

		beschreibend	vergleichend
Lehre von den Elementen und den umgestaltenden Faktoren	der Silbe	Lautlehre	Lautphysiologie
	des Wortes	Formenlehre	Etymologie
	der fertigen Rede	Syntax	Stilistik
	der sprachschaffenden Anschauung	Bedeutungslehre	Sprachphilosophie

Stilistik ist also vergleichende Syntax (oder Satzlehre). Mit dieser syntaktischen Grundlage ist auch die Einteilung des Buches gegeben, die dem Aufbau der Sprache vom Wort zum Satz, zur Periode, endlich zum Gesamtcharakter folgt. Jeder dieser natürlichen Abschnitte wird dann wieder formal und inhaltlich abgehandelt. Es darf freilich nicht verschwiegen werden, daß die Einordnung des Stoffes in dieses feste Gerüst nicht ohne Härten und Zerreißungen abgegangen ist. So läßt der Fortschritt von der „Wortverbindung" zum Satz nur eine willkürliche Unterscheiduug zu, ebenso wie formale und inhaltliche Momente niemals restlos voneinander zu trennen sind. Die säuberliche Zerlegung in unendliche Paragraphen ist aber die einzigste unglückliche Konzession an die Schulzwecke des Buches. Im übrigen hat es dieser Bestimmung sehr wertvolle Eigenschaften zu danken. Vor allem ist es staunenswert, wie knapp und dabei erschöpfend der Verfasser die minutiösesten Details auf 250 Seiten zusammendrängt, wie methodisch und ungezwungen der Aufbau sich vollzieht. Obgleich sich Meyer meist auf ein charakteristisches Beispiel beschränkt, sind seine Ausführungen doch stets lebendig und lesbar. Denn er versteht nicht nur über Stil zu schreiben, sondern selber welchen zu haben. Klar, scharf, oft mit zwingender Kraft fügen sich ihm die Worte zu Gedanken, die Gedanken zu Bildern. Er hat den leichten Schwung gesättigter Anschauung, die über dem

Gegenstande steht. Aber diese Leichtigkeit ist Täuschung, wie das Kunstwerk die Illusion erweckt, mühelos vollendet zu sein. Sie ist nur der Erfolg einer wahrhaft kyklopischen Bewältigung des Stoffes. So ist nicht nur aus den weitesten Zeiträumen von Sophokles bis auf Liliencron das Material zusammengetragen, sondern auch die Fachliteratur bis auf die letzten Erscheinungen in gedrängter Fülle verarbeitet worden. So wach Meyer immer seine kritische Selbständigkeit erhält, erfolgt seine Arbeit doch im steten Hinblick besonders auf die ausländische Forschung. Denn er wendet sich bewußt von der gewöhnlichen, spekulativen Art der deutschen Stilistiken zur empirischen Behandlung, wie sie die praktischeren Amerikaner und Franzosen vorgebildet haben. Die Tatsachen sollen herrschen und nicht sich einer vorgefaßten Theorie unterwerfen. Damit hat er für seine Untersuchung eine einfache und die sicherste Methode gewonnen: die Stilmittel, wie und wo sie uns nur entgegentreten, werden gesammelt, dann psychologisch erklärt, historisch eingereiht, und zum Schlusse erst normativ (gesetzgebend) verwertet (S. 2). Es leuchtet ein, daß dieser Weg, konsequent beschritten, zu einem objektiven Ergebnis von wissenschaftlichem Wert führt. Und er bleibt nicht nur Programm. Meyer bewährt eine seltene Weite des Gesichtskreises, die ebenso inhaltlich Gegensätzliches mit Versöhnlichkeit umfaßt, wie sie das Urteil sparsam und maßvoll erhält. Er weiß zu gut, daß „Vorschriften dem Genius wenig helfen" (S. 58), und daß ein wahrhaftes Verständnis den „beständigen Veränderungen der Sprache und des Sprachgefühls" (S. 8) Rechnung zu tragen hat. Freilich ist zu bedauern, daß der knappe Plan seines Buches ihn diese historische Vergleichung nicht mehr hat ausbauen lassen. Wohltuend aber ist die reife und immer willige Gerechtigkeit, die er den Tatsachen von innen her, in ihrer stofflichen Bedingtheit entgegenbringt. Es ist für Stilfanatiker wie Schroeder ein sehr lehrreiches Kapitel und vielleicht der Höhepunkt der Meyerschen Stilistik, wie er aus der einheitlichen, syntaktischen Grundlage der einfachsten Satztypen zehn verschiedene Stile entwickelt, je nach den inneren Tendenzen des Themas. Wie er z. B. sich in das Wesen der Zeitung vertieft, um von hier aus ihrem eigentümlichen, so oft und so blind angefeindeten Stil nahezukommen, und wie er doch den Zusammenhang wahrt, indem er sie eng an den Brief anschließt, das ist im besten Sinne modern gedacht. Aber auch diese „Arten der Prosa" empfindet er wieder nur als Typen, die erst eine nachträgliche Betrachtung herausgeschält hat, nicht als Normen, an die jeder Einzelfall gebunden wäre. Deshalb ist den „umgestaltenden Faktoren" hier zum ersten Male ein letzter und bedeutender Abschnitt eingeräumt worden. Meyer versteht darunter diejenigen besonderen, meist historischen oder individuellen Einflüsse, die, neben und nicht selten entgegen den allgemeinen Stilgrundlagen, den formalen Regeln sowohl wie den stofflichen Bedingungen, bei der literarischen Gestaltung wirksam sind und, weil sie in einer oder der anderen Weise wirksam sein müssen, eine absolute Gesetzmäßigkeit nicht aufkommen lassen.

So erwächst aus breitester Begründung als feinste Blüte des Ganzen der individuelle Stil.

Daß man allerdings von dieser Freiheit auch eine sehr unangebrachte Verwendung machen kann, zeigt Rudolf Kleinpaul in seinem Bändchen: „Die Ortsnamen im Deutschen." (G. J. Göschensche Verlagshandlung, Berlin und Leipzig 1912, Sammlung Göschen Nr. 573, geb. 90 Pf.) In der löblichen Absicht, gemeinverständlich zu bleiben, wird er gesucht natürlich („Nicht wahr, Herr Postrat", S. 9; „Ach was!" S. 71). Dieser saloppe Stil gefällt sich dabei zuweilen in einem so dünnen Witz, daß ihn auch nicht gerade anspruchsvolle Leser nur als taktlos empfinden werden. Derselben fadenscheinigen Absicht auf eine billige „Popularität" ist wohl auch das Kapitel „Phantasienamen" (Spreeathen usw.) zuzuschreiben, von dem mancher nicht wissen wird, was es mit dem Thema zu tun hat. Demgegenüber will es noch weniger besagen, wenn Kleinpaul den „individuellen Stil" damit markiert, daß er den Sachsen mehr als nötig hervorkehrt. Bei ihm umzäunen die Wenden „ihr Habchen und Babchen" (S. 34), und Chlodwig „kriegte die Alemannen" (S. 54), fehlte bloß noch: am Schlafittchen. Dieselbe Nachlässigkeit begegnet auch inhaltlich: in Wiederholungen (die Entstehung von Nowawes wird S. 16 und 19, die von Frankfurt a. O. S. 15 und 117 erzählt), in Widersprüchen (für Forchheim wird S. 91 die Deutung: Forellenheim abgelehnt, aber schon S. 95 wieder aufgestellt), endlich in Unklarheiten (Etymologien werden unter Gesichtspunkten gebracht, die er selbst als unzulässig bezeichnet, so bei Kötzschenbroda, Dresden). Dazu gehört auch ein lästig sprunghafter Anschauungswechsel, der ganze Seiten nachträglich aufhebt, wie Seite 8 und 9, Volksetymologien halb lächerlich macht, halb sich selber davon tragen läßt, z. B. bei Kirchdrauf, Nimmersatt. Daß bei dieser primitiven Zubereitung sein Buch noch schmackhaft geblieben ist, beweist eine unverwüstliche Gediegenheit der Zutaten. Und wirklich hat Kleinpaul in seinem Fache etwas zu sagen, was er auch in früheren Veröffentlichungen der Göschenschen Sammlung schon bewiesen hat (Nr. 478: Länder- und Völkernamen, Nr. 422: Die deutschen Personennamen). Eine ausgebreitete Sprachkenntnis hilft ihm, durch reiche und bunte Beispiele sein Thema herüber und hinüber zu verknüpfen, den Faden immer neu und artig fortzuspinnen. Von den entlegensten Sprachen bringt er prächtige Parallelen herbei und verfolgt eine Wortwurzel, ein Bedeutungselement bis in ihre letzten Verzweigungen. Damit gewinnen seine Ausführungen ein viel weiteres Interesse, als der Titel vermuten läßt. Natürlich behaupten die deutschen Städte den Vorrang und daß er unter ihnen wieder sich besonders der sächsischen Namen angenommen hat, wird ihm keiner verargen. Gerade die bekannten Namen, die jedem auf Schritt und Tritt begegnen, sind so recht geeignet, den Laien einer nachdenklichen Betrachtung zugänglich zu machen und ihn so spielend mit den sprachlichen Problemen zu befreunden. Alltägliche Worte, wie Weichbild, erfahren eine überraschende Deutung, kuriose Kleinigkeiten, daß z. B. die „—orte" gewöhnlich an Flußmündungen liegen, bekommen

ihren guten Sinn und das brave Kossebaude rückt auf einmal in die Nachbarschaft des abenteuerlichen Gospodaren Nikita. Auch in dem Plan seiner Darstellung weiß Kleinpaul den frischen Reiz seines Themas zu geschickter Steigerung zu benutzen. Mitten in die wilde Umgebung der Ansiedler führt er uns hin und aus ihrem natürlichen Anschauungskreis erwachsen von selbst die ersten Namen. Von den einfachsten Begriffen, die überhaupt für eine Siedelung in Frage kommen, zieht er weitere und weitere Kreise zu typischen und immer bestimmteren Merkmalen. Damit entrollt sich ein gleich lebhaftes Bild von den Kulturzuständen unserer städtegründenden Altvordern, wie von dem Umfang und der Kraft ihrer sprachschaffenden Phantasie. Nachdem so die hauptsächlichsten Grundwörter entwickelt sind, folgt als zweiter Teil die Untersuchung ihres sprachlichen Gebrauchs. Von der lapidaren, selbstgewissen Hinstellung des einzigen Stammbegriffs (Burg, Brügge) geht es zu vollen präpositionellen Bildungen (Stambul = Istambul = εἰς τὴν πόλιν), von da über mannigfache Verschleifungen zur Spezialisierung der Grundwörter durch substantivische und adjektivische Zusätze. So tragen alle Worte die Spuren ihrer Geschichte, die ein kundiges Auge ablesen kann, wie der Spaten die Schichten versunkener Kulturen bloßlegt. Und Entdeckerfreude ist die schönste Frucht wissenschaftlicher Bemühung.

Gern machen wir schließlich bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam, wieviel ansprechender die Göschenbände wirken in ihrem neuen, schlichten Kleid aus gelber Rohleinwand.

Spuk

Das Lied ist aus. Der Becher leergetrunken.
Zur Rüste ging die Sonne vor der Zeit.
Ein Aschenhäufchen. Ein paar letzte Funken.
Ein leises Knistern noch. — Dann Einsamkeit.
— Ein Märchen endet so. Ein keusches Ahnen.
Ein Traum von Besser-Sein und hellem Glück. —
Jetzt zieht der Alltag mürrisch seine Bahnen
Und reißt uns ins Gewöhnliche zurück.
Mein Märchen starb. Es war zu fein gesponnen.
Fahr wohl, du holder Traum aus Sommernacht!
Das Lied ist aus, noch eh' es recht begonnen.
Ein Duft von Schwermut blieb. — Ich bin erwacht ...

Arthur Westphal

Reichsspiegel

(Vom 1. bis 27. April)

Minister- und Statthalterwechsel

Nach der Osterpause, von einem Ausflug an die Newa heimgekehrt, finde ich als das bedeutsamste Ereignis der inneren Politik die monarchische Entscheidung vor, wer fortab Statthalter in Elsaß-Lothringen sein soll, um dort die deutschen Interessen in politischer und kultureller Hinsicht auf gefährdetem Posten zu stärken. Die Wahl ist trotz eifriger Intrigen von verschiedenen Seiten — man bringt an einigen Stellen sogar die Fälschung des Kaiserbriefes an die Landgräfin von Hessen damit in Verbindung — auf den preußischen Minister des Innern von Dallwitz gefallen. So gern wir Herrn von Dallwitz aus seinem preußischen Amte scheiden sehen, für das er nach unserem Geschmack nicht genügend Führertatkraft zur Verfügung stellte, so wenig wollen wir einem Pessimismus wegen seiner Berufung zum Statthalter Raum geben, wie er hier und da trotz besonderer Zurückhaltung der Presse zutage getreten ist. Vielleicht ist sogar dasjenige, was einem preußischen Minister des Innern in den abgelaufenen Jahren als Mangel angerechnet werden mußte, als eine starke Eigenschaft für den neuen Statthalter zu begrüßen. In den Reichslanden gilt es zu glätten und auszugleichen, einer in den Grundzügen bereits vollendeten Reformarbeit die letzten Hindernisse aus dem Wege zu räumen, Klippen zu umschiffen, nicht aber Mauern zu sprengen oder gar Reformen anzubahnen. Und in dieser Hinsicht wird Herr von Dallwitz in den Reichslanden nach seiner ganzen Veranlagung sicher um so besseres leisten können, je mehr er sich von persönlichen Sympathien und Antipathien ganz freihält und nur das Werk ins Auge faßt, das ihm gerade deshalb anvertraut zu sein scheint, weil es eines besonders taktvollen und besonnenen Verwaltungsbeamten bedurfte.

Die Kommentare der Presse über die Ernennung des Herrn von Dallwitz sind verhältnismäßig zurückhaltend. Man sieht in ihm, ganz allgemein betrachtet, keine Programmfigur und erwartet von ihm keine grundstürzenden Neuerungen. Solche Haltung der Presse ist durchaus erfreulich, denn bei unseren deutsch-preußischen Verhältnissen läßt sich niemals voraussagen, was

diese oder jene Persönlichkeit auf diesem oder jenem hohen Platze wird leisten können. Unsere hohen Staatsmänner gehen gewöhnlich mit einer Marschroute auf den führenden Posten, die unabhängig gegeben wird von der öffentlichen Meinung. Man ist daher vielfach auf Kombinationen angewiesen über das, was als die Aufgabe neuer Männer betrachtet werden soll. Infolgedessen muß man auch jedem Staatsmann erst eine gewisse Zeit lassen, sich auf seinem neuen Posten einzuarbeiten, ehe man erkennt, was er zu leisten befähigt ist. Manchmal lassen zwar Antrittsreden oder offiziös beeinflußte Zeitungsartikel schon bald den Weg erkennen, auf dem der neue Mann zu wandeln gedenkt. In Preußen macht man jedoch wenig Gebrauch von solcher Übung, weil es sich im Hinblick auf das Bestreben, die Behördenautorität unter allen Umständen zu wahren, als unzweckmäßig erwiesen hat, sich in irgendeiner Richtung festzulegen, die nachher womöglich nicht eingehalten werden kann. So ist es auch durchaus nicht ausgeschlossen, daß Herr von Dallwitz, der nicht zu den stärksten preußischen Ministern des Innern gerechnet werden durfte, ein ganz hervorragender Vertreter des Kaisers und der Reichsinteressen in den Reichslanden werden wird.

Nicht so glücklich ist bezüglich der Presse der Nachfolger des Herrn von Dallwitz im Ministerium des Innern. Herrn von Loebell gegenüber hat sich die Presse die notwendige Zurückhaltung nicht auferlegt. Nur die Konservativen behandeln den neuen Herrn im Ministerium des Innern mit vorsichtiger Kühle, hinter der das Mißtrauen gegen den früheren Vertrauten des Fürsten Bülow nur schlecht verhüllt ist. Die liberalen Blätter und vor allen Dingen die nationalliberalen begehen dagegen von neuem einen Fehler, der ihnen schon so viel Vertrauen im Lande gekostet hat. Sie begrüßen den neuen Minister als den Träger einer bestimmten, diesmal der Bülowschen Politik, ohne doch zu wissen, ob er es fünf Jahre nach dem Zusammenbruch jener Politik als praktischer Staatsmann, selbst bei bestem Willen, sein kann. Sie scheinen von Herrn von Loebell zu erwarten, daß er so etwas wie Rückkehr zur Blockpolitik bringen würde, für die doch nur recht fragwürdige Vorbedingungen vorhanden sind. Man stellt es auch so ziemlich als sicher hin, als werde der neue Minister eine Wahlrechtsreform in das Abgeordnetenhaus einbringen und dabei besonders den liberalen Wünschen entgegenkommen. Dabei beruht aber doch alles nur auf Mutmaßungen. Was gedenkt die liberale Presse zu tun, wenn sich ihre ziemlich apodiktisch aufgestellten Behauptungen über die wahrscheinlichen Wege der Politik des neuen Mannes im alten Wagen nicht als richtig erweisen? Will sie dann einen auch ohne Wahlrechtsenthusiasmus höchst willkommenen und vertrauenswürdigen Staatsmann bekämpfen? Herr von Loebell muß beim Lesen der Zeitungsstimmen wohl oft den Gedanken haben: „Herr bewahre mich vor meinen Freunden.“ Gerade einem Manne gegenüber, den auch politische Gegner stets zur Elite unserer Beamtenschaft gerechnet haben, ist, will man ihm beim Eintritt in sein Amt nicht gleich überflüssige Schwierigkeiten entgegenwälzen,

die größte Zurückhaltung am Platze. Auch in der Zurückhaltung kann hohes Vertrauen zum Ausdruck gebracht werden.

Der desiderata, die Herr von Loebell auf seinem Ministerschreibtisch vorfinden mag, gibt es im Staate Preußen freilich eine Menge. Unsere Ostmarkenpolitik entbehrt sichtbarer Führung; es ist schwer in ihr eine große Linie zu erkennen. Man muß nicht unbedingt Hakatist sein, um zu fühlen, daß der Wagen in dieser Frage schleudert. Auch in der Behandlung der Agrarfrage machen sich Uneinigkeit im preußischen Gesamtministerium bemerkbar. Nach den Darlegungen verschiedener Redner auf der Tagung der Gesellschaft für innere Kolonisation, die kürzlich unter dem Vorsitz des Frankfurter Regierungspräsidenten, Herrn von Schwerin, stattfand, wurde ausdrücklich festgestellt, daß der Regierungsentwurf des Fideikommißgesetzes den von seiten der Regierung ausgegebenen Richtlinien für innere Kolonisation direkt zuwiderläuft. Eine ähnliche Zusammenhangslosigkeit läßt sich auch in der inneren Verwaltungspolitik des Ministeriums des Innern feststellen; auch da wird eine sichere Hand manches besser, sicherer gestalten können, als wie es in den letzten Jahren gehandhabt wurde. Schließlich die preußische Wahlrechtsreform: brauchen wir wirklich eine solche, wie die Liberalen sie fordern? Könnte das von ihnen angestrebte Ziel, den Einfluß der Bureaukratie zugunsten der schaffenden Stände zurückzudrängen, nicht erreicht werden durch eine Erziehung der heutigen Wähler zu freimütigem Bekenntnis ihrer politischen Anschauungen? Solange das Bürgertum nur über den Landrat und Geheimrat schimpft und dabei doch den Landrat als seinen Vertreter ins Abgeordnetenhaus schickt, solange kann das Bedürfnis nach liberalen Reformen nicht groß sein. Um aber an der Stelle eines gebildeten und gesund ehrgeizigen Landrats einem ungebildeten noch viel ehrgeizigeren Sozialdemokraten Eingang ins preußische Abgeordnetenhaus zu verschaffen, das kann doch ernstlich nicht das Ziel einer Wahlrechtsreform in Preußen sein! Damit soll die Notwendigkeit einer Wahlrechtsreform in Preußen durchaus nicht verneint werden; es fragt sich nur, ob der neue Minister des Innern schon jetzt unbedingt Vollstrecker der liberalen Reformideen sein muß.

G. Cleinow

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Literaturgeschichte

Schriften zur Literaturgeschichte. Eine Anzahl anregender und zum Teil neues Material verarbeitender Beiträge zur deutschen Literaturgeschichte sind in der letzten Zeit auf dem Büchermarkt erschienen. Beginnen wir in chronologischer Reihenfolge:

„Die Liebe im Liede des deutschen Mittelalters," so lautet der Untertitel des Büchleins, in dem **Bruinier** seine Anschauung über den **„Minnesang"** zum Vortrag bringt (Aus Natur und Geisteswelt. 404. Bändchen. Leipzig und Berlin 1913, B. G. Teubner. 3 Bl., 130 S. 8°. Preis 1,25 M.). Seine Anschauung — denn nicht jeder wird seiner pessimistischen Ansicht beistimmen, die in den Schlußworten gipfelt: „Man kann gewiß nicht sagen, daß der deutsche Geist im Mittelalter dem unerschöpflich reichen Liebesstoffe gegenüber sich gewachsen gezeigt habe. Man darf sich wundern, daß er ihm nicht mehr und nicht Tieferes abgewonnen hat als das, wovon die vorhergehenden Blätter eine Vorstellung zu vermitteln suchen." Das ist meines Erachtens eine nicht richtige Formulierung; wollte Bruinier zeigen, wie der „deutsche Geist" in poetischer Form das Thema der Liebe zu bewältigen sucht, so hätte er unbedingt die mittelhochdeutsche Epik mit heranziehen müssen. Aber das lag nicht in dem Thema, das er sich gesetzt hatte; er wollte nur die Lyrik behandeln, und dann ist eben diese These, in die seine Schrift endet, in ihrer Verallgemeinerung nicht haltbar. Aber auch über die Lyrik urteilt für mein Empfinden Bruinier zu hart und stellt sich zu sehr auf den Stadnpunkt des modernen Menschen, der natürlich jetzt nach 700 bis 800 Jahren andere Ansprüche an ein Liebeslied stellt als die Menschen des 12. und 13. Jahrhunderts. Kann ich so in der Grundanschauung nicht mit Bruinier übereinstimmen — für mich gibt es nichts Reizvolleres und Genußreicheres, als mich in Vogts schöne neue Ausgabe von „Des Minnesangs Frühling" zu versenken —, so ist sonst seine Schrift alles Lobes würdig und bietet eine gründliche, auf den neuesten Arbeiten (vgl. z. B. das erste Kapitel über das „winileod") fußende Einführung in das Problem. Besonders ansprechend ist Heinrich von Morungen behandelt, für den der Verfasser eine gewisse Vorliebe hat, und wo er auch wissenschaftlich Neues bietet; ihm gegenüber kommt mir Walther von der Vogelweide mit seinen naturfrischen, anmutigen und schalkhaften, aber auch verhaltene Leidenschaftlichkeit atmenden Minneliedern etwas zu kurz. Neithart von Reuental und seine Schule beschließen den Ueberblick, in den reichliche Proben im Urtext, glücklicherweise nicht in einer der jetzt leider so beliebten Uebersetzungen, eingeflochten sind.

Mit dem Mittelalter beginnt auch **Leo Sternberg** seine Schrift **„Die Naffauische Literatur. Eine Darstellung ihres gegenwärtigen Standes auf der Grundlage des**

älteren Schrifttums.“ (Wiesbaden 1913, Heinrich Staadt. 93 S. 8°.) Bevor Sternberg sich an sein Beginnen wagte, hätte er über die methodische Schwierigkeit einer Stammes-Literaturgeschichte sich klar werden sollen und dabei gut getan, das wegweisende Werk von Josef Nadler, „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften“ (vergleiche meine Besprechung des Buches in Heft 12 des Jahrgangs 1913 der „Grenzboten“) zu Rate zu ziehen. Aber er hat keine Ahnung von den Problemen, die dabei in Betracht kommen; mit vornehmer Gebärde lehnt er es ab, sich in eine Untersuchung einzulassen, „inwieweit jene Einflüsse (der nassauischen Landschaft und Kultur) die Gestalt der literarischen Erzeugnisse tatsächlich bestimmt haben“; das sei Sache der Einzelforschung. Also gerade das, was man von einer landschaftlichen Literaturgeschichte verlangt, unterläßt der Verfasser. Mit derselben Ahnungslosigkeit tritt Sternberg nun an sein Thema heran; er scheint es auch der Einzelforschung überlassen zu wollen, diesen Wust und dieses Durcheinander von Namen und Schriftwerken zu sichten, das er als Nassauisches geistiges Leben im Mittelalter auftischt. Nicht besser sind die folgenden Abschnitte, die sich mit dem 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts beschäftigen. Dann kommt Sternberg an sein Hauptthema, die Gegenwart, und hier wird wahllos jeder Poet und Schriftsteller verzeichnet, der zufällig im Nassauischen, besonders in Wiesbaden, gelebt hat oder lebt. Gegen Schluß der Schrift bemerkt der Verfasser, daß „das ganze geistige Leben Nassaus am Dilettantismus förmlich krankt;“ er selbst hat den besten Beweis dafür geliefert!

Von der Reformation bis zum 19. Jahrhundert führt uns eine wertvolle Sammlung von Aufsätzen, die dankbare Schüler ihrem verehrten Lehrer gewidmet haben: **Studien zur Literaturgeschichte, Albert Köster zum 7. November 1912 überreicht.** (Leipzig 1912, Insel-Verlag. 264 S. 8°). In interessanten und überzeugenden Ausführungen weist **Alfred Götze** nach, daß von einem „Untergang des Volksliedes“, wie er seit Jahrhunderten beklagt worden ist, keine Rede sein kann. **Paul Merker** bespricht in einem methodisch wichtigen, gehaltvollen Aufsatze „den Verfasser des anonymen Reformationsdialogs: Eyn Wegsprech gen Regenspurg zu yntz Concilium“ und kommt zu dem sicheren Schlusse, daß er dem Reformator von St. Gallen Joachim Vadian angehöre, und damit noch fünf andere Prosaflugschriften, die in enger Verwandtschaft mit der erwähnten stehen. Über einen deutschen Späthumanisten, **Maternus** Steyndorffer, handelt kurz **Hans Kleinstück**, und **Carl Kaulfuß-Diesch** verfolgt die dramatische Behandlung der italienischen Novelle **Bandellos** „Timbreo und Fenicia“ durch das 17. Jahrhundert. Ebenfalls mit der Theatergeschichte beschäftigt sich **Conrad Höfer**, der einen wichtigen Aufsatz „Vom ältesten Weimarischen Hoftheater. Ein Beitrag zur Lebensgeschichte von Carl Theophilus Doebbelin“ beigesteuert hat; er enthüllt uns die Kämpfe, die ein Prinzipal des 18. Jahrhunderts mit Hof, Magistrat und intriganten eigenen Truppenangehörigen zu führen hatte. Kurzweilig und amön liest sich die Geschichte des Streites zwischen Haller und Lamettrie, für die **Ernst Bergmann** neues Material verarbeitet hat; es ist ein Kampf zwischen skrupellosem, aber espritvollem gallischem Witz und schwerfälliger deutscher Gelehrsamkeit, in welchem letztere nicht gerade zu ihrem Vorteil abschneidet. Einen traurigen Blick in die geistigen Bedürfnisse des deutschen Mittelstandes einer Residenzstadt im Zeitalter der Aufklärung gewährt uns **Walther Hofstaetter**, wenn er aufschlußreich und belehrend „Die literarische Bedeutung der Dresdner Zeitschriften im achtzehnten Jahrhundert“ behandelt; die literarische Ausbeute ist gering, und die breiten Massen des sächsischen Publikums waren mit sehr minderwertiger geistiger Kost im allgemeinen zufrieden. Scharfsinnig untersucht **Robert Riemann** die Frage nach „Kassierten Kapiteln“ des Urmeisters und macht u. a. recht einleuchtend, daß die von Goethe in das „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern“ eingearbeitete parodistische Alexandriner-Tragödie eine Parodie seiner selbst ist, eine Parodie der in Leipzig einst entstandenen „Königlichen Einsiedlerin“, von welcher Proben im „Urmeister“ mitgeteilt sind, und welche dem berühmten Autodafé vom Herbst 1767 entgangen war. **Julius Petersen** erörtert sorg-

sam die Quelle, aus der Schiller die Schilderung der „Minneburg" in dem zweiten Akte der „Maria Stuart" schöpfte, und kommt nach reicher Übersicht über die Verwendung des Stoffes seit dem Mittelalter zu dem Schluß, daß John Nichols in seiner Sammlung „The progresses and public processions of Queen Elizabeth" (London 1788) eine zeitgenössische Schilderung eines gleichen Elisabethanischen Festes neudruckte, die dem Dichter wohl durch Mr. Gore-Langton zugänglich wurde und ihm die ziemlich genau benutzten Unterlagen für seine Schilderung lieferte. „Radziwills Privataufführungen von Goethes ‚Faust' in Berlin" bespricht eingehend, unter Zuhilfenahme zeitgenössischer Illustrationen, **Franz Ulbrich. Werner Deetjen** hat zwei Paralipomena zu Jean Pauls Altersroman „Der Komet" entdeckt und teilt sie in sorgsamem Abdruck mit*); Deetjen macht darauf aufmerksam, daß durch diesen wichtigen Fund der Zusammenhang zwischen Jean Paul und dem schwäbischen Dichter Friedrich Theodor Vischer enger als zuvor geworden ist, denn ohne Zweifel hat das eine Fragment dem Helden des Romans „Auch Einer" Züge geliehen. Den „romantischen Geniebegriff" sucht **Friedrich Schulze** rasch zu skizzieren, **Else Riemann** gibt eine feinsinnige und fördernde Untersuchung von „Theodor Storms Bemerkungen zur Theorie der Novelle" und verbindet mit den theoretischen Erörterungen des Dichters die Entwicklung seiner Novellistik, und als abschließenden Aufsatz behandelt **Reinhard Buchwald** „Praktische Grundlagen und Ziele der Literaturwissenschaft"; kann ich mich auch mit manchen seiner Ausführungen (besonders über die „Grundlagen") nicht ganz einverstanden erklären, so werden sie doch jeden fördern, welcher bei der Beschäftigung mit Einzelheiten nicht den Blick für das Ganze der Wissenschaft verloren hat. Alle in dem stattlichen, vornehm gedruckten Bande vereinigten Arbeiten legen ein schönes Zeugnis ab für die Schulung, die im Leipziger literarhistorischen Seminar ihre Verfasser empfangen haben, und werden die Wissenschaft noch lange Zeit beschäftigen.

„Das Leben Friedrich von Matthissons", des einstmaligen lyrischen Modedichters um die Wende der beiden vorigen Jahrhunderte, hat **Alois Heers** in einer gut ausgestatteten Schrift (Leipzig 1913, Xenien-Verlag. 127 S. 8°) dargestellt. Das Biographische tritt in den Vordergrund, die literarhistorischen Probleme sind kaum gestreift*) und, wenn der Verfasser auf sie eingeht, recht ungenügend behandelt. Wo Heers große Zusammenhänge und Überblicke geben will, wird er oberflächlich und arbeitet mit Schlagworten und leeren Phrasen, ohne in das Wesen der Dinge einzudringen; auch mancherlei tatsächliche Irrtümer laufen mit unter. Zu loben ist der Abschnitt über Schillers Rezension; hier bringt Heers neue und förderliche Gedanken, die für die Erkenntnis von Schillers kritischer Arbeitsweise mit Erfolg verwendet werden können. Den Mangel einer Disposition ersetzt das gute und zuverlässige Register.

Wichtig wegen der Beibringung und Verarbeitung neuen Materials ist die Schrift von **Paul Heidelbach** über den Stammsitz der Familie von der Malsburg-Escheberg bei Kassel und seine Gäste: **„Deutsche Dichter und Künstler in Escheberg und Beziehungen der Familie von der Malsburg-Escheberg zu den Familien Tieck und Geibel"** (Mit 34 Abbildungen. Marburg 1913, N. G. Elwert. IX, 244 S. 8°.). Ein Hauch von der Gastfreiheit und Ritterlichkeit des Schloßherrn weht uns aus den Blättern des anmutig und liebenswürdig geschriebenen Buches entgegen, und vorzügliche Abbildungen des reizvoll und romantisch gelegenen Schlosses verstärken den sympathischen Eindruck, den man aus der Lektüre empfängt. Aus eigenen und fremden Briefen wie aus Abbildungen der

---

* Einige kleine Emendationen zu dem verderbten Texte seien hier gestattet: S. 226, Z. 129 statt des sinnlosen „Wasserreise" ist wohl zu lesen „Was erweise" oder ähnlich; Z. 160 muß es statt „namentlich" unbedingt „nämlich" lauten.

*) Diese sind weit besser behandelt in der wertvollen Schrift von **Walter Krebs**, Friedrich Matthisson (1761 bis 1831), ein Beitrag zur Geistes- und Literaturgeschichte des ausgehenden achtzehnten und beginnenden neunzehnten Jahrhunderts. (Berlin 1912, Mayer u. Müller. 197 S. 8°.)

Zeitgenossen gestaltet sich das Bild des frühverstorbenen Spätromantikers und Übersetzers Ernst Otto von der Malsburg. In seinem Geist führte der Bruder Karl von der Malsburg, der als Husarenoffizier im Dienste Napoleons einst den Feldzug gegen Rußland glücklich überstanden hatte und von den Jugenderinnerungen an König Jérômes prächtigen Kasseler Hof Zeit seines Lebens zehrte, früh verwitwet die Wirtschaft auf Schloß und Gut Escheberg weiter und sah zahlreiche Künstler und Literaten als freigebiger Mäcen in seinen Mauern um sich. Die Poetenstube unter dem Dache des Herrenhauses beherbergte Dichter wie Emanuel Geibel und Friedrich Bodenstedt, Musiker wie Heinrich Marschner oder Schauspieler wie Ludwig Gabillon, und eine auserlesene, die Schätze der gesamten Weltliteratur in schönen Einbänden vereinigende Bibliothek fesselte auch die Forscher und Gelehrten. Besonders wichtig sind die Nachrichten über Emanuel Geibels Aufenthalt, die aus dem ergiebigen Familienarchiv Heidelbach uns beschert. Seine zarte, innige Liebe zu der Tochter des Hauses Henriette wird durch manche Briefe des Dichters willkommen erläutert, und für die Chronologie einiger Gedichte ergeben sich bestimmte Anhaltspunkte. In diesem Kapitel erblicke ich den wissenschaftlichen Hauptwert des Buches. Doch vor allem wohl außerhalb der Zunftkreise dürfte es seine Leser finden, da auch der Humor in der Gestalt des teutonisch-riesenhaften Bildhauers Müller, des „Ur-Müllers", zu seinem Rechte kommt. Ein von künstlerischem und wissenschaftlichem Hauche durchwehter Landedelsitz, wie es ihn heute leider scheinbar nicht mehr gibt!

In einem reizenden Bande sind die **„Erzählungen und Märchen"** von **Eduard Mörike** erschienen (München 1913, Martin Mörike. 267 Seiten 4°. Preis 3 M.). Wir finden hier vereinigt das Versmärchen „Vom sicheren Mann", die beiden Novellen „Der Schatz" und „Mozart auf der Reise nach Prag", sowie die drei Märchen „Der Bauer und sein Sohn", „Die Hand der Jezerte" und „Das Stuttgarter Hutzelmännlein" mit der eingewobenen „Historie von der schönen Lau". **Robert Goeppinger** hat siebenundachtzig fein empfundene Zeichnungen beigesteuert, die liebevoll sich der traulichen Erzählungsart des schwäbischen Meisters anschmiegen und besonders in der Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag" in intimer Stimmung kongenial mitempfinden.

„Das Pathologische bei Otto Ludwig" sucht **Ernst Jentsch** in einer medizinischen, doch allgemein-verständlich geschriebenen Studie festzustellen („Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens", herausgegeben von Dr. L. Loewenfeld in München. Heft 90. Wiesbaden 1913, J. F. Bergmann. VI, 72 S. gr. 8°). Er verfällt nicht, wie manche Verfasser ähnlicher Arbeiten, in den Fehler, alles Dichterische pathologisch zu nehmen; vielmehr geht er feinfühlend auf die Art des ohne Zweifel neuropathisch veranlagten Dichters ein, und besonders die Analyse des Romans „Zwischen Himmel und Erde" ist vorzüglich gelungen. Doch krankt die ganze Untersuchung, wie der Verfasser selbst zugeben muß, an einem methodischen Fehler; eine genaue Begriffsbestimmung: Was ist pathologisch? Wo hört der normale Mensch auf, und wo fängt das abnorme Denken und Fühlen an? kann Jentsch auch nicht geben und sucht darüber mit meines Erachtens zu großer Leichtigkeit hinwegzugehen. Denn so fehlen vollkommen die Grundlagen für seine Darlegung des „Pathologischen" in Ludwigs Werken, und eine Diskussion über strittige Punkte ist unmöglich, da ein einheitlicher Boden nicht da ist, von dem man ausgehen könnte.

Wohl die wertvollste Bereicherung der literaturwissenschaftlichen Literatur dieses Berichtes ist die Publikation von **Friedrich Hirth, „Aus Friedrich Hebbels Korrespondenz"** (Ungedruckte Briefe von und an den Dichter nebst Beiträgen zur Textkritik einzelner Werke. München und Leipzig 1913, Georg Müller. 180 S. 8°). Über das Verhältnis dieser Schrift zu dem Aufsatz von A. M. Wagner, „Friedrich Hebbel und sein Verleger". in der Germanisch-Romanischen Monatsschrift 1913, Heft 4 (S. 177—193), der dasselbe Material verwendet, aber nichts über dessen Herkunft mitteilt, bin ich mir nicht klar. Dem Herausgeber ist es geglückt, in einer wertvollen privaten Autographen-Sammlung wichtige Briefe Hebbels an seinen Verleger

Campe sowie von diesem an den Dichter aufzufinden, die neues Licht über das Verhältnis der beiden verbreiten. Campe war ein Verleger wenig idealistischer Richtung, der sich fast nur von kaufmännischen Rücksichten leiten ließ; er hat es Hebbel, was seinen Teil betraf, redlich erschwert, sich durchzusetzen, und nur dem zähen und unerbittlichen Drängen des Dithmarsen gelang es, Campe hie und da zu geringen Zugeständnissen zu bewegen. Hebbels hochsinnige Natur zeigt sich uns wieder im schönsten Lichte, wenn er trotz den lockendsten Anerbietungen Wiener und anderer Verleger seinem alten Geschäftsfreunde treu bleibt und ihm seine neuen Werke überläßt, obgleich ihm finanzieller Schaden daraus erwächst. Um so ungünstiger erscheint Campe, der bei jeder neuen Dichtung feilscht wie ein Hökerweib auf dem Markte und durch seine endlosen zaghaften Einwendungen und Widersprüche es erreicht, daß Hebbel die heißersehnte Gesamtausgabe nicht mehr erleben durfte. Diese interessante und anziehende Korrespondenz hat Hirth durch erläuternden Text zu einer fortlaufenden Erzählung verbunden, deren Lektüre auch den fesseln wird, der der Hebbel-Literatur im allgemeinen fernsteht. Ich kann hier nicht auf Einzelheiten eingehen, sondern verweise den Leser auf die ganze Schrift, will aber nur noch hervorheben, daß ein wichtiger Brief Hebbels an Campe vom 24. Juni 1846 sich über sein Verhältnis zu Elise Lensing ausspricht und in wundervollster Anschaulichkeit und überzeugender Sachlichkeit die Motive darlegt, die ihn naturnotwendig zu dem Bruch mit der Geliebten gedrängt haben (S. 45 ff.). Im zweiten Teil der Schrift gibt Hirth wertvolle textkritische Bemerkungen aus handschriftlichen und gedruckten, schwer zugänglichen Vorlagen, wobei nur die Wiedergabe auch der veränderten Orthographie übertrieben peinlich erscheint. Die Anhänge bringen Gespräche Friedrich Hebbels, kleine Mitteilungen persönlicher und anekdotischer Art über den Dichter, Kritiken von Zeitgenossen und den Abdruck eines Aufsatzes aus dem Wiener Blatt „Der Radikale", betitelt: „Frohnleichnam" und unterzeichnet: „H. . . . ." den Hirth mit erwägenswerten Gründen für Hebbel in Anspruch nehmen möchte. Alles in allem bedeutet das Buch Hirths einen wichtigen Beitrag zu unserer Kenntnis von dem Menschen und Dichter Hebbel. Dr. Wolfgang Stammler

Ein bedeutsames Unternehmen ist kürzlich an die Öffentlichkeit getreten — eine Zeitschrift, die der Erforschung der Frau gewidmet ist. Wenn an dieser Stelle besonders auf sie hingewiesen wird, so geschieht es, weil das **„Archiv für Frauenkunde und Eugenik"** — es erscheint zwanglos in Heften von etwa sechs bis zehn Bogen Umfang zum Preise von 16 Mark für den Band im Verlage von Curt Kabitzsch in Würzburg — in seinem vorliegenden ersten Heft ein so wohldurchdachtes und umfassendes Programm entwickelt, daß jedem, der am Ringen unserer Zeit Anteil nimmt, die Pflicht erwächst, sich zu überzeugen, ob hier Wollen und Können im Einklang bleiben werden. Ist dies der Fall, so stehen wir an der Sammelstelle eines Materials von hoher volkswirtschaftlicher und politischer, aber auch allgemein menschlicher Bedeutung. Der Herausgeber, Dr. **Max Hirsch**, bezeichnet in seinem einleitenden Aufsatz die wirtschaftliche und geistige Emanzipation der Frau, gleichviel ob man sie willkommen heißt oder bedauert, mit Recht als den bedeutungsvollsten Faktor der neuzeitlichen Konstellation im Leben der Völker, deshalb ist eine tendenzlose, rein wissenschaftliche Erforschung der Frau seitens der Biologie, Medizin, Psychologie, Psychiatrie, Kriminalistik, Ethnologie, Kulturgeschichte, Pädagogik usw. ein dringendes Erfordernis unserer Tage. Dem Bedürfnis nach Synthese aller einzelwissenschaftlichen Ergebnisse will die Zeitschrift genügen. Es ist kein Zufall, daß in der Person des Dr. Max Hirsch ein Frauenarzt die Führung übernimmt, ist dieser doch in erster Reihe berufen, den Schädigungen nachzugehen, denen der Organismus der Frau unter den veränderten Lebensbedingungen ausgesetzt ist, und daneben die Wirkung der Erwerbsarbeit auf die neue Generation zu erforschen. Daß aber mit Feststellungen dieser Art nur die allgemeinen Voraussetzungen geschaffen sind für eine Beantwortung der mannigfachen Fragen, die das Leben im Zwange sozialer Bedingtheiten aufgibt, liegt auf der Hand. Der Vielseitigkeit

seiner Aufgaben sucht schon das erste Heft des Archivs im engen Rahmen gerecht zu werden. Neben einigen Originalartikeln mit zum Teil wichtigem Material bringt es Mitteilungen über neue in anderen Organen veröffentlichte Forschungsergebnisse und Referate über Neuerscheinungen der wissenschaftlichen Literatur, die eine gute Orientierung über das weitverzweigte Forschungsgebiet ermöglichen.

M. K.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Wir bitten die Freunde der :: :: :: ::

Grenzboten

das Abonnement zum II. Quartal 1914 erneuern zu wollen. — Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und jede Postanstalt entgegen. Preis 6 M.

Verlag der
Grenzboten
G. m. b. H.
Berlin SW. 11.

Eine 20-Pf.-Zigarre für die Hälfte des regulären Preises.

Es ist dies eine Zigarre, die in Ladengeschäften nicht unter 20 Pfg. per Stück verkauft werden dürfte. Unter Berücksichtigung meiner niedrigsten Selbstkosten und des bescheidensten Verdienstes offeriere ich Ihnen

„Ramiro"

Deli Sumatra mit Havanna und St. Felix in Kisten à 50 Stück zu

M. 5,40.

Blütenweisser Brand, angenehm zartsäuerliches Aroma, pikante doch nicht strenge Qualität, der grossen vollen Form entsprechend. — Es ist nur ein **beschränkter Vorrat dieser Zigarre** vorhanden und empfehle ich Ihnen bei dem lebhaften Interesse, welches dieser neuen konkurrenzlosen Sorte entgegengebracht wird, Ihre geschätzte Bestellung gütigst rechtzeitig zu erteilen. — 250 Stück liefere portofrei, Ziel 3 Monate oder gegen bar 3% Skonto. Versand nach allen Weltteilen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Hermann Klatte, Bremen 5.

Hochſchulbildung und Auslandsintereſſen

Von Geh. Legationsrat Profeſſor Dr. Karl Helfferich

Obwohl der Herr Verfaſſer weiteſten Kreiſen ſowohl in ſeiner Eigenſchaft als Direktor des größten deutſchen Bankinſtituts, wie als hervorragender volkswirtſchaftlicher Schriftſteller bekannt iſt (vgl.: Das Geld im ruſſiſch-japaniſchen Kriege, Geld und Bank, Handelspolitik, Das deutſche Nationalvermögen u. a. m.), ſei hier doch auf einige Einzelheiten ſeines Lebensweges hingewieſen. Herr Geheimrat Helfferich hat ſowohl als Univerſitätslehrer zu Berlin, wie als Dozent am Seminar für Orientaliſche Sprachen, als wiſſenſchaftlicher Hilfsarbeiter und Vortragender Rat in der früheren Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes und ſchließlich als Generaldirektor der Anatoliſchen Eiſenbahnen Gelegenheit gehabt, praktiſche Erfahrungen zu der Frage zu ſammeln, die er im folgenden behandelt. Infolgedeſſen iſt es wohl gerechtfertigt, den Ausführungen ganz beſondere Aufmerkſamkeit entgegenzubringen. G. Cl.

Der preußiſche Schulmeiſter hat bei Königgrätz geſiegt! Mit ebenſoviel Recht kann man ſagen: der deutſche Profeſſor hat Deutſchlands wirtſchaftliche Schlachten geſchlagen! Denn in der Vereinigung und Durchdringung des wiſſenſchaftlichen Betriebes und des praktiſchen Schaffens liegt das Geheimnis des Aufſtieges zu unſerer wirtſchaftlichen Weltſtellung.

Aber der Kampf im Wirtſchaftsleben der Völker iſt ewig: wer das Errungene nicht hält und mehrt, iſt dem Niedergang verfallen. Wir müſſen alle Mittel und Kräfte auch weiterhin ins Spiel ſetzen, damit die Zukunft hält, was uns die Gegenwart verſpricht. Nicht zum wenigſten müſſen wir dafür ſorgen, daß unſer Bildungsweſen, dem wir den Fortſchritt zu neuen und größeren Verhältniſſen zu einem ſo weſentlichen Teil verdanken, ſich den neuen und größeren Zielen ſtets gewachſen zeige.

Vor allem anderen ist es das Hineinwachsen Deutschlands in die Weltpolitik und Weltwirtschaft, das fortschreitend neue Anforderungen an das Bildungswesen stellt. Der wissenschaftlichen Forschung erschließen sich neue Gebiete, und für die praktische Ausbildung wichtiger Berufe ergeben sich neue Aufgaben.

Nur Unkenntnis oder Ungerechtigkeit könnte behaupten, daß bisher überhaupt nichts geschehen sei, um den neuen Anforderungen zu genügen. Universitäten und Handelshochschulen haben denjenigen Materien, welche für unsere weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Beziehungen bedeutsam sind, in wachsendem Maße ihre Pflege gewidmet. Vor allem sei hier hingewiesen auf die Ausgestaltung des dem Verbande der Berliner Universität angehörenden Seminars für Orientalische Sprachen zu einem den größten Teil unseres Kolonialwesens und wichtige Gebiete unserer Überseeinteressen zusammenfassenden Lehrinstitut, ferner auf die Begründung des Instituts für Seeverkehr und Weltwirtschaft an der Universität Kiel, sowie auf die Errichtung des Kolonialinstituts in Hamburg. Außerdem hat das Auswärtige Amt vor einigen Jahren für die Anwärter des diplomatischen und konsularischen Dienstes Vorlesungskurse eingerichtet, in denen Männer der Wissenschaft und Praxis die wichtigsten Materien wirtschaftlicher Natur, vor allem die verschiedenen Gebiete unserer auswärtigen Wirtschaftsbeziehungen behandeln.

Trotz dieser erfreulichen Fortschritte und Neubildungen ist es heute in Deutschland geradezu Gemeinüberzeugung, daß die sich aus unserer Weltstellung ergebenden neuen Aufgaben zum großen Teil noch ihrer Lösung harren. Ein rühriger Kreis von Kolonialpolitikern und „Weltwirtschaftlern" hat eine eifrige Propaganda für die zeitgemäße Ausgestaltung unseres Bildungswesens entfaltet. Presse und Parlamente haben sich der Frage angenommen und sind für eine Ergänzung unserer Schulorganisation durch Einrichtungen eingetreten, die eine bessere Ausbildung für die Tätigkeit im Auslande gewährleisten sollen.

Die Berechtigung dieser Bestrebungen ist für jedermann, der die Welt und ihre Entwicklung mit offenen Augen sieht, unverkennbar. Die heute schon vorhandenen Ansätze zu einem Erfassen der neuen Ziele heben sich gerade deshalb besonders auffallend aus der Gesamtorganisation unseres Bildungswesens heraus, weil unser Bildungswesen in wichtigen Zweigen der Ausweisung unserer wirtschaftlichen und kulturellen Weltstellung noch nicht gefolgt ist, sondern in der Hauptsache noch einen binnenländischen Charakter bewahrt hat. Dies ist an sich begreiflich genug und entspricht gleichartigen Erscheinungen, die wir auf den wichtigsten anderen Lebensgebieten der Nation beobachten. Die innere Festigung und der innere Ausbau hat die Kräfte des deutschen Volkes fast restlos in Anspruch genommen, während andere Nationen, die früher als wir zur inneren Einheit und Reife gelangt waren, sich nach außen hin frei und weit entfalten konnten.

Wir haben auf dem ungemessenen Arbeitsfeld der Außenwelt unendlich viel nachzuholen. Es wäre Selbsttäuschung, wenn wir uns an prunkenden Ziffern über die schon erreichten Erfolge, die gewiß nicht zu unterschätzen sind, berauschen wollten; der größere Teil des Weges liegt noch vor uns, und auch die anderen stehen nicht still. Es wäre Selbsttäuschung, wenn wir uns in dem großen Ringen um unsere Weltgeltung lediglich auf unsere politischen Machtmittel und unsere wirtschaftliche Arbeit verlassen wollten; nachhaltige Erfolge sind nur zu erzielen, wenn eine universelle Kulturarbeit hinzukommt. Gerade in dem letzten Punkte haben andere Nationen, namentlich England und Frankreich, einen großen Vorsprung vor uns voraus und tun, in vollem Verständnis für die Wichtigkeit der kulturellen Expansion, ihr möglichstes, um diesen Vorsprung noch zu vergrößern.

Es ist also in hohem Maße erfreulich, wenn jetzt auch bei uns in Deutschland das Verständnis für diesen Teil unserer Weltaufgabe in weitere Kreise dringt und wenn die Ergänzung unseres Rüstzeuges durch eine den neuen Aufgaben angepaßte Ausgestaltung unseres Bildungswesens zur Tagesforderung geworden ist.

Freilich gehen die Meinungen und Wünsche im einzelnen nicht unerheblich auseinander.

Vielfach wird Stimmung gemacht für die Errichtung einer selbständigen und in sich geschlossenen Hochschule als Zentralstelle für diejenigen Zweige des Wissens und Unterrichts, die sich auf das Ausland beziehen, für eine „Auslandshochschule" oder „Auslandsakademie"; für die Errichtung einer solchen Auslandshochschule, und zwar im Wege der Verselbständigung und des Ausbaues des Orientalischen Seminars, hat sich auch der Reichstag im April 1913 ausgesprochen, während er sich ein Jahr später weniger bestimmt auf dieses Programm festlegte. Von anderen Seiten wird empfohlen, das Hamburgische Kolonialinstitut zur deutschen Auslandshochschule fortzuentwickeln. Wieder andere treten dafür ein, den Handelshochschulen Auslandsinstitute anzugliedern.

Wer sich über diese, in der Grundfrage einigen, in den Wegen auseinandergehenden Vorschläge ein Urteil bilden will, muß sich vor allem Rechenschaft über die Beschaffenheit des vorliegenden Bedürfnisses geben.

Das Bedürfnis ist ein doppeltes:

1. Vertiefung und Spezialisierung der die Verhältnisse des Auslandes und unsere Beziehungen zum Ausland erfassenden wissenschaftlichen Arbeit;

2. die Ausgestaltung der praktischen Vorbildung für die Angehörigen derjenigen Berufe, welche sich im Ausland oder im Verkehr mit dem Ausland betätigen.

Beide Aufgaben stehen insofern in Zusammenhang, als die wissenschaftliche Arbeit, wie bei den bestehenden Hochschulen, die Grundlagen der praktischen Ausbildung zu schaffen und auszugestalten hat.

Die wissenschaftlichen Aufgaben, die durch unsere wachsenden Auslandsbeziehungen gestellt werden, bilden in sich nicht eine einzelne Disziplin; sie

umfassen vielmehr eine große Anzahl von Spezialgebieten: Länder- und Völkerkunde; Naturwissenschaft und Medizin in ihrer Anwendung auf die fremden Gebiete (darunter tropische Pflanzenkunde und Tropenmedizin); die wirtschaftlichen, rechtlichen und allgemein kulturellen Verhältnisse der ausländischen, namentlich der überseeischen Gebiete, einschließlich der Kolonien; die wirtschaftlichen und rechtlichen Beziehungen zwischen Deutschland und dem Auslande (u. a. Völkerrecht, internationales Privatrecht, Welthandelslehre, Handelspolitik).

Nicht weniger vielgestaltig als das wissenschaftliche Programm ist die Aufgabe der praktischen Vorbildung für die Auslandsberufe. Hier handelt es sich zunächst darum, zu übersehen, für welche verschiedenen Berufskreise ein Bedürfnis nach einer besseren Vorbildung für das Ausland vorliegt und wie diese bessere Auslandsschulung in die Gesamtausbildung der einzelnen interessierten Kreise am zweckmäßigsten eingefügt werden kann.

In Betracht kommen folgende Berufsgruppen:

1. Kaufleute, Gewerbetreibende, Pflanzer und Ansiedler;

2. die diplomatischen und konsularischen Beamten, sowie die Beamten der Schutzgebiete;

3. die Offiziere der Marine und der Schutztruppen;

4. Lehrer an Auslands- und Schutzgebietsschulen, Geistliche und Missionare, Ärzte, Rechtsanwälte, Geologen, Ingenieure, technische Beamte usw.

Die Vorbildung, die Lebensstellung und die Lebensziele dieser mit dem Ausland und im Ausland arbeitenden Berufe sind grundverschiedene. Dementsprechend ist die für die Auslandsarbeit erforderliche Spezialisierung und Ergänzung des Wissens für jeden Beruf anders geartet. Die Beamten des Auslands- und Kolonialdienstes, die zum ganz überwiegenden Teil über eine abgeschlossene akademische, hauptsächlich juristische Ausbildung verfügen, bedürfen einer „Auslandsschulung" nach anderen Richtungen als etwa der Kaufmann oder der Arzt oder der Offizier.

Einen weiteren Unterschied macht es, ob eine allgemeine Vorbereitung für die Tätigkeit im Auslande schlechthin, oder ob eine besondere Schulung für die Tätigkeit in einem bestimmten ausländischen Gebiete in Frage steht.

Für unsere diplomatischen und konsularischen Beamten zum Beispiel kann vernünftigerweise nur eine allgemeine Vorbereitung für den Auslandsdienst gefordert werden. Diese Beamten können und dürfen ihre Ausbildung nicht auf ein bestimmtes Land abstellen; sie müssen überall verwendbar sein, wo ihre Dienste gerade benötigt werden. Das ist so und muß so bleiben. Ich will damit keineswegs einer planlosen willkürlichen Versetzung von Beamten, die sich in langjähriger Tätigkeit mit einem bestimmten Kulturgebiet vertraut gemacht haben, in einen ganz anderen Wirkungskreis — etwa von Ostasien nach Südamerika — das Wort reden; solche Versetzungen, die ein wertvolles Kapital besonderer Kenntnisse und Erfahrungen brach legen, dürfen immer nur eine durch besondere Umstände gerechtfertigte Ausnahme bilden. Aber in dem Stadium

der Vorbereitung, das uns hier beschäftigt, wäre die Zuspitzung der Ausbildung der Anwärter des diplomatischen und konsularischen Dienstes auf das eine oder andere Kulturgebiet untunlich und verkehrt. Die Ausbildung kann vielmehr nicht universell genug sein; sie hat die Grundlagen zu liefern, auf denen ein Einarbeiten in die besonderen Verhältnisse eines jeden fremden Gebiets soweit wie irgend möglich vorbereitet und erleichert wird.

Ähnlich liegen die Dinge vielfach für junge Kaufleute, Ärzte, Rechtsanwälte usw., denen eine Betätigung im Ausland lediglich als ein allgemeines Ziel vorschwebt. Ein junger Mensch, der einen praktischen Beruf gewählt hat, muß überall, wo sich für ihn eine aussichtsreiche Stellung bietet, zugreifen können. Die Ausbildung für ein bestimmtes Land ist in der Regel erst dann zweckmäßig, wenn einigermaßen sichere Aussichten auf eine Tätigkeit in diesem bestimmten Lande vorliegen. Andernfalls gibt es vielfach Enttäuschungen.

Dagegen ist es dringend wichtig und nötig, daß denjenigen, die sich für die Tätigkeit in einem bestimmten ausländischen Gebiete vorbereiten wollen und müssen, die Gelegenheit geboten wird, sich bequem und rasch die nötigen Spezialkenntnisse — Sprache, Landeskunde, Rechts- und Wirtschaftsverhältnisse usw. — anzueignen. Es kommt hier im allgemeinen nicht auf tiefgründige wissenschaftliche Durchbildung an, die erheblich mehr Zeit erfordert, als die meist schon in der Praxis stehenden jungen Leute erübrigen können, sondern auf praktisch wichtige und verwertbare Kenntnisse.

Aus diesem Überblick ergibt sich, wie vielgestaltig und verschiedenartig die Bedürfnisse sind, die durch die Entwicklung unserer Weltstellung ausgelöst werden; es ergibt sich gleichzeitig, daß diesen Bedürfnissen nicht mit einer einheitlichen Formel, auch nicht mit dem Zauberwort von der selbständigen Auslandshochschule genügt werden kann. Ich gestehe offen, daß ich mir weder denken kann, wie eine allen den angedeuteten Bedürfnissen genügende Auslandshochschule organisiert werden, noch welchen Platz sie in der Struktur unseres Bildungswesens finden soll.

Wir wollen uns darüber klar sein: es gibt keine geschlossene Auslandswissenschaft und kein einheitliches Auslandsstudium. Die Forschungen, die gepflegt, und die Kenntnisse, die nach der den Verfechtern der Auslandshochschule vorschwebenden Idee vermittelt werden sollen, umfassen einen großen Teil aller Wissenszweige, die in unserer Bildungsorganisation an den bestehenden Hochschulen — Universitäten, technischen Hochschulen, landwirtschaftlichen Hochschulen, Handelshochschulen, Bergakademien usw. — ihre Pflegestätte haben und diesen gar nicht entzogen werden können.

Richtig ist, daß diese Wissenszweige einer spezielleren Ausgestaltung unter dem Gesichtspunkt unserer ausländischen Beziehungen bedürfen. Aber nichts wäre verkehrter, als das Spezialstudium von dem Allgemeinstudium zu trennen. Das Völkerrecht, das internationale Privatrecht, das Recht fremder Staaten, die geschichtliche Entwicklung und die Wirtschaftsverhältnisse ausländischer Gebiete

und die Handelsbeziehungen mit diesen bedürfen einer intensiveren Pflege und spezielleren Durcharbeitung als früher; aber es ist ganz unmöglich, die Fülle dieser Aufgaben abseits von den bestehenden Einrichtungen, die der Pflege der Völkerkunde, der Geschichte, der Rechtswissenschaft und Volkswirtschaft dienen, zu bewältigen. Besondere Institute der bestehenden Hochschulen haben sich auf allen Wissensgebieten für die Pflege von Spezialitäten vorzüglich bewährt. In der Errichtung und dem Ausbau solcher Institute bietet sich noch ein weites Feld. Für die Pflege des bürgerlichen und Handelsrechts der wichtigsten fremden Staaten ist bisher in Deutschland noch so gut wie nichts geschehen. Hier liegt ein Bedürfnis vor, dem am zweckmäßigsten im Anschluß an die bestehenden Einrichtungen der juristischen Fakultäten unserer Universitäten genügt werden kann. Mit einigen neuen Professuren und Lehraufträgen, zusammen mit der Bewilligung von Mitteln für Bibliotheken und Archive, läßt sich viel erreichen. Ähnlich liegt es auf dem Gebiete der Landeskunde, der Geschichte und der Wirtschaftsverhältnisse. Wo man aber solche Institute zusammenfassen und selbständig machen will, oder von Anfang an als selbständige Organe begründen will, da wird man unmöglich darauf verzichten können, auch für die allgemeinen Wissenszweige, deren Spezialitäten betrieben werden sollen, ausreichend zu sorgen. Dann kommt in großem Umfang eine Dublierung der bestehenden Hochschuleinrichtungen heraus, durch die in unnötiger Weise Geld und Kräfte vergeudet werden würden. Von diesem Gesichtspunkte aus haben selbständige Auslandshochschulen eine Daseinsberechtigung nur an Plätzen, die über keine anderen Hochschulen verfügen, aber in sonstiger Beziehung hervorragend günstige Bedingungen für die Pflege des sich auf das Ausland beziehenden Wissens aufweisen: so wird niemand dem Kolonialinstitut in Hamburg seine großen Verdienste abstreiten wollen. Allerdings ist eine solche selbständige Hochschule wesentlich leichter aufzubauen, wenn sie sich innerhalb des gewaltigen Reichs des Wissens vom Auslande einem Teilgebiete wie den Kolonien besonders widmet. Die Bestrebungen zum Ausbau des Hamburger Kolonialinstituts zu einer umfassenden Auslandshochschule — ein Weg, der jetzt durch die Errichtung von Abteilungen für Kultur und Geschichte Japans, Indiens und Rußlands betreten worden ist — wird schließlich auf die viel diskutierte Gründung einer Hamburger Universität hinauskommen.

Wenn man sich aber über diese Schwierigkeiten hinwegsetzen will: wie soll eine selbständige Auslandshochschule in die Organisation unseres Bildungswesens eingefügt werden?

Ich sehe nur zwei Möglichkeiten:

Entweder die Auslandshochschule tritt für gewisse Berufe an die Stelle der heute bestehenden Lehranstalten, insbesondere der Universitäten oder Handelshochschulen,

oder das Studium auf der Auslandshochschule folgt zeitlich auf den Abschluß des Studiums auf einer der bestehenden Lehranstalten.

Keine dieser beiden Alternativen kann befriedigen.

Eine frühzeitige Trennung des Studiums für das Ausland, oder gar für bestimmte ausländische Gebiete, von der allgemeinen Ausbildung ist weder nötig noch nützlich. Es mag angesichts der einigermaßen zur Mode gewordenen Propaganda für Spezialausbildung aller Art wie Ketzerei klingen, aber ich kann nicht umhin, der Ansicht Ausdruck zu geben; unser Heil liegt nicht in der Züchtung von Spezialisten; der Mangel, der sich bei unseren jungen Kaufleuten und Juristen bei einer Verwendung im Ausland häufiger fühlbar macht, ihre Verwendbarkeit stärker beeinträchtigt und schwerer auszugleichen ist als das Fehlen von Spezialkenntnissen, liegt auf dem Felde der allgemeinen Vorbildung. Der junge Jurist mit einigermaßen hellem Kopf, der sich auf der Universität und während seiner praktischen Vorbereitungszeit mit wirtschaftlichen Dingen ernstlich beschäftigt und daneben — woran es leider nur zu häufig fehlt — sich in den Hauptsprachen des Weltverkehrs weitergebildet hat, der intelligente und fleißige junge Kaufmann mit gründlicher Schulbildung, der seinen Gesichtskreis mit oder ohne Handelshochschule durch Beschäftigung mit den Grundfragen des Rechts und der Wirtschaft erweitert hat, werden auch draußen ihren Mann stellen; sie werden sich leicht und in kurzer Zeit die für eine Auslandsstellung erforderlichen Spezialkenntnisse aneignen und in den besonderen Verhältnissen ihres Wirkungskreises sich einarbeiten. Ein großer Teil der — erfreulicherweise seltener werdenden — Klagen über ungenügende Vorbereitung, namentlich unserer Beamten, beruht weniger auf dem Mangel an der Ausbildungsgelegenheit als daran, daß die vorhandenen Gelegenheiten nicht genügend ausgenutzt werden. Es wäre übrigens ungerecht, wenn man die Schuld ausschließlich der studierenden Jugend zuschreiben wollte. Zum Beispiel würde nach meiner Überzeugung weniger Grund zu Klagen über mangelhafte wirtschaftliche Vorbildung unserer Beamten vorliegen, wenn der hochschulmäßige Betrieb der Volkswirtschaftslehre dem Umstande besser Rechnung trüge, daß unter den Tausenden von Hörern nationalökonomischer Kollegien nur ein Bruchteil die Nationalökonomie als Spezialstudium betreiben will und kann, während sie für die große Mehrzahl nur eine Ergänzung einer vorwiegend juristischen Ausbildung sein soll.

Auch in diesem Punkte ist wohl in der neuesten Zeit manches besser geworden. In dem Kreise unserer jüngeren Volkswirtschaftler herrscht ein ausgesprochenes Gefühl für die praktischen Erfordernisse der Zeit, und die von diesem Verständnis des Lehrers ausstrahlende Wirkung muß ihre Gegenwirkung in dem Verständnis des Schülers finden. Nach dieser Richtung weist das Bedürfnis, und auf diesem Weg werden die berechtigten Anforderungen an unsere studierende Jugend nicht nur für den Auslands-, sondern auch für den Inlandsdienst besser zu ihrem Recht kommen, als auf dem Weg einer Trennung der Auslandsvorbildung von der allgemeinen Bildung.

Für die kaufmännischen Berufe liegt der Fall noch viel klarer. Kein Mensch kann eine Trennung der Handelshochschulen nach Inlands- und Auslandsbedürfnissen verlangen.

Auf der anderen Seite ist es kaum möglich, den jungen Leuten, welche die normale Ausbildung in ihrem Berufe erworben haben, noch einige Jahre Auslandshochschule aufzuerlegen, ehe man sie zur Verwendung im Auslandsdienst heranzieht. Für die kaufmännischen Berufe scheidet diese Eventualität von vornherein aus; aber auch für die Beamten der meisten Kategorien wäre eine solche Verlängerung der theoretischen Ausbildungszeit kaum erträglich. Die jungen Leute kommen bei uns nicht zu früh, sondern zu spät in die Praxis.

Dem unbestreitbaren und unbestrittenen Bedürfnis nach einer gründlicheren Vorbildung für die praktische Tätigkeit im Auslande oder im Verkehr mit dem Auslande wird unter diesen Verhältnissen, wie ich glaube, am besten genügt durch Einrichtungen, die unserem jungen Nachwuchs die Möglichkeit geben, während der Zeit des Studiums und der praktischen Vorbereitung ihr Wissen auf dem hier in Betracht kommenden Gebiete zu bereichern und zu vertiefen. Für einen solchen ergänzenden Zweck eine selbständige Hochschule zu schaffen, wäre offensichtlich verfehlt. Ich stimme in dieser Beziehung durchaus dem preußischen Kultusminister zu, der am 24. Februar dieses Jahres in der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses ausgeführt hat, daß für die speziellere Ausbildung für den Auslandsdienst lediglich Ergänzungs- und Hilfsfächer in Frage kommen und daß deshalb der erstrebte Zweck unter wesentlicher Benutzung der vorhandenen Unterrichtseinrichtungen der Universitäten und sonstigen Hochschulen und im unmittelbaren Anschluß an diese durchführbar sei.

Das heißt keineswegs die Hände in den Schoß legen. Das Programm des sachgemäßen Ausbaus und der notwendigen Ergänzung der bestehenden Einrichtungen ist im Gegenteil viel weitschichtiger und in seinen Wirkungen durchdringender als das Programm der Errichtung einer einzigen zentralen Auslandshochschule.

Über die Verwirklichung des weiteren Programms in seinen Einzelheiten will ich mich hier nicht auslassen. Es kommen hier Fragen in Betracht, die nicht über das Knie gebrochen und nicht mit einem Schlage ihrer Lösung zugeführt werden können.

Einen Fingerzeig für das noch zu Schaffende gibt die bisherige Entwicklung des Seminars für Orientalische Sprachen. Sein Name war ursprünglich sein Programm; aber nur im allerersten Anfang. Das junge Institut hat schon in seinem ersten Lebensjahr angefangen, den engen Rahmen zu sprengen. Es hat in fortschreitend weiterem Umfang sich die Aufgabe gestellt, den jungen Leuten, die sich im Ausland — namentlich in den Kolonien und im Orient — betätigen wollen, die ergänzenden Kenntnisse zu vermitteln, deren sie draußen bedürfen. Es erfüllt diese Aufgabe gegenüber den verschiedensten Berufen, gegenüber den Beamten ebenso wie gegenüber Offizieren, Missionaren, Lehrern

und Kaufleuten. Es gewährt die ergänzende Ausbildung auf den verschiedensten Wissensgebieten; in orientalischen Sprachen, den Idiomen der Eingeborenen unserer Kolonien, in französisch, englisch, spanisch und neuerdings russisch; daneben auf dem Gebiet der sogenannten „Realien": in der Landeskunde, den allgemeinkulturellen, politischen, rechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen der Gebiete des Orients und unserer Kolonien; in Wirtschaftsgeographie und Handelspolitik; in tropischer Pflanzenkunde, Tropenhygiene, in der Technik der geographisch-astronomischen Ortsbestimmung und der Wegeaufnahme usw.

Was hier für die Kolonien und die Länder des Orients allmählich aufgebaut worden ist, kann für diese Gebiete selbst erweitert und ausgestaltet, kann vor allem für die anderen Länder, die für unsere Weltbeziehungen von Bedeutung sind, nachgebildet werden. Ob im Rahmen des Orientalischen Seminars oder neben dem Orientalischen Seminar, ist eine Frage secundi ordinis. Ich kann mir sehr wohl denken, daß neben dem Orientalischen Seminar ein oder mehrere Institute für Nord- und Südamerika, für den großen afrikanischen Kontinent, für Großbritannien und seine Dominions sowie für andere wichtige Kulturgebiete geschaffen würden und daß das Orientalische Seminar selbst, das in mancher Beziehung durch die neuen Einrichtungen entlastet werden würde, in die Reihe dieser Institute einrückte. Die beim Orientalischen Seminar vorhandene Anlehnung an eine bestehende Hochschule bleibt aus den oben dargelegten Gründen durchaus erwünscht, kann vielleicht sogar mit Vorteil enger gestaltet werden als beim Orientalischen Seminar. Ob Anlehnung an Universitäten oder Handelshochschulen oder an das Hamburger Institut, ist abermals eine Frage secundi ordinis, die dadurch noch vereinfacht wird, daß eins das andere keineswegs ausschließen, sondern eher ergänzen wird. Eine Arbeitsteilung zwischen den verschiedenen in betracht kommenden Hochschulorganisationen wird sich um so leichter finden lassen, als die Prinzipien einer solchen Arbeitsteilung in der Natur der verschiedenen Hochschularten und der verschiedenartigen Bedürfnisse, die ich oben skizziert habe, gegeben sind.

Nicht kleinlich und eng, sondern groß und weitherzig will die Aufgabe angefaßt sein. Es gilt, überall weiterzubauen, wo heute schon die Grundmauern stehen; es gilt, auf allen Gebieten die Horizonte zu weiten und die Fortentwicklung der vielgestaltigen Organisation der deutschen Forschungs- und Lehrtätigkeit nach dem weltumfassenden Bedürfnis der Zeit zu orientieren. Das Verständnis unserer Weltbeziehungen muß mehr und mehr Allgemeingut werden, und deshalb müssen die Quellen dieses Verständnisses überall erschlossen werden, wo Deutschlands Jugend für einen weiteren Wirkungskreis in amtlichen und privaten Berufen erzogen wird.

Wirtschaft und Kunst

Von Georg Jahn

Anläßlich der Eröffnung der „Deutschen Werkbund-Ausstellung" in Köln kennzeichnen die folgenden Ausführungen die geschichtliche Entwicklung der dort herrschenden Tendenzen. In einem späteren Heft wird über die Ausstellung, die zum erstenmal eine deutsche Qualitätsschau bringen soll, ausführlich berichtet werden.

Die Frage nach den Wechselbeziehungen zwischen Wirtschaft und Kunst hat neuerdings ein so hohes Interesse gewonnen, daß es an der Zeit ist, eine Antwort darauf zu geben und die Gesetzmäßigkeiten aufzudecken, die zweifellos auch hier wirksam sind. Man beginnt heute den volkswirtschaftlichen Wert der Kunst zu begreifen und betrachtet sie nicht mehr als einen Luxus, dem lediglich in Schlössern und Kirchen, Museen und Schatzkammern ein Platz eingeräumt wurde. Die Kunst wird wieder zu einem das ganze Wirtschafts- und Volksleben durchdringenden Prinzip, wie sie es im Mittelalter eine Zeitlang gewesen ist. Eine solche lebendige Wechselbeziehung zwischen Wirtschaft und Kunst aber ist immer nur in einem Volke möglich, dessen materielle Kultur zu hoher Entwicklung gekommen ist und dessen durchschnittlicher Wohlstand die Verwendung eines verhältnismäßig großen Teiles der Wirtschaftskräfte zur Produktion höherer Werte gestattet.

Aufs neue bestätigt und bekräftigt wird die Richtigkeit dieses Satzes durch die Geschichte der modernen Kunstgewerbebewegung, die Heinrich Waentig in seinem etwas breit geratenen Buche „Wirtschaft und Kunst"*) im Zusammenhange darzustellen und theoretisch auszuschöpfen versucht hat.

Auch in der neueren Zeit ist das Land, das in unserem Kulturkreise zuerst wirtschaftlich, politisch und kulturell in den Vordergrund getreten ist und das Übergewicht erlangt hat, auch zuerst dazu gelangt, sich einen neuen Lebensstil zu schaffen und die Auswüchse und Übelstände des Industriezeitalters zu überwinden — nämlich England. Das Lebendigwerden künstlerischer Kräfte steht

*) „Wirtschaft und Kunst." Eine Untersuchung über Geschichte und Theorie der modernen Kunstgewerbebewegung. Jena, Verlag von Gustav Fischer. Preis 8 Mark. — Der theoretische Gewinn dieser infolge der Berufung ihres Verfassers nach Japan vorzeitig vollendeten „Gelegenheitsschrift" steht zwar in argem Mißverhältnis zur Breite der Darstellung und der Fülle des angezogenen Materials, verdient aber immerhin als erster theoretischer Versuch die Beachtung aller derer, die den volkswirtschaftlichen Wert der Kunst begriffen haben.

hier wie überall in engem Zusammenhange mit dem Werden der modernen englischen Kultur, deren geistiger Führer Carlyle ist. Er begann in einer Zeit zu wirken, in der die Produktion entarten zu wollen schien, als „billig und schlecht" die Parole der englischen Industrie war und man mit Schund und Talmiware den Weltmarkt zu erobern versuchte. Zwar hat der bedeutende Denker, der im Grunde ein unkünstlerischer Mensch war und bei seiner Abneigung gegen die schönen Künste für Demokratisierung der Kunst und Ästhetisierung der Industrie kein Verständnis besaß, keinen unmittelbaren Einfluß auf die Entstehung der englischen Kunstgewerbebewegung ausgeübt, trotzdem aber durch seine scharfe Kritik an der kapitalistischen Produktionsweise und ihrer sachlichen Ergebnisse, sowie durch die Forderung einer beglückenderen Gestaltung der Arbeit auf die beiden Schöpfer der englischen Kunstgewerbebewegung, Ruskin und Morris, befruchtend und anregend gewirkt. Ruskin war es, der mit allem Nachdruck auf die Herabwürdigung des Arbeiters zur Maschine im Fabrikbetriebe hinwies und zuerst betonte, daß schöne Formen nur von Menschen ersonnen und hergestellt werden können, die selbst einigermaßen mit schönen Formen umgeben sind, daß also eine Hebung der gewerblichen Produktion nur denkbar sei bei gleichzeitiger Verschönerung der Umgebung und Verbesserung der Lebensverhältnisse der Arbeiter. Wahre Steigerung der wirtschaftlichen Produktivität sei nicht vereinbar mit Lug und Trug in Konstruktion, Technik und Materialbehandlung, sondern gehe stets Hand in Hand mit Echtheit und Wahrhaftigkeit, und sei nicht zuletzt bedingt durch Formveredlung und Durchdringung der ganzen Produktion mit künstlerischen Elementen. Korrektur der herrschenden Wirtschaftsordnung vom künstlerischen Standpunkte aus: das war die Hauptforderung und das Ziel Ruskins, das er in seinen zahllosen Vorträgen und Abhandlungen zur politischen Ökonomie der Kunst immer und immer wieder betonte. Das Publikum sollte auf alle Bequemlichkeit, Billigkeit oder Schönheit, die die Herabwürdigung des Arbeiters zur notwendigen Voraussetzung haben, verzichten, und von den Industriellen verlangte er eine Hebung des Marktes, dadurch daß sie ihn versorgten — Gedanken, von denen besonders der letzte nachmals auch außerhalb Englands von größter Bedeutung werden sollte. Die Wege freilich, die die Industrie gehen mußte, um das bezeichnete Ziel zu erreichen, wußte Ruskin nicht anzugeben. Sein Ideal einer neuen Gesellschafts- und Wirtschaftsorganisation trug im ganzen einen reaktionären Charakter. Die Sehnsucht nach der Wiederbelebung mittelalterlicher Handwerkskunst trübte ihm den Blick und ließ ihn nicht die Möglichkeiten einer Gesundung der industriellen Massenproduktion im Sinne ihrer Ästhetisierung erkennen. Die Abneigung gegen die moderne Zivilisation teilte er mit Morris, dem ersten schöpferischen Künstler der Bewegung. Er haßte die Maschine, deren kapitalistische Verwertung er in blinder Verkennung der ökonomischen Notwendigkeit beseitigt sehen wollte. Ihm schwebte als Ideal eine Gesellschaftsordnung vor, deren belebende Seele die Kunst ist, in der dem Arbeiter die Möglichkeit gegeben ist, seiner Tätigkeit

Freude und Interesse abzugewinnen und in seelische Beziehung zum Erzeugnis seiner Hände zu treten, ihm also das wieder zu verschaffen, was der mittelalterliche Handwerker zweifellos besaß. Der Gedanke der Wiederbelebung der Handwerkskunst, der später auch in Deutschland lange Zeit zur Losung weiter gewerblicher und auch künstlerischer Kreise wurde, stammt von ihm, und die praktischen Versuche, die er in Gemeinschaft mit einer Schar von Freunden unternahm, verliefen durchaus in dieser Richtung. Die Entwicklung hat ihm freilich nicht recht gegeben, der Gewerbebetrieb hat sich mehr und mehr von seinem Ideal der mittelalterlichen Werkstatt entfernt und ist gerade dort, wo er leistungsfähig ist, fast stets zum maschinellen Großbetrieb geworden. Trotzdem haben Morris' Reformversuche einen tiefgehenden Einfluß auf die Gewerbeentwicklung ausgeübt und sind für die Qualitätsverbesserung, die Durchdringung der Produktion mit künstlerischen Elementen, die Hebung des Geschmackes und die Ausbildung zahlreicher kunstgewerblicher Techniken von grundlegender Bedeutung geworden.

Die Bewegung, die durch die Betätigung Morris' in England ausgelöst worden ist, kann nur verstanden werden als Rückschlag gegen die beginnende Überflutung des Landes mit industriellen Massenerzeugnissen. Es ist eine Erfahrung, die man in allen Ländern machen kann, in denen die Maschinenindustrie anfängt, groß und bedeutungsvoll zu werden: erst wird Plunder fabriziert, Schund, „Fabrikware", Massenartikel von schlechtem Material und noch schlechterem Geschmack, aus denen das persönliche Element völlig verschwunden ist, und die jedes künstlerischen Einschlages entbehren; dann kommen Waren von durchschnittlicher Güte aus etwas besserem Material, bei deren Herstellung die Menschenhand zum Teil wieder zu Hilfe genommen ist, und in denen deshalb der seelische Einschlag nicht ganz fehlt; schließlich entsteht die Kunstindustrie, bei der Künstler die Vorlagen liefern, unechte Materialien durch echte verdrängt werden, kurz, Qualitätsware im strengsten Sinne des Wortes hervorgebracht wird; und für die Zukunft steigt das Ideal einer künstlerisch durchgebildeten Maschinenindustrie herauf, deren Erzeugnisse allen Anforderungen in technischer und ästhetischer Hinsicht genügen. Das sind die Entwicklungsstufen, die die industrielle Produktion wenigstens in unserem abendländischen Kulturkreis überall zu durchlaufen scheint. Parallel mit diesem Aufsteigen des Maschinenerzeugnisses vom Plunder zur Qualitätsware geht eine Steigerung der Leistungsfähigkeit und der Bewertung der industriellen Hilfskräfte, der Fabrikarbeiter. Beide Entwicklungsreihen stehen in enger Wechselbeziehung miteinander; denn es ist klar, daß die Herstellung von Qualitätsware an die Leistungsfähigkeit und Tüchtigkeit der Arbeiter andere Anforderungen stellt als die von Schund und billigen Massenartikeln.

Die englische Entwicklung hat diesen Satz zuerst praktisch bewiesen. Die kunstgewerblichen Erfolge der letzten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts sind nicht denkbar ohne die jahrzehntelangen Bemühungen um ein kunstgewerb-

liches Schulwesen, die mit der parlamentarischen Eingabe von 1835 einsetzten. Schon damals wurde die Gründung von Zeichenschulen sowie von Kunst- und Kunstgewerbemuseen und die Einführung kunstwissenschaftlichen Unterrichts an den Hochschulen gefordert und teilweise durchgeführt. Aber die Bewegung endete mit einem Mißerfolg. Nach der Enquete von 1849 wurden Reformversuche gemacht, und ein rastloses organisatorisches Schaffen setzte ein. Unter der Führung Gottfried Sempers begann ein System von Unterrichtsanstalten in Verbindungen mit Sammlungen und Bibliotheken für die systematische Zeichen- und Kunstgewerbeausbildung des Volkes zu sorgen. Die günstigen Ergebnisse der Verwirklichung des Werkstattunterrichts zeigten sich ganz unverkennbar bereits auf der Londoner Weltausstellung von 1862. Wenn auch die Nachahmung des Alten und die Tendenz zum Historismus noch überwog und es an einem einheitlichen Stile fehlte, die Wege waren geebnet für die kunstgewerbliche Renaissance der Ruskin und Morris, die sich in den siebziger und achtziger Jahren entfaltete und sich aus gotischen Reminiszenzen, der Kunst der Chippendale und Sheraton, dem Farbensinn der Japaner, dem Formgefühl der Präraffaeliten und der modernen Technik einen neuen Stil schuf.

Es läßt sich gerade an England recht anschaulich beweisen, welchen Einfluß ein gutes gewerbliches Bildungswesen auf die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit eines Landes hat. Der englischen Industrie gelang es nur deshalb, die frühere Vorherrschaft Frankreichs auf kunstgewerblichem Gebiete zu brechen, weil sie sich besser durchgebildete und höher qualifizierte Arbeiter erzog. Das ästhetische Niveau der englischen Industrie hob sich mit dem Augenblick, in dem die erste gründlich durchgebildete Arbeitergeneration eingestellt wurde. Denn während auf den Weltausstellungen von 1851 und 1855 Frankreich durchaus noch die künstlerische Führung hatte, obgleich seine Industrie im Historismus, in der Nachahmung der Renaissance, der Stile Ludwigs des Vierzehnten, Ludwigs des Fünfzehnten und Ludwigs des Sechzehnten, zu ersticken drohte und es ihr an Formen fehlte, die aus dem Gebrauch abgeleitet waren, hatte auf der Weltausstellung von 1862 England den französischen Nebenbuhler bereits geschlagen. Von da ab übernahm die englische Industrie die Führung, die ihr die französische trotz aller Reformen auf dem Gebiete des Zeichenunterrichts, trotz der Begründung von Anstalten zur Heranbildung geeigneter Lehrkräfte, der Errichtung kunstgewerblicher Fachschulen, der Gründung von Museen und Bibliotheken, des Abhaltens von Fachkursen und Vorträgen sowie der Veranstaltung zahlreicher kunstgewerblicher Ausstellungen, besonders in den achtziger Jahren nicht wieder abzunehmen vermochte. Das, was die französische Kunstindustrie seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts immer mehr verloren hatte, Originalität und Reinheit der Empfindung, gewann die englische mit Hilfe ihrer durchgebildeten, hoch qualifizierten Arbeiterschaft. Hier gelang es zuerst, eine völlige Harmonie der Formen und Verzierungen mit dem Zweck oder der Idee des Produktes in Übereinstimmung mit dem Material herbeizuführen. Ordnung,

Logik und Einfachheit wurden die Grundlagen der englischen Kunstindustrie. Eine gewisse Nüchternheit der Form bewahrte sie vor dem Überwuchern alles ornamentalen Nebenwerkes und verhalf der Richtung auf das Struktive und Rationelle zum Sieg. Vor allem aber gelang es den Engländern, die Gewerbekunst zu demokratisieren und der Kunstindustrie so auch den weiten Absatzkreis zu schaffen, ohne den sie nun einmal im Zeitalter der Massenproduktion nicht bestehen kann.

Das zweite Beispiel für den oben formulierten Satz von der Wechselbeziehung zwischen Arbeiterqualifikation und Qualitätsarbeit ist die Industrieentwicklung der Vereinigten Staaten. Auch hier war in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts Geschmacklosigkeit Trumpf. Die amerikanische Industrie brachte gleich der englischen billige Massenartikel hervor die, wenn auch praktisch, doch völlig unkünstlerisch waren. Erst in den siebziger Jahren kam im Anschluß an die Weltausstellung von Philadelphia eine Reformbewegung in Fluß, die deutlich unter der Einwirkung Carlyles und Ruskins stand. In verschiedenen Staaten machten sich Bestrebungen auf Einführung des obligatorischen Zeichenunterrichts in Lehrerseminar und Volksschule geltend, besondere künstlerische Lehranstalten wurden in das Leben gerufen, Handfertigkeitsschulen gegründet und öffentliche Kunstsammlungen in den Dienst der Volkserziehung gestellt. Künstler von Bedeutung traten an die Spitze der Bewegung, deren Erfolg ein bedeutender Aufschwung des amerikanischen Kunstgewerbes in den achtziger Jahren war. Vorliebe für echte Materialien und wachsende Verdrängung der Surrogate, Herausarbeiten schöner Linien und gesteigerter Farbensinn waren die unmittelbaren Wirkungen der Bewegung, die einen einheitlichen Stil freilich noch nicht zu zeitigen vermochte. Dann kam in den neunziger Jahren die Arts-and Crafts-Bewegung, die durch Gewerbevereine, Handwerkergilden und Lehrwerkstätten nach englischem Muster im Verein mit der raschen Entwicklung des gewerblichen Schulwesens ein schnelles Anwachsen des Kunstverständnisses bewirkte, dessen Folge eine weitere Verbesserung von Qualität und Form der Fabrikwaren war. Zwar fehlt es auch in den Vereinigten Staaten noch an einer genügenden Durchdringung der industriellen Erzeugnisse mit künstlerischen Gedanken; immerhin aber scheint die amerikanische Industrie wenigstens auf dem richtigen Wege zu einer wirklichen Kunstindustrie zu sein und damit für die Lösung jener wichtigsten Aufgabe reif zu werden, die darin besteht, für die Erzeugnisse der allermodernsten Technik die ihnen adäquate künstlerische Form zu finden. Manches ist hier schon erreicht worden. Der amerikanische Maschinenbau zeichnet sich durch hohe Formvollendung aus und auch in der Stahlwarenfabrikation ist das Vorhandensein eines aus der Konstruktion des Gegenstandes erwachsenden, zur wirklichen Linienschönheit gesteigerten Formenprinzips unverkennbar. Allenthalben zeigt sich eine weitgehende Anpassung der Form an das Bedürfnis, die mindestens das eine beweist, daß den Amerikanern ein hohes Stilgefühl eignet, d. h. die Fähigkeit, eine Anzahl Formelemente zu einem einheitlichen Ganzen zu verarbeiten.

Eine ähnliche Entwicklung wie in England und den Vereinigten Staaten hat die Industrie auch in Deutschland und Österreich durchgemacht. Zum letzten Male fanden hier die Zeitverhältnisse in den zwanziger und dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts im bürgerlichen Nachempire, dem Stile der Biedermeierzeit, einen treffenden Ausdruck. Dann aber begann ein herbstliches Sterben, ein Niedergang zu kahlen, geschmacklosen Nützlichkeitsformen, dem selbst auch auf den Gebieten der Baukunst und der Ornamentik durch Männer wie Schinkel und Semper nur vorübergehend gesteuert werden konnte. Der Sieg der Maschinentechnik brachte schließlich das Absterben alles Kunstgefühls und die Nachahmung begann ihre Triumphe zu feiern. Die Zollvereinsabteilung auf der Londoner Weltausstellung von 1851 offenbarte den Tiefstand der deutschen Industrie in seiner ganzen Bedeutung.

Die Reformbestrebungen setzten zuerst in Österreich ein. Es gelang hier zunächst, die Baukunst zu neuem Leben zu erwecken und aus Gotik, Hellenismus und italienischer Renaissance den Großwiener Baustil zu schaffen. Eine Rückwirkung auf Dekoration, Möbelindustrie sowie Schlosser- und Bronzearbeit folgte und brachte auf diesen Gebieten wachsende Ehrlichkeit in der Behandlung des Materials wie größere Reinheit und Strenge der Form. Dann fing man an, das Augenmerk besonders auf die Erziehung des gewerblichen Nachwuchses zu richten. Der Gründung des österreichischen Museums für Kunst und Industrie (1871) folgte die Errichtung einer Anzahl weiterer kunstgewerblicher Museen, ein System kunstgewerblicher Fachschulen entstand und hatte die Hebung des Zeichenunterrichts in den Volks-, Mittel- und Gewerbeschulen zur Folge, während die Veranstaltung winterlicher Vortragskurse und die rasch wachsende kunstwissenschaftliche Literatur der Erziehung des Publikums diente. Auf dieser Grundlage konnte sich dann das österreichische Kunstgewerbe seit etwa 1876 rasch und selbständig entwickeln und einen erfreulichen Aufschwung nehmen, der freilich nicht lange anhielt, sondern schon Ende der achtziger Jahre in Stillstand und allmählichen Niedergang endete. Stil folgte auf Stil, Nachahmung und Historismus begannen wieder zu herrschen, bis dann endlich um die Jahrhundertwende sich neue Aussichten für eine günstigere Entwicklung des österreichischen Kunstgewerbes eröffneten.

Die Aufwärtsbewegung in der reichsdeutschen Industrie setzte etwas später als im benachbarten Österreich ein. Noch auf den Weltausstellungen zu Wien (1871) und Philadelphia (1876) erlitt sie ob ihrer ökonomischen Kleinlichkeit, technischen Rückständigkeit und ästhetischen Minderwertigkeit eine gründliche Niederlage. Auch dort, wo bedeutendere künstlerische Kräfte am Werke waren, wie z. B. in München, versagte die Industrie wegen der Unfähigkeit der gewerblichen Hilfskräfte. Es zeigte sich also auch hier, daß die Grundvoraussetzung für eine Fortentwicklung und künstlerische Durchbildung der Industrie eine gute Erziehung und Ausbildung der ausführenden Arbeiter und Gehilfen ist. In dieser Erkenntnis begannen sich Gewerbetreibende, Künstler und Kunstfreunde

zu Vereinen zusammenzuschließen, die einen zwar günstigen, aber doch bei weitem zu schwachen Einfluß ausübten. In gleicher Richtung wirkte die Gründung des mit einer Unterrichtsanstalt verbundenen Kunstgewerbemuseums in Berlin (1867). Seit Anfang der siebziger Jahre wurden dann gewerbliche Zeichen-, Bauhandwerker- und Kunstschulen in großer Zahl errichtet, die einige Zeit später wenigstens teilweise in kunstgewerbliche Fachschulen mit Lehrwerkstättenunterricht verwandelt und in den letzten fünfundzwanzig Jahren durch zahlreiche Anstalten ähnlicher Art ergänzt wurden. Zugleich setzte im Anschluß an den ersten und zweiten Kongreß deutscher Kunstgewerbevereine in München (1876, 1883) eine erste Blüte der deutschen Kunstgewerbevereine ein, die in Gemeinschaft mit der schnell wachsenden kunstgewerblichen Literatur rasch erzieherischen Einfluß auf Produzenten wie Abnehmer gewann. Unter diesen Umständen entwickelte sich die Herrschaft der deutschen Renaissance im deutschen Kunstgewerbe, die allerdings nicht entfernt das gehalten hat, was sie anfänglich versprach. Nur zu bald wurde aus ihr eine Renaissance „von der Maschine Gnaden", ja eine Karikatur des Vorbildes, die nicht imstande war, eine allgemeine künstlerische Veredlung der gewerblichen Produktion zu bewirken. Die Renaissance wurde zum Modestil, der fast immer durch Anwendung auf billigste Massenerzeugnisse verdorben und verzerrt wird. Das Ende war auch hier ein barbarisches Stilgemisch, von dem uns erst am Jahrhundertschluß die Gründungen der Dresdner und Münchener Werkstätten, der Darmstädter Künstlerkolonie und zahlreicher ähnlicher Institutionen unter der Führung von Männern wie Lichtwark und Muthesius, Schulze-Naumburg und van de Velde, Riemerschmid und Pankok, Olbrich, Bruno Paul, Peter Behrens und anderer, wie es scheint, endgültig befreit haben.

Schon auf der Pariser Weltausstellung zeigte sich die Wirkung dieser günstigen Wendung, wenn es auch noch an der Einheitlichkeit des großen Zuges fehlte und der vorwiegend dekorative Charakter der Gewerbekunst noch nicht durch Sachlichkeit und Reinheit der Form überwunden war. Und dann ging es rasch vorwärts. Das zeigte sich zuerst auf der Weltausstellung von St. Louis (1904), vor allem aber auf der dritten deutschen Kunstgewerbeausstellung zu Dresden (1906), die einen Markstein und Wendepunkt bedeutet. War die deutsche Gewerbekunst bis dahin im ganzen genommen mehr eine Künstlerkunst und ein vorwiegend theoretisches Kunstschwärmen, so drang sie von jetzt ab rasch in breitere Schichten. Und heute sind wir auf dem besten Wege, unter Führung der Dresdner Werkstätten und des 1907 im Kampfe mit dem Fachverbande für die wirtschaftlichen Interessen des Kunstgewerbes zu München gegründeten „Deutschen Werkbundes", dessen Zweck die Veredlung der gewerblichen Arbeit im Zusammenwirken von Kunst, Industrie und Handwerk durch Erziehung, Propaganda und Stellungnahme zu einschlägigen Fragen ist*), uns eine wirkliche

*) Seit 1912 gibt der Deutsche Werkbund in regelmäßiger Folge „Jahrbücher" heraus (verlegt bei Eugen Diederichs, Jena). Die beiden ersten 1912 und 1913 erschienenen vor-

Volksgewerbekunst zu schaffen. Schon ein flüchtiger Vergleich mit der Zeit vor etwa zwanzig Jahren beweist uns, welche gewaltigen Fortschritte die deutsche Industrie auch in Hinsicht auf die Ästhetisierung ihrer Erzeugnisse gemacht hat. Was unsere Möbelindustrie heute leistet, ist bekannt. Sie hat zum größten Teile den Historismus und die Neigung zum Dekorativen überwunden und angefangen, sich ihre Formen aus dem Gebrauchszweck des einzelnen Stückes zu ersinnen. Auch die deutsche Metallwarenindustrie genügt heute schon ziemlich hohen Anforderungen an Schönheit der Formen, Qualität der Arbeit und Echtheit des Materials. Peter Behrens, der künstlerische Beirat der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft in Berlin, arbeitet nun schon seit mehreren Jahren mit großem Erfolg an der künstlerischen Ausgestaltung der Formen von Dynamomaschinen, Turbinen, Kleinmotoren, elektrischen Kraftanlagen, Bogen- und Glühlampen, Ventilatoren und sonstigem elektrischen Kleingerät und erbringt so den Beweis dafür, daß die Kunst auch bei praktischen Dingen kein Luxus ist, sondern eine recht wichtige Mission zu erfüllen hat. Unsere Beleuchtungskörperindustrie leistet Hervorragendes, und die Maschinenarbeiten von Unternehmungen wie der Württembergischen Metallwarenfabrik, Kayser, Isis, Kallmeyer und Harris usw. vermögen auch schärferer Kritik standzuhalten. Die Kristallgefäße, die die moderne Glasindustrie auf den Markt bringt, sind das Entzücken aller Kenner, und auch die Erzeugnisse der keramischen Kunstindustrie haben zugleich mit der Mechanisierung des Fabrikationsprozesses und der Vergrößerung der Betriebe einen beträchtlichen Fortschritt in ästhetischer Hinsicht gemacht, wenn ihnen auch die ruhige Vornehmheit, die jedem guten Kunstwerk eigen sein muß, zumeist noch fehlt. Die Druckindustrie ist ebenfalls ein tüchtiges Stück vorangekommen. In Typenguß und Satzanordnung hat man viel gelernt, der Buchschmuck beschränkt sich nicht mehr auf ein paar Dutzend Vignetten und Umrahmungen, sondern wird von wirklichen Künstlern im Einklang mit dem Ganzen hergestellt, der Bucheinband befindet sich trotz seiner Billigkeit qualitativ auf seltener Höhe, und selbst die Reklame hat einen starken künstlerischen Einschlag erhalten.

So geht es auf weiten Gebieten der Industrie nicht nur ökonomisch-technisch, sondern auch ästhetisch vorwärts. Theoretisch bemerkenswert ist dabei, daß die moderne kunstgewerbliche Bewegung in den letzten Jahrzehnten in ihrer Richtung völlig umgekehrt worden ist. Die Absicht ihrer Begründer war die Wiederbelebung des Handwerks durch Rückkehr zur Kunstindustrie. Ruskin hatte als seine sozialpolitische Lebensaufgabe den Kampf gegen Großbetrieb und Massenproduktion, Arbeitsteilung und Maschinentechnik betrachtet. Morris teilte diese Maschinenfeindschaft mit ihm, wenn er sich auch bald von der praktischen Unentbehrlichkeit der Maschine überzeugen mußte, und auch in Amerika und Deutschland huldigten zahlreiche Künstler und selbst Techniker dieser Ansicht.

züglich ausgestatteten, mit schönen Abbildungen geschmückten Bände zeugen von seinen Bestrebungen und bisherigen Leistungen. Auch über die Organisation des Werkbundes findet man in ihnen Aufschluß.

Dem Gedanken der Wiederbelebung des Handwerkes und nicht der Fabrikindustrie zuliebe hat man Museen, Fachschulen und Lehrwerkstätten errichtet, Ausstellungen und Preisausschreiben veranstaltet. Die Erfahrung hat indessen überall gelehrt, daß für den Kleinbetrieb von diesen Bestrebungen sehr wenig abgefallen ist. Abgesehen etwa von der Schlosserei, die durch die Wiederverwendung schmiedeeiserner Gitter, Türen, Laternen und dergleichen einiges gewonnen hat, hat kaum ein Handwerk größeren Nutzen aus der modernen Kunstgewerbebewegung gezogen. Tatsache dagegen ist es, daß alle geschäftlich erfolgreichen Träger der kunstgewerblichen Bewegung Fabrikbetriebe großen und größten Stils sind. Damit aber ist der praktische Beweis erbracht worden, daß die Maschinenindustrie nicht nur präzis gearbeitete, billige Massenprodukte, sondern auch künstlerisch durchgebildete und höheren ästhetischen Anforderungen genügende Fabrikate zu liefern vermag.

Freilich dasjenige, was Männern wie Ruskin, Morris und anderen Künstlern an der Handwerkerarbeit überhaupt und besonders beim Kunsthandwerk so vortrefflich erschien — die Vereinigung von Künstler und Handwerker in einer Person —, ist in der modernen Industrieentwicklung völlig verloren gegangen. Verfolgen wir die Industrieentwicklung vom mittelalterlichen Handwerk bis zur modernen Maschinenindustrie, so sehen wir mit steigender Kompliziertheit des Arbeitsprozesses eine wachsende Differenzierung eintreten, die allmählich die völlige Trennung des entwerfenden Künstlers vom ausführenden Arbeiter bewirkte. Eine neue, durch die Spezialisierung und Verfeinerung der Technik gebotene, feingegliederte Arbeitsorganisation bildete sich in der Industrie heraus, die mit dem Siege der Maschine auch in das Kunstgewerbe ihren Einzug gehalten hat. Der organisierte Unternehmer bildet heute auch in der Kunstindustrie den Mittelpunkt, um den sich alles dreht. Er ist der Vermittler zwischen Künstlern und ausführenden Arbeitern, er kauft vom freischaffenden oder festangestellten Künstler die Entwürfe und Vorlagen für seine Produkte und läßt sie dann — den Wunsch nach Massenabsatz im Herzen — von einer Schar verschieden qualifizierter Arbeiter auf mechanischem Wege herstellen. Fast will es scheinen, als wenn bei dieser Organisation der kunstgewerblichen Produktion die ausführenden Arbeiter jeder tiefergehenden Ausbildung entraten könnten. Das ist indes ein schwerer Irrtum, von dem uns schon ein flüchtiger Überblick über die moderne Kunstgewerbebewegung leicht zu befreien vermag. Eine künstlerische Durchsättigung aller Formen des Maschinenzeitalters erfordert eine künstlerische Durcharbeitung auch der industriellen Herstellungsweise. Und diese wieder läßt sich nur erzielen, wenn alle industriellen Hilfskräfte eine Ausbildung erhalten haben, die nicht nur auf die Beherrschung der Technik abzielt, sondern auch ästhetisches Erkennen uud Empfinden im Arbeiter wachrufen will.

Und noch ein anderes hat sich zugleich mit dem siegreichen Vordringen des industriellen Massenfabrikates, des Maschinenerzeugnisses und der damit ver-

knüpften Umgestaltung des Konsums gewandelt, das ist das Verhältnis von Kunst und Bedürfnis. Da in den meisten Fällen nicht künstlerischer Schaffensdrang, sondern das Streben nach Bedürfnisbefriedigung den Ausgangspunkt menschlicher Tätigkeit bildet, so ist es sicher richtig, wenn behauptet worden ist, die Eigenproduktion sei dasjenige System der Bedarfsdeckung, das der Eigenart der Kunst am besten entspricht. Es läßt der künstlerischen Schaffenskraft den weitesten Spielraum und bringt die Kunst am wenigsten in Abhängigkeit von wirtschaftlichen Faktoren. Ein Blick in die Kulturgeschichte beweist das. Die Kunst der mittelalterlichen großen kirchlichen und feudalen Haushalte war ein Produkt gemächlicher Arbeit und ungestörter Muße ohne Schielen nach Gewinn. Produzent und Konsument, Künstler und Liebhaber bilden auf dieser Stufe noch eine Person. Der Künstler schafft für sich, wenn er für seine kirchliche Organisation oder den Hof und die Schatzkammer seines Herrn arbeitet. Ein gewisser Wandel trat darin bereits unter der Herrschaft des Handwerks ein. Hier, im System der Kundenproduktion, arbeitet der Kunsthandwerker für das ganz bestimmte Bedürfnis eines ganz bestimmten Menschen, des Kunden, nach dessen persönlichem Geschmack sich in der Regel die Ausführung zu richten hat. Wenn auch um des Gewinnes willen gearbeitet wird, so behält auf dieser Stufe das Erzeugnis doch noch immer eine persönliche Färbung, die nicht von Modetendenzen erdrückt wird, und läßt der künstlerischen Schaffenskraft des Handwerkers einen verhältnismäßig weiten Spielraum. Anders auf der nächsten Stufe, der Stufe der Warenproduktion, der Massenerzeugung für den Markt. Hier wird das Streben nach Gewinn zum obersten maßgeblichen Wirtschaftsgrundsatz. Der Fabrikant ist zunächst nur am Absatz interessiert, nicht an der Herstellung. Er sieht in erster Linie auf die Gebrauchsfähigkeit der Fabrikate für die Allgemeinheit, er will einen Massenbedarf decken, vermeidet deshalb alle individualisierende Gestaltung und liefert typische, dem Bedürfnis und Geschmack des Durchschnittsmenschen angepaßte Zweckgebilde. Die Herrschaft der Mode beginnt, sie mobilisiert den Bedarf, bemächtigt sich der Kunstformen und zwingt den Künstler in die Knechtschaft des Industriellen. Die Folge ist ein Schwinden aller charakteristischen Eigenschaften, aller künstlerischen Individualität aus den Formen der Industrieerzeugnisse. Der Bedarf wird einförmig und das Alltägliche, die „Dutzendware", gewinnt das Feld.

Die Untersuchung hat gezeigt, daß die Industrie, und besonders die deutsche, im Begriff ist, diesen Zustand zu überwinden. Die siegreiche Kunstgewerbebewegung hat in wirtschaftlicher Hinsicht vor allem den Erfolg gehabt, daß sie in weiten Kreisen die Erkenntnis von der großen Bedeutung einer qualitativen Hebung der Industrieerzeugnisse und ihrer Ästhetisierung für den Volkswohlstand geweckt hat. Um aber tiefergehende Fortschritte in dieser Richtung zu machen, ist es vor allem nötig, eine Umgestaltung des Bedarfs in dem Sinne herbeizuführen, daß das Volk, der Abnehmer, in Zukunft wieder höhere Ansprüche an Solidität, Qualität und künstlerische Gestaltung der Produkte stellt als

bisher. Erst wenn auf allen Gebieten der Industrie die Roherzeugnisse nicht nur zu industriellen Fabrikaten schlechthin, sondern zu ästhetischen und kunstgewerblichen Wertgegenständen umgestaltet und verarbeitet werden, erst wenn der Fabrikant sich nicht mehr der Nouveautésucht und dem raschen Modewechsel fügen muß, sondern es ohne Gefahr für seinen Geschäftsbetrieb wagen kann, den billigen Massenartikeln nach Qualität und Form hochwertige Erzeugnisse entgegenzusetzen, erst dann wird die Kunst wieder zu einem die ganze gewerbliche Produktion durchdringenden Prinzip werden.

Die Mexikofrage

Von Navalis

Eine mexikanische Frage besteht seit dem Sturze des langjährigen Präsidenten und Diktators Porfirio Diaz. Ihm als erstem war es gelungen, die Vereinigten Staaten von Mexiko mit starker Hand zusammenzufassen. Aufstände, Unruhen, Räubereien wurden unterdrückt, und zwar mit grausamer rücksichtsloser Strenge. Porfirio Diaz und seine Gehilfen sind nie wählerisch in ihren Mitteln gewesen, und wenn es etwas zu bestrafen galt, so kam es nicht immer darauf an, ob der Schuldige mit unter den Bestraften war. Man „statuierte Exempel", um nach innen und nach außen zu zeigen, daß die Hand des Herrn überall gegenwärtig war und von ihrer Stärke nichts verloren habe. War irgendwo ein Mord begangen worden, so erging von der Hauptstadt aus der Befehl, in Ermangelung des Mörders eine gewisse Zahl von Menschen in der Gegend des Mordes zu exekutieren. Dieses summarische Verfahren war vielleicht oft notwendig, aber es konnte nicht fehlen, daß es, ebenso wie viele entsprechende Akte der Regierungswillkür, steigende Erbitterung erregte, deren Betätigung nur durch die Furcht gehindert wurde. Die Erbitterung stieg um so mehr, als im Laufe der Diazschen Regierungszeit das gewaltige Gebiet von Mexiko aufhörte, eine terra clausa zu sein: Verkehrsmittel und Eisenbahnen wurden geschaffen und Fremde kamen in das Land, gewinnbringendem Erwerb nachzugehen. Diese Fremden, besonders Amerikaner, brachten ihre eigenen Auffassungen staatlichen Lebens, bürgerlicher Freiheiten und Gerechtsamen mit, die mit den von Diaz in seinen patriarchalischen Akten bezeugten nichts weniger denn zusammengingen. Gewiß ist noch eine Reihe anderer Momente hinzugekommen, aber es steht wohl außer Zweifel, daß zu einem sehr bedeutenden Teile die kritische und eben dadurch verhetzende Tätigkeit der zugezogenen Fremden die Erbitterung gegen Diaz im eigenen Lande dauernd und wirksam geschürt hat. Bereits als

Porfirio Diaz' Ansehen, nach innen wie außen, noch gesichert schien, urteilten erfahrene Deutsche im Lande, es könne so nicht weitergehen, über kurz oder lang müsse die Verrottung der Zustände zu gewaltsamen Entladungen führen. Dieses Urteil hat sich bald darauf als im wesentlichen richtig herausgestellt. Unrichtig dürfte nur sein, für die Verrottung der Zustände dem Regierungssystem Diaz' und den Mitteln, die es anwandte, allein die Schuld zuzuschreiben. Auch auf englischer, zumal aber auf amerikanischer Seite ist dies fälschlicherweise geschehen. Es ist sicher ungerecht. Man wird nicht behaupten können, daß Diaz ohne die Mittel, die er anwandte, überhaupt etwas hätte erreichen können. Seine damaligen Mexikaner waren keine Unschuldsengel, die durch seine Herrschaft verdorben worden wären. Auf der anderen Seite haben englische Kenner Mexikos recht, die die Möglichkeit einer erneuten Einführung des Diazschen Regierungssystemes durch einen neuen starken Mann bestreiten. Die Verkehrserschließung Mexikos hat dafür zuviel verändert. Es ist ein wichtiges Moment, das heute wie in Zukunft weit mehr bleibt als eine geschichtliche Tatsache, daß die Unzufriedenheit des Fremden, insbesondere des nordamerikanischen Elementes, mit den Diazschen Regierungsformen viel zu Diaz' Sturze beigetragen hat. Wäre für die Zukunft denkbar, daß etwa Huerta oder eine andere Persönlichkeit von Stärke und Entschlossenheit die Vereinigten Staaten von Mexiko regierte, so würde sie doch bei aller Notwendigkeit gelegentlichen rücksichtslosen Durchgreifens modernere Methoden anwenden müssen als der alte Diaz sie anwandte. Nach außen freilich hatte auch er es schon versucht. Während der letzten Zeit seiner Regierung war es sein Bestreben gewesen, bei England und bei Japan Schutz gegen die immer drohender werdende Übermacht der Vereinigten Staaten von Amerika zu finden. Aber es war zu spät; nur das Gegenteil des von ihm angestrebten Ergebnisses erreichte Diaz: seine Beziehungen zu Japan erregten die Mißbilligung und Besorgnis der Vereinigten Staaten in so hohem Maße, daß sie unverzüglich auf dem üblichen Wege, mittels Geld und Revolution, auf seinen Sturz hinzuarbeiten begannen. An Diaz' Stelle trat Madero, der, semitischer Abstammung, von Anfang an in Spekulationsgeschäften tätig, aller zum Herrschen nötigen Eigenschaften ermangelte. In Washington glaubte man von ihm, der nach jeder Richtung hin in den Händen der Vereinigten Staaten war, er sei der den amerikanischen Interessen entsprechende Präsident von Mexiko. Man irrte sich, denn Madero war doch „einige Nummern zu schwach". Nicht nur konnte er sich keine Autorität verschaffen, er mehrte alle schon vorhandene Korruption indirekt durch neue: seine zahlreichen Verwandten, die das Land aussogen, wurden an Zuständen schuld, die man selbst in Mexiko als unerträglich empfand. Es folgte Maderos Ermordung und nach dem kurzen Regierungsintermezzo des Generals Diaz, Porfirios Neffen, der Aufstieg General Huertas zur Macht (vgl. Jahrgang 1913, Heft 52), der nun entschlossen zu sein scheint, Mexiko durch einen Krieg gegen die Vereinigten Staaten von Amerika zusammenzuschweißen und zu retten.

Alle entscheidenden Ursachen für das nun schon so lange währende mexikanische Elend liegen bei den Vereinigten Staaten von Amerika. Es würde nur zum Teil richtig sein, zu sagen, sie lägen in Washington. Sind es doch, abgesehen von der Regierung der Vereinigten Staaten, große amerikanische Finanzgruppen, die ein starkes Mexiko mit einer selbständigen inneren und auswärtigen Politik als unerträglich erachten. Die Standard Oil Company steht hier an erster Stelle; davon später. Wie bei fast allen großen politischen Fragen muß man auch in der mexikanischen mit der Geographie anfangen, will man die voraussichtliche Linie ihrer Lösung finden.

Mexiko ist das Nachbarland der Vereinigten Staaten, das Übergangsgebiet von der nordamerikanischen Landmasse zur mittelamerikanischen Enge. Ebenso wie die Vereinigten Staaten von Amerika reichen auch die Vereinigten Staaten von Mexiko über die ganze Breite des Kontinents vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean. Die amerikanisch-mexikanische Landgrenze ist lang, die Berührungsfläche eine ununterbrochene: die beiden Länder sind von der Natur aufeinander angewiesen. Da die Vereinigten Staaten von Amerika bei ihrem ungeheuren Überflusse an unausgefülltem Raum territoriale Expansion weniger nötig hatten, noch haben als irgend ein anderes Volk der Erde, so wäre normal gewesen, daß ein friedliches und reibungsloses Verhältnis zwischen ihnen und Mexiko herrschte, sobald Mexiko nach außen und innen ruhig war. Unter Porfirio Diaz war dieser Zustand in einem seither nicht vorhandenen Grade eingetreten, und doch nahmen gerade damals die tiefgehenden Differenzen zwischen den Vereinigten Staaten und ihrem Nachbarlande den Anfang: Porfirio mußte beseitigt werden. Aus dieser Tatsache allein schon geht das Unrechtmäßige und Aggressive der gesamten Mexikopolitik der Vereinigten Staaten hervor. Hätte man ihre Vertreter aber damals gefragt, ob sie den Besitz von Mexiko wünschten, so würden sie ohne Zweifel und mit aller Aufrichtigkeit derartige Wünsche in Abrede gestellt haben. Und doch wäre diese Aufrichtigkeit nur eine scheinbare und oberflächliche gewesen. Man wollte ebenso wie heute über Mexiko politisch und wirtschaftlich gebieten, ohne es im landläufigen Sinne des Wortes verantwortlich zu besitzen. Mexiko sollte politisch willenlos, aber nur den Vereinigten Staaten fügsam, es sollte wirtschaftlich lediglich Objekt sein, aber wiederum nur für die Vereinigten Staaten. Ob man das als Monroedoktrin, als eine ihrer später zu erörternden Ausgestaltungen bezeichnen und in ein historisch sich entwickelndes politisch-wirtschaftliches System der Vereinigten Staaten eingliedern will, ist ohne Belang, zudem trübt eine solche Systematisierung leicht den Blick. Im Grunde liegt in dem amerikanischen Verfahren und Wollen wahrlich nichts „Doktrin"haftes, nichts Doktrinäres enthalten, vielmehr eine sehr einfache Form des politischen und wirtschaftlichen Egoismus. Diese Form ist so einfach und primitiv, daß die Vereinigten Staaten das begreifliche Bedürfnis gehabt haben, sie zu umkleiden mit „prinzipiellen" Motiven und mit allerhand Brimborium unegoistischen Aussehens.

Überlegt man von diesem Standpunkte aus, so ergibt sich logisch, daß für die Vereinigten Staaten ein im Inneren ruhiges Mexiko mit geordneten Zuständen unerträglich sein muß, sobald es sich erlaubt, Versuche einer selbständigen auswärtigen Politik anzustellen. Muß doch eine auswärtige Politik Mexikos mit natürlicher Notwendigkeit darauf hinauslaufen, bei einer dritten Macht zum mindesten Rückhalt, unter Umständen Unterstützung gegen den großen, immer erdrückender erscheinenden Nachbar im Norden zu finden. So wurde denn Porfirio Diaz, als er versuchte, mit Japan in nähere Verbindung zu treten, von den Vereinigten Staaten gestürzt. Freilich wirkte dabei noch ein anderes mit: der später des näheren zu erörternde amerikanisch-englische Kampf um die Ölquellen Mexikos. Nach außen hin zeigte sich dieser Kampf nur als eine mit allen Mitteln betätigte Konkurrenz zwischen der Standard Oil Company und der englischen Firma Pearson. Diaz protegierte die englische, Madero die amerikanische Firma. Wiederum ist es nur folgerichtig, daß Huerta von Anfang an Konzessionen an die englische Firma wohlwollend gegenübergestanden hat im Gegensatze zu solchen an die amerikanische.

Dazu kommt nun noch ein sehr wichtiger Punkt: der Panamakanal. Seitdem die Vereinigten Staaten seinen Bau beschlossen hatten, hat jedem ihrer politischen Leiter als selbstverständlich festgestanden, daß dieser Kanal politisch und militärisch uneingeschränkt unter ihrer Autorität stehen müsse. Man war zunächst durch alte Verträge gebunden, die insbesondere durch das englische Interesse an einer Wasserstraße zwischen dem Stillen und dem Atlantischen Ozean zu einem anscheinend unüberwindlichen Hindernis wurden. Die Vereinigten Staaten warteten aber ihre Zeit ab und, als Großbritannien durch den Burenkrieg in langdauernde Verlegenheit geraten war, erreichte der Staatssekretär Hay zur Zeit der Präsidentschaft Mac Kinleys, daß durch den Hay-Pauncefote-Vertrag die Vereinigten Staaten tatsächlich Herren des künftigen Kanals wurden. Wenige Jahre nachher wurde auch das Ziel erreicht, aus dem Kanalgebiet amerikanisches Gebiet zu machen. Man versuchte zunächst die Einwilligung Kolumbiens zu einem entsprechenden Landkaufe zu erlangen. Kolumbien aber zeigte sich, heimlich von England gestützt, gänzlich abgeneigt. Der Präsident der Vereinigten Staaten, Roosevelt, war jedoch um Auskunft nicht verlegen: im Panamagebiet Kolumbiens entstand plötzlich eine „Revolution", Panama erklärte sich als selbständig, wurde von den Vereinigten Staaten unmittelbar anerkannt und beeilte sich, den Vereinigten Staaten nunmehr das gewünschte Landgebiet für den Bau des Panamakanals einschließlich vorgelagerter Inseln mit allen Rechten und Befugnissen, wie sie nur dem Eigentümer und der Landeshoheit zustehen, zu verkaufen. Im Hay-Bunau-Varilla-Vertrage ist diese Übertragung ausgesprochen worden. Damit ist die Forderung eines früheren Präsidenten der Vereinigten Staaten, Hays, der künftige Panamakanal müsse einen Teil der Gewässer und der Küsten der Vereinigten Staaten bilden, erfüllt. Die sich aus dieser Auffassung ergebenden Konsequenzen: Befestigung des

Kanals und seiner Mündungen und militärische Kontrolle überhaupt durch die Vereinigten Staaten, ihre unbedingte politische Autorität allen Dingen und Verhältnissen gegenüber, die mit dem Kanal zusammenhängen, sind inzwischen unter der Präsidentschaft Mr. Tafts gezogen worden. Daß die jeweiligen Leiter der Vereinigten Staaten sich feierlich auf die Neutralität des Kanals verpflichten, ändert daran naturgemäß nichts. Man wird in Washington jeweilig dasjenige Verfahren hinsichtlich des Kanals als Neutralität bezeichnen, das gerade den politischen, militärischen und wirtschaftlichen Interessen der Vereinigten Staaten während einer Krisis entspricht, welche überhaupt die Frage der Neutralität direkt oder indirekt aufwirft. Als die Befestigungsfrage des Kanals in Washington erörtert wurde, ließen sich in der englischen und japanischen Presse „warnende" Stimmen hören: die Vereinigten Staaten möchten in letzter Stunde noch ein Einsehen haben und den Kanal internationalisieren. Das würde auch in Wahrheit den Verträgen entsprechen, außerdem die Vereinigten Staaten von einer schweren Last der Verantwortung befreien. Die Gründe dieser sogenannten Warnungen liegen zu klar auf der Hand, als daß nötig wäre, auf sie einzugehen. Für die Vereinigten Staaten war und ist es selbstverständlich, daß sie den Kanal in jeder Hinsicht als ihr ausschließliches Eigentum behandeln. Alle Verträge, Rechte, Doktrinen usw. sind wieder nur dürftige Umkleidungen dieses Zieles, das wir selbstverständlich nennen, weil es geographisch, politisch, wirtschaftlich und militärisch ein Naturrecht und damit eine Naturpflicht bedeutet. Deutschland hat sich denn auch in der Erkenntnis dieser Lage und vor allem der entscheidenden Tatsache, daß die Macht hier auf seiten der Vereinigten Staaten liegt, ohne weiteres mit der amerikanischen Stellung abgefunden. Sie braucht uns auch nicht schädlich zu sein.

Ist nun der Panamakanal mit seinem Gelände Territorialgewässer und Boden der Vereinigten Staaten geworden, so sind doch diese Gewässer und ist dieser Boden, gleich einer Insel und doch wieder nicht wie eine solche, örtlich vom Gebiet der Vereinigten Staaten völlig getrennt. Zwischen Insel und Festland liegt die schiffbare, an sich neutrale, gleichwohl beherrschbare Wasserfläche, zwischen dem Kanalgebiete und den Vereinigten Staaten liegt Mexiko. Vielleicht ist die große Bedeutung dieses Verhältnisses der öffentlichen Meinung der Vereinigten Staaten noch nicht annähernd in ihrem vollen Umfange zum Bewußtsein gelangt, zumal die landesübliche Überschätzung der eigenen Kräfte und die Unterschätzung alles dessen, was nicht amerikanisch ist, den Blick gerade für künftige Gefahren in den Vereinigten Staaten zu trüben pflegt.

Beziehen wir einige der schon gemachten Überlegungen nunmehr auch auf den Panamakanal, so erklärt sich, weshalb die Vereinigten Staaten ein starkes und selbständiges Mexiko mit einer Tendenz nach England oder gar nach Japan hin nie dulden werden. Der Panamakanal hat, wie alle Dinge auf dieser Welt, seine zwei Seiten, eine rein vorteilhafte und eine gefährliche, deren Entwicklung durch Nichtbeachtung seitens

der Vereinigten Staaten schwersten Schaden zur Folge haben kann. Der Panamakanal muß, wenn er nicht genügend geschützt ist, zu einer schwachen und damit gefährdeten Stelle für die Vereinigten Staaten, zum Angriffspunkt für ihre Gegner werden. Er ist um so gefährdeter, je mehr er sich im Machtbereiche der Gegner der Vereinigten Staaten befindet und sich ihrem eigenen entzieht. Bei der ungeheuren Länge, besonders der pazifischen Küstenausdehnung der Vereinigten Staaten und der dann noch bis zum Kanal reichenden mexikanischen Küste, ist die wirksame Überwachung und Verteidigung der westlichen Kanalmündung schon an und für sich ein schweres Problem. Liegt aber zwischen den Vereinigten Staaten und dem Kanal noch ein feindselig gesinntes oder unsicheres Mexiko, so ergibt das eine Lebensgefahr für den Kanal und damit auch für die Vereinigten Staaten selbst. Deshalb erregte auch jede sichtbare Beziehung zwischen Mexiko und Japan gleich eine so große Erregung in den Vereinigten Staaten. Von Diaz wurde erzählt, daß er nicht nur Bündnisverhandlungen mit Japan betrieben, sondern auch ihnen die an der Westküste Mexikos liegende Magdalenenbucht als Kohlenstation und Flottenstützpunkt für die japanische Flotte angeboten habe. Sieht man sich die Karte daraufhin an, so bedarf es keines Beweises, daß eine solche Flotte auf die Magdalenenbucht gestützt, eine ähnliche Gefahr für den Kanal darstellen würde, wie etwa — nur in kleineren Entfernungsverhältnissen — eine englische Flotte, auf die Insel Helgoland gestützt, für den deutschen Nordostseekanal. Wie man sich in den Vereinigten Staaten gerade zu dieser Frage stellte, zeigt der folgende Vorgang jüngster Vergangenheit sehr drastisch. Um die Angelegenheit zu verstehen, müssen wir kurz auf die Vorgeschichte zurückgreifen*):

In den achtziger Jahren hatte die mexikanische Regierung einem Bürger der Vereinigten Staaten eine Landkonzession gegeben, welche die Küste der Magdalenenbucht einbegriff. Im Laufe der Jahrzehnte ging die Konzession, nachdem die Eigentümer in Zahlungsschwierigkeiten gekommen waren, in die Hände der Gläubiger über, man gründete eine Gesellschaft und versuchte das Gebiet zu verkaufen. Unter den Kauflustigen befand sich eine japanische Gesellschaft. Der Vertreter der amerikanischen Gesellschaft wandte sich im Jahre 1911 an den Staatssekretär des Auswärtigen mit der Anfrage, ob gegen den Verkauf an die japanische Gesellschaft etwas einzuwenden sei. Der Staatssekretär, Mr. Knox, antwortete in etwas gewundener Weise, ließ aber keinen Zweifel darüber, daß er den Verkauf an die japanische Gesellschaft nicht für richtig halte und blieb auf diesem Standpunkte auch, nachdem ihm mitgeteilt worden war, daß die amerikanischen und japanischen Unternehmer sich auf Halbpart der Anteile einigen wollten, auch die Mehrheit in der Direktion, außerdem der Leiter Vorsitzender der Gesellschaft Amerikaner sein sollten. Nachdem das Auswärtige Amt also seine erste Ablehnung auch unter diesen

*) Wir folgen hier der Darstellung des Falles durch Dr. H. Kraus in seinem ausgezeichneten Buche „Die Monroedoktrin" (Verlag von J. Guttentag, Berlin).

erheblich veränderten Verhältnissen bestätigt hatte, kam in den ersten Monaten des Jahres 1912 die Sache im Senat zur Sprache und zwar durch den Senator Lodge. Dieser nahm seinen Ausgangspunkt von der Verhandlung der Schiedsgerichtsverträge und führte als Beispiel für die Unmöglichkeit ihrer Annahme gerade die Magdalenenbucht an: wenn eine große östliche Macht direkt oder indirekt von einem Hafen an der Westküste von Mexiko Besitz ergreifen würde, um ihn militärisch zu benutzen, so müßten die Vereinigten Staaten unmittelbar intervenieren, und zwar unter Berufung auf die Monroedoktrin. Die Vereinigten Staaten könnten sich in einem solchen Falle unter keinen Umständen auf Einleitung eines internationalen Schiedsverfahrens einlassen. Gerade zurzeit sei eine indirekte Bewegung im Gange, um für eine fremde Macht die Magdalenenbucht zu erlangen. Im weiteren Verfolge der Angelegenheit innerhalb des Senates erklärte der Staatssekretär, er habe keinerlei Anlaß gehabt, die Sache von Amts wegen anhängig zu machen, da die japanische wie die mexikanische Regierung amtlich irgendeine Verbindung mit den Bemühungen jener japanischen Gesellschaft in Abrede gestellt hätten. Der erwähnte Senator Lodge erklärte in seinem Berichte über die Sache für ganz belanglos, ob die Regierungen direkt daran beteiligt seien oder nicht. „Der dünne Schleier einer Korporation berührt die Angelegenheit nicht." Schließlich faßte der Senat eine Resolution des Inhaltes:

„Es wird beschlossen, daß, wenn ein Hafen oder ein anderer Platz in den amerikanischen Kontinenten so gelegen ist, daß seine Besetzung für maritime oder militärische Zwecke den Verkehr oder die Sicherheit der Vereinigten Staaten zu bedrohen geeignet ist, — die Regierung der Vereinigten Staaten den Besitz eines solchen Hafens oder anderen Platzes nicht ohne schwere Besorgnis in den Händen einer Korporation sehen würde, die eine derartige Beziehung zu einer anderen nichtamerikanischen Regierung hat, daß dieser Besitz die tatsächliche Kontrollgewalt für maritime oder militärische Zwecke an diese Regierung gibt."

Ob man diesen Senatsbeschluß nun als „Lodgedoktrin" bezeichnet oder anders: er ist von großer Bedeutung, allgemein dadurch, daß er die Erwerbung ausländischer Handelsgesellschaften an gewissen Punkten amerikanischen Bodens mit der alten Forderung: Monroedoktrin hinsichtlich europäischer Kolonisierung und Fußfassung überhaupt einfach identifiziert. Es versteht sich weiter von selbst, daß die praktische Anwendung dieser Doktrin beinahe unbegrenzte Möglichkeiten eröffnet. Die Vereinigten Staaten können, wo auch immer eine ausländische Gesellschaft auf amerikanischem Boden — also dem Boden eines der beiden amerikanischen Kontinente oder der sie umgebenden Inseln — ein Areal zu kaufen versucht, um dort in irgendeiner Form Geschäfte zu machen, erklären, daß dieser Punkt als Waffenplatz oder Hafen usw. Wichtigkeit besitze oder gewinnen könnte. Daraufhin würde dann die betreffende Handelsgesellschaft ihre Ansprüche zurückziehen müssen. Natürlich wird hier die Machtfrage, sei es

direkt, sei es indirekt, entscheidend sein und deshalb würden die Vereinigten Staaten wohl auch nur da eingreifen, wo sie entweder tatsächlich die Macht besitzen, oder aber annehmen, daß sie für die Mächtigeren gehalten werden. Mit Mexiko gelang es den Vereinigten Staaten, weil ihnen der Dollar gestattete, als sie es nötig hatten, eine erfolgreiche Revolution ins Werk zu setzen. Aus dem organisierten Staatenbunde Mexiko ist seit dem Sturze von Diaz anarchisches Drunter und Drüber geworden. Mexiko ist nicht mehr bündnisfähig, ja kaum in der Lage, auch nur Beziehungen zu einer anderen Macht anzuknüpfen, wenn diese nicht bereit ist, für die Aufrechterhaltungen solcher Beziehungen unmittelbar gegen die Vereinigten Staaten den Schild zu erheben.

Damit wäre also ein Hauptzweck der Washingtoner Politik erreicht: daß Mexiko als Staat den Vereinigten Staaten und insonderheit dem Panamakanale nicht gefährlich ist. Auf der anderen Seite aber ist dieses wildbewegte anarchische Meer nicht nur eine Gefahr, sondern ein auf die Dauer unhaltbarer Zustand. Das gilt an sich, aber auch für die Vereinigten Staaten, denn je hoffnungsloser die staatlichen Zustände in Mexiko werden, desto mehr muß es als herrenloses Gebiet anderer Mächte, z. B. Japan reizen, dort Fuß zu fassen und im selben Maße würde es schwieriger werden, amerikanischerseits solche Versuche zum Kriegsfalle zu machen, — wenn man nicht selbst die Hand auf Mexiko legen wollte.

Es ist eine weitverbreitete, neuerdings vielleicht ein wenig in der Abnahme begriffene Ansicht, daß die Vereinigten Staaten im Grunde vor Begierde brennten, in Mexiko einzurücken und es ihrem Gebiete anzugliedern. Hätte man das gewollt, so würde es längst geschehen sein, denn durch das lange Warten haben die Vereinigten Staaten nichts gewonnen, sondern sind vielmehr, wie die Gegenwart zeigt, in eine diplomatisch und politisch wenig angenehme Lage gelangt. Die wirtschaftlichen Interessen aller Nationen sind in Mexiko schwer geschädigt worden und werden weiter geschädigt, weil das Land aufgehört hat, ein aufnahmefähiger Markt zu sein und weil Besitz und Leben der dort wohnenden Fremden seit mehreren Jahren unausgesetzt gefährdet sind. Die Vereinigten Staaten leiden selbst unter den Unruhen Mexikos und seiner wirtschaftlichen Ertragloſigkeit am allermeisten, gar nicht davon zu reden, daß hunderte von Amerikanern im Laufe der letzten beiden Jahre während der mexikanischen Unruhen ermordet worden sind, viel mehr noch ihren Besitz verloren haben. Für das Ansehen eines Landes wie der Vereinigten Staaten ist es außerdem nicht vorteilhaft, wenn es ein großes Nachbarland in der Anarchie beläßt, oder gar diese Anarchie fördert und unterhält, nachdem es sie selbst hervorgerufen hat. Dieses Moment tritt um so mehr hervor, als die Vereinigten Staaten sich ja nach den verschiedenen „Doktrinen" jede außeramerikanische Einmischung auf den amerikanischen Kontinenten verbitten und oft genug ihre eigene Pflicht und Fähigkeit betont haben, selbst für Ruhe und Ordnung zu sorgen. In

Mexiko haben sie nicht um des mexikanischen Wohles willen, sondern auf Grund eigener rein politischer Interessen die Revolution geschaffen und sie — vielleicht gegen ihr wohlverstandenes Interesse — chronisch gemacht. Jetzt stehen sie vor der Frage, wie diesem Zustande ein Ende zu machen sei, und wissen kein Mittel.

Es ist merkwürdig, wie mächtig auch im politischen Leben der Zufall ist. In der letzten Zeit der Taftschen Präsidentschaft, als die übrigen Mächte den General Huerta als Präsidenten von Mexiko bereits anerkannt hatten, zögerte Taft noch, nur um vor der Anerkennung eine kleine Grenzberichtigung von Mexiko zu erreichen. Die Verhandlungen zogen sich indes über das Ende der Taftschen Amtswaltung hinaus. Mr. Wilson folgte und dieser warf dann ganz plötzlich und unerwartet die „grundsätzliche und sittliche" Frage auf: Huerta sei nicht verfassungsmäßig zum Präsidenten gewählt worden, er sei — was tatsächlich nicht stimmt — der Mörder Maderos. Moralische und konstitutionelle Gründe, so erklärte Wilson, hinderten ihn, Huerta anzuerkennen. In seiner Botschaft stellte der Präsident als neue „Wilsondoktrin" den Grundsatz auf, daß die Vereinigten Staaten über die Gesetzlichkeit der Regierungen in anderen amerikanischen Staaten, überhaupt über deren Verfassungen usw. zu wachen berechtigt seien. Man weiß nicht, wie die Entwicklung sich noch gestalten kann, bis jetzt aber erscheint jener Entschluß Wilsons, Huerta nicht anzuerkennen, als ein Fehler, sowohl inbezug auf Mexiko wie auf die Vereinigten Staaten. Nicht nur alle anderen Mächte, nicht nur alle ihre Gesandten in Mexiko waren der Überzeugung, daß Huerta, und zwar er allein, in der Lage sei, Ruhe und Ordnung im Lande herzustellen, sondern auch der amerikanische Gesandte war dieser Ansicht und hat sie vertreten. Es war vergeblich, Wilson blieb bei seiner Auffassung und machte in der Folge eine Reihe von Versuchen, Huerta zum Rücktritte zu bewegen und „verfassungsmäßige Wahlen" in Mexiko stattfinden zu lassen, um dann mit Einwilligung Huertas einen anderen Präsidenten an seine Stelle zu setzen. Huerta blieb, parierte alle Schläge und Intrigen mit Ruhe und Geschicklichkeit. Aus den gleichen moralischen und verfassungsmäßigen Gründen unterstützte dann Wilson die sogenannte Verfassungspartei, die vom Norden Mexikos aus gegen das Regime Huertas sich auflehnte und mit Truppen und Banden Krieg gegen seine Truppen führte. Der Führer dieser aufständischen Bewegung ist Carranza, sein fähigster General Villa. Zurzeit, wo diese Zeilen geschrieben werden, scheint die Rebellenpartei erfolgreich vorzudringen, nachdem sie die wichtige Stadt Torreon, am Knotenpunkte verschiedener Bahnlinien, den Schlüssel und das Bindeglied zwischen Nord- und Süd-Mexiko bildend, erobert hat. Unerhörte Greuel aller Art gegen Eingeborene und Fremde sind von den Aufständischen begangen worden, die Präsident Wilson aus moralischen Gründen gegen Huerta unterstützt, den einzigen, der Ruhe schaffen will und es auch kann. Eines Eingehens auf Einzelheiten, die morgen schon ganz anders als heute aussehen können, enthalten wir uns mit Fug. Zur Stunde vermag niemand zu sagen, wie die Dinge

sich entwickeln werden, welche Partei die Oberhand gewinnen, welche Rolle die Vereinigten Staaten spielen werden.

Kehren wir zur Frage zurück, welches die Endabsichten der Vereinigten Staaten und insbesondere Wilsons in und mit Mexiko sein können. Was die Persönlichkeit Wilsons anlangt, so ist darauf eine Antwort schwer zu geben. Er ist trotz seiner unzweifelhaften geistigen Bedeutung kein Staatsmann und am allerwenigsten ein praktischer Ratgeber in auswärtigen Dingen. Was seinen Staatssekretär des Auswärtigen, Mr. Bryan, betrifft, so ist bei ihm von solchen Eigenschaften noch weniger die Rede, zumal die geistige Bedeutung Bryans an die Wilsons nicht heranreicht. Daß Wilsons moralische und konstitutionelle Bedenken gegen Huerta Heuchelei und Vorwand seien, ist vielfach geglaubt worden. Wir möchten uns dieser Auffassung nicht anschließen, sondern Wilsons Bedenken für subjektiv echt ansehen. Dadurch werden sie an sich nicht stichhaltiger, sind aber für die Beurteilung des Wilsonschen Standpunktes von Wert.

Vielleicht wird später einmal ein Zeitpunkt kommen, wo man über alle wirklichen An- und Absichten Wilsons und seiner Berater einwandfrei urteilen kann. Heute muß man sich mit Vermutungen begnügen, vor allem aber mit den Folgen und den voraussichtlichen Ergebnissen dieser Politik. So weltfremd Wilson und Bryan auf dem Gebiete der internationalen Politik sind, so werden sie doch nicht umhin können, wenigstens den Wunsch nach einem beruhigten Mexiko zu hegen, wohlverstanden einem solchen, das sich unter ihrer Vormundschaft befindet. Das alte Spiel der Vereinigten Staaten, in Mexiko Revolutionen zu organisieren, um ihnen unbequeme Machthaber zu drücken oder sie in die Luft zu sprengen, kann auf die Dauer ihre Politik nicht befriedigen. Das natürliche Ziel der Politik der Vereinigten Staaten, absolute Beherrschung des Gebietes zwischen ihren südlichen Landgrenzen und dem Panamakanal, kann hinsichtlich Mexikos, wie wir gesehen haben, auf zwei Wegen erreicht werden: Eroberung des Landes oder Einsetzung eines tatsächlich von Washington abhängigen Präsidenten. Was die letzte angeht, dürfte freilich immer wieder die Schwierigkeit auftauchen und sich wahrscheinlich als unüberwindlich zeigen, daß ein solcher Präsident über kurz oder lang heftigen Widerstand im eigenen Lande bei Männern finden wird, die mit der nationalen Devise eine Fronde gegen ihn organisieren. Er würde auch, wenn er sich von den erwähnten Fehlern Maderos freihielte, als Verräter der mexikanischen Unabhängigkeit einen Teil der Bevölkerung gegen sich haben. Man sieht also: ein mexikanischer Präsident erweckt sich, wenn er von den Vereinigten Staaten abhängt, automatisch im eigenen Lande die Revolution, die ihm von den Vereinigten Staaten im selben Augenblicke angezettelt wird, wo er von ihnen unabhängig ist oder zu werden versucht.

Der erstgenannte Weg, Eroberung des Landes Mexiko, würde, akademisch betrachtet, natürlich am gründlichsten und sichersten zum Ziele führen. Dabei wäre die Frage ohne besondere Bedeutung, ob man dem eroberten

Mexiko nachher, wie etwa der Insel Kuba, eine gewisse formale Selbständigkeit ließe oder nicht. Es mag sein, daß Wilson und ebenso Bryan die radikale Methode, gewaltsame Eroberung des Landes, aufrichtig und aus Prinzip nicht wollen, weil sie Kriegführen für unmoralisch halten und Gebietserwerb ebenfalls. Wie diese beiden Männer und die sonst maßgebenden Politiker und Militäre über die militärische Möglichkeit einer solchen Eroberung denken, wissen wir nicht, das heißt, wie sie wirklich darüber denken. Öffentlich ist schon unzählige Male von ihnen geschrieben worden: die Machtmittel der Vereinigten Staaten seien so groß, daß die Eroberung Mexikos und die Vernichtung jedes bewaffneten Widerstandes, auch der Räuberbanden usw., leicht und eine Sache kurzer Zeit sein würde. Die ganz Vorsichtigen gehen soweit, zuzugeben: so einfach sei vielleicht das Unternehmen nicht, aber um seine Schwierigkeiten zu ermessen, müsse man erst einmal anfangen, aus etwaigen Mißerfolgen lernen und die Sache dann durchführen, einerlei, wie lange es dauern möge. Daß die Vereinigten Staaten auf diesem letztgenannten Wege schließlich zum Ziele gelangen würden, ist anzunehmen, denn Geld ist im Überfluß vorhanden und Massen, die sich für einen Mexikokrieg anwerben ließen, sicherlich auch genug. Aber — der Weg würde viel Zeit brauchen. Während dieser Zeit wären die Vereinigten Staaten nach allen anderen Seiten hin annähernd lahmgelegt und andere Mächte, in erster Linie wohl Japan, würden ohne Zweifel die Gelegenheit benutzen, eigene Wünsche auf Kosten der Vereinigten Staaten zu befriedigen. Das japanische Gespenst beunruhigt die amerikanischen Politiker schon jetzt in hohem Grade; es hat tatsächlich den Anschein, als ob man eine derartige Festlegung der Kräfte in Mexiko durch einen mexikanischen Eroberungsfeldzug als eine Gefahr ernsten Charakters betrachtet. Das ist freilich Sache persönlicher Ansicht, und es ließe sich wohl denken, daß in Washington plötzlich Männer an das Ruder kämen, die mit der ganzen amerikanischen Überschätzung der eigenen Machtmittel und Kräfte daraufloshandeln würden. Irgendwelche Voraussagen sind also auch hier unmöglich. Auf der anderen Seite wird die Beurteilung der Lage ganz ungemein erschwert, ja beinahe unmöglich gemacht durch den Schleier, der über den mexikanischen Verhältnissen liegt. Nicht nur ist man nicht darüber unterrichtet, ob Huerta Truppen in genügender Menge wie in genügender Qualität zur Verfügung stehen, um wenigstens die Möglichkeit eines Gelingens zu verbürgen, sondern auch über seine finanzielle Lage und deren Aussichten, über seine persönliche Stellung und die seiner Regierung weiß man seit Monaten nichts zuverlässiges, außer daß sie sich trotz aller gegenteiligen Voraussagen amerikanischerseits immer noch gehalten haben. Unmöglich ist ferner, zu beurteilen, wie sich die Lage gestalten würde, wenn die Vereinigten Staaten sich trotz aller Grundsätze und Bedenken gezwungen sähen, Mexiko zu erobern, oder, wenn man will, „militärisch zu durchdringen“. Möglicherweise würde dann die jetzige Revolutionspartei sich gleich oder später ebenfalls gegen

die Vereinigten Staaten kehren. Abgesehen davon aber: wir sind überhaupt über die Stärke und Möglichkeit eines nationalen Volkswiderstandes, der gegen amerikanisches Eindringen vielleicht organisiert werden könnte, gar nicht unterrichtet, wir haben keinerlei Maßstab auch nur für eine Schätzung. Einige behaupten, die Amerikaner würden überall in Mexiko hartnäckigen Widerstand finden, auch die Räuberbanden würden sich als ihre Feinde erweisen, jedes Dorf würde sich bis zur Vernichtung verteidigen und seine Einwohnerschaft dann einen schweifenden Guerillakrieg gegen die Amerikaner führen. Die anderen, und zwar meistens Amerikaner behaupten: die Bevölkerung sei im ganzen erschöpft, verarmt und ausgesogen durch die Jahre der Revolution und Anarchie, die Vereinigten Staaten würden bei entschlossenem Vorgehen keinen Widerstand finden und dementsprechend auch andere Mächte sich hüten, sie zu stören oder überhaupt sie so zu behandeln, als ob sie sich in Verlegenheit befänden.

Wir haben, um Wiederholungen nach Möglichkeit zu vermeiden, einen für die mexikanische, ja für die ganze mittelamerikanische Frage höchst bedeutenden Faktor nur andeutungsweise berührt. Sie wird durch das Wort Petroleum kurz und sehr erschöpfend bezeichnet. Vielleicht geht man zu weit, die mexikanischen Wünsche und Nöte der Vereinigten Staaten nur als einen „Kampf um die Ölkanne" zu bezeichnen. Die Bedeutung dieses Kampfes um die Ölkanne ist aber eine ungeheure. Es ist einwandfrei von Sachkundigen festgestellt worden, daß Mexiko als Ölerzeugungsland schon nach ganz kurzer Zeit an die erste Stelle unter allen ölerzeugenden Gebieten rücken wird, sobald die inneren Zustände eine entsprechende Ausnutzung ermöglichen. Ähnliche, vielleicht nicht ganz so weitgehende Möglichkeiten zeigen sich im eigentlichen Mittelamerika. Die Bedeutung des Öls und damit der Ölgebiete ist seit einer Reihe von Jahren in schnellem Wachsen begriffen, nachdem der Ölmotor auf Schiffen eine steigende Entwicklung genommen hat. Die erste See- und Handelsmacht der Welt, Großbritannien, hat seit Jahr und Tag offiziell und inoffiziell weitsichtige Anstrengungen zu machen begonnen, um sich Ölgebiete in möglichst vielen Teilen der Welt zu sichern. Über die großen Ölkonzessionen der britischen Firma Pearson in Mexiko ist schon gesprochen worden. In den kleinen mittelamerikanischen Republiken scheint Großbritannien sich ebenfalls erfolgreich zu bemühen. Man sieht, die Ölfrage ist nicht nur eine solche des wirtschaftlichen und kaufmännischen Wettbewerbs, eine des erreichten oder entgangenen Gewinnes — sie kann zu einer solchen politischer und militärischer Natur erster Ordnung werden. Das Öl der Ölquellen, auch wenn sie irgendwo mitten im Lande liegen, kann man hunderte von Kilometern weit durch Rohrleitungen bis an einen Hafenort führen und dort direkt verwenden oder verladen. Darin liegt, was z. B. Mexiko betrifft, eine Aussicht gefährlicher Konkurrenz für die Vereinigten Staaten. Auch sie erzeugen Öl. Nach Eröffnung des Panamakanales würden Mexiko und die ölproduzierenden mittelamerikanischen Republiken ihr Öl direkt an Häfen heranleiten können, die dem Panamakanale

viel näher liegen als die amerikanischen Ölausfuhrhäfen, ja ohne Zweifel können von den mittelamerikanischen Republiken, vor allem aus Columbien Ölleitungen direkt an den Kanal oder seine Umgebungen herangeführt werden. Das amerikanische Öl könnte dieser Konkurrenz ohne Zweifel nicht standhalten, um so weniger, als, wie gesagt, die Ölproduktion Mexikos und Mittelamerikas noch große Möglichkeiten von unberechenbarer Ausdehnung in sich schließt. Die zweite Seite, die politisch-militärische, ist ebenfalls klar. Wir halten es nicht für unbedingt sicher, wie manche glauben, daß in absehbarer Zeit die Kohle auf Kriegs- und Handelsschiffen überhaupt durch das Öl ersetzt werden wird, unbezweifelbar ist aber, daß die Bedeutung des Öls für die Schiffahrt mit seiner Reichlichkeit auf der Erde wachsen wird. Seemächte, deren Notwendigkeiten auf und über den Ozeanen liegen, werden deshalb, wie das Beispiel Englands schon zeigt, mehr und mehr versuchen, sich Ölquellen zu sichern, zumal weil die Schiffsölheizung gerade für große Wasserflächen eine besondere Bedeutung hat: ein Kriegsschiff kann auch in Kriegszeiten leichter, schneller und deshalb gefahrloser Öl nehmen als Kohlen, um seinen Feuerungsvorrat aufzufüllen. Dieses Moment ist strategisch von höchster Wichtigkeit. Danach liegt auf der Hand, daß die Vereinigten Staaten den Wunsch haben müssen, das mexikanische Ölgebiet, wenn nicht wirtschaftlich sich zu sichern, so doch es politisch und militärisch für den Kriegsfall immun zu machen. Das ist aber wiederum nur möglich durch politische Beherrschung Mexikos in irgendeiner Form. Aus diesen Ausführungen geht des weiteren hervor, daß die Öl- und die Verkehrsfragen die Interessen der Vereinigten Staaten politisch, militärisch und wirtschaftlich über Mexiko hinaus nach Süden ausdehnen, ja, auch auf den südamerikanischen Kontinent hinüber. Wie man diese Interessen jetzt schon im Auge hat, zeigte das Verhalten der Washingtoner Regierung in der Frage der Galapagoinseln. Durch den Panamakanal und das Öl ist die ganze riesige mittelamerikanische Bucht ein Gebiet intensivsten künftigen internationalen Wettbewerbes geworden. Was wir vorher vom Panamakanal allein sagten, muß man in diesem Zusammenhange auf die mittelamerikanische Bucht mit den sie umgebenden Ländern einwenden: sie muß eine Stelle der Schwäche und damit eine Angriffsstelle, von anderen Mächten aus gesehen, für die Vereinigten Staaten werden, wenn diese es nicht fertig bringen, rechtzeitig ihre eigene Macht dorthin zu setzen und aus der schwachen Stelle eine starke zu machen; wirtschaftlich, politisch und militärisch. Ob ihnen das gelingt, läßt sich auch nicht entfernt voraussagen. Daß zu einem Gelingen der Besitz von Mexiko in irgendeiner Form notwendig ist, kann nicht bezweifelt werden. Ob es den Vereinigten Staaten anderseits gelingt, dieses Ziel zu erreichen, ist die Frage der Gegenwart und nächsten Zukunft, ist die Frage, um deren Beantwortung eben jetzt blutig gerungen wird.

Die Hexe von Mayen

Roman

Von Charlotte Niese

(Schluß)

Herzog Hans Adolf sagte nicht viel, als er den Jammer sah, und auch Josias konnte nur den Kopf schütteln und ein übers andere Mal seine derbsten Flüche ausstoßen. Aber dann gingen die Herren zu den Flüchtigen, suchten sie zu beruhigen und sie zu bewegen, ihre Heimat wieder zu suchen. Bonn war schon im Herbst von den Brandenburgern erobert und die Franzosen zogen sich aus der Gegend fort, um an die holländische Grenze zu gehen.

Marschall Luxemburg, der dort den Befehl hatte, sollte geäußert haben, er wäre kriegsmüde, wie die anderen.

Ihm, seinem alten Gegner, hoffte Hans Adolf noch auf flandrischem Gebiet zu begegnen und ein Wörtlein mit ihm zu reden. Jetzt aber war es für die Rheinischen an der Zeit, zum Frühjahr das eigene Land zu bestellen, und zu versuchen, Früchte davon zu ernten.

In Andernach trafen die Herren mit kurtrierschen Beamten zusammen, die auch versuchten, die jammernde Bevölkerung zu ermutigen und ihnen Hilfe zu schaffen. Das war schwer genug, aber einige Männer hörten doch auf Zuspruch und Ratschläge, und wie sie merkten, daß man Teilnahme für sie empfand, kam über einige neuer Mut.

Dazu trugen die vornehmen Frauen bei, die das Elend zu lindern suchten, wo sie es nur fanden. In der Herberge zu Andernach waren die fürstlichen Wagen untergestellt, und sowohl die Herzogin wie Heilwig gingen jeden Morgen aus, um Hilflose zu pflegen und zu versuchen, ihnen Unterkommen zu verschaffen.

Manches Kind ward in diesem Elend geboren, mancher müde Wanderer schloß seine Augen zur ewigen Ruhe, die vielleicht für ihn die erste war, die milde Herzogin gab Ratschläge, wo sie nur konnte, und legte Hand an, wo es nötig tat. Und Frau Heilwig wanderte auf ihren Spuren. Weshalb war sie traurig gewesen, mißmutig und müde? Durfte sie klagen, wenn sie sah, daß sie nur zu danken hatte, für unverdiente Gnade?

Eine ganze Woche waren die Reisenden in Andernach, dann kam eine Botschaft von den Generalstaaten, daß man auf den Herzog warte. Es sollte eine Schlacht gegen die Franzosen geschlagen werden, und der Herzog durfte nicht fehlen.

Also rüstete er sich zur Weiterfahrt, nachdem er noch eine ernste Konferenz mit dem kurfürstlichen Rat gehabt hatte, der immer von neuem gelobte, den Armen zu helfen, wie es nur in seiner Macht stände.

Als Josias mit der Nachricht zu Heilwig kam, daß es am morgenden Tage weiterginge, fragte sie ihn, ob er denn so notwendig in den Generalstaaten zu tun habe? Er war überrascht.

„Es ist doch abgemacht, daß wir mit seiner Gnaden reisen," entgegnete er. „Zudem ist das Land noch sehr unsicher und es ist geraten, daß wir über Bonn nach Köln fahren und von dort über die Grenze, wo keine Franzosen zu finden sind."

„Ich aber möchte einmal nach Mayen fahren!" sagte Frau Heilwig. „Dorthin, wo sie mich einst als Hexe oder Ketzerin einsteckten. Auch das Kloster Laach sähe ich gern wieder, wo der Abt so gütig war, und dann das kleine Dorf, wo die edle Frau Brewer wohnte, die mir damals viele Gutheit erwies. Können wir nicht ein wenig hinter den fürstlichen Herrschaften herfahren, daß mir mein Wunsch gewährt wird? So nahe bin ich denen, die mir einst Freundlichkeit erwiesen, und Ihr habt noch manchen Gulden in der Tasche. Soll ich an denen, die vielleicht im Elend sitzen, vorübergehen, wie Priester und Levit im Gleichnis vom Samariter?"

Sie sprach lebhaft, wie lange nicht, und ihre Augen waren blau geworden wie in jungen Tagen. Herr Josias war überrascht. Im Grunde war er nicht gewohnt, daß seine Frau anders wollte als er. Dann aber gefiel es ihm, daß Heilwig mit ihm einen längeren Satz gesprochen hatte, wie seit Monden nicht, und daß ihre Augen so blau waren.

Aber er gab nur eine ausweichende Antwort und ging alsbald zum Herzog, um ihm dies sonderbare Gelüste seiner Eheliebsten zu melden.

Der aber war sehr zufrieden.

„Laßt sie gewähren, lieber Herr! Warum soll ein Weib nicht auch einmal ihren Willen durchsetzen? Hätte ich Zeit, würde ich gleichfalls zum Abt nach Laach gehen, wo es, wie ich höre, übel aussehen soll, und das Städtlein mit dem schiefen Turm, das Ihr so wacker einnehmen halfet, solltet Ihr Euch doch ansehen. Meiner Treu!" er wurde lebhaft. „Mich deucht, ein paar Tage könnten die Generalstaaten mit ihrer Schlacht noch verziehen, glaube auch gar nicht, daß sie schon fertig sind. Ich reite mit Euch, denn zum Fahren gibt es nichts auf diesen Wegen!"

Am nächsten Morgen schon ritten der Herzog, Josias und Frau Heilwig nach Laach hinauf. Es war März geworden. Die Sonne lag auf den verödeten Feldern, und die Bäume, die nicht abgeschlagen oder verbrannt waren, begannen zu knospen. Dazu wehte ein scharfer Wind von Osten her und weiße Wolken eilten über den klaren Himmel dahin.

Gerade, als die Reiter auf den steinigen Weg in die Berge gelangten, begannen in Andernach die Glocken zu läuten. Der Herzog sah sich um.

„Die heilige Genoveva sendet uns einen Gruß!" sagte er lächelnd.

„Die heilige Genoveva?" Heilwig hielt ihr Pferd an. „Ist das die Genoveva von Mayen?"

„Es ist die heilige Genoveva von Paris!" erklärte der Fürst. „Sie ist schon seit vielen Jahrhunderten eine Heilige gewesen, und diese Kirche ist ihr geweiht. Zwar soll es hier in der Nähe noch eine geben, von ihr habe ich gehört, und ich meine auch, daß in Laach eine Geschichte von ihr in der Klosterbibliothek zu finden ist. Aber die Rechte ist sie denn doch wohl nicht gewesen!"

Er begann, nach seiner lebhaften und belesenen Art, von den Heiligen der römischen Kirche zu berichten, und Josias, der vorritt, gähnte einige Male verstohlen. Denn zu den Heiligen rechnete er nur die Apostel, und auch von ihnen war seine Kenntnis nicht groß. Heilwig aber hörte dem Herrn aufmerksam zu und fragte manches. Wie sie nun durch den sprießenden Wald ritt, die reine Luft einatmete und die ziehenden Wolken sah, da war es ihr, als würde sie wieder jung, und Gedanken, die lange in ihr geschlummert hatten, wurden wach und bewegten ihr Herz. Dann hielt die kleine Schar auf der Höhe und sah hinab auf den See, auf das Kloster. Der See war da, ihm hatte der Feind nichts anhaben können, aber das Kloster lag zum Teil noch in Trümmern. Viele fleißige Gestalten, in der Kutte und ohne sie, schafften emsig, aber jeder konnte sehen, daß hier Schätze zerstört waren, die niemals wiederkehrten.

Ein Mönch kam den Reitern entgegen, begrüßte sie, sobald er merkte, daß sie friedliche Absichten hatten und führte sie zum Prior, der gerade den weißen Kalkbrei rührte und sich nicht von einem Maurer unterschied. Aber als er die an einem Baum hängende Kutte überwarf und sich die Hände und Gesicht gewaschen hatte, war es ein vornehmer Mann, der sich seiner Arbeit nicht schämte. Als der Herzog sich zu erkennen gab, entstand unter den anderen Mönchen eine Bewegung, und einer von ihnen, ein alter Mann, trat hervor und brach in Tränen aus.

„Ach, Euer Gnaden, wie anders ist es hier gewesen als Ihr das letztemal hier waret! Damals hatten wir noch unser Kloster, an das kein Feind Hand legte, unsere Bibliothek, unsere heiligen Reliquien! Wo ist alles geblieben? Der Feind nahm uns alles; und als wir in der Höhle unter dem Hochstein saßen, weil wir doch nicht alle sterben wollten, da waren es Teufel, die hier hausten!"

Unter Weinen berichtete er vom Abt Plaudus, den der Schlag gerührt hatte und der nun ein hilfloser Greis war, der kein Gedächtnis mehr hatte, und mit dem man sprechen mußte, als wäre er ein kleines Kind. Der Schlaganfall war gekommen, als er zum dritten Male aus dem Kloster fliehen mußte.

„Wir hatten niemanden, der uns half, gnädiger Herr, wie Ihr uns damals halfet!" setzte der alte Bruder hinzu und richtete dann seine Augen auf Heilwig, die vom Pferde gesprungen war und ihm atemlos zuhörte.

„Die edle Frau hat sich wenig verändert!“ sagte Bruder Basilio und sah sie freundlich an. „Ah, es muß gut wohnen sein in dem Nordenland. Da bleiben die Haare golden und die Runzeln stellen sich nicht ein!“

Vor der Kirche war eine große Holzhütte errichtet. Hier speisten die Mönche, da ihr Refektorium in Trümmern lag, und hier boten sie den Reisenden eine einfache Erfrischung, die gern angenommen wurde. Hier war es, wo Heilwig zu ihrem Mann ging und ihn um etliche Gulden bat, die sie dem Prior für seine Kirche schenken wollte. Der Evangelische entsprach wortlos dem Wunsch seiner Gattin.

„Es sind zwar Papisten!“ sagte er nachher halb entschuldigend zum Herzog, der aber lächelte nur.

„Da wir uns evangelisch nennen, so wollen wir auch evangelisch handeln, lieber Herr!“

Lange blieb die kleine Gesellschaft nicht in Laach; was sollte sie da? Ein wenig hatten sie geholfen und ein wenig Trost gebracht; es war besser, die Mönche ihrer Arbeit zu überlassen. Wortlos ritten die Herren und sahen sich auch nicht um, nur Frau Heilwig hielt noch einmal ihr Pferd an und blickte zurück auf den blauen See, auf die Ruine von Laach, auf den einst so stolzen Wald. Der war verwüstet und verbrannt, aber, wie das Kloster wieder auferstehen würde, so würde der Wald wieder wachsen. Denn die Natur war gnädig, wenn der Mensch zu arbeiten verstand. Und der Mensch mußte nicht allein innerlich, sondern auch äußerlich an sich arbeiten.

In Niedermendig waren viele Häuser zerstört und wer von den Einwohnern hier war, der sah feindselig auf die Vornehmen, die hoch zu Roß kamen und nicht verhungert oder zerlumpt waren.

Aber der Hof der Frau von Brewer war mit derselben hohen Mauer umgeben, wie einstmals, und auf der Mauer saß ein großer weißer Kater und betrachtete die Ankömmlinge.

Josias klopfte an die schwere Eisentür und aus einem Guckfenster schob sich ein alter grauhaariger Kopf.

„Hier wird nimmer offen gemacht! Zu essen gibt es nix und kaput zu schlagen auch nix mehr!“

Es half nichts, daß Josias versicherte, daß der Feind nicht mehr in der Nähe wäre und daß die Fremden der edlen Frau von Brewer eine kurze Aufwartung machen wollten; die Tür ging nicht auf, der Kater schnurrte gleichmütig von oben hinab und die alte Stimme zeterte einige Verwünschungen.

„Die alte Gritt läßt keinen herein, wenn die Frau nit daheim ist,“ sagte ein Bauer, der aus einer Hütte auftauchte. „Quer im Kopf ist sie, und eine Hexe obendrein. Aber sie ist ein guter Kettenhund!“

Es blieb den Reitern nichts anderes übrig, als ihre Pferde gen Mayen zu lenken, das gar bald vor ihnen lag. Der schiefe Kirchturm stand noch und die vier Türme der Stadtmauer. Aber der alte Gefangenenturm war bis auf

einige Reste verschwunden, und die Genovevaburg, die einst so stolz in das Land sah, war rauchgeschwärzt und zusammengeschossen.

„Der Franzmann hat gut von Melac gelernt!“ sagte der Herzog finster, als die kleine Schar langsam in die in Schutt liegenden Gassen einritt.

Hier war es wie überall, wo die Welschen gehaust hatten. Leere Fensterhöhlen, eingestürzte Häuser, Berge von halbverbrannten Steinen.

Hier und dort versuchte ein mutiger Bürger, wieder sein Haus zu flicken und den Schutt wegzuräumen. Andere saßen an den Ecken und bettelten. Was sollten sie bauen oder arbeiten? Kam dann nicht wieder der Feind und nahm ihnen alles, auch das Leben?

Am Marktplatz, vor dem verbrannten Rathaus, lag eine Herberge, die mühsam zusammengeflickt war; hier stiegen die Reiter ab und stellten die Pferde ein. Der Wirt war unfreundlich, wie alle, denen sie begegneten. Aber als er merkte, daß die Reisenden wirklich bezahlten und nichts nehmen wollten, wurde er umgänglicher. Als Frau Heilwig über den Marktplatz nach einigen Kindern sah, die schmutzig und zerlumpt mit einigen Steinen spielten, zeigte er auf einen Mann, der gerade um die Ecke kam und einen Napf mit Essen trug.

„Der kommt manchmal und gibt den Bälgern was zu essen. Nämlich, wenn er was hat. Ist ein armer Schlucker, wie wir alle, und hat auch nie was gehabt. Verkehrt ist er im Kopf, denn, was er hat, sollte er für sich behalten. Seine Schwester sitzt bei ihm und zwei Kinder. Der ihr kranker Mann ist von den Franzleuten totgeschlagen worden und ihr Hab und Gut ist nit mehr da!“

Frau Heilwig ging über den Marktplatz, dorthin, wo der Mann seinen vollen Napf hingestellt hatte und die schmutzigen Kinder mit einem Holzlöffel speiste. Sie wußte, daß es Sebastian von Wiltberg war, und es wurde ihr klar, daß sie niemals fest an seinen Tod geglaubt hatte und sich kaum wunderte, ihn hier zu sehen. Er hatte sich wenig verändert. Seine schwarzen Haare hatten wohl einige Silberstreifen und sein Gesicht war schärfer und müder geworden, aber, wie er stand und sich niederbeugte zu den Geringsten, so hatte sie ihn sich immer gedacht. Sie ging auf ihn zu, nannte seinen Namen, und er schien sich kaum zu verwundern. Es stieg wohl eine feine Röte ihm ins Gesicht und einen Augenblick atmete er schwer, dann aber setzte er seinen leeren Napf hin und reichte Heilwig die Hand.

„Es ist viel zu tun hier!“ sagte er, „und meine Arbeit über die heilige Frau liegt verstaubt. Aber die Franzen haben sie mir gelassen, was von dem Allmächtigen eine große Gnade ist. Denn es ist mehr an ihr zu tun, als ich jemals dachte, und die Arbeit vom Bruder Onofrius in Laach ist in Rauch aufgegangen!“

Herr Josias sah die zwei zusammenstehen und ruhig miteinander sprechen. Gerade, als lägen nicht sechzehn Jahre zwischen dem Tag, da Sebastian von Wiltberg die Hexe aus dem Turm rettete, sondern als wäre es gestern geschehen. Und doch waren es andere Menschen, die hier standen. Frau Heilwig groß

und schön, aber mit der ruhigen Würde der Frau, die sich ihres Wertes bewußt ist, und Sebastian abgeklärt und voll von Nächstenliebe.

So ganz genau hätte Josias sich sein Gefühl niemals erklären können, aber er stapfte mit klirrenden Schritten auf den Wiltberg zu, schlug ihn auf die Schulter und lachte vor Freude.

„Herr, seid Ihr es wirklich, und die Schlacht bei der Konzer Brücke hat Euch nichts getan? Ich sah Euch wie tot liegen, nachdem Ihr Euch brav geschlagen hattet, und ich habe Euch wahrhaftig betrauert!"

„Der Allmächtige hat mich behütet und die grauen Brüder flickten mich wieder zusammen!" entgegnete Sebastian lächelnd. Wie er sich jetzt umwandte, sah man, daß er schief ging und daß er mitunter nicht leicht atmete.

„Ihr rettetet mir damals das Leben, Herr!" fuhr Josias eifrig fort, „und wenn ich Euch in diesen schrecklichen Zeiten mit etwas helfen kann, dann tue ich es mit Freuden!"

„Hier hilft nur die Zeit und wenn es einmal Frieden werden möchte!" entgegnete Sebastian und verbeugte sich vor dem Herzog, der auch auf ihn zutrat, ihn erkannte und sehr viel Freundliches sagte. Weil er der Vornehmste war, so ging er mit Herrn von Wiltberg voran, und Heilwig mit ihrem Mann folgte ihm. Sie waren schweigsam geworden. Ernsthaft sah die Frau von Sehestedt auf die kleinen in Schutt und Asche liegenden Gassen, und ihre Gedanken gingen rückwärts. Damals kam die Liebe wie ein Blitzstrahl über sie, sie hatte ihr entsagen müssen, und neben ihr schritt Josias, der ihr immer treu geblieben war, der jetzt geduldig ihre Kälte trug, ihre Einsilbigkeit, ihre Launen. Er war anders als der, den sie damals so liebte, aber der hatte sie lange vergessen über der Arbeit an der heiligen Genoveva! Eifrig redete er auf den Herzog ein, berichtete vom Krieg, vom Elend der Einwohner. Hatte er jemals wieder ihrer gedacht?

Sebastian von Wiltberg wandte sich um und zeigte auf ein winziges Häuschen, das sich duckte unter einem größeren und an dem kein Rauch, noch andere Verwüstung zu sehen war.

„Es ist bewahrt geblieben!" sagte er und klopfte an die Tür, die gleich aufging. Eine ältere Frau stand in der Öffnung, mit demselben angstvollen Ausdruck, wie er damals allen vom Krieg Bedrängten eigen war. Dann sah sie Heilwig, und schlug die Hände zusammen.

„Das Fräulein aus dem Turm!"

„Ein Fräulein bin ich lange nicht mehr, aber ich kenne dich auch wieder, Kätha!" rief Heilwig, ihr die Hand reichend.

„Ja ich bin es, edle Frau, und wenn ich es auch gut bei der edlen Frau von Brewer gehabt habe, so wollte ich doch lieber wieder nach Mayen und zu meinem Junker! Besonders, wo all das Schlimme kam!"

Kätha wischte sich die Augen, und als die zwei fremden Herren mit Sebastian in sein kleines Wohngemach traten, schob sie Heilwig in die kleine erbärmliche Küche.

„Ich möchte schon weg von hier!“ flüsterte sie mit alter Vertraulichkeit, „weil die edle Frau Kolbin hier ist und das Regiment an sich reißen will, was ich mir nit bieten lassen mag. Der Junker sagt, ich sollte mich in christlicher Nächstenliebe üben, aber die edle Frau ist nit so, daß man sich bei ihr üben möchte!“

Aber dann schlug sie wieder die Hände zusammen, betrachtete Heilwig liebevoll und ließ sie auf einem hölzernen Schemel Platz nehmen.

„Ach, die edle Jungfrau! Wie habe ich mich oft nach Euch gesehnt, Frau, da es hier immer schlimmer wurde und man oft nit aus noch ein wußte, vor Hunger und Kummer! Manchmal habe ich gedacht: ei, wäre doch das Fräulein hier! Aber sie ist nit wiedergekommen und man hat es ihr nit verdenken können. Dazumal aber hat der Stadtschreiber die Menschen verkehrt gemacht, und nachher hat er die Stadt verraten und selbst keinen Lohn dafür gehabt. Die Franzen haben ihn aufhängen wollen, weil er mehr wollte als sie gelobten, und dann soll er ein Umhertreiber geworden sein! Und unser Junker Wiltberg, der für tot an der Konzer Brücke liegen bleibt und dann doch wiederkehrt. Gerade als die edle Frau von Kolben das Häuschen verkaufen wollte, mit allem, was darinnen war. Aber der Junker ist zur rechten Zeit heimgekehrt, hat seine Schreiberei gerettet und auch einen Packen mit Frauenkleidern. Oben im Giebel hat er gelegen!“

Frau Heilwig lächelte ein wenig und Kätha lächelte gleichfalls.

„Ich hab sie gekriegt, edle Frau, und sie sind mir viele Jahre Sonntagsstaat gewesen, bis sie nit mehr zusammenhalten wollten, und die edle Frau Brewer sagte: Tu sie weg! Denn ich bin manches Jahr in Niedermendig gewesen, habe die Hochzeit vom Junker Franz Xaver gefeiert, und gebetet, als bei ihm ein kleiner Junker geboren ward. Der gute Herrgott und die heilige Jungfrau sorgen vor; denn der Herr Franz Xaver ist in der Pfalz gegen die Franzosen gefallen und der kleine Junker sitzt jetzt bei der edlen Frau Brewer und hat auch mit ihr in den Steinbrüchen gewohnt, als im vorigen Herbst der Feind uns überfiel und alles brannte und tot stach, was ihm vor Augen kam!“

Kätha schauderte, während sie langsam weiter sprach.

„Mich wundert es, daß ich noch lachen und weinen kann, edle Frau! Damalen, als die Franzen kamen und Eure Leute durch das Loch in der Mauer stiegen und sie verjagten, schon damals dachten wir, es wäre alles sehr schrecklich; aber im vorigen Herbst ist es ganz anders gewesen. Erst haben sie Kochem an der Mosel brennen lassen und dann brannten sie die Dörfer und Burgen, die zwischen dieser Stadt lagen und der unserigen. Als sie hier anrückten, gingen zehn Bürger von Mayen ihnen entgegen, brachten Geld und baten um Schonung. Der welsche Oberst hat das Geld genommen und die zehn Bürger hängen lassen, weil es nit erlaubt war, mit einem so hohen Offizier so ohne weiteres zu reden. Und dann zündeten sie Mayen an allen vier Toren an.“

Frau Heilwig stieß einen Laut des Zornes aus und Kätha hob die Schultern.

„Ja, edle Frau, da hat mancher geschrien, bis ihn der Tod ereilte. Ich war schon wieder drei Jahr bei meinem Junker, weil er sich doch nit allein recht helfen kann. Seitdem er zwei Kugeln kriegte, ist er manchmal sehr müde und auch vergeßlich. Ich aber habe ihn noch vor den Franzen weg aus der Stadt und nach Niedermendig gekriegt, wo er zehn Tage mit den Brewers und vielen anderen wartete, bis das Schlimmste vorüber war. Dann aber habe ich ihn nit mehr halten können und er ist wieder hierher gekommen. Die Franzen waren noch hier, aber sie sind dann bald weggezogen. Waren ja töricht gewesen, daß sie die Stadt verbrannten und nun selbst kein Unterkommen hatten. Zu plündern gab es auch nichts mehr und die meisten Leute waren totgeschlagen. Das war dann langweilig für die Räuber!"

„Und nun?" Frau Heilwig fragte es, als Kätha schwieg.

„Ich weiß nit, edle Frau! Mein Junker schreibt seine Geschichte und dann sorgt er für die Armseligen. Er geht umher und bettelt. Einmal ist er in Koblenz und auch beim Kurfürsten gewesen und sie geben ihm was! Als das die edle Frau Kolbin gehört hat, ist sie mit ihren zwei Jüngsten angekommen und will nun auch verpflegt werden, aber Herr Sebastian sagt, auch sie soll arbeiten und ihre Junker gleichfalls. Wie es werden wird, kann ich nit sagen; wenn sie bleibt, so geh ich. Könnt Ihr mich nit gebrauchen, edle Frau?"

Frau Heilwig schüttelte den Kopf.

„Du mußt bei dem Junker bleiben, Kätha! Der Norden und die Ketzer sind nichts für Dich!"

„Schon recht!" Kätha seufzte. „Ich versteh es ja nit mehr so recht mit der Ketzerei, wo die Katholischen uns überfallen und wie das Vieh behandelt haben, und die Ketzer uns helfen und beistehen. Aber alles im Leben kann man nit verstehen; der Herr Sebastian sagt es immer. Und dorthin, wo man die heilige Jungfrau und die lieben Heiligen nit anruft, möcht ich doch nit gehen. Sie geben uns Ruhe für die Seele und die haben wir nötig!"

Heilwig zog ihr Geldtäschchen hervor und schüttete seinen Inhalt Kätha in den Schoß.

„Das ist für deinen Herrn, aber er darf es nicht wissen!"

Rot vor Freude griff die Kätha nach dem Gelde und verbarg es an ihrem Körper.

„Der fragt nit," sagte sie hastig. „Der sagt sich, der Allmächtige wird sorgen und der heilige Sebastian!"

Sie beugte sich zu Heilwig hinunter.

„Die Leut sagen, er ist nit ganz richtig im Kopf. Von der Zeit, da er so arg verwundet war und so lange siech lag. Mag sein, daß damals in ihm was entzweigegangen ist — wer kann es wissen? Ich mein, er ist immer was besonderes gewesen!"

Sie griff nach Heilwigs Hand und küßte sie.

„Ich werd für Euch beten, ob Ihr auch einen anderen Glauben habt, und ich mein, der liebe Herrgott kann Euch nit gar so bös gewesen sein. Jung

seid Ihr geblieben, und ich sehe es Euch doch an, daß Ihr an einer Wiege saßet und Kinder auf den Armen truget! Der Allmächtige wird sie wachsen und gedeihen lassen, und wenn die heilige Jungfrau von ihnen hört, wird sie sie gleichfalls in ihre Obhut nehmen. Verachtet sie nit, edle Frau, hat sie doch einen hohen Platz im Himmel und der Herrgott hört auf sie!"

„Wie sollte ich sie verachten!" Heilwig hatte Tränen in den Augen. „Ich danke dir, so du für mich beten willst und für meine Kinder! Auch ich will deiner gedenken, wenn ich vor Gott trete, und —"

Die Tür der kleinen Küche ging auf und die edle Frau von Kolben trat ein. Sie war recht aufgeregt von dem vornehmen Besuch, der so plötzlich in das Haus des Bruders gekommen war, und sie übergoß Heilwig mit einem Schwall von Worten, die diese kaum verstand.

Die Frau von Kolben war natürlich ein wenig verlegen. Sie war sehr schlecht gekleidet, und diese Frau vor ihr trug ein feines Reitkleid und am Hute eine große Straußenfeder. Dazu ein Goldkettlein um den Hals, und machte nicht allein einen vornehmen, sondern auch einen reichen Eindruck.

Und da die Frau von Kolben den Namen der vornehmen Frau erfahren hatte, so stieg in ihr ein Bedauern auf, das reichlich spät kam, aber das sie doch nicht unterdrücken konnte.

„Hätte ich gewußt, wie Ihr ausschaut, Frau Heilwig, und wäre ich damals nit ein wenig hitzig gewesen —," begann sie ohne weiteres; aber Heilwig richtete sich gerade auf.

„Ich muß nach meinem Gemahl, Herrn Josias von Seheftedt sehen!" sagte sie, und ging an der edlen Dame vorüber in das kleine Gemach und von dort in den Garten, den sie nur einmal in ihrem Leben betreten hatte.

Hier standen die Männer und sahen durch das Loch in der Mauer. Denn noch immer war es da und die versengten Efeuranken verbargen es kaum. Leise war der Abend gekommen und über den Bergen der Ferne lag der sanfte Schein der untergehenden Sonne. Vom Walde her kamen die Nebel, aber goldene Fäden spannen sich darüber.

„Ihr sehet nur wenig von der Welt!" sagte der Herzog sehr gütig zu Herrn Sebastian, der mit glänzenden Augen in die Sonne blickte.

„Es ist wenig und doch für mich genug gewesen!" erwiderte er mit seiner sanften Stimme, während Herr Josias neben seine Frau trat und sie bei der Hand faßte.

„Bei meiner Ehre!" der Herzog dehnte die mächtigen Glieder. „Durch ein Loch in der Mauer darf man nicht immer die Welt betrachten, wer es immer tut, der verliert zu viel!"

„Was sollte er verlieren?" Herrn Sebastians Gesicht war sehr still geworden und seine Augen sehr klar.

Niemand antwortete. Herr Josias legte den Arm um Heilwig und durch das Loch in der Mauer schien die untergehende Sonne.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Geschichte

Altgermanische Meeresherrschaft. Erst seit wenigen Jahrzehnten hat das deutsche Volk politische Seegeltung erobert. Etwa drei Jahrhunderte, von 1250 bis 1550, vertrat der Hansebund die Stelle einer deutschen Seemacht, aber dann wurde unser Vaterland von neuem wehrlos zur See, selbst die rühmlichen Versuche des Großen Kurfürsten von Brandenburg änderten wenig daran. Unterdessen waren andere germanische Staaten mächtig zur See: Norwegen, Dänemark, Schweden, England entwickelten sich schon im Mittelalter zeitweilig zu ansehnlicher Stärke; später war Holland ein Jahrhundert lang die erste Seemacht der Welt, bis England sich zum zweitenmal auf das wogende Element warf und die Herrschaft darauf behielt.

Wasserscheu kann man unseren Vorfahren nicht vorwerfen, im Gegenteil, die teutonische Rasse, zu der auch sie gehörten, ist an Neigung für die Seeschiffahrt, an kühnem Wagemut, an nautischer Kunst die erste der Welt. Das wird nur leicht vergessen, weil man die langen Jahrhunderte hindurch Deutschland zur See ohnmächtig sieht, während im Mittelmeer und in Westeuropa, sogar in Skandinavien andere Völker ihre Kriegsflotten entwickeln.

Die Gesamtheit der hierbei in Frage kommenden Gesichtspunkte hat Dr. **Conrad Müller** in einem sehr hübschen und lesenswerten Werke zusammengestellt: **Altgermanische Meeresherrschaft** (Gotha, Friedrich Andreas Perthes; 10 M., geb. 11,50 M.). Der Verfasser, Germanist vom Fach, ist in den germanischen Quellen auf diesem Gebiet von Grund aus zu Hause, so daß es ihm gelingt, ein wahrhaft spannendes Gesamtgemälde zu entrollen, das selbst denen interessant sein wird, die die frühmittelalterliche Geschichte Deutschlands selber beherrschen. Der Schwerpunkt liegt durchaus auf dem „Altgermanischen", denn mit der Besiedlung der deutschen Ostseeküsten durch die Deutschen nimmt die Darstellung ein Ende.

* * *

Naturgemäß spielt in der nordischen Dichtung das Seewesen eine große Rolle, der Oberdeutsche dagegen stand ihm recht fern. In den Träumereien über die Entstehung der Welt lenkt vieles auf das Meer zurück, das dunkle, geheimnisvolle, rätselhafte, das einladende, verlockende und doch so falsche, übergewaltige. Riesen bewohnen, beherrschen es, in den Stürmen, den Wolken, dem Regen verkörpern sich Dämonen, die von den guten Göttern bekämpft und nicht immer überwunden werden. Der See nimmt oft die Seelen und Leichname der Helden auf; man ladet sie auf Schiffe und übergibt diese der See, dem Feuer und dem Sturm. Von einem ganzen vielgestaltigen Völkchen von Elfen, Nixen und Kleingeistern glaubten die Menschen umgeben zu sein.

Zwischen altgermanischem und griechisch-römischem Mythentum ist eine tiefe Kluft. Im sonnigen Süden sind die Götter menschlich von Gestalt und Denkungsart, die riesigen Unholde treten weit zurück. Zeus hat zwar den Blitz, im übrigen bedienen sich die Götter menschlicher Waffen. Im Norden neigt sich der Sinn nicht nur dem Ungeheueren zu, sondern dem Zaubernden, dem Spukhaften. Odin ist der zaubernde Gott, der mit geheimnisvollen Sprüchen seine Wunder tut. Das Beschwören der Abgeschiedenen durch Sprüche und wunderbare Handlungen spielt im Norden eine große Rolle, während die Herauflockung der Unterwelt durch Odysseus im antiken Wunderwesen sehr vereinzelt dasteht. Dieses ganze Gebiet stellt Conrad Müller unter der Überschrift „Seemythische Niederschläge" vortrefflich zusammen, seinem Ziel entsprechend, dabei das Seewesen gebührend in den Vordergrund.

Von der nordgermanischen Schiffahrt in allen ihren Zweigen stellt unser Verfasser viel Interessantes zusammen, wobei in erster Linie die isländisch-skandinavischen Sagen und Chroniken, dann das angelsächsische Beowulfslied und endlich das im dreizehnten Jahrhundert in Bayern oder Tirol aufgezeichnete, jedoch stofflich durchaus dänische Gudrunlied reiche Ausbeute liefern.

Von der germanischen Meeresherrschaft im frühen Mittelalter wissen wir nichts. Britannien war bis um 450 keltisch-römisch. Vor irgendwelcher geschichtlichen Aufzeichnung aus jener Zeit und Gegend, um die Mitte des zweiten Jahrhunderts, müssen sich die Goten von beiden Seiten der mittleren Ostsee aufgemacht haben — die schwedischen müssen also zu Schiff herübergekommen sein — und südostwärts jene bedeutsamen Wanderzüge unternommen haben, mit denen wir den Abschnitt der „Völkerwanderung" zu beginnen pflegen.

Langsam wälzten sich die Massen der Völker neuen Ländern zu. Die Ostgoten zogen am Dnjepr hinunter zum Schwarzen Meer, wo sie 214 n. Chr. den ersten geschichtlich gemeldeten Zusammenstoß mit den Römern hatten. Die Westgoten wählten einen Weg durch Schlesien, Galizien, das heutige Rumänien. Mit den Goten zogen die verwandten Stämme der Gepiden, Alanen, Vandalen und andere. Die Westgoten betätigen sich nicht als Seevolk, sie endigen in Südfrankreich und Spanien; die Ostgoten aber nehmen am Pontos ihre seemännischen Überlieferungen wieder auf, bauen Schiffe, bauen Flotten und brandschatzen alsbald die umliegenden Länder. Bald belagern sie blühende Städte des römischen Orients, fahren an Byzanz vorbei, kommen bis Kreta, siegen zu Schiff und zu Lande und werden manchmal zu Lande besiegt. 451 machen sie Attilas Zug nach Gallien mit, aus dessen Mißerfolg weiterhin ihr norditalienisches Reich unter Theodorich und seinen Nachfolgern hervorgeht. Schon die früher hierher gekommenen oberdeutschen Stämme hatten keine Beziehung zur See gehabt. Daß aber auch das ostgotische Reich in Ravenna versäumte, sich eine Seemacht zu schaffen, wozu es nur seine pontischen Traditionen hätte fortzusetzen brauchen, muß man mit Conrad Müller als eine Hauptursache seines raschen Untergangs ansehen. Die byzantinischen Flotten unter Belisar und Narses zertrümmerten den gotischen Bau, was Landheere kaum vermocht hätten.

Im lebhaftesten Gegensatz dazu sollte das gleichzeitige Vandalenreich auf afrikanischem Boden zeigen, was die damaligen Germanen im Mittelmeer konnten. Die an Volkszahl sicher nicht sehr starken Vandalen kamen von Spanien nach der nordafrikanischen Küste und zogen durch das wehrlose Land nach Karthago, wo sie, zu Lande völlig unangreifbar, ihr Reich errichteten. Unter Geiserichs genialer Leitung nahmen sie sofort den Schiffsbau auf und während das Römerreich seine Seemacht gänzlich vernachlässigt hatte, wurden die Vandalen alsbald die Engländer des fünften Jahrhunderts. Ihre Flotten waren allgegenwärtig. Jeder Entstehung einer Seemacht kamen sie durch zerstörende Angriffe zuvor. Das alte germanische Seeheldentum flammte bei den Vandalen, die doch etwa dreihundert Jahre der Salzflut entfremdet gewesen waren, wieder auf. Dann wandte sich das Schicksal. Die Germanen verweichlichten unter dem heißen Klima und dem entnervenden Luxus. Sie vernachlässigten ihre Flotte, während die Byzantiner die ihrige

schufen und mit ihr wie dem Gotenreich so auch dem der Vandalen ein Ende machten, indem sie Heere heranführten.

Nur noch einmal entsteht ein mittelalterliches Germanenreich am Mittelmeer: das normannische im elften Jahrhundert. Es ist eine ausgesprochene Gründung des Rittertums, aber mit unzulänglichen Volkskräften. Gegenüber den süditalienischen Volksmassen waren der normannischen Ritter zu wenige, unter dem Klima schmolz auch ihre dünne Oberschicht dahin. Langobarden und Franken haben nicht einmal Versuche gemacht.

Unterdessen wurzelte das Nordgermanentum noch immer auf seinem Urboden, und um die Mitte des fünften Jahrhunderts erweiterte es diesen in einer für die ganze Weltgeschichte bedeutungsvollen Weise. Britannien stand schon hoch in römischer Kultur, jedoch war es ungeschützt durch Heer oder Flotte. So konnten die Bewohner der festländischen Nordseeküsten in kleinen maritimen Expeditionen herüberkommen und sich festsetzen, immer mehr Landsleute nach sich ziehend. Die Sachsen von der Weser- und Elbmündung, die Angeln von Schleswig, die Jüten und Normannen, auch sicherlich die nicht genannten Friesen, deren Dialekt dem englischen am ähnlichsten ist, eroberten ohne viel Blutvergießen England und Südschottland. Es ist wohl ein feiner Instinkt der Weltgeschichte, daß sie die Sachsen — und die wohnten damals vorzugsweise an der Elb- und Wesermündung — in die erste Linie stellt, obgleich zeitweilig die Dänen England erobert hatten. Sächsisch waren die Königreiche, die die Normannen eroberten.

Im achten Jahrhundert zeigte sich germanisches Seereckentum in seiner allerausgesprochensten Gestalt, dem Wikingertum. Norwegen, Schweden, Dänen — vom einzelnen wissen wir nicht viel — fanden, daß die weite west- und südeuropäische Kulturwelt mit ihren Reichtümern ziemlich wehrlos dalag. Ihr Schiffsbau, ihre Segel- und Steuerkunst hatte sich soweit ausgebildet, daß sie in kleinen Geschwadern stark bemannter Schiffe auf ferne Fahrten gehen konnten, um reiche Beute zu machen. An persönlicher Kraft und Tapferkeit übertrafen sie wohl alles. Nirgends war man auf ihren Angriff vorbereitet; ehe sich Widerstand hatte bereiten können, waren sie schon wieder an Bord. Trafen sie doch ausnahmsweise auf überlegene Kräfte, so hauten sie sich heldenmäßig bis zu ihren Schiffen durch. Kein Ruhm für ihre Kultur, ihre Sittlichkeit, aber beispielloses Einsetzen der ganzen Persönlichkeit.

Das fränkische Reich empfand stark die Geißel, der es ausgesetzt war, Karl der Große befahl die Schaffung einer Flotte, um die Räuber in ihren Schlupfwinkeln aufzusuchen. Ehe sein Wille erfüllt war, starb er, seine schwachen Nachfolger führten nicht aus, was sein staatsmännischer Blick erkannt hatte. So blieben die Wikinger ein Fluch ganz Europas; bis hin nach Byzanz („Rumaburg") gelangten sie. Selbständige Reiche zu gründen war nicht ihre Absicht. Vereinzelt setzten sie sich hier oder dort fest, aber ihre Burgen konnten von den gesammelten Landkräften der Gegner leicht bezwungen werden. So ging jede Pflanzung des Wikingertums wieder zugrunde.

Nur in den armen felsigen Küsten des nordatlantischen Ozeans sollten einige Gründungen Wurzel schlagen: in den kleinen Färoer, in Island und zeitweilig auch in Grönland, doch verfiel letzteres schon bald wieder den Eskimos, die vom Klima wohl härter erzogen waren. E. Fitger

Kunst

Griechische Museumsverwaltung. Steht man in der zerrissenen Pracht der gewaltigen Akropolisruinen und blickt in das leere Giebelfeld des ragenden Parthenon empor, das einem wie das geblendete Auge eines dahingesunkenen Riesen entgegenstarrt, dann kann man Byrons Empörung mitempfinden, mit der er seinem Landsmann Elgin fluchte: „Was die Goten nicht nahmen, das raubten die Schotten!"

Die Empörung über die Kunstvandalen macht jedoch sehr bald anderen Gefühlen Platz. Mag man die Ausplünderung der herrlichen Kunststätten anfangs noch so sehr bedauern, — nach einigen Besuchen moderner griechischer Museen beginnt man die Hände zu segnen, die nachmals, wohl in einiger Gier, aber doch vorsorglich die alten Herrlichkeiten nach London, München oder Paris

entführten und wie Heiligtümer weihevoll aufstellten. Demgegenüber ist der ganze griechische Museumsbetrieb barbarisch. Gerade an ihm wird man gewahr, wie wenig diese Neugriechen, vor lauter Dünkel, die Nachkommen der Hellenen zu sein und als solche allein Verständnis für das klassische Zeitalter zu besitzen, an jenen Kunststätten leisten. Sind sie doch längst Kulturbarbaren geworden, während die einstigen „Barbaren" den wahren Hellenengeist aufgesogen haben.

Was zunächst den heftigsten Unwillen des Fremdlings erregen muß, ist die Anmaßung, mit der bei der Etikettierung verfahren wird. Abgesehen davon, daß zunächst das wissenschaftlich unschätzbare Kleinmaterial einfach in Kartons zusammengescharrt liegt, tragen auch die besser behandelten Sachen Aufschriften auf verknüllten, schmutzigen Papierzetteln in gänzlich ausgefahlter Tinte und in einem mit unleserlicher Schrift abgefaßten Neugriechisch. In einer Sprache also, die fast nie einem Fremden zugänglich sein dürfte. Diese Anmaßung ist um so befremdlicher, als die Kostbarkeiten der griechischen Museen überwiegend durch die hingebende Arbeit und die Geldopfer der Ausländer dem Erdboden entrissen wurden! Aber vergeblich wird man an diesen von Fremden auf griechischem Boden geschaffenen Kunsttempeln einen dankbaren Hinweis auf diejenigen suchen, welche alle die Schätze aus dem Schutt der Jahrtausende wieder ans Licht zogen. Weder ist etwa im Mykene-Saal zu Athen eine Büste Schliemanns, noch in Kandia eine Denktafel für Evans inmitten der von ihm ergrabenen und bearbeiteten Reliquien der minoischen Kultur zu finden. Und wie in einer unfruchtbaren Wüste sind diese Herrlichkeiten aufgestellt. Der größte Teil sowohl der andächtigen Besucher wie auch der ernsten wissenschaftlichen Bearbeiter und Forscher in jenen Sälen sind Ausländer, die von weither dorthin pilgerten; sie stoßen aber überall auf jene rücksichtslosen, schmierigen Zettel, mit deren Anbringung die griechische Verwaltung ihr Amt erfüllt zu haben glaubt und doch kaum einem den Weg zum Genuß und Verständnis bereitet! Nur in dem ganz mit den Errungenschaften deutscher Tatkraft und deutscher Millionen angefüllten Museum zu Olympia fand ich wenigstens französische Aufschriften; in Athen gar als einzigen Anschlag in einer Kultursprache an jeder Ecke ein ... „Défense de toucher aux objets!" Darauf beschränkte sich das „Entgegenkommen" gegenüber denselben Fremden, deren ernster Wissenschaft, Arbeitsfreude, hingebender Begeisterung und nicht zuletzt Millionenopfern die barbarisierten Epigonen den weitaus größten Teil der gehobenen Schätze verdanken. Ist es nicht der richtige Bettlerhochmut, der aus solcher Unhöflichkeit spricht?

In puncto Höflichkeit und anständigem Museumsbetrieb könnten die Pseudonachkommen der perikleischen Griechen viel von den Türken lernen, die sie in ihrer Selbstüberhebung so verachten. Obwohl der Inhalt der schönen Konstantinopeler Sammlung meist türkischer Eigentätigkeit entstammt, finden wir darin nicht nur eine vorzügliche und würdige Aufstellung, sondern auch durchweg neben den sauberen türkischen Etiketten solche in französischer Sprache, auf glatten, sorgsam aufgezogenen Papptafeln. Und nicht etwa nur kurze Bezeichnungen, sondern recht ausführliche Erläuterungen, die Aufschluß über die kulturgeschichtliche Bedeutung der Gegenstände erteilen, oder gar den Inhalt keilinschriftlicher Briefe, Verträge oder Wirtschaftsdokumente wiedergeben, was leider in den meisten westeuropäischen Sammlungen noch vielfach fehlt.

In bezug auf die Wächter der verschiedenen Ausgrabungsstätten ist in Griechenland derselbe Mangel an Rücksicht zu verzeichnen. Überall stößt der Reisende auf stumpfe Bauerntölpel, die kein Sterbenswörtchen einer Kultursprache reden, obwohl es ein leichtes wäre, unter den einfachen Griechen Leute zu finden, die sich in Amerika außer sonstigem Kulturschliff ein fließendes Englisch angeeignet haben. Ich fand zu meiner angenehmen Überraschung in den entlegenen Orten des Peloponnes unter Bauern, kleinen Händlern und sogar Soldaten solche „Engländer". Aber nur der Phylax in Epidaurus konnte einige dürftige Brocken Englisch, allen übrigen Wächtern stolzen Nationalgutes waren außer dem Neugriechischen nur die — internationalen Trinkgeldgebärden geläufig. Nirgends erfreute jenes liebevolle Verständnis, mit

dem selbst in dem kulturarmen Süditalien der einfache Kustode den Fremdling durch das seiner Obhut anvertraute Heiligtum geleitet und sich herzlich abmüht, in den verschiedensten Sprachensplittern seine Erklärungen zu geben.

Die Gerechtigkeit erfordert es jedoch, diesen bedauerlichen Zuständen in Museen und Ausgrabungsorten gegenüber zuzugestehen, daß wenigstens manche Museumsbauten recht gut sind, was Licht und Raum anbetrifft, und daß seit einigen Jahren die griechische archäologische Gesellschaft eine erfreuliche und fruchtbringende Rührigkeit entfaltet. Das Marmorprunkgebäude in Athen ist der Nation von einem opferfreudigen, im Ausland reich gewordenen Griechen hingestellt, und in ihm finden wir wenigstens manche Gipfelwerke hellenischer Kunst würdig aufgebaut, so daß ein voller ästhetischer Genuß ermöglicht wird. In Kandia sind auch weite, gut belichtete Räume geschaffen worden. Der Bau selbst jedoch ist so leicht und feuergefährlich, daß man mit Schaudern daran denkt, wie leicht hier ein Brand mit einem Schlag der Menschheit für immer fast alle Kulturdokumente rauben könnte, die wir von der minoischen Epoche besitzen und durch deren Offenbarungen wir die Wurzeln der hellenischen Kultur um mehr denn ein Jahrtausend über Mykene zurückdatieren können.

Hier zeigt sich wieder in gefährlichster Form das mißliche Monopolbestreben der Griechen in archäologischen Dingen. Eifersüchtig bannen sie die Funde an ihr Land, und von den minoischen, erst in neuester Zeit erschlossenen ist so gut wie nichts nach auswärts gelangt. Engländer unter Evans und Italiener unter Halbherr durften die Schlösser von Knossos und Phästos ergraben; aber auch den kleinsten ans Tageslicht gezogenen Gegenstand mußten sie den Kretern überlassen. Der Wettbewerb ausländischen archäologischen Tatendranges bringt es zustande, daß sich die Kulturnationen auf so scharfe Bedingungen einlassen und sich trotz ungeheurer Aufwendungen mit den teueren, oft prächtigen Veröffentlichungen und der Forschungsarbeit begnügen*). Und während die kretischen Zöllner das Reisegepäck der Touristen beim Verlassen der Insel durchschnüffeln und selbst dürftige Scherben nicht außer Landes lassen, verkommen im Magazinschutt in Kandia nutzlos wissenschaftlich bedeutsame Sachen, in deren Besitz sich ausländische Sammlungen glücklich schätzen würden. Denn nur für Schaustücke haben die Einheimischen Sinn. Das Ergebnis ist die Gefahr, daß ein einziger Brand alle existierenden Belege jener uralten Kultur auslöschen würde, da nirgendwo anders irgendwie belangreiche Dinge sich vorfinden.

Lobend möge noch die Bereitwilligkeit hervorgehoben werden, mit der die griechischen Museumsbeamten die Schaukästen öffnen und dem Forscher die Gegenstände zugänglich machen. Kein bureaukratischer Formelkram beschwert diese Freundlichkeit, die dem an westeuropäische Sorgfalt Gewöhnten manchmal beinahe etwas unvorsichtig erscheint. Aber das erste Erfordernis wäre doch: genügende Etikettierung in mindestens einer Kultursprache.

Gefühl für Dankbarkeit und Höflichkeit läßt sich nun leider nicht erzwingen. Wohl aber bringt manchmal in dieser Hinsicht der Eigennutz Erleuchtung. Daher sollte man es den Neugriechen beibringen, daß es in ihrem eigenen Interesse läge, dem Fremden den wirklichen Genuß an den Hinterlassenschaften Altgriechenlands nach Möglichkeit zugänglich zu machen. Bezüglich der materiellen Reisebequemlichkeiten bleibt zwar auch noch recht viel zu tun übrig, aber seit 15 Jahren ist doch sehr viel Anerkennenswertes geschehen. Heute findet man schon in Nauplia, Korinth, Olympia usw. sehr ordentliche Unterkunft, und die Reisebureaus von Ghiolman, Rhallis oder Cook ebnen durch geschickte Organisation dem Reisenden überall die Wege. Die Griechen müssen aber begreifen lernen, welche Unlust zum Reisen den Fremden befällt, wenn er an den gewaltigen Trümmerstätten von jeder Bildung baren Burschen herumgewiesen wird und sich in den Sammlungen vergeblich zu orientieren

*) Ganz neuerdings ist u. a. dem deutschen Forschertrieb die Stätte des Zeustempels zu Dodona zu kostspieligen Grabungen von der griechischen Regierung überlassen worden, zu den üblichen Bedingungen, d. h. sämtliche Funde verbleiben im Lande.

ſucht, nur weil ein lächerlicher nationaler Dünkel keine andere als die übel verpanſchte „Sprache Homers“ duldet! Sie müſſen endlich zu der Einſicht gebracht werden, daß die reiſenden Fremden viele Millionen in ihr armes Land bringen, wieder andere Millionen von den ausländiſchen archäologiſchen Kommiſſionen dortſelbſt „vergraben“ werden, um ihnen immer neue Herrlichkeiten zu ſchenken, und daß für alle dieſe Wohltaten ſchon einige Rückſicht ſchuldig wird. Der Ausländer wird erzieheriſch wirken, wenn er fordert, was ihm anſtandshalber zukommt und dem Griechen zum Bewußtſein bringt, wie ungehörig und ungaſtlich ſein falſch angebrachter Nationalſtolz iſt und wie nahe er an Bettlerhochmut ſtreift. Der reiſende Fremde muß es dem Griechen mit allen Mitteln begreiflich machen, daß, ſo ſehr es ihn auch in das ſchöne Hellas zieht, er durch derartige Unarten abgeſchreckt wird, häufiger zu erſcheinen. G. Proſoroff

Rechtsfragen

Vereinfachung der Rechtspflege. Das Preußiſche Abgeordnetenhaus hat in der Sitzung vom 8. März 1913 den Antrag der Abgeordneten Schiffer und Genoſſen wegen Anfechtung amtlicher Verfügungen in folgender Faſſung angenommen:

> Alle ſchriftlichen Entſcheidungen, Beſcheide, Beſchlüſſe, Anordnungen, Verbote und ſonſtige Verfügungen, die in einem durch preußiſche Rechtsvorſchriften geregelten Verfahren ergehen und deren Anfechtung an eine Friſt gebunden iſt, müſſen angeben, welche Rechtsmittel dagegen zuläſſig und in welcher Friſt, in welcher Form und bei welcher Stelle ſie anzubringen ſind.

Es bedarf an dieſer Stelle keiner Begründung dafür, daß die beſchloſſene Maßregel ſich als zweckmäßig und wohltätig für die Rechtsſuchenden empfiehlt. Aber auch die

Neue
„Agfa“-Literatur!

„Die Pfingsttour“

Eine kleine Geschichte in
10 Bildern
hergestellt mit
„Agfa“ - Negativmaterial.

Geschmackvolle Aufmachung
Interessante Illustration
Instruktiver Text

Gratis durch Photohändler oder vom Verlag:

„Agfa“ — **A**CTIEN-**G**ESELLSCHAFT **F**ÜR **A**NILINFABRIKATION
Berlin SO 36

Juriſten müſſen die Neuerung dankbar begrüßen. Die erkennenden Richter werden bei der Fülle der in Betracht kommenden Vorſchriften, bei den Schwierigkeiten und Zweifeln, die namentlich das Verwaltungsrecht in bezug auf die Frage der Zuſtändigkeit der Behörden bietet, in Zukunft mancher überflüſſigen und zeitraubenden Arbeit und mancher irrigen Entſcheidung überhoben ſein. Das Entſprechende gilt, und zwar in erhöhtem Maße, für die Rechtsanwälte. Da ihre Tätigkeit auf ſämtlichen Gebieten des Rechts in Anſpruch genommen wird, ſo können ſie nicht mit ſämtlichen Vorſchriften und Entſcheidungen der höchſten Gerichtshöfe gleichmäßig vertraut ſein. Irrtümer zum Nachteil ihrer Auftraggeber und alſo zu ihrem eigenen Nachteil laſſen ſich nicht vermeiden. Wenn ſie deswegen die Übernahme ſolcher mit beſonderen Gefahren verknüpften Aufträge ablehnen, ſoweit es möglich iſt, kann man es ihnen kaum verdenken. In welchem Grade vollends Prozeßagenten und Rechtsauskunftsſtellen auf dem Gebiete verſagen müſſen, bedarf keiner näheren Darlegung. Alle dieſe Organe der Rechtspflege werden eine erfreuliche Entlaſtung in Hinſicht auf Arbeit und Verantwortung darin erblicken, wenn die anzufechtende Entſcheidung ſelbſt angibt, in welcher Friſt, in welcher Form und an welcher Stelle das Rechtsmittel anzubringen iſt.

Bamberger

Nachdruck ſämtlicher Aufſätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags geſtattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuſkriptſendungen und Briefe werden erbeten unter der Adreſſe:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigſtr. 1a.
Fernſprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Deſſauer Straße 36/37.

Busch Prismen-Binokel

sind als
erstklassig
weltbekannt.
Bei allen Optikern vorrätig.
Letzter Katalog mit Neuheiten kostenlos durch
Emil Busch, A.-G., Rathenow
Optische Industrie.
Gegründet 1800. Gegründet 1800.

Ruſſiſche Briefe

Von George Cleinow

St. Petersburg, den 3./16. April 1914.

Es wird hier viel von Krieg und Kriegsmöglichkeiten geſprochen. Nur in den amtlichen Kreiſen will man nichts davon hören: Herr Goremykin, der Miniſterpräſident, ſcheint den Standpunkt einzunehmen, daß man ihn ebenſowenig für die Haltung der ruſſiſchen Preſſe verantwortlich machen dürfe, wie Herrn von Bethmann für gelegentliche Unarten der Deutſchen; an der Sängerbrücke wieder verteidigt man ſich mit dem Hinweis darauf, die ruſſiſche Preſſe ſei zurzeit durchgehends oppoſitionell geſtimmt und mache der Regierung Schwierigkeiten auf Gebieten, auf denen dieſe ihr nicht beikommen könne. Solchen geringen Auffaſſungen von der Allmacht der Regierung widerſprechen Tatſachen, wie ſolche, die die Regierung überall dort rückſichtslos zugreifen läßt, wo ſie Wert darauf legt, ihre Autorität durchzuſetzen. Dieſer Widerſpruch gibt dem ruſſiſchen Vorgehen einen zweideutigen Charakter und muß bei uns Ausländern Mißtrauen gegen die amtlichen Verſicherungen und beſchwichtigenden Äußerungen führender Staatsmänner in Privatgeſprächen wecken. Aber mehr noch: die Zurückhaltung der Zentralſtelle gegenüber der Preſſe muß auch die Regierungsvertreter im Auslande verwirren, denen es unmöglich entgehen kann, wie einmütig die ruſſiſche Preſſe die Hetze in einer beſtimmten Richtung betreibt und denen es kaum unbekannt geblieben iſt, daß die Regierung mit der Preſſe keine großen Umſtände macht. Vielleicht beleuchtet eine Erinnerung aus der Vorgeſchichte des Balkankrieges von 1877/78 die Gefährlichkeit des in Petersburg beliebten Spiels. Ich entnehme ſie einer Denkſchrift des ruſſiſchen Finanz-

ministers Reutern aus dem September 1877, die kürzlich veröffentlicht worden ist und die die Umstände kennzeichnet, die schließlich zum Ausbruch des Krieges gegen die Türkei führten*).

Reutern schreibt: „Unsere Vertreter im Orient sahen (unter dem Einfluß der Presseäußerungen und von Privatbriefen aus Hofkreisen: G. El.) die Zirkularnoten und Anweisungen der Regierung lediglich als eine Formalität an, die nicht die wirklichen Absichten der Regierung wiedergab . . ., es wurde alles nur als eine notwendige Maske angesehen, die die Eroberungslust verhüllen sollte. Ich bin durchaus überzeugt, daß der Kaiser . . . bis zur Mitte des Jahres 1876 den aufrichtigsten Wunsch hatte, die Sache zu einem friedlichen Ende zu führen . . ., dasselbe glaube ich von Gortschakow, wenn auch in geringerem Maße . . . Wenn der Kaiser mit mir sprach, so geschah es mit vollster Offenheit, aus der Seele heraus. Zweifellos wäre es möglich gewesen, die slawophile Agitation nicht bis zu dem Umfange anschwellen zu lassen, den sie um die Mitte des Jahres 1876 angenommen hatte . . . Es lag die volle Möglichkeit vor, den Zeitungen Einhalt zu gebieten und auf diese Weise die Verbreitung der Agitation im Publikum und im Volke zu verringern . . . Ich bin niemals ein Befürworter der Unterdrückung der Presse gewesen und habe weder zur Verteidigung meiner Maßnahmen noch zum Schutze meiner Person zu diesem Mittel meine Zuflucht genommen. Jedes System muß aber folgerichtig sein; wenn eine Regierung, welche die Presse wegen ihrer Abneigung gegen die klassische Bildung verfolgte, sie nicht daran hinderte, den Krieg gegen die Türkei, England und Österreich zu predigen, so konnte man daraus nur den Schluß ziehen, daß diese Regierung selbst auf den Krieg lossteuere und die Sympathie des Volkes für ihre Offensivpolitik gewinnen wolle. Mit einem Wort, nur bei Fahrlässigkeit von seiten der Regierung konnte die Agitation solchen Umfang annehmen, wie es schließlich der Fall war."

Diese vor siebenunddreißig Jahren von dem russischen Staatsmanne niedergeschriebenen Sätze sind wörtlich, nur mit Austausch der entsprechenden Namen, zur Kennzeichnung der heutigen Lage zu verwenden. Die Parallele stimmt bis in Einzelheiten auf den jetzigen Leiter der russischen auswärtigen Politik sowohl, wie auf die Stimmungen am Hofe. Wie 1876 Fürst Peter Andrejewitsch Wjasemski in seinen Briefen vor dem heraufziehenden Chauvinismus warnte und die Zeitungsmache auf eine kleine Clique von einem halben Dutzend Personen

*) Jetzt auch deutsch erschienen in: Die finanzielle Sanierung Rußlands nach der Katastrophe des Krimkrieges 1862 bis 1878 durch den Finanzminister Michael von Reutern, herausgegeben bei Georg Reimer, Berlin 1914, und mit einer biographischen Skizze versehen von W. Graf Reutern—Baron Nolken. Ein höchst beachtenswertes Dokument zur Erkenntnis der Regierungszeit sowie der Persönlichkeit Alexanders des Zweiten!

zurückführte, so erhebt jetzt Fürst Wladimir Petrowitsch Meschtscherski seine Stimme. Aber wie jener, umsonst. Die Agitation ist längst aus der Presse in die höheren und höchsten Kreise gedrungen und ihr Ziel ist die Person des Zaren. „Dem Kaiser ist jede Agitation zuwider. Eifersüchtig behütet er seine selbstherrliche Gewalt vor jeder Einmischung. Nur in diesem einzigen Falle verbot und hemmte er nicht. Hierdurch entstand ein Zwiespalt zwischen der offiziellen Politik und den angeblichen Absichten, von denen sich das hiesige und das ausländische Publikum nach äußeren Anzeichen eine Meinung bilden konnte. Man nahm an, daß der Kaiser durch seine offizielle Politik gebunden sei, daß er aber tatsächlich die slavjanophilen Ideen teile und einen Krieg wünsche."

So schrieb Reutern 1877 von Alexander dem Zweiten. Heute geht durch die Petersburger Gesellschaft die Rede, Nikolaus der Zweite habe sich zwar 1912 geweigert, seine Soldaten marschieren zu lassen, jetzt aber — er ist nach Livadia abgereist — sei er bereit, auch die Armee an der Führung der auswärtigen Politik teilnehmen zu lassen.

Als einen sicheren Beweis dafür sieht man den Umstand an, daß auch Hofkreise sich an der Agitation zugunsten militärischen Eingreifens in die Politik beteiligen.

„Plötzlichen Impulsen," fährt Reutern fort, „seien die Hofkreise schwerlich zugänglich und würden sich diesen Stimmungen schwerlich hingeben, wenn sie glaubten, daß es dem Kaiser nicht gefalle." Das Beispiel der dem Hofe nahestehenden Personen, so wenig ihrer auch sein mögen, hat einen ungeheuern Einfluß auf die Stärkung der Agitation: „Die einen folgten einfach der Mode, den anderen machte es Vergnügen, über die Politik der Regierung offen zu schimpfen, da sie annahmen, daß es in diesem Augenblick nicht gefährlich sei, womöglich gar gefalle . . ."

Ein Unterschied gegen die achtzehnhundertsiebziger Jahre besteht gegenwärtig aber doch. Waren damals die Finanzen Rußlands völlig zerrüttet, so befinden sie sich heute in recht gutem Zustande und — Frankreich gewährt unter bestimmten Voraussetzungen unbeschränkten Kredit. Auch aus diesem Grunde fühlt sich die heutige Bureaukratie schon wieder als Herr im Lande, und zwar so sehr, daß der Gedanke, die Duma aufzulösen und bis auf weiteres keine neue einzuberufen, ganz offen ausgesprochen wird. Das, was von den Reformen von 1905 unbedingt beibehalten werden soll, ist der erweiterte Reichsrat und die Finanzkommission, zu deren Vorsitzendem Graf Witte noch kurz vor seiner Reise nach Paris ernannt worden ist. Es ist die Frage aufgetaucht, ob es sich empfiehlt, die Finanzkommission überhaupt mit weiteren Befugnissen auszurüsten, das heißt, an die Stelle des bisher selbstherrlichen Finanzministers eine

Kommission zu setzen. Zwei Fliegen sollen mit dieser Klappe erlegt werden: dem Auslande, aber auch dem russischen Volke soll gezeigt werden, daß die Bureaukratie durchaus nicht wünsche, zu den früheren Verhältnissen zurückzukehren, unter denen sie mit den Steuergroschen des Landes unkontrolliert wirtschaften konnte, und dann: der Zar scheint sich doch die Dienste des Grafen Witte sichern zu wollen; zum Ministerpräsidenten konnte er ihn, angesichts der allgemeinen Unbeliebtheit des Grafen, ja, der Wut, die gegen ihn in allen Kreisen herrscht, noch nicht wieder machen; der Posten eines Finanzministers unter Goremykin mag Witte nicht mehr begehrenswert erscheinen. So geht meine Ansicht dahin, daß die Rolle des Grafen Witte in Rußland noch nicht ausgespielt ist, so sehr auch der Schein dagegen spricht: Witte genießt in den maßgebenden Finanzkreisen in Berlin und Paris eine solche Fülle persönlichen Vertrauens, daß eine Regierung, die, wie eben die russische, ihre sämtlichen politischen Kräfte zusammenfaßt, um eine bestimmte, wenn auch noch nicht deutlich sichtbare Aufgabe durchzuführen — daß eine solche Regierung unmöglich eine Persönlichkeit wie Witte außerhalb stehen lassen kann. Für meine Auffassung von Wittes Zukunft spricht auch noch ein Umstand, den ich doch nicht unerwähnt lassen möchte: Graf Witte hat, scheinbar ohne jede äußere Veranlassung, seine Denkschrift gegen die Sjemstwo-Organisation aus dem Jahre 1899, ein geheimes Dokument, das bisher nur in der illegalen und unvollständigen Ausgabe von Peter Struve (1901) bekannt war, in Petersburg in Buchform erscheinen lassen. Im Schluß dieser Denkschrift nun finden sich folgende Sätze: „Man kann dem Glauben huldigen, daß jeder Staat im Zuge seiner politischen Entwicklung unvermeidlich zur Konstitution, als zu einer höheren Regierungsform gelangen muß ... Ich persönlich teile solche Anschauung nicht, aber ich verstehe sie.... Aber man kann auch anderer, entgegengesetzter Ansicht sein. Man kann glauben — und ich selbst bekenne mich zu dieser Überzeugung — daß die Konstitution ganz allgemein die »große Lüge unserer Zeit« ist, und daß insbesondere für Rußland mit seinen verschiedenen Zungen und Stämmen die Anwendung dieser Regierungsform die Auflösung der staatlichen Einheit bedeuten würde." Und Witte zitiert daran anschließend Pobjedonoszews Wort: „Schrecklich ist es zu denken, was bei uns geschehen müßte, wenn uns das Geschick einmal das verhängnisvolle Geschenk eines — allrussischen Parlaments zuteil werden lassen sollte! Möge es niemals geschehen!*)"

Sollte zwischen dieser ungewöhnlichen Veröffentlichung gerade zu dieser Stunde und der neuerlichen Annäherung zwischen dem Zaren und dem Schöpfer des Oktober-

*) Graf S. J. Witte, Po powodu njepriloshnosti sakonow gossjudarstwennoj shisni IV + 376 S. St. Petersburg 1914 bei Brockhaus-Efron. S. 212.

manifestes wirklich kein Zusammenhang bestehen? Nun, die Historiker werden es ja nachträglich feststellen, — dem Politiker bleibt nichts anderes zu tun übrig, als die Persönlichkeit des Grafen Sergej Juljewitsch weiter mit Interesse zu verfolgen.

St. Petersburg, den 5./18. April 1914.

Welches sind nun die Ziele der russischen Regierungspolitik? Hat sie überhaupt solche? Tappt sie, selbst Anlehnung suchend, im Dunkeln? Liegen ihr Fragen der inneren Politik oder solche der äußeren mehr am Herzen? Ist sie eher kriegerisch als friedfertig gestimmt?

Sieht man die großen Aufgaben an, die sich die Regierung im Innern gestellt hat, die Durchführung der großen Agrarreform und, was noch weit schwieriger erscheint: die Einfügung ihrer vielfachen vorgesehenen und unvorhergesehenen Folgeerscheinungen in das Staatsleben, — ferner die Beseitigung der „schädlichen Auswüchse" der Volksvertretung, so sollte man meinen, sie hätte gar keine Zeit mehr, sich an den Fragen der auswärtigen Politik aktiv zu beteiligen. Aber das wäre blasse Theorie. Gerade die innerpolitischen Schwierigkeiten, gerade die Sorge um den Bestand der Selbstherrschaft, um die Entwicklung der Arbeiterfrage in Land und Stadt, um die Schule, — gerade die vielfachen Nationalitätenprobleme drängen die Bureaukratie zu dem Versuch, wenigstens auf solchen Gebieten Lorbeer zu pflücken, auf denen die prinzipiellen Fragen des Staatsorganismus nicht berührt werden, also in der auswärtigen Politik.

Die Richtung der auswärtigen Politik Rußlands? Die großen durch Jahrhunderte weisenden Linien werden gegenwärtig ebenso wie früher festgehalten, weil sie sich geradezu mit Schicksalsgewalt auch dem schwächsten russischen Staatsmann aufdrängen. Übrigens liegt hier das Geheimnis des russischen Wachstums! Aber darum handelt es sich für uns jetzt nicht. Die Aufgabe des Tages ist durchaus bedingt durch die Stimmung im Innern, und die fordert unter allen Umständen einen sichtbaren Sieg über den deutschen Einfluß, und sei es selbst um den Preis einer würdelosen Abhängigkeit von Frankreich und England. Die Bureaukratie muß den einheimischen Agitatoren zeigen, daß sie absolut unabhängig vom deutschen Einfluß ist. Sie muß deshalb in der Frage der deutschen Militärmission unter Liman-Sanders eine geradezu krankhafte Empfindlichkeit zeigen, sie muß gegen die Luftschiffer in Perm mit einer an Grausamkeit streifenden Strenge verfahren (wobei ich Herrn Berliner durchaus nicht von Fahrlässigkeit freisprechen will — aber es handelt sich tatsächlich nur um Fahrlässigkeit, nicht um Spionage!), die Bureaukratie muß in den offiziellen, auch von Privatunternehmern beschickten Sitzungen, in

denen über Heeres- und Eisenbahnbedarf gesprochen wird, energisch betonen: keine Aufträge an Deutschland! ohne sich deshalb graue Haare darüber wachsen lassen zu brauchen, ob eine solche Parole praktisch überhaupt durchführbar ist. Sie muß schließlich die scharfe Agitation gegen den Handelsvertrag mit Deutschland dulden, um die Gedanken von den Fragen der inneren Politik abzulenken, und es ist vielleicht nicht einmal ein Zufall, daß es gerade einer jener Nationalökonomen, die Graf Witte herangebildet und seinerzeit geschickt in der internationalen Presse benutzt hat, daß es Herr Professor Goldstein ist, der als Rufer im Streit gegen den deutschen Handelsvertrag an der Spitze steht. Herr Ssasonow wäre nicht der hervorragende Staatsmann und Diplomat, wenn er solche Stimmung nicht nach Kräften benutzen wollte, ohne daß deshalb seine persönliche Loyalität Deutschland gegenüber und seine aufrichtige Friedlichkeit auch nur eine Sekunde bezweifelt zu werden brauchte.

Anders liegt die Frage, die ich schon am 1./14. April in meinem Brief (Grenzboten Nr. 17, S. 151) gestreift habe, die Frage, ob eine Macht wie das Deutsche Reich sich, ohne empfindlichen Schaden für sein Ansehen befürchten zu müssen, die Verwendung als Blitzableiter fremder Stimmungen über ein gewisses Maß hinaus wird gefallen lassen dürfen. In jedem Falle möchte ich meinen Landsleuten peinlichste Aufmerksamkeit allen innerrussischen Vorgängen gegenüber empfehlen, auch wenn sie weder direkt noch indirekt ein Interesse für uns zu haben scheinen. Aber ohne Empfindlichkeit, ohne Gereiztheit! Die Beantwortung der Frage, was aus der innerrussischen Krise mit ihren Ausstrahlungen wird, oder auch nur werden kann, möchte ich einigen Untersuchungen vorbehalten, die sofort nach meiner Rückkehr in Angriff genommen werden sollen. Die russische Bureaukratie scheint es heute selbst noch nicht zu wissen; aber man muß ihr zugestehen, daß sie nicht unter der Devise des verderblichen Nitschewo arbeitet: sie ist emsig bemüht, Heer und Finanzen und Stimmung so zu gestalten, daß sie im gegebenen Augenblick da wird zugreifen können, wo es ihr von ihrem besonderen Standpunkt aus nützlich erscheinen mag.

Über Vererbung beim Menschen

Von Prof. Dr. Heinrich Poll

Die Erblichkeitslehre hat zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts den wichtigsten und entscheidensten Schritt vorwärts getan, den eine Naturwissenschaft überhaupt tun kann. Die Wiederentdeckung der Mendelschen Erbregel, die mehr als ein Menschenalter von der Forschung unbeachtet geruht hatte, schaffte der Erblehre mit einem Schlage durch die Einführung von Maß und Zahl eine exakte wissenschaftliche Grundlage für die Deutung ihrer bis dahin rein statistisch beschreibenden Tatsachenreihen. Die Erfahrung des täglichen Lebens — das Überspringen einer Generation im Erbgange, die auffälligen Wirkungen der Verwandtenehe, die Überskreuzvererbung vom Vater auf die Tochter, von der Mutter auf den Sohn, die nicht seltene Ähnlichkeit von Onkel und Neffe — fanden in der sinngemäßen Anwendung der Mendel-Regel eine einfache und einheitliche Aufklärung.

Die neuzeitliche Erbforschung arbeitet mit der Grundvorstellung: Merkmale und Eigenschaften, die wir bei der Betrachtung eines Geschöpfes nach Form oder Leistung wahrnehmen, sind bedingt durch das Vorhandensein bestimmter Anlagen im Körper des Lebewesens. Sie stellen in ihrer Gesamtheit das Erbgut des Organismus dar: bei zweielterlicher Fortpflanzung bildet dies Erbgut ein Gemenge der einzelnen väterlichen und mütterlichen Erbstücke. Und diese erhält das einzelne Geschöpf von seinen Eltern übertragen durch die elterlichen Keimzellen, aus deren Vereinigung es seinerzeit entstand. Seine Keimzellen sind es ihrerseits wiederum, die zu gegebener Zeit das Erbtum auf die nächste Generation überleiten: die Keimzellen, die Samenzellen des Mannes und die Eizellen des Weibes, sind die wahren Erbzellen. Was sich mithin vererbt, sind nicht die mit dem Auge wahrnehmbaren Formeigenheiten des Lebewesens, wie sie uns die anatomische Zergliederung auch mit der stärksten mikroskopischen

Bewaffnung offenbart; sind nicht die individuellen Eigentümlichkeiten der Leistungen, die den Mitteln physiologischer Forschung zugänglich werden können. Vererben können sich lediglich die in ihrem Wesen uns noch gänzlich unklaren und unfaßbaren Erbstücke oder Anlagen. Sie scheinen darin vergleichbar den für unsere Sinne ebenso unmittelbar unzugänglichen Molekeln, Atomen und Elektronen der Physik und Chemie. Und wie diese Wissenschaften Natur und Konstitution der Stoffe symbolisch durch das Verhalten ihrer kleinsten Einzelteilchen so erfolgreich unserem Verständnis nähergebracht haben: so beginnt auch die moderne Biologie, nicht zum kleinsten Teile auf Grund der Erbbeobachtungen, das Einzelwesen, die Sippe, die Rassen, Arten und Gattungen aller Lebewesen aus der Eigenart des Aufbaues und der Zusammenordnung der Erbstücke oder Erbeinheiten — mit ihrem wissenschaftlichen Namen Gene — aufgebaut zu denken. Dem jüngsten Zweige der biologischen Wissenschaften, der Genetik, erwächst die Aufgabe, für alle Lebewesen durch Versuch und Deutung jene Auffassung zu vertiefen und zu erweitern.

Das Erbgut eines jeden Einzelwesens stammt bei der Fortpflanzung mittels Keimzellen jedesmal, mit verschwindenden Ausnahmen, aus zwei verschiedenen Quellen: die Einheiten, die die väterliche und mütterliche Erbzelle zusammengefügt haben, bilden mithin stets ein Gemenge beidelterlicher Gene. Aus diesem Gemenge väterlicher und mütterlicher Erbstücke übernehmen nun die Erbzellen des Geschöpfes bei ihrer Bildung die einzelnen Anlagen in regellosem Gemisch. Die Gene verhalten sich im Erbgange jedesmal wie selbständige Einheiten, scheiden und trennen sich in der Regel wahllos, lediglich den Gesetzen des Zufalls gehorchend.

Ermöglichen daher Versuch oder glückliche Beobachtung, die Vereinigung unterscheidbarer Erbstücke in einem Lebewesen zu untersuchen, so bietet die Verfolgung dieser verschiedenartigen Erbanlagen bei der Nachkommenschaft dieses Geschöpfes das beste — und einzige — Mittel, um in den Mechanismus des Erbvorganges einen Einblick zu gewinnen.

Dies Experiment — die Paarung ungleicher Eltern — bezeichnet man als **Kreuzung**, die Nachkommen als **Mischlinge**. Nahezu niemals läßt sich die Bedingung erfüllen, daß beide Eltern persönlich identisch gleich und weiterhin auch Nachkommen von lauter identisch gleichen Vorfahren sind. Daher ist im Sinn der modernen Erblehre fast **jedes** Lebewesen ein Mischling, mögen die Unterschiede der zusammengetroffenen Erbstücke auch noch so winzig sein, mögen sie auch ein einziges Merkmal betreffen. Das Produkt ist dann ein Mischling in Ansehung dieses einen Merkmals. Diese Betrachtungsmethode hat sich als überaus wichtig und fruchtbar erwiesen. Ihre Einführung und ihr Ausbau ist das erste von Mendels großen methodologischen Verdiensten. Das zweite ist die Verfolgung des Schicksals dieses Einzelmerkmals bei allen Abkömmlingen der beiden Elternorganismen bis in die dritte und noch weitere Generationsfolge in möglichst großer Individuenzahl. Nur umfangreiche quantitative, nicht

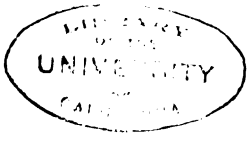
summarisch-statistische Durchmusterung der gesamten Nachkommenschaft eines Paares gewährleistet die Gewinnung verläßlicher Grundlagen für ein Urteil über die wahre Natur eines Erbgeschehens.

Die Eigenart dieser beiden methodologischen Forderungen beleuchtet ohne weiteres klar die unendlichen Schwierigkeiten, nicht etwa prinzipieller, sondern rein äußerlicher Art, mit denen die Erbforschung beim Menschen in so ungleich höherem Grade zu kämpfen hat, als bei den übrigen Lebewesen. Hier vermag der nach der Willkür des Untersuchers planmäßig geleitete Versuch Klarheit zu schaffen. Hier können bei geschickter Wahl des Objektes in kurzen Zeitabschnitten viele Generationen von Nachkommen eines Elternpaares erzogen und gemäß der bereits gewonnenen Erkenntnis zweckdienlich weitergezüchtet werden. Hier lassen sich die Einflüsse der Umwelt willkürlich so günstig wie nur möglich gestalten, um ein bestimmtes wünschenswertes Ergebnis zu fördern. Nichts von alledem steht dem Erbforscher beim Menschen zu Gebote. Er sieht sich angewiesen auf das spröde, oft unvollkommene und unzuverlässige Material der Verzeichnisse von Vorfahren; er hat mit der Unzugänglichkeit wichtiger Abkömmlinge, mit der beschränkten Kinderzahl der menschlichen Ehe, mit dem — häufig gerechtfertigten — Widerstande des einzelnen zu kämpfen, der ein genaues Forschen nach oft intimen Familienangelegenheiten zu verhindern sucht. Zudem mangelt noch in weitesten Kreisen das Verständnis für die Bedeutung der Erbforschung, eine zweckmäßige Organisation der Arbeit steht noch aus. Nur in England und in Amerika bieten sich der jungen Wissenschaft einigermaßen großzügige Mittel und Anfänge einer Organisation im entsprechenden Maßstabe. Was in Deutschland geleistet wurde und geleistet werden kann, entspringt im wesentlichen der Rührigkeit von Einzelforschern, denen vorläufig, der Natur der Sache nach, immer nur ein kleiner Ausschnitt und im besten Falle eine auf die eigene Lebenszeit begrenzte persönliche Erfahrung zur Verfügung stehen kann. Unschätzbar wertvolle Hilfsmittel, wie sie sich jüngst in Schweden einem Erbforscher, Lundborg, in Gestalt der Hausstandsbücher bei seinen Untersuchungen an einem über zweitausend Mitglieder umfassenden Bauerngeschlechte als unentbehrlich erwiesen haben, fehlen in anderen Kulturstaaten vollkommen, z. B. auch in Deutschland, mit alleiniger Ausnahme von Württemberg.

Trotz aller dieser Mißstände vermag die Vererbungslehre auch beim Menschen schon heute eine Reihe gelöster, eine größere Anzahl der Klärung naher Probleme aufzuweisen.

Das allgemeinste Ergebnis aller ihrer Untersuchungen gipfelt in der Erkenntnis: der Mensch gehorcht — wie nicht anders zu erwarten war — trotz seines weit verwickelteren Aufbaues aufs genaueste den Regeln, wie sie Versuch und Deutung für andere, einfachere Lebewesen in tausenden von Versuchsreihen als gültig erwiesen haben.

Der einfachste Schulfall Mendelschen Erbganges rechnet mit der Ehe zweier Einzelwesen, die sich nur in einem einzigen Merkmal unterscheiden, z. B. einer


UNIVERSITY

kraushaarigen Frau mit einem schlichthaarigen Mann (Bell). Das bleibt natürlich eine praktisch unhaltbare Forderung, da beide Ehegatten noch in einer Unzahl anderer Charaktere verschieden sein werden. Die Schwierigkeit wird — begrifflich — umgangen durch willkürliches Beiseitelassen und Nichtbeachten aller übrigen Unterschiedlichkeiten. Man bezeichnet solche — einmerkmalige — Paarung als monohybride Kreuzung. Die Kinder eines solchen Paares heißen, weil sie aus der Vereinigung von Erbzellen mit mindestens einem Paar verschiedener Erbstücke hervorgehen, mischerbig oder heterozygot in bezug auf diese Erbeinheit. Der Ausdruck rührt von der wissenschaftlichen Bezeichnung eines jeden Zeugungsproduktes zweier Keimzellen „Zygote" her: der Zusatz „hetero" deutet die Andersartigkeit der beiden hier vererbten Partnererbstücke an. Ein Geschöpf, dessen väterliches und mütterliches Erbstück für eine bestimmte Eigenheit identisch sind, nennt die Erblehre im Gegensatz hierzu: homozygot, reinerbig.

Bei den Mitgliedern der ersten, mischerbigen Generation vermag sich ihr Heterozygotencharakter in recht verschiedener Weise zu äußern. Im allgemeinen können sich — je nach der Eigenart des Falles — zwei Möglichkeiten verwirklichen. Entweder: die beiden verschiedenen Anlagen vereinen sich zu einem auch äußerlich wahrnehmbaren Mischcharakter (Fall a): in dem gegebenen Beispiele könnte sich dieser etwa als eine abgeschwächte Kraushaarbildung darstellen. Oder aber, die eine der beiden Eigentümlichkeiten wird von der anderen derart in den Hintergrund gedrängt — wie es in Wirklichkeit in jenem Beispiele der Fall ist —, daß es erst bei eingehender Prüfung, in manchen Fällen heute auch noch gar nicht gelingt, sich von ihrem Dasein zu überzeugen (Fall b). Alle Möglichkeiten der Abstufung zwischen diesen beiden Grenzfällen kommen vor. Von der genauen Mittelbildung — klein und groß gibt mittelgroß, dunkelbraun und weiß gibt hellbraun — bis zum starken oder zum ausschließlichen Vorwiegen des einen Merkmals führt eine zusammenhängende Folge aller Übergangsgrade. Vollkommenes, durch keine noch so eindringende Untersuchung mehr nachweisbares Schwinden des einen Merkmals scheint indes ein recht seltener Fall zu sein, wenn er überhaupt in Wahrheit jemals eintritt. Liegt doch die Vermutung stets nahe: es reichten unsere trotz aller scharfen Bewaffnung immer noch so stumpfen Sinne nicht hin, um das scheinbar verlorene Merkmal zu entdecken, wenn auch in noch so abgeschwächtem Zustande. Erbtechnisch heißt der stark vorherrschende Charakter dominant — D — der verdrängte rezessiv — R —. Einem mischerbigen Kinde käme die Formel DR, seinen reinerbigen Eltern die Symbole DD und RR zu. Im gegebenen Beispiel würde Kraushaar als dominant gegen Schlichthaar sein.

Was in Wirklichkeit über Dominanz oder Rezession einer Eigentümlichkeit entscheidet: darüber tappt die Erbforschung noch völlig im Dunkel.

Auftreten von Mischbildung zwischen den beiden Elterncharakteren erleichtert die Untersuchung in unschätzbarem Grade. Die Konstitution in Ansehung dieses

bestimmten Merkmals ist in solchem Falle leicht erkennbar, die Individuen dieser Art tragen den Stempel ihrer Mischlings-Entstehungsgeschichte, ihres Heterozygotentums unverkennbar an der Stirn. Mehr oder minder vollkommene Dominanz ist unbequemer: denn die in Wahrheit gemischten Einzelwesen lassen sich nicht unmittelbar unterscheiden von jenen anderen, die im dominanten Merkmal rein oder homozygot gebaut sind. Es kann geschehen, daß zwei Individuen, zwei Brüder gleich scheinen und doch nicht gleich sind. Johannsen verdankt die Erblehre die treffenden Unterscheidungen: Gleichheit der Erscheinungsform oder des Phänotypus beweist nichts für Gleichheit der Anlagen- oder Genkonstitution oder des Genotypus. Ein geübter Untersucher gewinnt mit der größeren Vertrautheit und der fortdauernden Beschäftigung mit seinem Untersuchungsgegenstand eine erstaunliche Gewandtheit in der Wahrnehmung von feinen Unterschieden zwischen den einzelnen Phänotypen, zwischen wahren Mischlingen und dominanten Individuen: er vermag dann alsbald Nachkommen richtig zu sortieren, die dem Uneingeweihten gänzlich gleichartig erscheinen.

Mag aber Mischbildung, mag Dominanz geringeren oder höheren Grades den Erbgang eines Charakters kennzeichnen: das bleibt ohne jeden Einfluß auf die Gestaltung der Nachkommenschaft, die aus der Ehe zweier in Wahrheit mischerbiger Wesen hervorgeht. Immer erscheinen in dieser Geschwisterschaft zweiter Generation dreierlei verschiedene Arten von Abkömmlingen und zwar gesetzmäßig in völlig starren, unveränderlichen Verhältniszahlen. 25 Prozent der Kinder tragen rein das eine, 25 Prozent von ihnen ebenso rein das andere — bei Dominanz in der Elterngeneration scheinbar geschwundene — Merkmal ihrer Großeltern zur Schau, und 50 Prozent zeigen sich wiederum als echte Mischlinge, wie ihre Eltern, die Mischlinge erster Generation. Waren diese im gegebenen Falle (a) als solche erkennbar, so tritt das Zahlenverhältnis 25 : 50 : 25 oder 1 : 2 : 1 unverfälscht zutage. Herrscht Dominanz, kann man mit den üblichen Methoden Mischling und Reinzucht des einen Merkmals nicht unterscheiden, so geht jede Proportion in das Zahlenverhältnis (25 + 50) = 75 : 25 oder (1 + 2) : 1 = 3 : 1 um.

Mendel selbst gab bereits diesem Verhalten die auch heute allgemein anerkannte Deutung. Wie die Erbstücke sich bei einer Paarung vereinen, wie sie sich auf alle Zellen des Geschöpfes in ihrer Mischung während der Entwicklung verteilen, so trennen sie sich wieder aus dem entstandenen Gemenge bei der Bildung der Erbzellen des Individuums: sie spalten, wie der erbtechnische Ausdruck lautet, und zwar wahl- und regellos lediglich nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit. Die Erbforschung drückt diese Auffassung in Formeln aus: ein Lebewesen, Träger einer dominanten Anlage, die es seinerzeit gleichmäßig von Vater und Mutter ererbte, ebenso wie ein zweites Geschöpf, das ebenso rein von beiden Eltern her das rezessive Erbstück überkam (2), bilden alle beide je nur einerlei Art von Erbzellen, die allesamt entweder das Gen D oder R führen (3):

1. Großväterliche Erbzellen . . . . . D D | R R
2. Eltern (P-Generation) . . . . . DD——RR
3. Elterliche Erbzellen . . . . . D D R R
4. Kinder (erste Mischlings- oder F_1-Generation) . . DR——DR
5. Kindliche Erbzellen . . . . . D R D R
6. Enkel (zweite Mischlings- oder F_2-Generation) . DD DR RD RR
7. . . . . 1 : 2 : 1
8. . . . . 3 : 1

Aus der Vereinigung solcher Keimzellen entsteht eine erste Mischlingsgeneration (4) von der Formel DR. Die Spaltung aber kennzeichnet sich durch einfaches Auseinanderweichen der vereinigten Merkmale bei der Bildung der Erbzellen des Kindes (5). Sie führen nicht etwa wiederum D und R, sondern rein: entweder D oder R, die Erbübertragung ist alternativ. Aus der — rein den Zufallsregeln folgenden — Vereinigung dieser Erbzellen entstehen mindestens vier Enkelkategorien von den Formen: DD, DR, RD, RR, deren innere Konstitution aus ihrer Zusammensetzung leicht abzulesen ist, und die ohne weiteres die Proportion (7) 1 : 2 : 1 auszählen lassen, bei starkem Vorwiegen von D über R aber das Verhältnis (8) 3 : 1, denn dann sind die DD- und DR-Wesen nicht zu unterscheiden.

Diese Annahmen sind durch Versuch und Beobachtung von Generationsreihen leicht nachzuprüfen und zu bestätigen.

Verfolgt man die Ehe eines DR-Kindes mit einem Wesen der reinen Stammform, z. B. der RR-Spielart weiter, so ergibt sich zwanglos die Formelreihe:

1. Eltern . . . . . DR——RR
2. Elterliche Erbzellen . D R R R
3. Kinder . . . . DR DR RR RR

1 : 1

Es entstehen also zwei Kategorien von Nachkommen, jede zu 50 Prozent oder die Proportion von 1 : 1 DR- und RR-Wesen.

In der Anwendung auf das Beispiel „Kraushaar gepaart mit Schlichthaar" ergibt sich: eine Frau, die das dominante Erbstück „kraushaarig" — K — z. B. von ihrer Mutter, das rezessive „Schlichthaarig" — S — von ihrem Vater überkommen hat, besitzt selbst infolge der Anwesenheit der Gene K und S in ihrer Mischkonstitution — KS — krauses Haar. Sie heiratet einen schlicht-

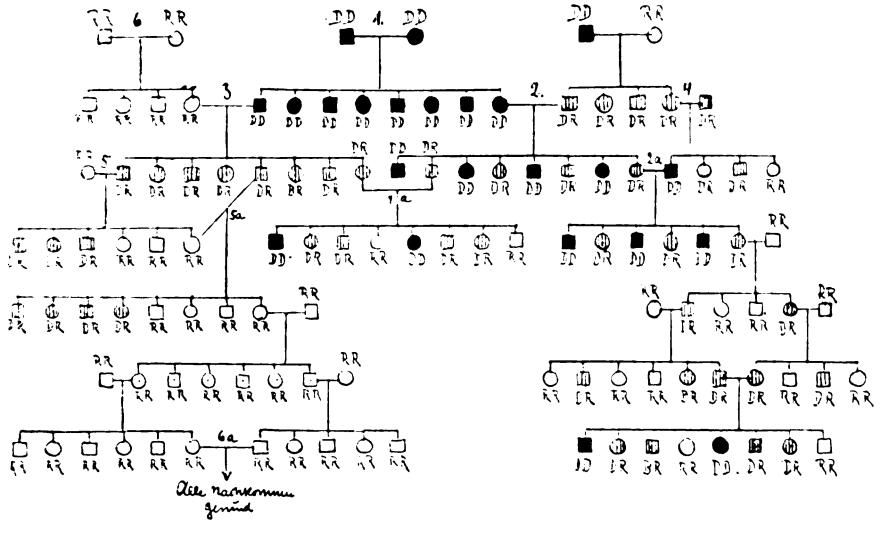
haarigen Mann — SS —: er erhielt von seinem Vater wie von seiner Mutter je eine Erbeinheit S übertragen. Seine Samenzellen führen allesamt lediglich S. Die Eier der Frau aber führen je zur Hälfte K, zur anderen S. Das Merkmal spaltet:

	Krausharige Mutter	Schlichthaariger Vater
1. Eltern . .	KS	SS
2. Erbzellen .	K S	S S
3. Kinder . .	KS KS	SS SS
	50 % Krausharig	50 % Schlichthaarig

Unter sechzehn Kindern eines solchen Ehepaares fanden sich in der Tat einmal acht kraus- und acht schlichthaarige. Diese Übereinstimmung mit den theoretisch erforderlichen Zahlen ist natürlich reiner Zufall, der sich auch an anderen Stellen des gleichen Stammbaums nicht wiederholt. Untersucht man indes eine große Anzahl solcher Geschwisterschaften aus Ehen eines mischerbig kraushaarigen Elters mit einem reinerbig schlichthaarigen, so nähern sich die Ziffern immer besser den berechneten Proportionen.

Eine Übersicht sämtlicher Möglichkeiten bei der Paarung einmerkmalig unterschiedener Ehepartner enthält die Stammtafel I. Nach der Weise amerikanischer

I. Stammtafel bei einmerkmaliger Kreuzung



Genetiker bedeutet das Quadrat einen Mann, der Kreis eine Frau. Die Heiratslinie verbindet die Ehepaare, alle Abkömmlinge, die Geschwisterschaften gleicher Generation stehen in einer Linie. Durch schwarze Symbole sind die reinen DD-Wesen, durch Schraffierung die Mischindividuen, durch helle Zeichen die RR-Geschöpfe gekennzeichnet. Die sechs denkbaren Paarungsfälle DD + DD, DD + DR, DD + RR, DR + DR, DR + RR, RR + RR sind mit den Ziffern 1 bis 6 bezeichnet. Gleichförmigkeit bei 1, 3, 6; Spalten in 1 : 2 : 1 bei 4, in 1 : 1 bei 2 und 5 erhellt aus der Aufstellung ohne weitere Erläuterung. Verwandtschaftsehen, solche von Geschwisterkindern, von Onkel und Nichte usw. sind durch Zufügung des Buchstabens a hervorgehoben: ihre Ergebnisse gleichen naturgemäß vollkommen den Fremdehen von Gatten entsprechender Konstitution. Nur ist bei Blutsverwandtschaft die Wahrscheinlichkeit der Ehe zwischen zwei mit gleichen Erbstücken ausgestatteten Wesen höher als bei Fremdheirat: denn Blutsverwandtschaft bedeutet ja schließlich nichts anderes als Abstammung von den zum Teil gleichen Erbzellen gemeinsamer Ahnen.

Die Folgen einer Verwandtenehe sind indes gänzlich verschieden nach dem Ausgangsmaterial, nach der Konstitution des Erbgutes beider Ehegatten: sind beide z. B. RR (6a) oder DD, so bleibt die Nachkommenschaft durchaus ungestört gleichförmig, ist aber auch nur der eine Gatte ein Mischling (2a, 4a, 5a), so setzen alsbald die Folgen des Spaltens ein, die bei anomalen Erbanlagen verhängnisvoll werden. Nicht die Inzucht an sich bildet den schädigenden Einfluß, sondern die fehlerhafte Konstitution des verwandten Erbgutes. Inzucht bereichert die Nachkommenschaft im allgemeinen an Erbeinheiten gleicher Art: sind sie von schädlichem Einflusse auf den Körper, sind es anormale und krankhafte Anlagen, so richtet Inzucht das ganze Erbgut und seine Träger unter Umständen völlig zugrunde; sind es dagegen wertvolle Anlagen von günstigen und erwünschten Charakteren, so bietet sich kein besseres Mittel zu ihrer Häufung und Festigung, zu ihrem Schutze vor Vermengung mit minderwertigeren Anlagen als engste Verwandtschaftsehe. Nicht umsonst bestand in dem sehr einheitlichen, durch Wüste und Wasser abgeschlossenen Ägypten für den Pharao das Gebot der Bruder-Schwester-Heirat, geheiligt und symbolisiert durch die segensreiche Götter-Geschwisterehe von Isis und Osiris.

Unendlich viel verwickelter gestaltet sich die Verteilung der Erbanlagen auf die Geschwisterschaften, wenn nicht nur ein Paar von unterschiedlichen Merkmalen, sondern deren zwei oder mehrere in Rechnung gesetzt werden. Aus einem Gemenge zweier Erbstücke — DR — lassen sich naturgemäß unter allen Umständen nur zwei Sorten von Erbzellen — D-Zellen und R-Zellen — aussortieren; aus einem Gemenge von zwei Paaren, also vier unterschiedlichen Eigenheiten — DRDR — indes bereits vier Kategorien den Keimzellen — DD, DR, DR, RR — aus einem Gemische von drei Paaren oder sechs Erbstücken — DRDRRP — gar schon acht verschieden gebaute Erbelemente DDA, DDP, DRA, DRP, RDA, RDP, RRA, RRP. Und so gelangt man mit der weiter ansteigenden

Merkmal-Paarzahl alsbald zu ganz ungeheuerlichen Ziffern: in der Reihe $2 = 2^1$, $4 = 2^2$, $8 = 2^3$, $16 = 2^4$, $32 = 2^5$ nach einfachen Potenzen von 2 fortschreitend bis zu dem allgemeinen Werte 2^n, wo n die Zahl der Erbstückpaare bedeutet.

Alle diese verschiedenen Erbzellen vereinigen sich im gegebenen Falle völlig frei nach den Regeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung miteinander. Da man zwei Größen $2 \times 2 =$ viermal, 4 schon $4 \times 4 =$ sechzehnmal, 8 gar $8 \times 8 =$ vierundsechzigmal kombinieren kann, so wächst die Zahl der Sorten von Kindern, die aus diesen Erbzellen hervorgehen, noch weit rascher an; sie beträgt bei n Merkmalpaaren 2^{2n}, z. B. bei fünf Paaren von Differenzen zwischen den Eltern $2^{10} = 1024$ verschiedene Möglichkeiten, von denen allerdings immer ein bestimmter Bruchteil sich nur durch die Reihenfolge der Elemente, also nicht in der Gesamtkonstitution unterscheidet. Aus diesen großen Ziffern erhellt ohne weiteres, daß bei den stets in der Vielzahl vorhandenen Unterschieden zwischen zwei Ehegatten in der Regel alle Kinder voneinander verschieden sind. Nur in einem Falle ist eine sehr ins einzelne gehende Übereinstimmung denkbar: dann nämlich, wenn einmal aus der Vereinigung zweier Erbzellen statt eines, zwei Kinder hervorgehen. Diese Individuen nennt man eineiige Zwillinge, weil sie aus demselben befruchteten Ei stammen, folglich beide gemeinsam das gleiche Erbgut führen. Man kann sie im Gegensatz zu anderen Individuen wirklich als gleicherbig oder isozygotisch bezeichnen. Und in der Tat ist die überraschend große Ähnlichkeit derartiger Zwillinge schon seit langem bekannt und vermag sich für den uneingeübten Beobachter, einen Fremden, bis zur Ununterscheidbarkeit zu steigern.

Nur der Fall zweimerkmaliger — oder dihybrider — Paarung soll näher beleuchtet werden. Die theoretische Darlegung von verwickelten Formen darf für das Verständnis menschlicher Erbforschung heute noch — leider — außer Betracht bleiben.

Entweder beherrschen die beiden Paare von Einheiten zwei miteinander gar nicht oder wenigstens nicht zwangsläufig zusammenhängende Eigenheiten, z. B. etwa die Haarfarbe und die Augenfarbe. Dann leuchtet die Art der Verteilung beider Erbstücke auf Kinder und Enkel ohne weiteres ein. Die verschiedenen Haarfarbtöne kombinieren sich zwanglos mit den verschiedenen Augenfarben. Ist man imstande, Kinder, die von beiden Erbzellen das Gen „dunkelhaarig" überkommen haben, z. B. als rein schwarzhaarige, von denen zu trennen, die nur von einem der beiden Eltern die Erbeinheit „dunkel" — N — vom anderen indes das Erbteil „blond" — P — erhielten, weil diese etwa braune Haare besitzen; und wenn man weiterhin in der Lage ist, die beidelterlich „dunkeläugig" — B — erbenden Individuen als braunäugig einerseits von denen etwa als den grauäugigen zu trennen, die mischerbig einmal z. B. vom Vater, das Erbstück „dunkeläugig", von der Mutter das Gen „helläugig" — C — überkommen haben und anderseits auch von den blauäugigen, die von beiden Eltern das Gen „helläugig" ererbten: so entstehen neun verschiedene Kinderformen:

Großeltern:	schwarzhaarig NN braunäugig BB	blondhaarig FF blauäugig CC	schwarzhaarig NN blauäugig CC	blondhaarig FF braunäugig BB
	+	+	+	+
	schwarzhaarig NN braunäugig BB	blondhaarig FF blauäugig CC	schwarzhaarig NN blauäugig CC	blondhaarig FF braunäugig BB
Eltern:	schwarzhaarig NN braunäugig BB	+ blondhaarig FF blauäugig CC	schwarzhaarig NN blauäugig CC	+ blondhaarig FF braunäugig BB
Kinder:	braunhaarig NF grauäugig BC	+	braunhaarig NF grauäugig BC	

Kindliche Enkel:	Erbzellen	NB	NC	FB	FC
	NB	1 schwarzhaarig NN braunäugig BB Typ. 1	2 schwarzhaarig NN grauäugig BC Typ. 2	3 braunhaarig NF braunäugig BB Typ. 4	4 braunhaarig NF grauäugig BC Typ. 5
	NC	5 schwarzhaarig NN grauäugig BC Typ. 2	6 schwarzhaarig NN blauäugig CC Typ. 3	7 braunhaarig NF grauäugig BC Typ. 5	8 braunhaarig NF braunäugig CC Typ. 6
	FB	9 braunhaarig NF braunäugig BB Typ. 4	10 braunhaarig NF grauäugig BC Typ. 5	11 blondhaarig FF braunäugig BB Typ. 7	12 blondhaarig FF grauäugig BC Typ. 8
	FC	13 braunhaarig NF grauäugig BC Typ. 5	14 braunhaarig NF blauäugig CC Typ. 6	15 blondhaarig FF grauäugig BC Typ. 8	16 blondhaarig FF blauäugig CC Typ. 9

Dieses Beispiel ist natürlich stark schematisiert, trifft in einigen wesentlichen Punkten indes wohl die Ergebnisse der jetzt bereits schon vorliegenden Erfahrungen.

Diese neun verschiedenen Geschwisterformen oder Geschwistergenotypen treten in der Proportion: $1 + 2 + 1 + 2 + 4 + 2 + 1 + 2 + 1 = 16$ auf. Sie gilt in dem vorausgesetzten Fall, daß alle Konstitutionstypen als rein- oder mischmerkmalig äußerlich erkennbar hervortreten. Fällt diese Bedingung ganz oder zum Teil, sind die Genotypen nicht oder nur zum Teil von den Phänotypen unterscheidbar, so treten in der Enkelreihe sofort ganz andere Zahlenverhältnisse auf. Gesetzt den Fall, daß reinmerkmalig-dunkelhaarige Individuen (NN) nicht von den mischmerkmaligen (NF) ohne weiteres trennbar erscheinen, daß N so stark dominiert, um eine Erbeinheit B fast völlig zu decken, daß beide Kategorien gleichmäßig dunkelhaarig aussehen gegenüber dem Reste mit ihren hellen Haaren, so ergeben sich statt der neun Typen deren nur sechs: dunkelhaarig-braunäugige, dunkelhaarig-grauäugige, dunkelhaarig-blauäugige; hellhaarig-braunäugige, hellhaarig-grauäugige, hellhaarig-blauäugige, und zwar in der Proportion

3 + 6 + 3 + 1 + 2 + 1 = 16. Gesetzt umgekehrt den zweiten Fall, daß die Mischerben in Haarfarbe wohl unterscheidbar, daß aber bei der Augenfarbe der Mischcharakter durch Vorwiegen von Braun verdeckt würde, so daß alle als grauäugig bezeichneten Personen mit den Braunäugigen zusammen als dunkeläugige aufgenommen würden, so zählt man wiederum nur sechs Typen im gleichen Verhältnis: 3 schwarzhaarig-dunkeläugig + 1 schwarzhaarig-helläugig + 6 braunhaarig-dunkeläugig + 2 braunhaarig-helläugig + 1 blondhaarig-dunkeläugig + 1 blondhaarig-helläugig = 16.

Kombinieren sich endlich beide Dominanzen, so daß wie im ersten Fall nur Dunkel- und Hellhaarige, im zweiten nur Hell- und Dunkeläugige — phänotypisch — unterschieden werden können, so engen sich die Geschwisterformen auf vier Typen ein: dunkelhaarig-dunkeläugige, dunkelhaarig-helläugige, hellhaarig-dunkeläugige und hellhaarig-helläugige. Ihre Proportionen berechnen sich zu 9 + 3 + 3 + 1 = 16.

Wie der Chemiker aus seiner Bestimmung des Gewichtsprozentgehalts einer Verbindung, z. B. aus 52,2 Prozent Kohlenstoff, 13 Prozent Wasserstoff, 34,8 Prozent Sauerstoff, und aus seiner wissenschaftlichen Kenntnis der Elementareigenschaften dieser Substanzen ohne weiteres durch einfache Rechnung die Formel C_2H_6O für den Alkohol aufzustellen in der Lage ist, so vermag der Genetiker aus seiner Nachkommenanalyse 9 : 3 : 3 : 1 oder 3 : 1 : 6 : 2 : 3 : 1 usw. die Erbformel zweier Ehegatten in Ansehung der untersuchten Merkmale ohne Schwierigkeit abzuleiten.

Die merkwürdige Erscheinung, daß von den beiden Gliedern eines Merkmalpaares im allgemeinen das eine eine geringere Fähigkeit sich durchzusetzen besitzt als das andere, hat in der Hand der englischen Erbforscher Bateson, Punnett u. a. zu einer geistvollen, eigenartig vereinfachten Auffassung des Verhältnisses der beiden paarweise verbundenen Erbstücke geführt. Statt zweier positiver, gegensätzlicher, qualitativ verschiedener Erbeinheiten — D und R — benützt diese Hypothese für jedes Paar als Symbol jeweils nur ein einziges Gen — D. Statt mit braunäugig-blauäugig, dunkelhäutig-hellhäutig, krausschlicht rechnet sie nur mit den Erbeinheiten: braunäugig, dunkelhäutig, kraus. Das Auftreten der gegensätzlichen Eigenschaft — R — symbolisiert sie durch Annahme des Fehlens des entsprechenden Gens im Erbgute. Sie versieht gewissermaßen, statt zwei gegensätzliche Merkmale mit dem positiven, das entsprechende eine Erbstück das eine Mal mit dem positiven, das andere Mal mit dem negativen Vorzeichen: „Blauäugig" bedeutet in dieser Auffassung „Fehlen von braunäugig", „hellhäutig" bedeutet „Fehlen von dunkelhäutig", „schlicht" Fehlen von „kraus". Aus der qualitativen ist damit eine Art quantitativer Vorstellung geworden. Im allgemeinen kann man sagen, Rezession bedeute Fehlen des beherrschenden Gens im Erbgute. Die Symbolschrift der Erbformeln wird durch dieses System gerade um die Hälfte vereinfacht. Die Anwesenheit der Erbeinheit in Erbzelle und Erbgut wird durch den großen Anfangsbuch-

staben der Eigenschaft — allgemein mit D —, ihr Fehlen durch den kleinen — d — angedeutet. Wenn Braunäugigkeit so durch das Symbol — BB — auszudrücken wäre, so käme einem blauäugigen Individuum die Formel bb zu: d. h. in sein Erbgut hat weder die väterliche noch die mütterliche Erbzelle die Einheit B hineingetragen.

Diese „Presence-Absence"-Hypothese zählt heute viele Anhänger, aber auch manchen Gegner. Eine Entscheidung über ihre Richtigkeit steht noch aus. Ihre große Bequemlichkeit mag begründen, daß ihr fast überall gefolgt wird. Gibt sie doch auch für die Auffassung der Mischcharaktere eine willkommene Erleichterung: erbt ein Wesen z. B. nur vom Vater her das Gen B für Dunkeläugigkeit, so verfügt das Erbgut gewissermaßen nur über eine halbe Dosis, nur über die Hälfte der Fähigkeit, dunklen Regenbogenhautfarbstoff auszuarbeiten: sie wird — im Sinne jener quantitativen Auffassung — durch das gleichzeitige Fehlen der zweiten Hälfte verdünnt und so kommt es nur zum Halbeffekt, zur Erzeugung von Mitteltönen. Auch die Beobachtung, daß bei manchen Erbtümern schon die Hälfte des Ganzen genügt, um eine Wirkung hervorzurufen, die der des Ganzen gleichkommt — d. h. also Dominanz —, wird bei sehr intensiver Wirksamkeit verständlicher. Ist der Zeiger einer Wage durch 100 Kilogramm Belastung bereits auf das Ende der Skala eingestellt, so kann das Instrument nichts mehr von dem Hinzutreten von neuen hundert Kilogramm Gewicht verraten. —

Die moderne Chemie begnügt sich keineswegs mit den rohen elementaranalytischen Ergebnissen, mit der Einsicht in die qualitative Zusammensetzung eines Stoffes aus seinen Elementen und seinem quantitativen Gehalt an den einzelnen Bestandteilen: sie verlangt und gewinnt einen Einblick in die Zusammenordnung und die inneren Beziehungen der Elementarteilchen zueinander, sie bestrebt sich, die Konstitution ihrer Verbindungen aufzuklären. Sie ersetzt oder substituiert künstlich im Experiment Atomgruppen durch andere bekannter Art und beweist an der Richtigkeit des vorausbestimmten Ergebnisses die Wirklichkeit einer aufgestellten Hypothese.

Auch auf diesen Wegen kann die Genetik der exakten Wissenschaft schon — wenn auch nur mit bescheidenen ersten Schritten — folgen: auch das Erbgut ist kein wirres Konglomerat, sondern ein gesetzmäßiges Gefüge seiner Elemente.

Außeneigenschaften, die dem Anblick so einheitlich erscheinen, wie z. B. Kraushaarigkeit oder Dunkelhäutigkeit, zeigen oft beim Spalten nicht die einfachen Mendel-Proportionen 3 : 1, 1 : 2 : 1 usw., sondern häufig Zahlen, die auf Zwei- oder Mehrmerkmalsmischung hinweisen. Eugen Fischer hat es bei seinen ausgezeichneten Untersuchungen an den Bastards von Rehoboth wahrscheinlich gemacht, daß in dem Merkmal „Kraushaarigkeit" zwei verschiedene Gene stecken: das eine von ihnen — S — bedingt die Spiraldrehung, das zweite — C — die wellige Biegung des Haarschaftes. Vom dichtkrausen Haartypus, bedingt durch Zusammentreffen zweier Erbzellen mit S und C, führen sieben ver-

schiedene locker-krause, engwellige, flachwellige, lockige Zwischenformen zum schlichten Haar, bedingt durch Paarung zweier Keimzellen mit den Erbeinheiten „glatt" und „gerade". Alle neun verschiedenen Typen der Haarform entstehen durch Kombination dieser beiden Gene bei der Fortpflanzung zweier Mischehegatten.

Der Erbforscher kann beim Menschen an seine Zahlenverhältnisse keine allzugroßen Ansprüche stellen. Er darf schon zufrieden sein, wenn überhaupt in den Geschwisterschaften ein Auffpalten zu verzeichnen ist. So sah Fischer in der Tat aus Ehen locker-krauser — also mischmerkmaliger — Gatten schlichte, flachwellige, engwellige, locker-krause und dichtkrause Haarformen hervorgehen, wie es die Theorie erfordert. Und zwar erwies sich das Schlichthaar gegen die Kräuselung als rezessiv und am Grade der Kräuselung ließen sich die misch- oder reinerbigen Individuen unterscheiden.

Die Konstitutions-Erbforschung gibt sich aber weiterhin auch nicht mit der Erkenntnis zufrieden, daß ein einfaches Außenmerkmal, wie Haarform, Hautfarbe usw. von mehreren selbständigen Erbeinheiten beherrscht wird. Es bedarf sogleich die Frage näherer Aufklärung, in welchem Verhältnis diese zusammenarbeitenden Gene zueinander stehen. Die gemeinsame Wirkung ist durchaus nicht immer eine einfache Summation oder Übereinanderlagerung gleichgeordneter Anlagen wie im Falle wellig + spiralig = dichtkraus. Wie allgemein im Verhältnis zweier Größen zueinander, so sind auch hier zwei Ordnungen möglich: Koordination und Subordination. Die Unterordnung aber kann sich in verschiedenen Abstufungen äußern: einmal kann die übergeordnete Größe die andere völlig unterdrücken, zum zweiten vermag die untergeordnete sich nicht zu äußern, wenn jene nicht vorhanden ist, oder die subordinierte ist fähig, die übergeordnete in verschiedener Weise zu modifizieren.

Aus den Grundproportionen entstehen durch diese Arten innerer Zusammenordnung, durch den hierarchischen Aufbau der Einheiten zum Gesamterbgut, anderslautende, darum aber nicht minder eindeutige Verhältniszahlen in den Geschwisterschaften. Der höchste Grad der Subordination einer Einheit unter die andere heißt Heterostase. Ein Gen, das epistatische, macht dem anderen, dem hypostatischen, sein Wirken gänzlich unmöglich. Zuweilen bedingen ganz durchsichtige Tatsachen solcherlei Überordnung. Bei dunkelbrauner Hautfärbung kann sich Dasein oder Fehlen einer Erbeinheit „gelb" nimmermehr äußern. Aber auch zwischen Erbstücken ohne solche natürliche Überordnung verdeckt zuweilen eines das andere völlig. Rechnerisch lassen sich Proportionen wie z. B. 12 : 3 : 1 oder 10 : 5 : 1 auf derartige ungleiche Partnerschaften zurückführen. Mancherlei Abwandlungen kommen in diesen Ziffern durch die Unerkennbarkeit der Mischlinge, durch den verschiedenen Grad der Überordnung zustande. So könnte einmal ein Gen schon dann wenn es nur einfach vertreten oder heterozygot ist, das andere ausschalten, oder aber erst in dem Falle so übermäßig wirken, wenn es selbst reinerbig, d. h. in doppelter Dosis geführt wird u. a. m.

(Schluß folgt)

Kardinal Kopps Bedeutung für den politischen Katholizismus in Deutschland

Von Dr. Franz Schnabel

Als Kardinal und Fürstbischof Georg Kopp am 4. März dieses Jahres starb — kurz nachdem er durch seine Haltung in der Gewerkschaftsfrage den zahlreichen Rätseln und unerwarteten Schritten seiner politischen Laufbahn noch einmal für viele eine neue Überraschung hinzugefügt hatte —, da fand sich trotzdem alle Parteien und die Organe aller Richtungen, von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken, in bemerkenswerter Weise einig gewesen über die Bedeutung des verstorbenen Kirchenfürsten, über seinen Charakter und über seine Persönlichkeit. Die Worte der Anerkennung, die ihm gezollt wurden, erntete er freilich aus gar verschiedenen Gründen, je nach dem Ausgangspunkte der Urteilenden; aber es war doch bezeichnend für diesen Mann, daß fast keine Parteiäußerung vorlag, die nicht in irgendeiner Weise sich von den üblichen Nachrufen unterschied, welche die Parteiorgane dem verstorbenen Anhänger einer gegnerischen Richtung zu widmen pflegen. Auf der einen Seite anerkannte man die Haltung des Fürstbischofs in der Polenfrage und sein Bestreben, jeden sichtbaren Konflikt mit der Staatsgewalt zu meiden — und darin war er in der Tat den nationalen Forderungen wenigstens in der praktischen Politik zum Teil entgegengekommen und hatte eine Bahn betreten, welche dem politischen Katholizismus bis dahin unbekannt gewesen war; auf der anderen Seite rühmten ihn sozialdemokratische Blätter auf ihre Weise, weil er die Prinzipien der Autorität, des Konfessionalismus und der konservativen Politik bis in ihre letzten Konsequenzen und bis in die Arbeiterfrage hinein verfolgt habe und nicht durch den klerikalen „Revisionismus" der „Kölner" alle Begriffe verwirren ließ. So gingen die Preßstimmen in den verschiedensten Abtönungen von rechts nach links und von links nach rechts, so daß man allein schon aus diesen Urteilen, die bei aller Zurückweisung der prinzipiellen Anschauungen doch den Politiker und Taktiker nicht völlig verwarfen, den Schluß zu ziehen berechtigt war, daß man es hier nicht mit einem Parteipolitiker zu tun hatte, der im festgefügten Rahmen einer bestimmten Partei geworden war.

Deutlich zeigen dies auch die Nekrologe der Zentrumsblätter. Sein Tod war ja erfolgt mitten in den Kämpfen, die er durch sein einseitiges Eingreifen

bis an die Grenze einer Spaltung innerhalb der Zentrumspartei hinaufgetrieben hatte. Etwas davon zitterte auch in den Äußerungen bei seinem Tode nach, so sehr man sich auch innerhalb der Partei befleißigte, die Gegensätze nach außen hin zu dämpfen. Die Kölnische Volkszeitung, das führende Blatt der von dem Fürstbischof so hart mitgenommenen Kölner, rühmte natürlich ohne Einschränkung seine kirchlichen und kirchenpolitischen Leistungen; aber sie wollte am Schlusse doch nicht ganz jene peinlichen Auseinandersetzungen der letzten Jahre übergehen, welche dadurch hervorgerufen worden waren, daß Fürstbischof Kopp „in einzelnen, unser öffentliches Leben bewegenden Fragen eine andere Stellung eingenommen hat, als die in der Zentrumspartei organisierten Katholiken"*). Sie meinte damit in erster Linie seine Stellung und sein Vorgehen in der Gewerkschaftsfrage; aber es wird dabei nicht unnütz sein, zugleich daran zu erinnern, daß derselbe Bischof, den am Ende seiner Tage der Streit im Zentrumslager umtobte, einst schon im Gegensatz zum Zentrum die politische Bühne betreten hatte. Ein gut Stück seines politischen Lebensweges fällt mit der Zentrumsgeschichte zusammen, wenn er auch niemals völlig mit den Ausschlag gebenden Zentrumsführern harmoniert hat. Die erfolgreichste Periode des Zentrums steht in hohem Grade im Zeichen seiner Politik, wenngleich niemals von bedingungslosem Zusammengehen die Rede ist; er hat den deutschen Ultramontanen seine Anschauung dessen, was ihm in der augenblicklichen politischen und kirchlichen Lage als notwendig erschien, eingeimpft, hat als echter Diplomat und Opportunitätspolitiker öfters sich gewendet, während allerdings die massivere, weniger anpassungsfähige Parteiorganisation nicht immer so rasch folgen konnte. Ziel und Zweck waren freilich stets die altererbten des Klerikalismus; es ist da völlig unmöglich, individuelle Unterschiede machen zu wollen oder nach feineren Differenzen oder wechselseitigen Beeinflussungen zu suchen. Das bedarf auch weiter keiner Ausführung und Erläuterung. Wollten wir Kopps Grundanschauungen entwickeln, so brauchten wir einfach nur das oft dargestellte System ultramontaner Weltanschauung nochmals zu erläutern**); eine besondere persönliche Bedeutung könnte dabei dem Fürstbischof niemals zugesprochen werden. Alles, was sich von einer besonderen, ungewöhnlichen Art des Verhältnisses zwischen dem Fürstbischof Kopp und dem politischen Katholizismus in Deutschland sagen läßt, bezieht sich immer nur auf Fragen der praktischen Politik. In diesen Dingen haben die Zeiten des Gegensatzes und die Zeiten der erfolgreichen Werbetätigkeit im Leben des bischöflichen Politikers sich gegenseitig mehrfach abgelöst; aber es fragt sich doch, ob darum die vielen Stimmen recht haben, welche ihm diese Schwankungen als die große Inkonsequenz seines Lebens gebucht haben, oder ob nicht auch da vieles als notwendiger Ausfluß der Persönlichkeit, der politischen Grundanschauungen und der politischen Wandlungen zu deuten ist.

*) Kölnische Volkszeitung Nr. 193 vom 4. März 1914.

**) Vgl. L. Götz, Der Ultramontanismus als Weltanschauung. Bonn 1905.

Man muß sich zunächst genau die Konstellation vor Augen halten, unter der er zum ersten Male und gleich an entscheidender Stelle in den großen Gang der politischen Ereignisse eingegriffen hat. Der Kulturkampf hatte seinen Höhepunkt überschritten. Er war ein Versuch des modernen Staates gewesen, ein richtiges Verhältnis zur römischen Kirche zu finden; aber trotz mancher Errungenschaften, die dauernd blieben und bleiben mußten, war es doch schon gegen Ende der siebziger Jahre klar geworden, daß der Abbau der Kampfgesetze erfolgen werde. Dahin drängte die ganze Bismarcksche Politik aus sehr verschiedenen Gründen, zumal durch den Thronwechsel im Vatikan im Jahre 1878, dem der Rücktritt des Kultusministers Falk in Preußen anderthalb Jahre später folgte, das Eis gebrochen und auf beiden Seiten der Boden zu einem Ausgleich geebnet war. Die damaligen Versöhnungsbestrebungen, die in der persönlichen Zusammenkunft Bismarcks mit dem Kardinalstaatssekretär Jacobini zu Salzburg gipfelten, scheiterten freilich schließlich doch an den hochgespannten Forderungen der Kurie und dem geringen Entgegenkommen des Zentrums in den großen Reichsfragen der damaligen Bismarckschen Politik; aber wenn es auch nicht sofort zu gesetzgeberischen Resultaten kam, so schritt man doch beiderseits auf dem eingeschlagenen Wege der Annäherung weiter. Das geeignetste Mittel dazu war ohne Zweifel, für diplomatische Verbindungen zwischen Berlin und dem Vatikan zu sorgen. Nach allem, was im vergangenen Jahrzehnt geschehen war, und überhaupt schon seiner ganzen Staatsauffassung nach wollte und konnte Bismarck einen Ausgleich niemals durch Paktieren mit der Zentrumsfraktion unternehmen; sondern seine Absicht war es gerade, über die Köpfe der Zentrumsführer hinweg die diplomatischen Drähte nach Rom zu spannen. Denn wenn auf diesem Wege einmal der Friede geschlossen war, dann durfte Bismarck hoffen, daß auch die parlamentarische Vertretung des Klerikalismus in ihrer ganzen Haltung alledem Rechnung tragen mußte, was die kirchlichen Diplomaten und Würdenträger im päpstlichen Staatssekretariate beschlossen hatten. Und auf der andern Seite konnte es auch der Kurie nur recht sein, wenn die entscheidenden Verhandlungen von ihr und ihren Beauftragten allein geführt wurden.

In Rom wie in Berlin war man also innerlich zur Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen geneigt, ohne daß man schon so weit gewesen wäre, offiziell die Gesandtschaft wieder herzustellen, deren Aufhebung einst das Signal zum Kulturkampfe gegeben hatte. Man brauchte daher einen geeigneten diplomatischen Vermittler, der ohne selbst in seiner Person schon eine äußerliche und förmliche Wiederherstellung der diplomatischen Beziehungen zu bedeuten, dennoch fähig war, eine solche anzubahnen. Zur Übernahme einer derartigen, von der Kurie wie der Regierung zugleich übertragenen Vertrauensstellung konnte nur ein Vertreter des deutschen Episkopates in Betracht kommen, der in Rom als zuverlässig und in Berlin als versöhnlich bekannt war. Unter den augenblicklichen Inhabern der bischöflichen Gewalt in Deutschland war keiner dieser Art zu finden,

sie waren ja alle durch ihre feindliche Stellung gegen Bismarck politisch verbraucht. Eine Verständigung in der Frage der durch Urteilspruch des kirchlichen Staatsgerichtshofes erledigten Bischofsstühle war auch nur im Zusammenhang mit der Liquidierung des ganzen kirchlichen Streites zu ermöglichen. So konnte es zu der seit Beginn des Kulturkampfes ersten Verständigung bei der Neubesetzung eines Bistums nur dort kommen, wo es sich um einen durch Todesfall verwaisten Sitz handelte. Dieser Fall war in Trier und Fulda. Bei beiden Gelegenheiten zeigte die Regierung eine äußerst weitgehende Nachgiebigkeit, um die gewünschte Annäherung zu ermöglichen, und so wurden 1881 Korum in Trier und Georg Kopp in Fulda Bischöfe. Das Opfer, das die preußische Regierung bei dem einen, dem Erzpriester Korum von Straßburg, brachte, war groß, und ihre letzten Absichten dabei sind auch heute noch nicht ganz klar; bei dem anderen aber, bei Kopp, ist es sicher, daß sie in ihm einen Bischof zu finden hoffte, der zur Beruhigung des katholischen Volkes beitragen, für den Frieden zwischen Staat und Kirche wirken werde und in diesem Sinne auch die abgerissenen Beziehungen zwischen Staat und Kirche wieder anzuknüpfen befähigt sei. Man möchte fast sagen, Regierung und Vatikan gaben ihm mit dem Bischofsstab zugleich den Auftrag, an der beiderseitigen Versöhnung zu arbeiten. Das sollte mit zu seinen Amtspflichten gehören, die ihm die Wahl auferlegte; als offizieller Friedensstifter erschien er unter den Streitern des Klerikalismus.

Er war damals schon eine Persönlichkeit und so etwas wie ein Programm; darum verfiel man auf ihn. Er hatte schon damals gewußt, eigene Wege zu wandeln und hatte schon in den Wirren des Kulturkampfes dem Staate gegenüber sich entgegenkommender gezeigt als die anderen — bei allem strengen Festhalten an den kirchlichen Grundsätzen. Das mochte wahrlich nicht leicht gewesen sein für den Domkapitular und Generalvikar des preußischen Bistums Hildesheim, und auch er hatte es schließlich im Widerstand gegen die Staatsgesetze auf hohe Geldstrafen ankommen lassen; aber im ganzen war es ihm doch geglückt, zwischen den gefährlichen Klippen hindurchzusegeln. So konnte er der Anerkennung beider Mächte gewiß sein — wenigstens dann, als sie zueinander wollten; und das zeugt immerhin für die Feinheit seines politischen Taktes, die sich selbst in dieser schwierigen Lage bewährt hatte. Das wird es denn auch gewesen sein, was den Vatikan bewog, sich mit Umgehung des wahlberechtigten Domkapitels, das in den Kulturkampfzeiten auf ein einziges Mitglied zusammengeschmolzen war, direkt mit der Regierung über seine Ernennung zu verständigen. Und daß diese ihrerseits den Erwählten von dem durch die Maigesetze vorgeschriebenen Staatseid . dispensierte, zeigt, wie sehr gleich mit seiner Berufung der Abbau der Maigesetze einsetzt und wie viel sich die Regierung von Kopps Wirksamkeit in seiner Diözese und wohl auch in den Ausgleichsverhandlungen mit Rom versprach.

Den auf ihn von beiden Seiten gesetzten Erwartungen hat der neue Bischof bald genug entsprochen: er wurde offenbar ein Vermittler zwischen Rom und

dem Vatikan, und hat schon dadurch allein einen ganz hervorragenden Einfluß auf die Wandlung gewonnen, die sich allmählich auch in der Haltung der Klerikalen dem Staate gegenüber vollzog*). Vom Standpunkt des preußischen Staates und seiner Traditionen war es immerhin sehr viel, daß man die selbsttätige Vermittlung eines preußischen Untertanen und katholischen Prälaten bei Unterhandlungen mit der römischen Macht in Anspruch nahm, ohne daß dieser Vermittler, wie man es einige Jahre vorher mit dem Kardinal Hohenlohe im Sinne hatte, als staatlicher Beauftragter fungierte und von den Interessen des Staates ausging. Regel der preußischen Kirchenpolitik war das bisher nie gewesen. Solange die „katholische Abteilung" bestanden hatte, waren zwar die Stimmen des deutschen Episkopates wenigstens indirekt gehört worden, aber auch da waren im großen und ganzen die Abmachungen in Rom selbst geschlossen worden zwischen dem Regierungsvertreter und der römischen Kanzlei, die alle Dinge nur vom Standpunkt der päpstlichen Zentralisation aus zu beurteilen vermochte. Vollends aber früher, unter Hardenberg und Altenstein, war es preußischer Grundsatz gewesen, alle Fragen schlechtweg zwischen Berlin und Vatikan abzumachen, ohne daß die Bischöfe, die doch jedenfalls mehr als die römische Kanzlei von der wirklichen Lage der Dinge in Deutschland wußten, gehört wurden. Das alles faßte Bismarck jetzt ganz anders an. Er wollte Frieden haben und brauchte jemanden, der im Vatikan gehört wurde und den Theoretikern dort klar machte, daß ohne ein gewisses Maß von Konzessionen der auch im Vatikan gewünschte Friede nicht zu haben sei. Daß ein solcher Abschluß unter Umständen nicht ungefährlich war, kam für Bismarck als Bedenken neben der gebieterischen Not der derzeitigen Lage erst zu zweit in Betracht. Die Hauptsache blieb, daß durch den neuen Bischof die Zentrumspartei, die sich so gern als die wahre Repräsentantin der katholischen Interessen in Deutschland aufspielte, nun gerade in dieser, die Kirche am nächsten berührenden Sache ausgeschaltet war. Damit mußte allein schon die diplomatische Tätigkeit Kopps an sich, ganz abgesehen von dem Sinne, in dem sie von ihm ausgeübt wurde, für das Zentrum unangenehm werden. Dieses war auf ganz bestimmte kirchenpolitische Ziele, auch in den Einzelfragen, so ziemlich festgelegt und hatte eine große Anzahl von Bedingungen als notwendige Voraussetzung jeder friedlichen Einigung hingestellt. Die Zentrumspartei beruhte zudem in ihrer ganzen Existenz auf dem Glauben des katholischen Volksteils, daß sie die einzig zuverlässige und unentbehrliche Vertreterin seiner kirchlichen Interessen in der Politik sei; und nun mußte sie zusehen, daß jetzt über ihren Kopf hinweg der große diplomatische Apparat in Bewegung gesetzt wurde, an dem sie selber nicht

*) Wenn zu der Zeit, wo die Verhandlungen noch schwebten, Kopps Anteilnahme daran von der Kurie durch das auf ausdrücklichen päpstlichen Wunsch veröffentlichte Schreiben des Kardinalstaatssekretärs Jakobini an Kopp vom 4. Dezember 1886 bestritten wurde, so ist das natürlich kein historischer Gegenbeweis. Kopp selbst hat sich im Herrenhaus als offizieller Beauftragter bezeichnet.

mit daran saß. Man muß sich dieses Hauptproblem des ganzen Zentrumsdaseins immer wieder klar machen; denn daß neben den parlamentarischen Verhandlungen zwischen Regierung und Zentrum noch die diplomatische zwischen Regierung und Kurie herläuft und daß die letzte das entscheidende Wort spricht, erklärt vieles und ist von besonderer Wichtigkeit auch bei der Koppschen Aktion gewesen. Das Zentrum blieb nach wie vor für die Kurie unentbehrlich in diesen Unterhandlungen als ein Machtfaktor, den sie zu ihren Gunsten jederzeit in die Wagschale werfen konnte; aber die Entscheidung lag von dem Augenblick an, wo die Unterhandlungen begannen, nicht mehr bei ihm. Es wurde vor vollendete Tatsachen gestellt, vor Gesetzesvorlagen, wie sie vom Vatikan, Ministerium und Herrenhaus mühsam zurechtgezimmert worden waren, und mußte sie schließlich annehmen, ganz gleich, ob es innerlich zustimmte oder lieber den Kampf weiter fortgesetzt hätte. Wider seinen Willen und nicht ohne Kämpfe ward der politische Katholizismus Deutschlands, der sich im Zentrum das Organ seiner Äußerung geschaffen hatte, von Kopp in die Bahn eines friedlichen Verhältnisses von Staat und Kirche gezwungen.

Die ersten Etappen des großen Unternehmens sind in tiefes Dunkel gehüllt und werden, wenn überhaupt jemals, so erst dann deutlich zu verfolgen sein, wenn einmal die vatikanischen Archive über diese Jahre geöffnet sind — d. h., nach dem heutigen Tempo berechnet, nach Jahrhunderten. Tatsache ist jedenfalls das: gerade in dem Augenblick, wo die diplomatischen Vorverhandlungen beendigt waren und man, noch ohne gegenseitig völlig miteinander ins reine gekommen zu sein, doch an die gesetzgeberische Ausarbeitung des Versöhnungswerkes herantreten wollte, wurde Bischof Kopp von Fulda zum Mitglied des preußischen Herrenhauses ernannt. Diese Berufung war etwas in der Geschichte des preußischen Staates ganz Ungewöhnliches. Unter anderen Umständen und Zeitverhältnissen hätte man sie als große Konzession an das Zentrum ansehen müssen; von Bismarck jedoch war sie eher als Schachzug gegen das Zentrum gedacht. Er berief den Bischof der kleinen Diözese, weil dieser allein öffentlich für eine Versöhnung gearbeitet hatte, und weil er durch seine sichere Mitwirkung an den bevorstehenden Gesetzesberatungen im Herrenhaus die Anerkennung des endgültigen Ausgleichs beim katholischen Volke verbürgen konnte. Von seiner erprobten Klugheit konnte man erwarten, daß er niemals die Grenzen überschreiten werde, an denen, wie ihm bekannt war, jede Versöhnung scheitern mußte, und daß er daher mindestens an diesen Grenzen stets Halt machen werde mit seinem Bestreben, im Sinne der Kurie mehr zu erlangen, als was die Regierung vorerst einmal der Volksrepräsentation als Ergebnis ihrer Ausgleichsverhandlungen vorzuschlagen wagte. Zu weiteren Zugeständnissen innerhalb dieser Grenzen sollte die Regierung dann schon zu haben sein.

Mitte Januar 1886 war die Ernennung erfolgt. Bald darauf, schon am 14. Februar, ging dem Herrenhaus — und nicht zuerst dem Abgeordnetenhaus — ein Gesetzentwurf zu, welcher die Aufhebung einer großen Anzahl von

Bestimmungen der Maigesetzgebung von 1873 zum Zweck hatte*). War durch die Novellen von 1880 bis 1883, die den Anfang mit dem Abbau gemacht hatten, doch nur das wieder gutzumachen versucht worden, was in der Diözesanverwaltung und der Seelsorge durch den Widerstand der Geistlichkeit gegen die Maigesetze in Zerrüttung geraten war, so enthielt der jetzige Entwurf wirkliche Konzessionen an die Forderungen der Kirche nach Bewegungsfreiheit: er hob das Kulturexamen und den kirchlichen Gerichtshof auf und beschränkte in erheblicher Weise den Einfluß des Staates auf die Heranbildung der Geistlichen in Konvikten und Seminarien. Da die Unterhandlungen des preußischen Gesandten von Schlözer mit dem Kardinalstaatssekretär Jacobini noch nicht abgeschlossen waren, so konnte die Regierung für diesen großen Rückzug noch keine Gegenkonzessionen aufweisen. Sie versäumte es aber nicht, dem Hause ausdrücklich zu bemerken, daß von einem Zugeständnis an das Zentrum gar keine Rede sein könne. Die Gesetzentwürfe waren das vorläufige erste Ergebnis der Verhandlungen mit dem Vatikan, und die Regierung wäre schon früher mit ihrem Entwurfe hervorgetreten, wenn sie nicht den Schein gefürchtet hätte, als sei sie durch die Drohungen und Angriffe des Zentrums in Reichstag und Landtag zu Entschließungen geführt worden, welche sie freiwillig nie gefaßt haben würde. Bismarck schob also die Schuld an der Verzögerung auf das Zentrum und verband zugleich mit seinen Konzessionen an die katholische Kirche einen scharfen Vorstoß gegen Windthorst; das beleuchtet deutlich die ganze Lage!

Die Regierungsvorlage wanderte in die Herrenhauskommission, deren Sitzungen auch Bischof Kopp beiwohnte**). Er brachte eine Reihe von Anträgen ein, welche die Zugeständnisse des Entwurfes noch vermehren sollten; er wollte die Bestimmung gestrichen haben, daß Seminarlehrer, welche dem Staate „minder genehm" waren, nicht angestellt werden konnten, er wollte die Berufung an den Staat gegen kirchliche Entscheidungen aufgehoben wissen, und die Beschränkung der Amtshandlungen nicht rechtsgültig angestellter Priester auf die Notfälle wollte er ebenfalls streichen. Lange debattierte die Kommission über diese Anträge; sie forderte Gegenkonzessionen der Kurie, und die Regierung, welche auf solche sicher gerechnet hatte, verlangte jetzt in Rom endgültige Gewährung der Anzeigepflicht bei Besetzung erledigter Pfarrstellen, worüber man seit langem unterhandelte. Bischof Kopp erklärte in der Kommissionssitzung des 10. März, daß er nicht in der Lage sei, die Bereitwilligkeit des Papstes zur Erfüllung der Anzeigepflicht in Aussicht zu stellen; denn Jacobini wollte der Anzeigepflicht nur für die Besetzung der damals erledigten Pfarreien nachkommen. Das konnte weder der Regierung noch der Majorität des Herrenhauses genügen, und so lehnte diese mit dreizehn gegen fünf Stimmen die Koppschen Anträge ab. Bischof

*) Zur ersten Orientierung vgl. A. Böhtlingk, „Bismarck und das päpstliche Rom", Berlin 1911, S. 403 ff.; ich habe meine Stellung zu dem Buche in der Deutschen Literaturzeitung 1912, Nr. 18, dargelegt.

**) Schultheß-Delbrück, Europäischer Geschichtskalender 1886. S. 59/61, 78/80.

Kopp selbst war fest überzeugt, daß seine drei Amendements auch im Plenum auf keine Annahme rechnen konnten, falls nicht dauernde Anzeigepflicht gewährt würde. Am Tage vor der entscheidenden Herrenhaussitzung, am 26. März, telegraphierte*) er, im Einverständnis mit fünf katholischen Herrenhausmitgliedern, die sich bei ihm zur Beratung eingefunden hatten, in diesem Sinne nach Rom. Es war freilich zu spät, und nur durch besondere Verwendung der Regierung lehnte das Haus die Vorlage nicht ab, sondern wies sie an die Kommission zurück. Damit war der Kurie nochmals Zeit gegeben; die Regierung ließ Schlözer nach Berlin kommen, aber auch er brachte nicht mehr als eine sehr verklausulierte und im Grunde wertlose Note der Kurie vom 26. März, wonach sie bei Annahme der Kommissionsbeschlüsse samt den Koppschen Anträgen bereit war, dem Staate zu gestatten, seine Einwände gegen neu ernannte Priester vorzubringen, wenn der „religiöse Friede" hergestellt sei. Als der Kultusminister in der auf seinen eigenen Wunsch anberaumten zweiten Kommissionssitzung am 5. April diesen Bericht Schlözers zur Kenntnis brachte, mußte er ihn für im wesentlichen identisch mit der Auskunft Kopps in der ersten Kommissionssitzung erklären: das Versöhnungswerk schien damit gescheitert.

Aber die Kurie hatte schon nachgegeben. In einer vom 4. April datierten Note erklärte Jakobini — offenbar von dem Ernste der Situation unterrichtet —, die Kurie sei bereit, schon jetzt die Anzeigepflicht ohne Rückhalt zu bewilligen, sobald die Regierung die Erklärung abgebe, daß sie in nächster Zeit eine weitere Revision der Maigesetzgebung dem Landtage vorschlagen wolle; die Hauptsache, um die sich der ganze Kampf drehte, die Anzeigepflicht in einer das Einspruchsrecht des Staates in sich schließenden Form war damit, sogar gegen ein nur allgemeines Versprechen der Regierung eingeräumt. Kultusminister Goßler sandte die Note ans Herrenhaus, wo am 12. und 13. April die entscheidende Verhandlung stattfand.

Bei der Abstimmung wurde die Vorlage samt den Koppschen Anträgen mit einhundertdreiundzwanzig gegen sechsundvierzig Stimmen angenommen; Bismarck und der Justizminister Friedberg gingen mit der Majorität, während die liberalen Mitglieder des Hauses, in deren Sinn Beseler und Miquel gesprochen hatten, dagegen stimmten.

Zwischen die entscheidende Herrenhaussitzung und die Eröffnung der Abgeordnetenhausberatung fällt die Note Jakobinis vom 25. April, in welcher der Papst — nachdem die Regierung zwei Tage vorher ihre Bereitwilligkeit zu weiterer Revision der Maigesetze zugesichert hatte — aus eigener Initiative und ohne die vollständige Erfüllung der ausgesprochenen Voraussetzungen abzuwarten, die Anzeige für die gegenwärtig vakanten Pfarreien schon von jetzt ab eintreten ließ. So konnte Goßler vor das Abgeordnetenhaus mit der vollendeten Tatsache hintreten, daß die Bischöfe auf die päpstliche Weisung hin

*) Offizielle Erklärung des Frhrn. von Solemacher-Antweiler vom 17. April 1886; Schultheß-Delbrück S. 90.

die Anzeige an die Oberpräsidenten bereits gemacht hätten. Eine Majorität, allerdings ohne die Nationalliberalen*), war damit für Kopp gesichert.

Bemerkenswert in unserem Zusammenhang ist noch die Haltung des Zentrums. Die Verteidigung der Vorlage war von Bismarck von Anfang an mit gleichzeitigen starken Angriffen gegen das Zentrum geführt worden, und noch in seiner Herrenhausrede spielte er die höchste kirchliche Autorität, mit der er den Frieden geschlossen, gegen die Zentrumspartei aus. Trotzdem mußte diese seiner, vom Papste gebilligten Vorlage zustimmen und sich — zum ersten Male — von den Polen trennen, für deren Bistum der Entwurf Ausnahmebestimmungen enthielt. Windthorst tat es, aber er übernahm die Verteidigung des Gesetzentwurfes im Abgeordnetenhause nicht und ebensowenig die der Koppschen Anträge. Und im nächsten Jahre, dem Jahre des Septennatsstreites, wiederholte sich dann das gleiche Spiel. Wieder brachte Bismarck eine Reihe von Kirchennovellen beim Herrenhaus ein, die wieder auf einer vorhergehenden Verständigung mit dem heiligen Stuhl beruhten und gegen die sich abermals eine stumme Opposition in den Reihen des Zentrums fühlbar machte. Auch Kopp brachte wiederum weitergehende Anträge ein, nach seiner Versicherung auf ausdrücklichen Wunsch des Papstes, und gab, als er sah, daß er damit nicht zum Ziele gelangte, die Erklärung ab, er werde auch für die Regierungsvorlage eintreten, um sich nicht in Gegensatz zu der Friedensarbeit zwischen Staat und Kirche zu setzen. Er hoffte dabei, daß im Abgeordnetenhause in einem oder dem anderen Punkte die Wünsche der Kirche mehr berücksichtigt würden. Dort wäre es nun die Aufgabe des Zentrums gewesen, in diesem Sinne zu wirken. Statt dessen erklärte die „Germania" das Gesetz einfach für unannehmbar, weil es weder das Jesuitengesetz, noch das Ausweisungsgesetz aufhebe und darum nicht als die versprochene Gegenleistung für die Gewährung der Anzeigepflicht gelten könne. Das war offener Gegensatz gegen die Koppsche Politik, der nur mit Mühe wenigstens äußerlich wieder verkleistert werden konnte durch einen päpstlichen Spezialgesandten, Galimberti, welcher mit Kopp und Windthorst unterhandelte und die päpstliche Meinung dem Zentrum gegenüber durchsetzte; er erklärte offen einem Berichterstatter der Kölnischen Zeitung, nach Ansicht des heiligen Stuhles sei mit der Annahme der Novelle der Kulturkampf beendigt, und verwies zur Erfüllung kleinerer Wünsche auf den diplomatischen Weg. Ein Schreiben Leos des Dreizehnten veranlaßte darauf das Zentrum, von einer Opposition abzulassen. Man verhielt sich völlig passiv, indem man sich nicht an der Diskussion im Abgeordnetenhause beteiligte; vielmehr verlas Windthorst im Namen seiner Fraktion nur die Erklärung, daß sie der Aufforderung des Papstes Folge leisten werde und für die Vorlage stimme, wenn diese nicht zu Ungunsten der kirchlichen Freiheit verändert werde**).

*) Vgl. H. Oncken, Bennigsen. 1910. Bd. 2, S. 525—529.

**) Schultheß-Delbrück, 1887, das. S. 85, 99/104, 111/31.

Für Kopps Lebenswerk ist der Gegensatz, der sich hier auftat, sehr charakteristisch. Es war eine Art Krise innerhalb des politischen Katholizismus; die einen wollten die prinzipielle Gegensätzlichkeit der „protestantischen Regierung" gegenüber aufrecht erhalten, und die anderen, die Kurie und Kopp, wollten in eine neue Bahn hinein und den Frieden mit dieser Regierung haben. Die Verteilung der Rollen scheint auf den ersten Blick etwas seltsam. Und doch ist es begreiflich, und wird uns, wenn wir den Dingen etwas weiter nachgehen, den letzten Schlüssel liefern zum Verständnis dessen, was Kopp für die Umwandlung der klerikalen Politik in Deutschland getan hat. Das Zentrum war emporgekommen im Gegensatze zu dem werdenden kleindeutschen Reiche unter preußischer Spitze. Mögen die historischen Voraussetzungen im einzelnen auch noch so zahlreich sein, so bleibt doch als Ursache der endgültigen Konsolidierung des Zentrums die Tatsache, daß die alten Führer des politischen Katholizismus in dem neu sich bildenden Reiche nicht die Freiheit und Gleichheit ihrer Konfessionsverwandten gewährleistet zu sehen glaubten, daß also der innere Gegensatz gegen die Reichsgründung, sowie sie der Gang der Dinge nun einmal gebracht hatte, das primum movens der Einigung gewesen ist. Dagegen spricht auch nicht, daß man das kleinere Reich lieber hinnahm als die alte Zersplitterung, nachdem einmal die Würfel gefallen waren. Die geistigen und kulturellen Kämpfe, die sofort im neuen Reiche ausbrachen und dann ebenfalls in den Kulturkampf ausmündeten, verstärkten diesen Gegensatz nur um so mehr; die Gründer des Zentrums lebten sich in den Groll der Besiegten von 1866 ein und schlossen ihren Bund mit Welfen, Polen und Elsässern, ihr Führer selbst war einer der Unterlegenen von Königgrätz. Dabei wuchs die Partei — denn sie hatte ja die Märtyrer —, aber sie konnte, weil sie eine konfessionelle Minorität vertrat, nie so viel in sich aufnehmen, daß sie dadurch das ganze Reich nach ihrem Wunsche hätte umformen können. Unentwegte, prinzipientreue Naturen, wie es die alten Zentrumshäupter waren, blieben darum doch auf ihrem Standpunkte beharren; aber neben ihnen kam nun die jüngere Generation empor, die nicht mehr die Romantik und den Traum der Paulskirche mitgemacht hatte, und darum auch 1866 weniger enttäuscht worden war. Und dann gab es auch feinere, geschmeidigere Naturen, welche sich aufs Paktieren mit dem Gegner und auf schrittweises Zurückgewinnen des verlorenen Bodens einlassen wollten; bei solcher Taktik konnte man mit der Macht, die man in die Wagschale zu werfen hatte, mehr anfangen. Auf diese Künste aber hatte sich die Kurie von jeher am besten verstanden. Was hatte es für einen Sinn, beständig zu protestieren, wenn man die Dinge doch nicht gewaltsam ändern konnte? Warum sollte man nicht den Staat umfassen und an ihm groß zu werden suchen, um ihn dann langsam zu wandeln? Sollte man in Berlin nie eine Stütze finden, nachdem Wien seine alte Bedeutung verloren hatte und wenn Paris bald für die Kurie außer Frage kommt! Von diesem Standpunkte aus war eine friedliche Vereinbarung mit dem neuen Reiche nur zu empfehlen, in diesem

Sinne handelten, wie wir soeben gesehen, Vatikan und Kopp bei der Beilegung des Kulturkampfes; es ist der Grundgedanke der Politik, welche Kopp verfolgte und zunächst gegen die ihm im Lebensalter vorangehende Generation der Zentrumsväter durchzusetzen hatte.

Es fragte sich nur, ob es gelingen würde, das Zentrum auf diese Bahn hinüberzuführen. Wir haben, um die Schwierigkeiten und Widerstände zu zeigen, die Hergänge des ersten Versuches ausführlich erzählt. Er war gelungen, weil die Staatsgewalt große Belohnung bot, und auf den Willen der Staatsgewalt wird es natürlich auch in der Folgezeit gar sehr ankommen. Überhaupt soll nun nicht gesagt sein, daß Kopp allein diese Umwandlung bewirkt habe. Die Logik der Tatsachen legte sie nahe und führte auch an anderen Orten zu ähnlichen Schlüssen: im selben Jahre 1886, in dem Kopp in Preußen an einer Annäherung an den Staat arbeitete und die alten Zentrumsführer gegen ihren Willen zu einer entgegenkommenderen Haltung bringen wollte, ist es in Baden z. B. gerade ein Zentrumsführer, Lender, gewesen, der seine Parteigenossen in den gleichen kirchenpolitischen Fragen zu einer ähnlichen klugen Politik der Zurückhaltung führen wollte und darob scharfe Angriffe der „Germania" erfahren mußte. Also Kopp ist keineswegs der einzige gewesen, der die Dinge so gesehen hat; aber seine Unermüdlichkeit hat doch am meisten dafür getan, den Klerikalismus aus der Stimmung des Kulturkampfes heraus in seine „Reichsfreundlichkeit" unter dem vierten Kanzler zu führen. Kopp hat oft in dieser Richtung weiter zu gehen beabsichtigt, als das Zentrum ging; aber dieses fühlte sich eben durch Rücksichten auf die Stimmung der Wähler gebunden, während Kopp auch darin ganz anders dachte.

Am deutlichsten wird das alles, wenn man die Stellungnahme verfolgt, die Kopp durch sein ganzes politisches Wirken hindurch in der preußischen Polenfrage von Anfang an ohne irgendeine Wandlung eingenommen und bewahrt hat. Die Polenfrage war ja der schwerste Stein des Anstoßes zwischen Bismarck und dem Zentrum, und dieses „erregende Moment" ist auch niemals beseitigt worden; aber man hat es doch dann zu umgehen gewußt, wenn das Zentrum einmal zur Regierungspartei zählte. Bischof Kopp dagegen ist der preußischen Polenpolitik noch erheblich näher gekommen als das Zentrum, schon bei seinem ersten Auftreten im Herrenhaus. Damals hatte Windthorst im Reichstag ein Mißtrauensvotum gegen die Regierung wegen polnischer Ausweisungen zur Annahme gebracht und im Abgeordnetenhause von vorbedachten Maßregeln gegen das Vordringen des Katholizismus gesprochen. Dem stimmte im Herrenhause der Fürst Radziwill bei; Kopp trat dagegen auf, und wenn er sich auch nachher der Abstimmung enthielt, so war seine Rede doch auf ein Zutrauensvotum an die Regierung und jedenfalls auf eine Zurückweisung des Windthorstschen Vorwurfes von einer Erneuerung des Kulturkampfes in anderer Gestalt hinausgekommen. Bald sollte Kopp Gelegenheit werden, noch tiefer in die Polenfrage verstrickt zu werden. Es wurde nämlich wegen seiner versöhnlichen Haltung

der Kurie von der Regierung nahegelegt, ihm den erledigten Stuhl des Fürstbischofs von Breslau zu übertragen; der glückliche Abschluß des Kulturkampfes machte Rampolla dem Wunsche geneigt, und so wurde Bischof Kopp im Oktober 1887 mit Umgehung der Vorschlagsliste des Domkapitels zum Fürstbischof ernannt — der Dank von Kirche und Staat für die eben zum Abschluß gebrachte Versöhnung. In dieser neuen Stellung trat nun gerade die Polenfrage mit den Jahren immer mehr an ihn heran. Denn nicht nur wurde das Vorrücken des Polentums im allgemeinen immer stärker; die großpolnische Propaganda griff auch gerade in seine oberschlesischen Diözesanbezirke über und fand naturgemäß in polnischen Geistlichen eifrige Förderer. Dagegen trat Kopp entschieden auf. 1903 bedrohte er die Leser der nationalpolnischen Presse in einem Hirtenbriefe mit den schwersten Strafen des Kirchenregimentes und fand in dem darauf folgenden Prozesse durchaus die Zustimmung der Zentrumspresse, für die sein Wirken nur von Vorteil sein konnte. Der Haß der Polen gegen ihn wurde mit den Jahren immer heftiger, sie nannten ihn einen gefährlichen Germanisator, der Religion und Priester in die Dienste seiner chauvinistischen Bestrebungen stelle*). Auf der andern Seite aber verweigerte er, wieder in Übereinstimmung mit dem Zentrum, der Regierung 1908 die Gefolgschaft beim Enteignungsgesetz**); wir werden indessen sehen, daß dem Fürstbischof diese Haltung doch auch noch aus einem anderen, sehr charakteristischen Grunde geboten schien.

Die neunziger Jahre sind die eigentlichen Zeiten dieser Zentrumswandlungen. In ihrem Anfange, unter Caprivi, lehnt das Zentrum die Heeresvorlage noch ab und läßt es darauf ankommen, daß die zum Ausgleich mit der Regierung bereite Minderheit ihren Austritt aus der Partei erklärt. Es ist die erste wirklich große Krisis dieses Wandlungsprozesses, und Kopp steht dabei völlig auf der Seite der zwölf Sezessionisten, von denen nicht weniger als sieben Schlesier sind und deren Führer Huene und Porsch ihm sehr nahe stehen. Unter Hohenlohe erfolgt dann allmählich die Annäherung an die Reichsregierung und die nationalen Parteien***): Lieber und Bennigsen machen zusammen alle größeren Gesetze, besonders die Flottenvorlage, das Bürgerliche Gesetzbuch und die Reichsfinanzreform im Lieberschen Sinne. Höhepunkt und Abschluß dieser Periode bilden die Ereignisse, die mit der Palästinareise Wilhelms des Zweiten vom Jahre 1898 verknüpft sind: der deutsche Klerikalismus, der das Reich in sich einbeziehen will, tritt jetzt den Ansprüchen der französischen Klerikalen auf das altgeheiligte Protektorat Frankreichs im Orient und Rampollas Franzosenfreundlichkeit entgegen — und wieder ist Kopp der Fürsprecher für eine Annäherung des Vatikans an den Kaiser, wenngleich auch seine diplomatische Mission scheitert.

*) Wippermann, Deutscher Geschichtskalender 1903, Bd. I, S. 214—216; 1904, Bd. I, S. 206—209; 1906, Bd. II, S. 73—75.

**) Ebenda 1908. Bd. I, S. 7—14.

***) Vgl. Martin Spahn, Ernst Lieber. Gotha 1906. Besonders S. 46 ff.

Die konfessionelle Abneigung der Regierung gegenüber ist in diesen Lieberschen Zeiten zurückgedämmt und hat der positiven Mitarbeit an den Reichsaufgaben Platz gemacht, weil man sonst nicht im Reiche Fuß fassen konnte. Das liegt vollkommen in der Richtung der Koppschen Politik. Es ist damit aber nicht gesagt, daß nun dieser Verzicht auf die konfessionelle Ausschließlichkeit, wenn er aus anderen als solchen Erwägungen, nämlich aus demokratischen, erfolgte, ebenfalls die Billigung des Kardinals hätte finden müssen. Vielmehr verwarf dieser von Anfang an derartige Versuche durchaus. Die alte, aristokratische Organisation, in der die Massen nur Resonnanz für die Führer waren, hatte er in die Dienste der neuen Aufgabe stellen wollen, sie den aristokratisch gefärbten Parteien der Rechten näherbringen und so allmählich auf Umwegen den modernen Staatsgedanken erweichen wollen. Und nun kam da eine neue Demokratie, welche die alten konservativen Führer wie einen Huene oder Schorlemer-Alst von sich stieß*), und wenn sie auch zeitweise auf denselben Wegen wie Kopp wandelte, so konnte sie doch dadurch, daß sie die Massen politisch erzog und interkonfessionelle Arbeiterverbände schuf, gar nicht die Gewähr bieten, daß sie im Bunde mit dem „protestantischen Staate" sich nicht verlor und nicht doch schließlich in ihm aufging, statt ihn für die im Geiste eines römischen Kardinals immer noch lebende päpstliche Weltmacht zurückzugewinnen. Von diesem Standpunkte aus vertrat Kopp eine Politik der Versöhnung mit dem protestantischen Preußen und mußte — ganz folgerichtig — dennoch die interkonfessionellen christlichen Gewerkschaften verwerfen. Sein Autoritätsgedanke konnte einer katholischen Demokratie nichts zutrauen, sein kirchlich-hierarchisches Bewußtsein verabscheute die Zentrumsopposition gegen den Episkopat, von der er selbst ja, wie wir sahen, genug erzählen konnte. Diplomat in dem Stile, wie sie nur die römische Kirche hervorgebracht, schreckte er zurück vor dem Bureaukratismus des modernen Parteiwesens; allezeit erschien er sich als ein höheres und feineres Instrument klerikaler Politik und unterschied sich, genau wie Hertling, schon als Persönlichkeit von den Agitatoren des Zentrums. Der römische Hierarch, der die Stufenleiter vom armen Weberssohn und Telegraphenbeamten bis zum Kardinal und Ritter des Schwarzen Adlerordens durchgemacht hatte, war in allem so vollkommen in die aristokratische Denk- und Lebensweise eingegangen, daß jedermann sich über die weltmännische Sicherheit, mit der er sich in den höchsten Kreisen dieser Erde zu bewegen verstand, wunderte. So konnte er auch politisch der Führer des aristokratischen Großgrundbesitzertums seines katholischen Schlesiens werden: hat er doch mit besonderer Berufung auf die möglichen gefährlichen Konsequenzen für die Existenz des Großgrundbesitzes die polnische Enteignungsvorlage abgelehnt! Er hat zwar sozialpolitisch manches geleistet — so berief ihn das kaiserliche Vertrauen

*) Die Wendung des Zentrums zur demokratischen Form fand damals ihren entschiedensten publizistischen Widersacher in F. X. Kraus („Spectatorbriefe", Beil. zur Allg. Ztg., besonders 1895, Nr. 211 u. 1897 Nr. 247).

1890 in die internationale Arbeiterschutzkonferenz —, aber seine Stellung in der Gewerkschaftsfrage ist doch auch von sozialpolitischen Bedenken gegen die „Kölner" getragen.

Seine Gegnerschaft gegen diese wuchs mit der Zeit. So hat er die Ausbreitung des „Volksvereins" in Schlesien nach Möglichkeit gehindert, so ist er dann auch gegen die christlichen Gewerkschaften vorgegangen, die sich keine geistlichen Beeinflussungen ihrer Einzelmaßnahmen bei der Vertretung der Arbeiterinteressen gefallen lassen wollten und selbst Streiks auf eigene Hand unternahmen; von Kopp ging das Wort vom „verseuchten Westen" aus. Die Einzelheiten sind noch in frischer Erinnerung und eignen sich kaum schon zu einer wissenschaftlichen Erörterung. Für unsern Zusammenhang kommt nur noch die eine Tatsache in betracht, daß dieser Streit im Zentrumslager von einer Spaltung zwischen dem Episkopat selbst begleitet war, wie zuletzt noch der vielbesprochene Koppsche Brief vom 21. Januar dieses Jahres bewies. Man hat daraus den Schluß gezogen, die Koppsche Stellungnahme sei aus einem Konkurrenzgefühle dem Erzbischof Fischer von Köln gegenüber zu erklären und habe sich dann erst gegen dessen Schützlinge, die Gewerkschaften, gerichtet: Kopp habe den persönlichen Ehrgeiz besessen, Primas in Deutschland zu werden. Dazu ist doch zu bemerken, daß dieser Fürstbischof von Breslau durch seine Persönlichkeit innerhalb der deutschen Kirche schon an sich zu größerem Einfluß gelangt ist als irgendein Kölner Erzbischof seiner Zeit. Das war etwas Neues. Solange es eine katholische Kirche in Deutschland gibt, hatten ihre Geschicke immer an dem Krummstab des Erzbischofs von Köln gehangen; dort war die altera Roma. Nur die jüngste Evolution des politischen Katholizismus in Deutschland, die wenigstens tatsächliche Hinwendung zum Staate, war, wenn überhaupt eine Persönlichkeit genannt werden kann, vom Fürstbischof von Breslau ausgegangen, von diesem lebensklugen und weltgewandten Taktiker, der kein Eiferer war und doch immer die letzten Ziele der Zukunft scharf im Auge behielt. Unwillkürlich denkt man da an einen anderen Fürstbischof von Breslau und seine freundschaftlichen Beziehungen zum preußischen Staate, an das Verhältnis Diepenbrocks zu Friedrich Wilhelm dem Vierten. Und doch welcher Unterschied! Hier war nur romantische persönliche Hinneigung ohne praktische Konsequenz; gelenkt wurden die Dinge durch die Willenskraft des Erzbischofs Geissel von Köln. Dort dagegen verkörpert der Fürstbischof, mehr als irgendein anderer seiner Zeitgenossen, ein Stück Geschichte, eine ganz bestimmte und auch unser heutiges öffentliches Leben wesentlich beeinflussende politische Entwicklung.

Eine Wanderung zur Gralsburg

Von Richard Freyen

Gewiß hat Lohengrin recht, wenn er angibt, im fernen Land, unnahbar unſern Schritten läge die Burg des heiligen Gral. Und dennoch hat Wagner in ſeinem Parſifal ſpäter, im Einklang mit mittelalterlichen Sagen und Legenden, dies ferne Land genauer bezeichnet. Er gibt als Szenenanweiſung: „Gegend im Charakter der nördlichen Gebirge des gotiſchen Spanien“ und zeigt damit in die rechte Richtung. Denn wir wiſſen heute, zwar nicht dokumentariſch genau, aber doch mit jener Sicherheit, die uns die Szylla und Charybdis der Alten, die uns den Iſenſtein Brünhildes mit gewiſſen Gegenden der Wirklichkeit in eins ſetzen läßt, daß ein Urbild der Gralsburg vorhanden iſt, und zwar im Montſerrat in Katalonien, unweit von Barzelona. Und ſteht auch der Tempel des Amfortas nicht mehr, ſenkt ſich nicht mehr alljährlich vom Himmel eine Taube, um des Grales Wunderkraft zu ſtärken, ein Märchenberg iſt er doch, und es iſt wohl zu verſtehen, daß die Gralslegende die einzige nicht iſt, die ſich um ſein vielzackiges Haupt gewoben hat.

„Monſalvat“ nennt Wagner die Gralsburg, und hat dem Munſalvatſch des Mittelalters nach ſeiner Art durch eine kleine Namensänderung eine Beziehung auf den Erlöſer gegeben. Urſprünglich war der „Montſalvage“ das „wilde, waldige Gebirge“ und iſt identiſch mit dem Montſerrat, deſſen heutigen Namen die einen als Monteſerrado, den geſägten Berg, die anderen als Monteſagrado, den heiligen Berg, deuten. Wie dem auch ſei, in jedem dieſer Namen ſteckt ein Körnchen echter Beziehung, und aus mehr als einem Grunde kann der Berg als eine der ſeltſamſten Stellen des alten Europa gelten.

Als wir, wie weiland Parſifal, aufbrachen zur Wanderung nach der Gralsburg, war der Himmel über Barzelona mit Wolken verhangen. Nicht ohne Bangen zogen wir aus, denn blickte auch zuweilen die ſüdliche Sonne warm und goldig durch einen Spalt im Gewölk, ſo war es doch möglich, daß ſich der Gipfel des immerhin 1240 Meter hoch aufragenden Berges unſeren Blicken

entziehen könnte und wir bei unserer Wanderung ins Land der Legende in düsteren Nebel gerieten. Die Furcht war unbegründet; je weiter uns der spanische Frühzug ins Innere Kataloniens hineintrug, um so weiter erblaute der Himmel, und zuletzt blieb nur eine einzige, mächtige, ballige und doch auch vielfach schon zerrissene Wolke übrig, und je näher wir kamen, um so klarer wurde es uns: sie umhüllt den Gipfel des Gralsberges.

Jetzt sahen wir sie ohne Bangen, denn wir sahen auch, daß sie nicht dauern konnte; denn schon bot sich uns der seltsame Anblick, daß die riesenhafte Felswand, deren steile, himmelanstrebende, turmartig zerklüftete Gebilde überall hervortauchten aus dem weißen Gedünst, eben darum noch geheimnisvoller und unnahbarer erscheinend, und wir konnten schon begreifen, wie ein solcher Anblick der Phantasie der Umwohnenden den Berg als etwas Überirdisches und Mystisches erscheinen lassen mußte. Wie eine erhabene Kathedrale über die Dächer und niederen Türme einer Stadt baut sich der gewaltige, unendlich zerrissene Felsblock empor über dem mittleren Bergland Kataloniens, allein von allen Gipfeln der Runde in den Wolken sich verlierend, und ein wenig feierlich wurde es uns bereits zumute, als wir von der hochgelegenen Bahnstation Montrisol aus über dem weiten Flußtal des Llobregat drüben die bizarren Gipfelformen des Gebirgsstocks im Nebel mehr ahnten als genau erblickten.

Eine Zahnradbahn führt von hier ins Tal hinab und in anderthalb Stunden zum Kloster. Wir ließen sie fahren. „Ein rechter Gralspilger geht zu Fuß," entschieden wir. So stiegen wir, immer den Montserrat vor Augen, zunächst auf vielen Serpentinen hinab in das Tal des wasserarmen Flusses, zwischen grauen, nur hier und dort von Ölbäumen spärlich bewucherten Felshalden, dann entlang am Wasser, durch katalonische Dörfer über eine hohe Brücke und dann erst begann der Aufstieg. Der Weg ist schattenlos, wie alle Wege in Spanien, aber zuweilen löste sich eine Wolke vom Gipfel des Gralsberges und hemmte die Strahlen der Sonne, zugleich die Formen des Berges immer deutlicher enthüllend. Wirklich, wie von Titanen aus ungeheueren Blöcken erbaut, erhoben sich vor uns die Sandsteingebilde, manchmal wirklich so rund, wie sonst nur die Menschenhand Steine formt, und mit vollem Rechte die Bezeichnung „Türme" führend, die ihnen die Umwohner geben.

Je höher man steigt, um so weiter wird das Panorama. In breiten Stufen und Böschungen hebt sich das Land vom Llobregat aus. In halber Höhe zieht sich drüben die Bahn hin. Weiter hinaus, in lichtem Grau, über das nur zuweilen tiefere Wolkenschatten zogen, Hügel um Hügel, Berg um Berg, bis ganz im Hintergrund die schneebedeckten Gipfel der Pyrenäen das Bild umsäumen. - Gerne nahmen wir um solchen Anblicks willen das bißchen Sonnenglut in Kauf.

Immer näher, immer höher führte uns die gewundene Straße hinan an die Türme des Gralsgebirges, so nahe, daß uns zuletzt die gewaltigen Wände

sogar gegen die Strahlen der Sonne in ihren Schatten nahmen. Und, unerwartet in diesem baumarmen Land, umfing uns auf einmal ein Wald, ein wirklicher Wald und wir gingen in köstlichem, maienduftigem Baumschatten wie irgendwo im Taunus oder Schwarzwald, nur daß die üppige, zwischen den Bäumen wuchernde Flora auf südlichere Gegenden schließen ließ. Erst ganz zuletzt, jäh um einen Bergvorsprung biegend, gibt die Straße den Blick frei auf das Kloster, das hier in Höhe von etwa 700 Metern sich an die höheren Felsen anlehnt.

Hat man das Tor des Klosters durchschritten, steht man plötzlich mitten in der Vergangenheit. Freilich zunächst hielten wir uns sehr an die Gegenwart, indem wir in einer dem Kloster angegliederten Fonda für leibliche Stärkung sorgten, und zwar ließ der köstliche Rotwein, der dort floß, den Ruhm alter Klosterkellereien sehr lebhaft in uns aufleben.

Dann aber betraten wir die heiligen Räume. Freilich, es war zwar Vergangenheit, die uns umgab, aber nicht das Mittelalter Wolfram von Eschenbachs, auch nicht die mystisch-dämmerungsvolle Weihe, die aus Wagners Tönen aufgeht; es war die Zeit des Ignatius von Loyola, die hier lebendig ist. Denn auch dessen Name ist mit dem Montserrat verknüpft, und nur von ihm und dem Marienkult, nicht vom heiligen Gral wußten die Klosterleute zu sagen.

Auch die Kirche, in die man tritt, hat wenig Ähnlichkeit mit jenem, an die Jerusalemer Grabeskirche erinnernden Tempel, den wir von der Bayreuther Bühne her kennen. Ein etwas kalter Renaissancebau aus der Zeit, da Philipp der Zweite in Spanien gebot, nimmt einen auf. Kerzengeflimmer läßt das üppige Gold am Hochaltar erglitzern. Und wir kamen gerade recht zur Stunde, da man das alte holzgeschnitzte Bild der heiligen Jungfrau zeigt, das heute der heiligste Besitz des Montserrat ist. Kein aus den Höhen schwebender Knabenchor „Selig im Glauben, selig in Liebe" begleitete die Enthüllung dieses Bildes, wie in Bayreuth die Enthüllung des Gral. Unharmonischer Mönchsgesang allein war hier zu hören, aber immer neues Gold glühte auf, wie die Kerzen sich bewegten. Stumm sahen wir auf das altersgeschwärzte Heiligenbild, vor dem die Pilger in die Knie sanken, ähnlich wie das Volk in Moskau, wenn die iberische Mutter Gottes durch die Massen getragen wird. Nicht der durch Mitleid wissende „reine Tor" hatte vor diesem Heiligtum Erkenntnis gewonnen. Vor diesem Bilde hatte Ignatius von Loyola, auch ein „christlicher Ritter", seine Waffen aufgehängt, nachdem er von schwerer Krankheit genesen war; vor diesem Bildnis hatte der Gründer der Gesellschaft Jesu mit dem Pilgerstab in der Hand nach Ritterstitte die Waffenwacht gehalten, ehe er seinen Orden stiftete, der ein neues, düsteres, von seinen Feinden so grimmig bis auf den heutigen Tag gehaßtes Christentum in die Welt hinaustrug. — Wir verließen diese Räume. Hier ist man als nordischer Protestant ein fremder Gast, vielleicht ein unliebsamer Eindringling.

Aber draußen, auf den wundervollen aussichtsreichen Waldpfaden, die in die Klüfte des Berges hineinführen, da weht wieder freie Luft. Hier kann jeder nach seiner Fasson selig werden, während drinnen der Geist strengsten Zelotentums herrscht, wenn auch heute dem Löwen längst die Klauen beschnitten sind.

Fast jeder dieser Pfade führt nach einer anderen Einsiedelei. Denn ähnlich dem heiligen Berge Athos ist auch dieser heilige Berg nicht nur der Träger eines heiligen Klosters, nein, überall zwischen Wald und Felsgeklüft waren solche Eremitenklausen, die freilich heute zum Teil längst in Trümmern liegen. Alle Namen, alle Erinnerungen mahnen daran, daß man auf heiligem Boden schreitet. Hier ist das Valle Malo, das sich auftat in jenem Augenblick, als Jesus am Kreuze die letzten Worte sprach; dort das „Santuario de la Cueva", jene Grotte, worin das heilige Bild der Jungfrau, von Hirten versteckt zum Schutz gegen die Mauren, verborgen blieb, bis es lange darauf erst wiedergefunden wurde. Denn dieser Berg war eine feste Burg christlichen Glaubens. Viel früher als das heutige Kloster haben hier schon andere heilige Stätten gestanden. In den unnahbaren Schlüften dieser Türme hatten sich schon die Christen verborgen, als von Süden her der Islam über das Land brauste wie ein verheerender Wüstenwind. Diese Höhen hatte er nicht zu nehmen vermocht. Sicher geborgen sahen von hier aus die Christen drunten durch die katalonische Ebene das weißbemäntelte Beduinenheer gen Franken fluten und wieder zurückebben, geschlagen von Karl Martell, und später bis diesseits der Pyrenäen verfolgt von dem großen Kaiser Karl, der wieder eine christliche Mark hier schuf.

Am höchsten erreichbaren Ziele, bei San Jeronimo, standen wir am Nachmittag und sahen, vor uns ins Grenzenlose sich dehnend, das Hügelland Kataloniens und weiter die aragonische Ebene.

Mit uns waren einige Herren emporgestiegen; unermüdlich mit ihrem Zeißapparat Ansicht um Ansicht festhaltend von dem tausendförmigen heiligen Berge und wie wir hinabschauend auf das weite, nun in wolkenloser Klarheit aufgerollte Land.

Wir kamen in ein Gespräch. „Sie sind Spanier?" fragte ich.

„Catalañ, Senor!" war die lächelnde, von stolzer Geste begleitete Antwort.

Ich verstand. Man fühlt sich hier im Norden, an der Grenze Frankreichs, als ein dem herrschenden Stamm der Kastilier fremdes Volk. Man fühlt sich als die fleißigere, intelligentere, moderne Rasse, deren Hauptstadt Barzelona, das Mailand Spaniens, das Zentrum des modernsten Lebens der ganzen Halbinsel ist.

Wir sprachen ein wenig von diesen Dingen, obwohl auch diese Herren dem Fremden gegenüber jene Zurückhaltung zeigten, die ich oft bei Spaniern fand, sobald sie mit Ausländern über Politik redeten. Aber ich verstand zwischen den Zeilen zu lesen. Hatte ich doch am Abend vorher in Barzelona einer

großen Versammlung beigewohnt, worin man mit Leidenschaft gegen das Spaniertum zu Ehren von Katalonien geredet hatte. Große Plakate an den Wänden hatten die Abschaffung der Stierkämpfe verlangt, und fast wäre die Versammlung in offenem Streit zwischen Kataloniern und Nichtkataloniern zu Ende gegangen.

Auch diese Herren, mit denen wir sprachen, versicherten uns, wie sehr sie die spanische Brutalität der Stierkämpfe verachteten, und immer wieder zwischen ihren Worten leuchtete die Liebe und der Stolz auf ihre katalonische Heimat auf. Und gerade schob der eine die zweihundertunddreißigste Platte in seinen Apparat, auf der er eine neue Form des tausendgestaltigen Montserrat festhalten wollte.

Er ist etwas wie ein Nationalheiligtum, dieser seltsame Berg. Der größte Dichter Kataloniens hat ihm ein ganzes Buch gewidmet, worin er in katalonischer, nicht spanischer, d. h. kastillanischer Sprache, seine Sagen und Legenden poetisch gestaltet hat. Mossen Jacinto Verdaguer heißt dieser Dichter, und ich setze eine Probe seiner Dichtung hier her, die zugleich eine Probe seiner katalonischen Muttersprache ist, welche dem Provenzalischen näher steht als dem Kastillanischen. Man wird, wenn man andere romanische Sprachen kennt, den Sinn verstehen können:

Que hermosa n'es la tetra
vestida ab l'or del blat!
que hermosa es vostra serra
Verge de Montserrat!
Altissima senyora,
no son Vos segadora
mes com a qui us anyora
lo sol vos na colrat.

Es war Abend, als wir heimkehrten. Wieder standen wir am Bahnhof von Montrisol und sahen hinüber, wo über dem Abgrund des Llobregat das phantastisch-titanische Gebilde des heiligen Berges aufragte. Die Sonne war längst im Westen hinabgestiegen, nur noch ihr Abglanz färbte den ganzen Himmel hinter dem zackigen Berge mit schimmerndem Gold, daß dieser sich abhob von strahlendem Hintergrund wie byzantische Heilige vom Goldgrund alter Gemälde. Seine Sandsteintürme schienen dunkler, tiefer, von geheimnisvoll mattem Blau, das in dunkles Violett hinüberspielte vor dem Orange des Abendhimmels.

Wir standen lange und sahen hinein in die mystische Pracht dieser von der Dämmerung zu grandioser Einfachheit der Farben und Formen umgestalteten Landschaft. Nichts als der phantastische Umriß des seltsamen Berges, der in dunkler Erdenmasse hineinragte in die himmlische Klarheit, war mehr übrig und doch gerade in dieser Gestalt uns mehr denn je als der heilige Berg erscheinend.

Denn auch heute war uns der Gedanke gekommen, derselbe Gedanke, der sich uns aufdrängte, als wir einst über die kahlen Berge Galiläas ritten und drunten die leeren Ufer des Genezareth sich auftaten, derselbe Gedanke, den man hat, wenn man in Stratford-on-Avon in Shakespeares niedriges Haus eintritt: der Gedanke, ob es einen Sinn hat, der Welt des Geistes nachzugehen an ihren irdischen Stätten. Gewiß, den Geist selber findet man nicht in diesen Dingen, aber vielleicht etwas anders: ein Stückchen Erde, das so unbedeutend es auch sein mag, doch umwoben ist von der Erinnerung gewaltiger Schicksale, und das vielleicht gerade deshalb, weil wir darin nur dürftige Spuren der geistigen Welt, die es geboren hat, finden, uns den Begriff zu wecken vermag, daß die Welt des Geistes in ihren materiellen Symbolen nur geahnt und niemals mit Händen ergriffen werden kann.

Eine sterbende Kunst

Von Dr. R. Schacht

Es würde nicht nur interessant, sondern auch von mannigfachem Vorteil sein, wenn wir einmal eine Literaturgeschichte bekämen, die nicht von der Psychologie und Geschichte des Kunstwollens, sondern von der des Kunstbedürfnisses ausginge. Beides fällt keineswegs immer zusammen. Kunstbedürfnis hat bei jedem nur einigermaßen kultivierten Volke auch der Ungebildetste; von einem Kunstwollen dagegen kann man vernünftigerweise nur reden, wo mit bewußt angewandten Mitteln ein klar erkanntes Ziel erstrebt wird. Oder, anders ausgedrückt, die Entwicklung des Kunstwollens gründet sich auf ästhetische Erörterung der Form. Nun aber kann die Form ein fruchtbares Eigenleben entwickeln, das Nachahmer und Epigonen unrettbar in seinen Bann zieht, aber auch in eine imponierende Einsamkeit treiben kann, dem Auge des Literarhistorikers indessen die Entwicklung des Bedürfnisses, wie sie sich zuzeiten starker formaler Entwicklung in der sogenannten niederen Literatur ausprägt, verdeckt. Eben die Psychologie dieser niederen Literatur, der Sensationserfolge usw. darzustellen und zu deuten, das würde die Aufgabe dieser neuen Literaturgeschichte sein. Erst sie würde uns übrigens auch zu einer richtigen Würdigung der Volksdichtung verhelfen.

Über den Begriff der literarischen Volkstümlichkeit bestehen nämlich in Laien- und zuweilen auch in Fachkreisen recht verwirrte Begriffe. Die landläufige Meinung geht dahin, daß der Unterschied von höherer und niederer oder Volksliteratur lediglich in der verschiedenen Weite des Bildungshorizontes bestehe. Diese Meinung, die zum Teil durch die Art erzeugt worden ist, wie unsere großen Schriftsteller bei uns populär „gemacht" werden, ist grundfalsch. Jeder weiß aus eigener Erfahrung Bücher zu nennen, die ihm in jugendlichem Alter großen Eindruck gemacht, ja ihn tief beeinflußt haben, ohne daß sie recht verstanden wurden; andererseits kann das Gegenteil, daß dem Verständnis der Jugend ausdrücklich angepaßte Werke als langweilig gemieden werden, jeden Tag beobachtet werden. Um ein Beispiel zu nennen: Goethes „Faust" ist eines der populärsten Bücher, obwohl es gleichzeitig eines der schwierigsten ist. Es geht also nicht an, das Volksbewußtsein einfach mit dem des Kindes zu identifizieren und das Volk dadurch bilden zu wollen, daß man es vom Einfachen zum Schweren leitet und letzteres durch Kommentare zugänglich zu machen sucht. Der Mann aus dem Volke ist kein Kind, sondern ein erfahrener und ausgereifter Mensch, der sich nicht bilden, sondern sein Kunstbedürfnis befriedigt sehen will.

Der wesentliche Unterschied zwischen Volks- und literarischer Dichtung ist vielmehr der, daß der Volksdichter (als Typus) spricht oder singt, während der Literat, der Kunstdichter schreibt. Dieser Unterschied, den ich wesentlich nenne, scheint zunächst rein äußerlich zu sein; in Wahrheit ist er so fundamental wie etwa der zwischen Maler und Bildhauer. Volksdichter und Literat arbeiten in wesentlich verschiedenem Material. Allerdings ist dieses beide Male in der Sprache gegeben, aber es wird doch grundverschieden behandelt. Jedermann weiß, daß man vieles nur mündlich sagen kann, weil es schriftlich schief herauskommen würde, daß in anderen Dingen wiederum Briefe besser wirken als mündliche Unterredung. Kein guter Redner läßt eine frei gehaltene Rede, die gezündet hat, im Wortlaut drucken, weil Gesprochenes anders wirkt als Geschriebenes, und mancher gute Prosavorleser wird beobachtet haben, daß es Werke gibt, die geradezu laut gelesen werden müssen, andere, die, wenn sie wirken sollen, nicht selten einer Änderung des Wortlautes bedürfen, und wieder andere, die, ohne daß sie im sogenannten papierenen Stil geschrieben wären, das Vorgelesenwerden überhaupt nicht vertragen.

Als Dogma für den heutigen Kunstdichter gilt ja eigentlich, daß er beim Schreiben an ein Publikum überhaupt nicht zu denken habe, sondern nur „für die Kunst" oder für sich schreibe. Ohne nun über Berechtigung oder Nichtberechtigung dieses Dogmas streiten zu wollen, kann man doch soviel sagen, daß daraus der häufige Mißerfolg unserer Künstler erklärlich wird: das Kunstwollen entspricht eben in keiner Weise mehr dem Kunstbedürfnis. Erst wo dieses befriedigt wird, ist eine nachhaltige Wirkung der Kunst möglich. Tatsächlich haben denn auch die meisten großen Erzähler ursprünglich für einen

ganz bestimmten Kreis geschaffen. Dabei hat dann die Vorstellung, ob sie sich diesen Kreis als lesend oder hörend dachten, bewußt oder unbewußt, sehr bedeutend auf ihren Stil eingewirkt.

Der Schreiber, der mit dem Leser rechnet, kann sich Abschweifungen erlauben, Episoden, lange Reden, lyrische Schilderungen, er kann Briefe einschieben oder sich in eingehenden Analysen ergehen. Das bezeichnendste Beispiel dieser Leseliteratur bieten wohl die Romane des siebzehnten Jahrhunderts. Ganz anders der Erzähler. Er hat unter allen Umständen zu verhindern, daß die Zuhörer ermüden oder davonlaufen und so ist er zur Kürze, zur Konzentration, zur Klarheit, anderseits zur höchsten Lebendigkeit gezwungen. Lange Beschreibung ist unnütz, da sie zu rasch vorübergeht, um aufgenommen zu werden. In all dem scheint zunächst, gegenüber den reichen Mitteln des Schreibers, eine Verarmung zu liegen. Aber die ausgleichende Bereicherung liegt im Material: in der lebendig wirkenden Rede. Durch Geste und Mienenspiel, durch Tempowechsel und Tonfall, durch Rhythmus und Akzent vermag er Wirkungen zu erreichen, die der Schreiber nur mit größter Umständlichkeit erlangen kann. Es ist also eine durchaus ebenbürtige und eigenartige Kunst, mit der wir es hier zu tun haben, und die eingehende Pflege wohl lohnen würde, die ihrer freilich auch dringend bedarf.

Denn das wollen wir uns nicht verhehlen: diese Kunst ist infolge unserer weitgehenden, vielfach unheilvoll wirkenden Bücherbildung nahezu am Aussterben. Sollte sie wirklich ganz verschwinden, so würden wir uns damit nicht nur reicher künstlerischer Möglichkeiten, sondern auch eines vorzüglichen Mittels der Jugendbildung berauben. Als Führer zur Neubelebung mögen nun die kürzlich in der verdienstvollen Sammlung „Die Märchen der Weltliteratur" (Diederichs, Jena) erschienenen „Plattdeutschen Märchen" dienen. Diese Publikation hat, abgesehen von ihrem inneren und wissenschaftlichen Wert, zwei große Vorzüge vor den meisten ähnlichen. Einmal hat sich der Sammler, Wilhelm Wisser, nicht mit der stenographischen Aufzeichnung der Märchen begnügt, sondern ist bemüht gewesen, unter allen Varianten jedesmal die künstlerisch beste Fassung herauszuarbeiten, wodurch die Sammlung auch in weitere Kreise Eingang zu finden geeignet ist, zweitens aber hat er, was für unsere Zwecke besonders wichtig ist, von jeder literarischen Färbung abgesehen, so daß die Vorzüge des echten Erzählerstiles durchaus klar hervortreten. Dazu war vor allem die Bewahrung des Dialekts nötig. Denn unser Schrifthochdeutsch beruht ja völlig auf literarischer Grundlage, kann also dem echten Erzählerstil nicht ohne weiteres als Medium dienen, und es ist unglaublich, wie viele künstlerische Feinheiten durch eine Übertragung aus dem Dialekt in das Hochdeutsche verloren gehen. Das haben bei einzelnen Stücken auch die Brüder Grimm empfunden (Machandelboom, Fischer und syne Fru), bei den meisten sind sie jedoch durchaus literarisch verfahren. Dadurch hat der Stil vielfach beträchtliche Einbuße erfahren, was jeder gespürt haben wird, der einmal versucht hat,

Grimmsche Märchen wirkungsvoll zu erzählen. Die Anführung von Beispielen muß ich mir hier versagen, eine Nachprüfung wird dem Leser aber die überraschendsten Ergebnisse zeigen. Aus ganz dem gleichen Grunde vermag auch Musäus, bei dem die literarische Färbung allerdings noch viel weiter geht, keine lebendige Wirkung mehr auszuüben, es sei denn auf literarhistorisch gebildete Feinschmecker. Die Wisserschen Märchen dagegen sind im reinsten Erzählerstil gehalten und können geradezu eine Offenbarung für denjenigen werden, der bemerkt hat, wie hinderlich uns unsere literarischen Gewohnheiten beim Erzählen werden. In den Dialekt wird man sich ohne Mühe hineinlesen, für den Anfänger sind überdies ein vortrefflicher grammatischer Abriß und ein Wörterverzeichnis beigegeben.

Ich müßte halbe Stücke ausschreiben, wollte sich einen Begriff geben von der naiven Kunst, der lebendigen Schönheit und köstlichen Kraft, die in dieser Sammlung hervortreten, und eine Analyse, die auf alle Feinheiten des Stiles einginge, würde den Raum einer kleinen Broschüre einnehmen. Ich muß mich daher auf ein paar Andeutungen beschränken. Die realen Grundlagen des Erzählerstiles sind oben kurz berührt. Die Erzählung ist ein in gleichmäßiger Stetigkeit Fortschreitendes; alles, Exposition, Detail und Schilderung, Verknüpfung und Verwicklung, hat sich diesem Stilprinzip unterzuordnen. Die Exposition ist durchweg von der größten, denkbaren Knappheit. Meist werden nur die wichtigsten Personen aufgeführt. „Es ist mal ein König gewesen, der ist mal spazieren gefahren im Wald. Und da trifft er ein hübsches Mädchen, die geht barfuß." Damit setzt sofort die Handlung ein. Das Volksmärchen braucht nicht viel Voraussetzungen, Personen und Verhältnisse sind typisch (was feine Charakterzeichnung nicht ausschließt) und werden sofort von der Phantasie ausgestattet.

Was wir noch wissen müssen, wird beiläufig nachgeholt, wenn es anfängt in Wirkung zu treten. Wie köstlich ist der folgende Anfang einer wunderbaren König Drosselbart-Variante: „Fritz von Preußen wollte sich verheiraten und wollte die österreichische Prinzessin haben. Und da schreibt er ihr einen Antragsbrief." Das weitere geht schon gleich in Erzählung über: „Da schreibt sie ihm zurück: so ein powres Land wie Preußen, da frißt man ja nichts als gesalzenen Hering, dafür bedankt sie sich." (Nebenbei ein interessantes Beispiel, wie die Volksphantasie historische Beziehungen umdeutet: die Prinzessin ist die anfangs feindliche, stolze, schließlich überwundene Maria Theresia. Vergleiche über diesen Punkt das achtzehnte Kapitel des 1907 hier (Heft 48) warm empfohlenen, jetzt in zweiter verbesserter Auflage vorliegenden Buches von O. Böckel „Psychologie der Volksdichtung", Teubner 1913.) Man vergleiche mit diesem prächtigen Eingang die langwierige und blasse, opernhafte Einleitung von Grimms „König Drosselbart". Eine Verabredung, ein Vertrag wird, wo es irgend angeht, in dramatische Rede und Widerrede aufgelöst, und was man an Homer und Goethe als Kennzeichen edelster epischer Kunst gerühmt hat: die Auflösung

der Schilderung in Handlung, das finden wir genau wieder in der Technik der Primitiven.

Eine weitere Notwendigkeit für den Erzähler ist es, der Erzählung den Anschein des Willkürlichen, Einmaligen, Spontanen zu nehmen. Das echte volkstümliche Märchen ist alles andere als eine Improvisation, es geht vielmehr durchaus auf Festigkeit der Form aus und ist bei aller scheinbaren Kunstlosigkeit doch besser in sich geschlossen als beispielsweise die Kunstmärchen der Romantiker. Diese Festigkeit wird erreicht durch sorgfältige Vorbereitung, Aneinanderreihung und Wiederholung. Da sucht etwa Hans den Vogel Fenus (Phönix) und fragt eine alte Frau, wo er ihn finden kann. Nun wird der Bescheid nicht geradezu erteilt, sondern in zwei Stationen, und so, daß wir den Weg, den der Held geht, deutlich verfolgen können. „Geh nur in die Stadt", antwortet die Alte. Und nun wird angeknüpft. „Und dann geh so weit, bis du vor das alte Schloß kommst." Wieder wird verknüpft: „Vor dem Schloß steht eine Schildwache, die frage nur aus. Die kann dir näher Bescheid sagen." Nun die zweite Station: „Als Hans vor das Schloß kommt, ja, sagt die Schildwache, der Vogel Fenus ist hier..... Erst kommst du in eine Stube, da steht ein Esel. Und in der zweiten Stube steht ein Tisch, da liegt ein Brot drauf und ein Schwert. Und in der dritten Stube steht ein Bett. Da liegt eine Prinzessin drin, die ist verwünscht und schläft, sie schläft schon tausend Jahr. Und da in der dritten Stube, da ist auch der Vogel Fenus. Der sitzt in einem Bauer, und das Bauer hängt unter der Decke." — Man beachte das stetige Vorwärtsschreiten und die große Klarheit der Schilderung, die bis in die Wortstellung hinein fühlbar wird, zugleich bemerke man, wie das Überraschende (die schlafende Prinzessin) vorbereitet wird, und wie die Erzählung so vieler anscheinend nebensächlicher Dinge die Erwartung aufs höchste spannt. Aber dieser Weg muß noch besser eingeprägt werden. Deshalb wird, wenn Hans nun ins Schloß kommt, alles noch einmal erzählt. Mit Recht sind diese Wiederholungen meistens wörtlich und formelhaft gehalten, sie dienen dazu, einen Vorgang in mehrere anschauliche Stücke zu zerlegen und einzuprägen, oft ist die Wiederholung ein Mittel, den Schlußeffekt spannend hinauszuschieben. Bewundernswert ist auch, wie alle Dinge und Vorgänge auf die einfachste, aber anschaulichste Art behandelt werden: die Dinge nie ruhend, sondern wirkend, die Vorgänge stets als lebhaft Geschehendes. Dazu die treffende Charakteristik der Personen durch kleine gesprochene Sätze, die mit der Erzählung, wo es nötig ist, durch jenen echt volkstümlichen unvermittelten Übergang aus direkter in indirekte Rede aufs engste verwoben werden und dem ruhigen Erzählerton einen frischeren Einsatz erlauben.

Diese notgedrungen kurzen Hinweise, die sich leicht vervollständigen ließen, werden doch genügen, um dem Leser begreiflich zu machen, daß wir es hier nicht mit irgend etwas Vagem, Volkskunst genannt, zu tun haben, mit etwas ungeschlacht Primitivem, das lediglich durch seine Frische

ergötzt, sondern mit einer klar ausgeprägten Kunst, von der zu wünschen wäre, daß sie unsere Schriftsteller, soweit sie wirklich volkstümlich schreiben wollen, auf das nachhaltigste beeinflussen möchte. Denn die heute beliebte, ursprünglich für ganz andere Kreise berechnete, umständlich breite Schilderung, ist alles andere als volkstümlich und der gegenwärtig überall eindringende Lyrismus der Tod aller Erzählerkunst, die wir doch auf die Dauer nicht werden entbehren wollen und unter keinen Umständen entbehren können, wenn wir das Volk wirksam zur Kunst erziehen wollen, sind doch die Werke unserer meisten volkstümlichen Schriftsteller nur solchen zugänglich, die bereits Bücher lesen können, die literarischen Umgang gewohnt sind. Das gilt auch z. B. für J. H. Fehrs, dessen im Verlag von A. Janssen, Hamburg, erschienene Werke in vier gut ausgestatteten Bänden vorliegen. Da haben wir den typischen Volksschriftsteller unserer Tage. Anspruchslos, schlicht, mit weichem Gemüt; der Stoffkreis: Ereignisse aus dem Dorf oder der kleinen Stadt. Und ich kann mir sehr wohl denken, daß dieser Dichter, den man übrigens mit Unrecht Reuter oder Brinckmann als ebenbürtig an die Seite stellen will, an traulichen Abenden im Familienkreise vorgelesen, recht liebenswürdige Wirkungen hinterlassen wird. Aber ins Volk eindringen, wirklich lebendig werden wird er nicht, weil er eben kein Erzähler ist, sondern ein Literat, der literarische Stoffe, ohne daß ein zwingender innerer Grund dafür vorhanden wäre, in unliterarischer, nämlich plattdeutscher Sprache behandelt und einfachen Leuten Gedanken unterlegt, nach deren Inhalt sie vielleicht unbewußt handeln, die sie jedoch so niemals äußern werden. Alles recht poetisch, hier und da mit einer Feinheit, die an Storm erinnert, aber alles andere als volkstümlich. Das Volk verlangt eine einfache Handlung in einfacher klarer Darstellung ohne Sentiment, es setzt eine richtige Psychologie voraus, will nicht alles umständlich vor sich ausgebreitet sehen. Die wahre Volkskunst wird nicht aus der Anpassung von oben herunter geboren, sondern von unten herauf, nicht für das Volk, sondern aus dem Volk, und nur die Wiederbelebung der aussterbenden Erzählerkunst kann zu ihrer Ausbildung helfen.

Frau v. Bethmann Hollweg †

Schnitter Tod hat eine edle Rose geknickt. Die Gattin unseres Reichskanzlers ist Montag früh nach Wochen währendem Krankenlager, eben neunundvierzig Jahre alt, sanft entschlafen. Wer das Wirken der hochgestellten Frau an der Seite ihres Gemahls zu beobachten Gelegenheit hatte, weiß, warum heute mit ihm Millionen Herzen im deutschen Volke getroffen sind. Und doch wird manche Leserin dieser Zeilen nicht vermuten, daß auch sie ganz persönlich von dem Verlust berührt werde. Frau von Bethmann Hollweg hatte sich und ihre hohe Stellung in den Dienst aller der Frauen gestellt, die den hohen Kulturwert der Familie und in ihr der Gattin und Mutter zu würdigen wissen und die sich zusammengeschlossen haben, die Familie vor dem zerstörenden Einfluß der Mechanisierung allen Lebens nach Kräften zu bewahren. Als Protektorin und Vorsitzende gehörte sie allen wichtigeren Organisationen der Frauenbewegung an, als stille Mitarbeiterin hat sie Not zu lindern versucht, wo sie ihr erreichbar war. Durch ihr selbstloses Wirken ist sie zu einem leuchtenden Beispiel für Hunderte ihrer Standesgenossinnen geworden.

Herrn von Bethmann, dem die Lebensgefährtin entrissen, ohne daß es ihm vergönnt war, das Fest der Silbernen Hochzeit zu feiern, können wir nur in herzlicher Teilnahme die Hand drücken. Möge ihm aus der Asche ihres Herzens die Wunderblume erblühen, die ihn stärke in der Treue zu seinem weit über die Familie hinausragenden Werke als amtlich bestellten Führer der mit ihm trauernden Nation.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Heeresfragen

Der Heereshaushalt im Reichstag. Die letzten vierzehn Tage des innerpolitischen Interesses gehörten dem preußischen Militäretat. Die gespannte Aufmerksamkeit, die die Verhandlungen im Reichstage über den Heereshaushalt stets weit über die Grenzen Deutschlands erregen, war diesmal fast noch intensiver auf die Vorgänge im Wallotbau gerichtet als sonst. Und das, obwohl keinerlei neue Heeresforderungen in Aussicht standen. Nach besonderen Gründen für diese Erscheinung brauchen wir nicht zu suchen; sie liegen auf der Hand: die Schöpfung des Deutschen Reiches ist durch die unvergleichlichen Leistungen der preußisch-deutschen Armee erst möglich geworden; die Armee hat sich nun fast ein halbes Jahrhundert hindurch als der zuverlässigste Friedenshort erwiesen, und jeder Staatsmann und Politiker in der alten und neuen Welt weiß, daß es vom Zustande dieser Armee in allererster Linie abhängt, ob die Friedensgarantien auch für die nächste Zukunft sichergestellt sind. Solange die deutsche Armee unumstritten die schlagfertigste in Europa bleibt, solange keine andere Armee von gleicher Größe kriegerische Eigenschaften, das sind Kulturkristalle der männlichen Welt, in der Reinheit und Zuverlässigkeit zu entwickeln vermag, wie die deutsche, solange wird das politische Gleichgewicht in Europa durch die Verschiebung von Mächtekonstellationen nicht gar so tief berührt, wie es von den Anbetern der großen Zahl gern hingestellt wird. Erst wenn es einem Volke gelingen sollte, ein dem deutschen Heere gleiches zu schaffen und wenn in diesem Volke die Neigung zum Willen werden sollte, die Gleichheit der Qualitäten im blutigen Ringen festzustellen, dann hörte die in der heutigen deutschen Armee liegende Friedensgewähr auf. Wir wissen, daß es gegenwärtig ein Volk gibt, das den Wettstreit aufgenommen hat: die russische Armee soll die deutsche nicht nur entsprechend dem Verhältnis der Bevölkerungsziffer an Zahl überragen, sondern ihr auch ebenbürtig in allen militärischen Eigenschaften werden. Sollen wir es dem Zufall überlassen, die Frage zu beantworten, ob dieser einstweilen friedliche Wettstreit, der unser Volk und die Armee nur ehrt, in blutigen Ernst ausartet?

Man muß sich dieses Hintergrundes nur bewußt bleiben, um das allgemeine Interesse an den Fragen der deutschen Armee zu begreifen, um den allgemeinen Wunsch im deutschen Volk zu verstehen, daß es nie eine Armee geben möge, die der unserigen gewachsen wäre. Und weiter: man braucht diesen Zusammenhang nur der großen Masse der Arbeiterbevölkerung und der friedfertigen bürgerlichen Gesellschaft klarzumachen und ständig vor Augen zu halten, um Volk und Heer vor dem zersetzenden Einfluß der antimilitärischen Propaganda zu bewahren.

* * *

Amtliche Nachrichtenstellen. In der bürgerlichen Presse Deutschlands gibt es nur eine Stimme über den Verlauf der Heeresdebatten: allgemeine Anerkennung des Kriegsministers und seiner Mitarbeiter. Ein Versuch sich für sein erstes Auftreten im Reichstage aus Anlaß der ersten Zaberndebatte im Herbst vorigen Jahres zu rächen, wie er durch die Ablehnung der Nachrichtenstelle im Ausschuß zutage trat, fand in der Öffentlichkeit kaum Verständnis. Die gesamte Presse desavouierte den Beschluß und trat einmütig für die Bewilligung der Nachrichtenstelle ein, ohne weiter Rücksicht auf die Gefühle der gekränkten Volksvertreter zu nehmen. Dieser Vorgang ist das beste Zeichen für das Vertrauen, das Herr von Falkenhayn persönlich und für sein Ressort in verhältnismäßig kurzer Zeit bei allen denen zu gewinnen vermochte, die mit dem Kriegsministerium durch Vermittlung der Nachrichtenstellen in Berührung getreten sind. Wird an der sachlichen und freimütigen Form festgehalten, die bis auf eine kleine Entgleisung den Verkehr der Presseabteilung bisher auszeichnete, wird weiter in dem Bestreben fortgefahren, den Organen der öffentlichen Meinung, ohne Ansehen ihrer politischen Richtung, Aufklärung zu bieten, wird es vermieden, das Bureau zur Verdunkelung auch gelegentlicher Unannehmlichkeiten, über die die Presse zu berichten gezwungen ist, zu benutzen und wird es weiterhin vertrauensvoll und ohne Empfindlichkeit dem Ermessen der einzelnen Pressevertreter überlassen, das exakte Material dem Bedürfnis seines besonderen Leserkreises entsprechend kritisch zu bearbeiten, so wird die Nachrichtenstelle des Kriegsministers sicher bald dasselbe hohe Vertrauen genießen, wie es sich die entsprechende Einrichtung beim Reichsmarineamt erworben und durch länger als ein Jahrzehnt erhalten hat.

Beim Reichsmarineamt hat sich die Verwendung aktiver, alle paar Jahr abzulösender Offiziere in der Presseabteilung, an Stelle ständiger Pressereferenten, wie sie an anderen Behörden bestehen, außerordentlich bewährt. Die bureaukratische Routine hat dort den ihr gebührenden untergeordneten Platz behalten, die Leitung liegt tatsächlich in der Hand des Staatssekretärs, und kein verderbliches Hausmeiertum macht sich breit. Der Möglichkeit der Verknöcherung, wie sie sich als Ergebnis langer Verwendung in ein und derselben Funktion, leicht durchaus zum Schaden des zwischen Behörde und öffentlicher Meinung angestrebten Kontaktes einstellt, der Gefahr der Abstumpfung wird vorgebeugt. Die Einseitigkeit persönlicher Sympathien und Antipathien, unter der Ressorts mit lebenslänglich darin beschäftigten Personen leiden, wird ersetzt durch wohltätigen Wechsel: mit dem neuen Referenten kommen neue Beziehungen, — neue Kreise werden erschlossen, die wieder das Interesse für alle Bedürfnisse der staatlichen Aufgaben weiter und weiter tragen. Schließlich kann auch ein gelegentlicher Mißgriff, der in der Wahl des Pressereferenten immer einmal vorkommen wird, schnell und ohne Kränkung für den Betreffenden durch Ablösung korrigiert werden. Das ist schon schwerer, wenn es sich um eine Persönlichkeit mit langer verdienstvoller Vergangenheit handelte, — fast unmöglich, wenn durch den Wechsel dem Inhaber der Stelle geradezu das Brot genommen wird. Das aber muß bedacht werden, will man diese Stelle verabschiedeten Offizieren vorbehalten. Auch das folgende Argument darf nicht übersehen werden: der gesamte Dienst in einer gut organisierten Presseabteilung bringt für die Beamten soviel Anregung und Vervollkommnungsmöglichkeiten mit, daß es den meisten unter ihnen nicht zugemutet werden kann, ihr ganzes Leben hindurch die Rolle eines Schaltbretts zu spielen, auf dem die Strömungen zwischen Regierung und öffentlicher Meinung ausgetauscht werden. Die Pressedezernenten und ihre Hilfsarbeiter sollten daher nicht länger auf diesem Spezialgebiet gehalten werden, als es für die Überwindung gewisser größerer Aufgaben notwendig ist. Es liegt eine Unterschätzung der Bedeutung der Presse in der Zumutung, den Posten zu einer Sinekure machen zu wollen. Auf diesen Posten gehören Männer mit starken Nerven, die ihre fünf Sinne zusam men haben. Der Herr Kriegsminister hat olcher Auffassung dadurch beredtesten Ausdruck gegeben, daß er zur Einrichtung seiner Nachrichtenstelle tüchtige Generalstäbler heranzieht, die die Bedürfnisse der Armee genau kennen

und über einen guten Funken Allgemeinbildung und politischen Instinktes verfügen. Das Instrument der Presse zu spielen muß unbedingt dem verantwortlichen Leiter des Ressorts oder der allgemeinen Politik vorbehalten bleiben. Für den modernen Staatsmann scheint mir eine möglichst wiederholte Tätigkeit im Pressereferat eines Ministeriums geradezu unerläßlich. Der Diplomat hat diese Ausbildung, sofern er es zum ersten Sekretär einer Mission bringt; für die innerpolitische Ausbildung unserer künftigen Minister fehlt bisher eine solche Stelle an den Zentralen. Denn was in dieser Beziehung bei den Regierungen in der Provinz geleistet werden kann, ist doch nur recht geringwertig für die Ausbildung. Das große Bureau in der Wilhelmstraße aber ist in seiner jetzigen Organisation eine Sackgasse, die sowohl den praktischen Politiker wie die Gelehrtennatur allmählich erwürgt — sie auf die Dauer jedenfalls nicht befriedigen kann. Denn alle Referenten, die doch von Haus aus ein besonders sorgfältig ausgewähltes Material darstellen, können nicht Leiter der Abteilung werden. Auch dies Bureau sollte nur ein Durchgangsorgan in der Gesamtanlage des bureaukratischen Apparates sein, ein Berg der Läuterung für die künftigen Direktoren, Unterstaatssekretäre, Staatssekretäre und Minister; für den rein bureaukratischen Bedarf und die Sicherung eines ununterbrochenen Geschäftsganges bei einer Behörde bleiben auch dann noch genügend Talente hängen. G. Cleinow

Naturwissenschaften

In der Voraussetzung, daß mancher Leser durch den im vorliegenden Heft veröffentlichten Aufsatz von Professor Heinrich Poll angeregt sein wird, biologischen Fragen näherzutreten, möchten wir darauf aufmerksam machen, daß derselbe Verfasser erst kürzlich eine vorzügliche Darstellung der Zellen- und Gewebelehre des Tierkörpers gegeben hat. Sie befindet sich im dritten der Mathematik, den Naturwissenschaften und der Medizin gewidmeten Teil des von **Paul Hinneberg** herausgegebenen großen Sammelwerkes „**Die Kultur der Gegenwart**“ (IV. Abteilung, zweiter Band. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1918. Preis des ersten Teilbandes in Leinen 12 Mark, des zweiten 18 Mark) neben wertvollen anderen Arbeiten aus dem Gebiete der organischen Naturwissenschaften. Besonders erwähnt sei in diesem Zusammenhang die ausgezeichnete Abhandlung von Oscar Hertwig über allgemeine und experimentelle Morphologie und Entwicklungslehre der Tiere, weil hier Grundtatsachen der Biologie erörtert werden, die für das Verständnis der Vererbungslehre die Voraussetzung bilden. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß die auf vier Bände bemessene Behandlung der gesamten organischen Naturwissenschaften in der „Kultur der Gegenwart“ unter der Leitung von R. von Wettstein erfolgt und daß die Redaktion der Spezialgebiete auch in die Hände von Spezialisten gelegt worden ist. Der vorliegende zweite Band, der die Zellen- und Gewebelehre, Morphologie und Entwicklungsgeschichte umfaßt und in einen botanischen und einen zoologischen Teil zerfällt, ist vom kürzlich verstorbenen E. Strasburger und O. Hertwig redigiert worden. Nach dem Tode Strasburgers übernahm von Wettstein die Fortführung der Redaktion des botanischen Teiles. Als Bearbeiter der Teilgebiete zeichnen neben Strasburger, Oscar Hertwig und Poll, R. Hertwig, K. Heider, F. Keibel, E. Gaupp und W. Benecke.

„Die Kultur der Gegenwart“ will kein Lehrbuch sein, sie bezweckt lediglich, den gebildeten Kreisen Einblick in die Haupterrungenschaften der neuzeitlichen Forschung zu gewähren. Wir müssen ohne weiteres anerkennen, daß diese Aufgabe in den beiden vorliegenden Teilbänden glänzend gelöst wird.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 8630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 30/37.

Die Entwicklung der nationalen Tendenzen in Österreich-Ungarn

Von J. J. Ruedorffer

Von den großen modernen Kulturstaaten gibt es heute nur einen, der nicht auf die Einheit eines Volkes gestellt ist und nicht Nationalstaat ist, Österreich-Ungarn. Wenn man die moderne Zeit mit der Entdeckung der Nation und ihrer Verbindung mit dem Staatsbegriff entstehen läßt, so stünde der österreichisch-ungarische Staat in ihr als Überbleibsel des Mittelalters allein. In der Tat ist sein konstruktiver Typus für die Staaten des Mittelalters insofern charakteristisch, als in ihnen ebenso wie in Österreich-Ungarn das Einigende die Dynastie und nicht das Nationale war. Heute ist er einzige Ausnahme und zeigt als solcher, wie neu und mächtig die Bewegung ist, welche die Nationalstaaten schuf. Die österreichisch-ungarische Monarchie umfaßt eine bunte Menge von Völkerschaften. Deutsche, Ungarn, Tschechen, Polen, Slowenen, Kroaten, Italiener, Ruthenen, Rumänen. Diese Völker sind geeint unter dem Zepter des Hauses Habsburg. Was sie zusammenhält, ist die staatliche Organisation und eine in Jahrhunderten herangewachsene und mit zweifellosem Geschick herangebildete Anhänglichkeit an eine Dynastie. Vor dem Erwachen der nationalen Bewegung in der Welt war das bunte Gemisch ohne außergewöhnliche Schwierigkeit zu regieren. Mit der Mitte des vorigen Jahrhunderts begannen die Schwierigkeiten. Das Haus Habsburg mußte seinen deutschen Einfluß an Preußen, seine italienischen Besitzungen an Piemont abgeben und so seinen Tribut an die nationalen Bewegungen zahlen, die sich in diesen Gebieten entfalteten und im Rahmen des österreich-ungarischen Staats keine Erfüllung ihres Lebenswillens finden konnten. Die Lombardei gravitierte nach Piemont; und gegen die natürliche

Kraft dieser Bewegung war jede künstliche Gewalt machtlos. Die italienischen Grenzbezirke, die der österreichisch-ungarischen Dynastie verblieben, gravitieren auch heute noch nach Italien; und wenn dem Triester und Trienter Irredentismus, der zwar der inneren Politik der Monarchie immer steigende Schwierigkeiten macht, nicht die gleiche Bedeutung für die auswärtige Politik zukommt wie der ehemaligen lombardischen Frage, so liegt das nicht an der Schwäche der nationalen Bewegung, sondern auf der einen Seite an einer Reihe politischer Faktoren, welche das Königreich Italien und die Donaumonarchie einander näherten, auf der anderen Seite an dem geringen Raum der strittigen Gebiete, deren Bevölkerung überdies zum Teil mit Elementen anderer Nationalität durchsetzt ist. Von dem deutschen Besitz verblieben dem Hause Habsburg seine alten Stammlande, die durch Jahrhunderte treubewahrter Erinnerung wie kein anderer Teil der Monarchie mit dem stammverwandten Herrscherhause verbunden sind. Hier hat sich keine der österreichisch-ungarischen Politik irgendwie gefährliche zentrifugale Tendenz entwickelt; die Gründe dafür wird man in der partikularistischen Eigenart der Deutschen und in dem Umstande zu suchen haben, daß die große Mehrheit der österreichischen Deutschen katholisch, die Vormacht des Deutschen Reiches das protestantische Preußen ist. Zudem läßt das enge Freundschaftsverhältnis zwischen beiden Staaten, die nun schon beinahe vier Jahrzehnte in allen Fragen Schulter an Schulter stehen, einer solchen Bewegung keinen Raum. Wenn indes gesagt wird, daß das Bündnis beider Staaten nicht nur auf ihren Interessen, sondern auch auf dem nationalen Empfinden der Deutschen Österreichs ruht, und daß eine österreichisch-ungarische Regierung, welche ihre Politik gegen das Deutsche Reich orientieren würde, dabei den Beifall der deutschen Bevölkerung der Monarchie nicht finden würde, so ist damit die latente Wirksamkeit einer nationalen Bewegung auch in diesem Falle anerkannt.

Die wachsende nationale Tendenz hat Österreich-Ungarn aus Deutschland und Italien verdrängt. Seit jener Zeit ist die Auseinandersetzung mit der nationalen Tendenz zum eigentlichen Inhalt der österreichisch-ungarischen Politik geworden. Sie ist immer schwieriger geworden und ist heute schlechtweg das Problem dieser Politik. Die verschiedenen Völkerschaften, die früher unter dem Zepter Habsburgs schlecht und recht nebeneinander wohnten, sind immer unverträglicher geworden; überall haben sich die Gegensätze verschärft, die Reibungsflächen vermehrt. Des Haders ist kein Ende. Auch die Formen und Mittel des Kampfes werden schärfere. Immer neue Fragen tauchen auf oder in immer neuen Variationen die gleiche Frage. Und immer scheint sich nicht viel mehr tun zu lassen, als durch ein Kompromiß die Lösung zu vertagen. In irgendeinem der Parlamente der Doppelmonarchie ist immer irgendeine nationale Obstruktion, bald im böhmischen Landtag der Tschechen oder Deutschen, bald im ungarischen Reichstag der Kroaten oder Rumänen, bald im österreichischen Reichsrat der Slowenen, Ruthenen, Italiener. Und seit Jahren haben die

Zeitungen der Monarchie täglich Gelegenheit, sich mit irgendeinem Ausgleich zu beschäftigen.

So ist die innere Politik Österreich-Ungarns, gerade weil es kein Nationalstaat ist, das eindringlichste Beispiel von der Mächtigkeit der nationalen Bewegung, die die Welt erfaßt hat. Diese Tatsache ist so unleugbar, daß es sich für unsere Zwecke erübrigt, bei den Einzelheiten dieses Schauspiels zu verweilen. Daß dieses zentrale Problem der österreichisch-ungarischen Monarchie auch ihre gesamte auswärtige Politik beherrscht und in dieser Abhängigkeit der Grund für eine gewisse Unbeweglichkeit und Passivität dieser Politik zu suchen ist, dafür bietet die Entwicklung der Balkankrise des Jahres 1913 einen schlagenden Beweis. Österreich-Ungarn konnte, wenn es den Drang zu Aktivität und Expansion in sich spürte und sich selbst für ausdehnungsfähig hielt, ohne Schwierigkeit eine der Gelegenheiten, die dieser Krieg bot, benutzen, um sich des Sandschak Novibazar und damit eines wachsenden Einflusses auf die Balkanangelegenheiten, vielleicht einer zukünftigen Hypothek auf den Weg nach Saloniki zu versichern. Es hat es nicht getan, sondern sich im Jahre 1908 mit der Annexion Bosniens als saturiert erklärt. Es hat niemals ernsthafte Pläne auf diesen vielbesprochenen Weg gehegt und jenen berühmten Drang nach den Osten nie verspürt. Es hat nach der Okkupation Bosniens die bosnischen Bahnen eingleisig und schmalspurig gebaut und schon dadurch gezeigt, daß ein Ausbau dieser Erwerbung nach Süden ihm ferne lag. Es hat sich im Jahre 1913 darauf beschränkt, die Entstehung eines Großserbiens durch die Ablehnung der serbischen Ansprüche auf ein Stück Adria-Küste zu verhindern und die Vergrößerung Serbiens durch die Schaffung eines notwendig serbenfeindlichen Albaniens auszugleichen. Auch dieses Motiv steht im Zusammenhang mit dem zentralen Problem der österreichisch-ungarischen Politik. Österreichische Zeitungen haben die Haltung der Monarchie in der Frage der serbischen Ansprüche auf die Adria-Küste damit begründet, daß die Existenz eines lebensfähigen Großserbiens für die Monarchie bedrohlich sei, weil dann die von Serben bewohnten österreichisch-ungarischen Landesteile, in erster Linie also Bosnien und die Herzegowina, ebenso nach diesem serbischen Nationalstaat gravitieren würden, wie einst die Lombardei nach Piemont gravitierte. Gegen dies politische Argument kann nichts eingewendet werden. Die Gegner der auswärtigen Politik der Donaumonarchie stellen die Frage, ob dieses Argument nicht die österreichisch-ungarische Politik hätte veranlassen müssen, auch die jetzige Vergrößerung Serbiens, namentlich die Entstehung der serbisch-montenegrinischen Grenze, zu verhindern; und erst die Zukunft, die zeigen wird, ob die Monarchie imstande ist, die Vereinigung der beiden stammverwandten und nun aneinandergrenzenden Länder in jedem Falle zu verhindern, kann eine solche Frage beantworten.

Das Anwachsen der nationalen Tendenzen und damit der zentrifugalen Kräfte in Österreich-Ungarn macht die österreichisch-ungarische Frage in vielen

Augen zu einem internationalen Problem der Zukunft. Viele, die mit der Eigenart des Landes nicht vertraut sind, sagen unter dem Eindruck der nationalen Streitigkeiten einen baldigen Verfall voraus. Die Frage, was aus Österreich-Ungarn werden soll, scheint vielen wie ein Alpdruck auf der Zukunft Europas zu liegen. Die Möglichkeit, daß Verwicklungen der Zukunft, vielleicht ein unglücklicher Krieg, diesen Befürchtungen recht geben und das heute noch für die internationale Politik latente Problem akut werden lassen, kann natürlich nicht bestritten werden. Diejenigen indes, die in dem steigenden Nationalismus einen inneren Zersetzungsprozeß sehen, der einen baldigen Verfall auch ohne äußere Schicksale herbeiführen muß, übersehen einen wesentlichen Faktor. Das dynastische Band allein hätte schwerlich ausgereicht, das Völkerchaos auch nur bis heute staatlich zu einigen. Es müssen andere Faktoren in zentripetaler Richtung wirken. Das sind einmal die Sonderinteressen wirtschaftlicher, ideeller, politischer Natur, welche eine große Menge von den verschiedensten Nationalitäten angehörigen Einzelindividuen an die Einheit des Staates fesseln. Aber nicht nur Sonderinteressen persönlicher Art sind mit dem Bestand der Monarchie verkettet, auch die Interessen der unter ihr geeinten Völker als Völker. Einzelne dieser Völkerschaften würden ohne die Monarchie nichts bedeuten, würden ohne sie als nationale Existenzen sich nicht halten können. Das ist zum Beispiel der Fall der Polen. Es ist bis zu einem gewissen Grade auch der Fall der Ungarn. Es ist der Fall der Tschechen. Für sie alle ist das Bestehen einer Großmacht Österreich-Ungarn nationale Existenzbedingung. Insofern ist die Steigerung des nationalen Lebenswillens der einzelnen Völkerschaften nicht gegen den Bestand der Monarchie gerichtet. Ja, man kann sagen, die stärkste und verlässigste Stütze finde die Monarchie gerade in dem Lebenswillen der nationalen Völkerschaften, ja die Existenz des Gesamtstaates ermögliche den einzelnen Völkerschaften erst, sich in gegenseitigem Hader ohne das Risiko eigenen Schadens zu entfalten und zu bewahren. Auf diesem eigenartigen Verhältnis ruht die zähe Lebenskraft dieses seiner Natur nach zwar passiven Staates, und es kann leicht sein, daß heute noch ungeborene Diplomaten diese Zähigkeit noch in einer fernen Zukunft bewundern und bestaunen werden*).

*) Wir entnehmen diesen Aufsatz dem bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erschienenen Buche „Grundzüge der Weltpolitik“ (Band 2 des von Karl Lamprecht und Hans F. Helmolt herausgegebenen großen Sammelwerks „Das Weltbild der Gegenwart“, Einzelpreis 6,50 M.). Die Schriftleitung

Streiflichter auf das deutsch-ungarische Problem

Von Gottfried Fittbogen

Das deutsch-ungarische Problem — vielleicht die komplizierteste Frage des gesamten Auslanddeutschtums — lenkt wieder die Blicke auf sich.

In der Gruppe der siebenbürgisch-sächsischen Abgeordneten für den ungarischen Reichstag ist es zu einem Konflikt gekommen, der latente Gegensätze offen in die Erscheinung treten ließ. In der Reichstagssitzung vom 20. März 1914 hielt der sächsische Abgeordnete Wilhelm Kopony für seine Person — er betonte ausdrücklich, daß er nicht im Namen seiner Gruppe spreche, die bekanntlich der Regierungspartei beigetreten ist — eine Rede, in der er sich der südungarischen Schwaben annahm und deren Beschwerden über die von der Regierung betriebene Madjarisierungspolitik, übrigens in durchaus maßvoller und sachlicher Weise, vortrug. Diese Rede hatte zwei weitere Reden zur Folge: ein Vertreter der offiziellen sächsischen Politik rückte von Kopony ab und erklärte, die sächsischen Abgeordneten dächten nicht daran, die Angelegenheiten der Schwaben zu den ihrigen zu machen; und der Ministerpräsident Graf Tisza selbst sprach sein Mißfallen über die Worte seines „Parteigenossen" Kopony sehr nachdrücklich aus und warnte die sächsische Gruppe sehr deutlich, in die Bahnen Koponys einzulenken. Damit war der Bruch gegeben: Kopony — zusammen mit seinem Gesinnungsgenossen Rudolf Braudsch — trat aus der sächsischen Gruppe aus, die ihn sonst unzweifelhaft aufgefordert hätte, die Beziehungen zu ihr zu lösen. Zwei Abgeordnete der „Grünen" stehen nunmehr außerhalb der Gruppe der elf „offiziellen" Sachsen.

Dieser Vorgang hat zu sehr lebhaften Erörterungen unter den Deutschen Ungarns geführt, und auch wir Reichsdeutschen haben allen Anlaß, ihm unsere Aufmerksamkeit zu schenken und nach den Motiven zu fragen, die diesem Streit zugrunde liegen.

Gegen die „offiziellen" Sachsen ist von mehreren Seiten — auch in den weniger reichsdeutschen Blättern, die von den Vorkommnissen Notiz nahmen — mehr oder minder deutlich, der Vorwurf erhoben worden, daß sie aus beschränkt sächsischem Egoismus gehandelt und die gesamt-deutsche Sache der ungar-

ländischen Deutschen im Stich gelassen hätten. Was ist Wahres an diesem Vorwurf?

Gerade wir Reichsdeutschen, die wir nicht unmittelbar in dem Streit selbst stehen, haben dabei vielleicht den Vorzug, daß wir — lediglich infolge der größeren Distanz — die Dinge klarer, sozusagen staubfreier, sehen können als diejenigen, welche diese Meinungsverschiedenheiten durchzufechten haben.

Die Gründe dafür, daß die sächsische Gruppe es ablehnt, den deutschen Brüdern in Südungarn, den „Schwaben", irgendwelche Hilfe zu leisten, sind kurz zusammengefaßt in dem Mißtrauensvotum, das dem Abgeordneten Kopony bald nach jener Sitzung von seinen eigenen Wählern erteilt wurde*). Es sind in der Hauptsache diese: 1. „Die großen Massen der Banater Schwaben sind national noch indifferent. Von bewußtem Deutschtum ist bei vielen keine Spur. Es wird noch viele Jahrhunderte dauern, bis man von einem wirklich erwachten Deutschtum in Ungarn wird sprechen können"; 2. „Die bei den Banater Schwaben einsetzende, beginnende politische Organisation bewegt sich entschieden in oppositioneller Richtung"; 3. Bei den führenden madjarischen Staatsmännern stellt sich „die größte Nervosität ein, sobald die politische Organisation der Deutschen Ungarns in Frage kommt". Wollten die Sachsen den Schwaben wirklich beistehen, so würden sie sich die rücksichtslosen Angriffe der madjarischen Regierung zuziehen und ihre eigenen Kulturgüter aufs Spiel setzen, ohne den anderen Deutschen Ungarns damit genützt zu haben. Das heißt: die einzig richtige sächsische Politik ist die Wahrnehmung der eigenen, der sächsischen Interessen; die Sachsen müssen die Schwaben sich selbst überlassen.

Gegen diese Argumentation läßt sich meines Erachtens Stichhaltiges nicht einwenden. Die sächsischen Abgeordneten, welche Mitglieder der Regierungspartei sind, können sich politisch nicht mit einer Oppositionspartei einlassen.

Aber auch die Argumente, welche Kopony und die Schwaben gegen diese Politik in das Feld führen, sind trotzdem nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen; auch Kopony und die Schwaben vertreten berechtigte Interessen. Da ist zuerst die außerordentliche Notlage hervorzuheben, in welcher sich die Schwaben befinden: sie haben, ebenso wie alle übrigen Deutschen in Ungarn, außerhalb Siebenbürgens ihre deutschen Gemeindeschulen verloren und statt dessen madjarische und madjarisierende Staatsschulen erhalten; ihr Nachwuchs lernt nicht mehr ordentlich deutsch, ihre „Intelligenz" wendet großenteils dem Deutschtum den Rücken. Sie sehen, daß die Sachsen sich in besserer Lage befinden und halten es für selbstverständlich, daß die Sachsen ihnen dazu verhelfen müßten, wieder zu deutschen Schulen zu kommen. Sie übersehen aber, daß die Sachsen ihre Schulen selbst erhalten — sie kosten ihnen von altersher recht viel Geld — als Einrichtungen der Kirche, und daß dies die einzige Form ist, in der die Nationalitäten in Ungarn sich Schulen mit eigener Sprache, in denen das

*) Deutsch-ungarischer Volksfreund (Temesvar), 17. April 1914.

Ungarische aber als Fremdsprache gelehrt werden muß, halten können. Während also die Sachsen ihre deutschen Schulen von ihrem eigenen Gelde erhalten, wollen die Schwaben, daß in den Staatsschulen ihrer Gemeinden die deutsche Sprache eingeführt wird. Das ist natürlich sehr viel billiger — aber der Staat wird kaum dazu zu bringen sein. Jedenfalls haben die Sachsen nicht im mindesten die Macht, derartiges durchzusetzen. Es wäre vielmehr zu erwägen, ob nicht die Schwaben — wenigstens auf den Dörfern — zu dem Prinzip der eigenen Schulen, die von der Kirchgemeinde unterhalten werden, zurückkehren können. Wenn dieser Weg rechtlich zulässig ist, so käme es nur darauf an, die Bauern jeder Gemeinde mit der nötigen Opferwilligkeit zu erfüllen. Manche Versäumnis aus früherer Zeit wäre damit wieder gut zu machen.

Mit der schwierigen kulturellen Lage der Schwaben hängt es zusammen, daß sie, abgesehen davon, daß viele immer noch gleichgültig beiseite stehen, keine national führende Oberschicht haben: es besteht eine Kluft zwischen den Bauern und „Herrischen". Seit einigen Jahren bildet sich in den freien Berufen eine deutsche Intelligenz, die auch die politische Führung der ungarländischen deutschen Volkspartei hat. Aber die Zahl dieser Männer ist noch zu klein; an vielen Orten fehlt den Bauern immer noch ein nationalbewußter Führer. Auch hier richten sich unwillkürlich die Blicke nach Siebenbürgen, und aus der Reihe der Schwaben erschallt die Forderung*): zu nationalen Führern der Schwaben „sollten sich möglichst viele siebenbürger Sachsen hergeben".

Man sieht: wenn der Schwabe in Not ist, soll der Sachse helfen. Man hat ein außerordentliches Zutrauen zu dem, was die Sachsen leisten könnten, wenn sie nur wollten. Aber die Sachsen können nicht zaubern. Und auch die Schwaben können nicht zaubern. Auf keine andere Weise können sie ihre Lage bessern, als durch die mühsame, nüchterne, viel persönliche Opfer erfordernde Arbeit, die zu dem Aufbau der nationalen Organisation nötig ist. Diese nationale Selbstbesinnung, diese nationale Erneuerung von innen heraus hat bereits begonnen.

Nach Lage der Dinge müssen dabei die Schwaben ihren eigenen Weg gehen. Der Versuch, die Sachsen vor ihren Wagen zu spannen, wäre außerordentlich gefährlich; denn er würde die Sachsen schädigen, ohne den Schwaben zu nützen. Die „Deutsche Gemeinbürgschaft" kann von seiten der Schwaben vorläufig nur darin bestehen, daß sie die Sachsen nicht in den Augen der madjarischen Regierung kompromittieren.

Aber auf ganz andere Weise können die Sachsen gleichwohl die Lehrmeister der Schwaben werden: wenn nämlich die Schwaben bei der nationalen Organisation ihres Volksstammes die Methoden, welche die Sachsen in ihrer nationalen Schutzarbeit erstrebt haben, übernehmen und verbessern. Auch damit ist bereits der Anfang gemacht.

*) In derselben Nummer des Deutsch-ungarischen Volksfreundes.

Für die Sachsen und Schwaben kann es also gegenwärtig nur heißen: getrennt marschieren. Auf diese Weise dienen sie dem Deutschtum am besten.

Die „offizielle" sächsische Politik treibt reale Gegenwartsarbeit im Dienst des Deutschtums; Wilhelm Kopony und sein Gesinnungsgenosse Rudolf Braudsch treiben Zukunftspolitik, auch im Dienst des Deutschtums.

Es gäbe eine ideale Lösung des gegenwärtigen Streites: beide Männer widmen sich ganz der Zukunftsarbeit. Das heißt: sie treten in die Reihen der Schwaben ein (Kopony hat bereits längere Zeit unter ihnen gelebt) und werden die politischen Führer der Schwaben. In einem Brief aus Westungarn werden sie bereits als die „Führer der Deutschen Ungarns" begrüßt. Voraussetzung wäre vermutlich, daß die Schwaben ihnen die nötigen Mittel zur Verfügung stellen, damit sie ganz der nationalen Arbeit leben können. Daß die Schwaben dazu in der Lage sind, kann keinem Zweifel unterliegen. Sie müßten bei den nächsten Wahlen beide Männer als ihre Abgeordneten in den ungarischen Reichstag senden (gegenwärtig sind die schwäbischen Gegenden im Reichstag nur durch madjarische Abgeordnete vertreten!). Kopony und Braudsch aber müßten aufhören, Sachsen zu sein.

Denn im heutigen Ungarn kann man nicht zugleich Sachse und Schwabe sein, zugleich sächsische und schwäbische Interessen vertreten. Danach muß sich jeder deutsche Politiker richten. Hoffnungen und Wünsche sind eine schöne Sache, der Politiker aber hat mit den gegebenen Verhältnissen zu rechnen und in ihnen die Kunst des Möglichen zu üben.

Über Vererbung beim Menschen

Von Prof. Dr. Heinrich Poll

(Schluß)

Für die Bearbeitung und Auffindung von feineren Unterschieden, wie sie in Heft 19 näher gekennzeichnet wurde, darf die menschliche Erbforschung noch keineswegs als völlig reif gelten. Von heute auf morgen können aber doch derartige Beziehungen bereits aus scharfsinnigen Vermutungen zu greifbaren Theorien werden. Nahegerückt ist die Verwendung einer Subordinationsart für eine Anzahl von Erbfällen, zumal aus der Vererbung der Krankheiten und Anomalien: nämlich das konditionale Verhältnis der Einheiten. Dabei stellt Dasein oder Fehlen des einen Gens die Vorbedingung für das Wirken des anderen dar. Wird, z. B. bei angeborenem Haarmangel, überhaupt kein Haarkleid entwickelt, so wird die Einheit „kraushaarig" niemals merklich wirken, trotzdem sie im Körper vorhanden und

vom Individuum vererbbar ist. Auch hier brauchen keineswegs die Über- und Unterordnung so natürlich durchsichtig zu sein, wie im angeführten Falle.

Endlich gehört in diese Reihe der inneren Ordnung der Erbeinheiten das Verhalten von Genen, deren Leistungen in Veränderung oder Umstimmung anderer Erbstücke besteht, in Steigerung und Minderung, Erregung und Hemmung, qualitativer Umänderung in der einen oder anderen Richtung. Auch sie sind gewissermaßen in ihrem Wirken angewiesen auf das Vorhandensein der Grunderbstücke als Stoffe für ihre Beeinflussung: deren Dasein bildet die conditio sine qua non für ihre Eigenwirkung.

Als letzte Abart des Verhältnisses zweier Erbeinheiten darf endlich eine besondere Art der Steigerung eines Gens durch ein zweites gelten: zu ihrem Verständnis greift man am besten auf das Beispiel der schon höchst belasteten Wage zurück. Bewirkt bereits eine Erbeinheit Erscheinen eines Merkmales in nicht steigerungsfähigem Grade, so kann das Dasein einer zweiten in gleicher Richtung wirkenden Anlage nicht an den Besitzern bemerkt werden. Und doch kann sie sogar in mehrfacher Anzahl im Erbgute vorhanden sein. Nur an der Verschiebung der Mendel-Proportion tritt ihr Dasein in Erscheinung: von den sechzehn Nachkommen einer solchen Paarung tragen ja fünfzehn mindestens eines der beiden Gene, nur einem unter ihnen fehlen beide. Mithin unterscheidet sich nur eines von ihnen äußerlich von seinen Geschwistern. Alle anderen sind phänotypisch gleich trotz ihrer genotypischen Verschiedenheit. Gerade das Walten solcher mehrfachen Erbeinheiten, die gleichsinnig gerichtet sind, ist für die Auffassung menschlicher Erbvorgänge z. B. bei der Vererbung der Mulattenfarbe wichtig geworden.

Mit Hilfe dieser Arbeitsmethoden hat sich bereits eine große Anzahl erblicher Eigentümlichkeiten beim Menschen in ihrem Erbgange verfolgen lassen.

Im Tier- und Pflanzenreich sind es wesentlich die Rassenmischlinge gewesen, die geradezu den idealen Arbeitsstoff für die Entdeckung und den Ausbau der Erblehre geliefert haben. Weit seltener untersuchte man Abweichungen von mehr individuellem Werte. Beim Menschen treten erst in der letzten Zeit die Ergebnisse von Rassekreuzungen in den Vordergrund der Beachtung. Besonders die verdienstvollen Untersuchungen von Eugen Fischer haben die Kenntnisse bestätigt und erweitert, die zuvor an Nachkommen gleichrassiger, aber individuell stark verschiedener Ehegatten gewonnen waren. Die Auffassung der Haarform wurde bereits als Beispiel verwandt (S. 250). Wie sie, so gehorcht auch die Haarfarbe der Mendel-Regel in befriedigender Übereinstimmung mit der Theorie. Die Grundlage der Färbung bilden zwei Farbstoffe, ein fein verteilter rotgelber und ein körniger brauner. Die mannigfachen Zwischenformen, die sich im einzelnen doch stets auf eine nicht allzugroße Zahl ganz bestimmter Abtönungen zurückführen lassen, deutet Plate durch Annahme mehrerer Steigerungserbeinheiten, deren Zusammenwirken die einzelnen Abstufungen erzeuge. Blond scheint rezessiv, bedingt durch Fehlen von dunkelfärbenden Genen zu sein.

Schöne Untersuchungen, besonders des Engländers Hurst, haben die Erbübertragung der Augenfarbe klargelegt. Wie bei der Haarfabe dominiert hier der farbstoffhaltigere Zustand über den minder dunkeln. Der Farbstoff selbst findet sich in den vorderen Schichten der Regenbogenhaut in Form tiefbrauner Körnchen abgelagert. Fehlen diese vollständig, so erscheint die Iris blau, weil durch ihr dichtes Gewebe der Irisabschnitt der Netzhaut mit seinem sehr dunklen Farbstoff abgedämpft durchschimmert. Oft erscheinen die Augen auch dann blau, wenn nähere Prüfung braune Fleckchen oder Pünktchen nachzuweisen imstande ist: man muß mit dem Urteil „blau" daher vorsichtig sein. Die Anwesenheit auch nur eines Fleckchens genügt, um den Besitzer als mischerbig zu kennzeichnen, als Träger mindestens einer Einheit für Farbstoffbildung in jenen Gewebsschichten. Anlage zur Farbbildung in der Iris dominiert über Fehlen dieser Fähigkeit; Färbung der gesamten Irisfläche dominiert über die Anordnung des Farbstoffes zu Flecken oder zu einem Farbringe um das Sehloch herum. Lichtäugige Menschen sind reinerbig-rezessiv für Augenfarbstoffbildung: Kinder solcher reiner blauäugiger Gatten haben stets wieder blaue Augen. Führt der eine Elter indes die Farbanlage im Erbgute, so entstehen entweder nur Geschwister mit dunkler Iris oder die Hälfte hat helle, die andere dunkle Augen (beobachtet 53 Prozent zu 47 Prozent). Führen beide Gatten in irgendeiner Form Farbstoffanlage für die Regenbogenhaut als Erbtum, so gehen aus Kreuzungen zweier mischerbiger Gatten 3 : 1 (beobachtet 71 Prozent zu 29 Prozent) dunkle zu hellen, oder aus der Ehe eines rein- mit einem mischerbigen 100 Prozent dunkeläugige Kinder hervor. Die Entstehung von gelben, grünen, grauen Färbungen bedarf noch einer eingehenderen Nachuntersuchung.

Die Vererbung der Hautfarbe bildet ein heute noch ungelöstes Erbproblem; indessen sind Störungen in der Entwicklung des Hautpigments — teilweise oder vollständige Weißhäutigkeit, die auch an Haaren und Augen auftritt — einigermaßen verständlich geworden durch die Annahme, daß diese Anomalie einmal sowohl bei reinerbig-rezessiven Individuen auftritt, in anderen Fällen aber sich dominant vererbt. Auch bei Tieren kommt neben rezessivem ein dominantes Weiß vor.

Mit mehr oder minder großer Wahrscheinlichkeit läßt sich für eine große Anzahl der Gestaltmerkmale der Mendel-Gang der Übertragung erkennen: für Körpergröße und ihre einseitigen Abweichungen, z. B. Zwergwuchs, für die Form des Kopfes und des Gesichtes, mit großer Sicherheit z. B. für die Stirnbreite (Fischer). Auch die Form und Weite der Lidspalte, die Formen der Nase verhalten sich ähnlich. Auf eine große Anzahl solcher Einzelzüge geht schließlich der Gesamteindruck zurück, den eine Physiognomie auf den Beobachter macht. Bestimmte sehr ausgeprägte Rasse- und Familienphysiognomien sind daher in ausgesprochener Art nach Mendels Regel verfolgbar: z. B. der Habsburger Typ mit seiner herabhängenden Unterlippe und dem vorspringenden

Kinn als eine — einfache oder komplizierte — Dominante schon seit nunmehr über sechs Jahrhunderten.

Bei der erblichen Übertragung von Farben, Formen und Größen wird eines gar leicht verkannt: das Gen, das übertragen wird, darf nicht etwa als ein materielles Teilchen gedacht werden, bedeutet vielmehr im Grunde nur eine bestimmte Art des Geschehens, in diesen Fällen z. B. eine bestimmte Art des Entwicklungsablaufes, der Bildung von Farbstoffen, der Wachstumsrichtungen und ihrer Proportionen. Deutlicher tritt dieser Charakter der Erbeinheiten bei reinen Leistungen des Lebewesens zutage, die sich allerdings in der Regel immer gleichfalls mit gestaltlichen Eigenarten verknüpfen. So folgt der Mendel-Regel auch das familiäre Auftreten von Zwillings-, überhaupt von Mehrlingsgeburten, vielleicht auch die Lebensdauer, zumal das Durchschnittsmaß übertreffende Lang- und Kurzlebigkeit. Ein Verzeichnis der bisher studierten normalen Erbcharaktere gibt die Tabelle I auf S. 308. —

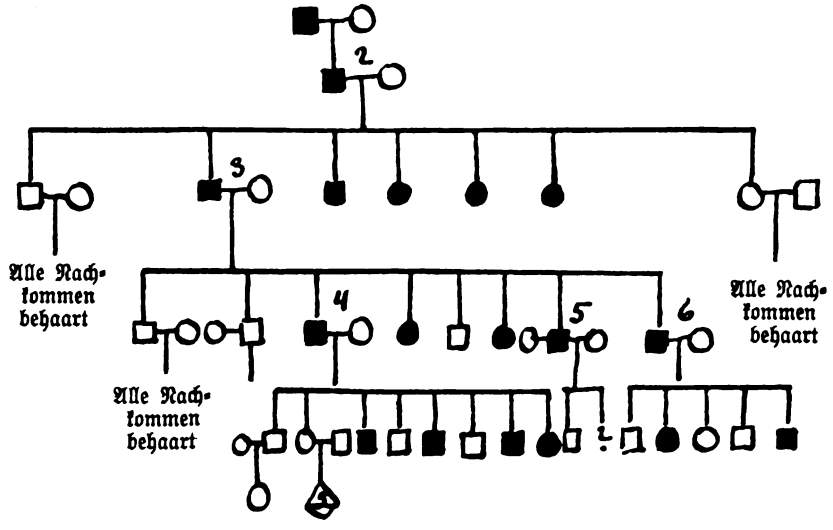
Als wichtigstes Erbgut des Menschen drängt sich seine Gesundheit und Krankheit weitaus in den Vordergrund des Interesses. Wie das normale Leben so wird auch das abnorme durch eine große Anzahl verschiedener Erbeinheiten beherrscht. Verlust und Veränderung der „normalen" Gene, vielleicht auch Erwerb neuer abweichender Erbstücke sind die Bedingungen für die große Schar erblich übertragbarer Anomalien und Krankheiten. Eine Übersicht dieser Abweichungen enthält das Verzeichnis auf S. 309 ff., aufgestellt ursprünglich von Gruber und Rüdin, ergänzt nach den neuen Forschungsergebnissen.

Für den augenblicklichen Stand der Fragen kommen bei der noch recht geringen Zahl sicherer Ergebnisse im wesentlichen drei Erbtypen in Betracht, die erbtheoretisch und hygienisch das größte Interesse beanspruchen. Ein Gen kann einmal durch sein Dasein das Erbgut und damit seinen Träger krankhaft verändern oder aber zweitens durch sein Fehlen. Im ersten Falle kann einmal bereits einfaches oder aber erst doppeltes Vertretensein des Erbstückes die Anomalie des Erbträgers bedingen. Bezeichnet A (Anomalia) dieses Gen, so sind im ersten Falle alle Individuen Aa und AA befallen, gegebenenfalls auch in unterscheidbarer Weise, z. B. AA stärker als Aa, und lediglich die aa-Nachkommen sind normal. Im zweiten Fall sind, wenn N (Norma) die Erbeinheit „gesund" andeutet, die NN-Wesen völlig normal, die nn-Wesen sicher krank, die Nn-Träger können je nach dem Grade der Dominanz ganz oder scheinbar gesund oder auch etwa wieder als echte Mischwesen im leichteren Grade erkrankt sein.

Aus der Grundstammtafel (S. 253) lassen sich alle hier vorkommenden Fälle ableiten, wenn man entsprechend für den ersten Fall: D = A oder N, R = a oder n einsetzt. Die Entscheidung über die Wahl der Symbolisierung einer krankmachenden Erbeinheit ist oft nicht leicht. Angeborener Haarmangel kann ebensowohl positiv als Hemmung, als negativ durch Fehlen der normalen Haarbildungsgene gedeutet werden. Man ist in der Presence-Absence-Hypo-

these oft versucht, ausgesprochene Rezession, wenn es mit den Zahlen einigermaßen verträglich scheint, lieber als Fehlen positiver Einheiten aufzufassen.

Als Beispiel einer dominanten Vererbung diene eine schöne Stammtafel von Linzenmeier über die angeborene erbliche Haararmut:



Vererbung der angeborenen erblichen Haararmut.
(Linzenmeier, Stammbaum 1)

Dieser Stammbaum enthält sechs Ehepaare, von denen ein Ehegatte anormal haarlos, der andere normal behaart ist, mit zusammen 30 Kindern. In diesen Geschwisterschaften zählt man 17 haarlose, 13 normale Individuen. Zieht man die gesamte Literatur heran, so finden sich im ganzen 62 Gesunde und 63 Kranke, die als Geschwister aus solchen Ehen hervorgingen. Mit aller Deutlichkeit weisen diese Ziffern auf die Mendel-Proportion 1 : 1 hin, d. h. auf die Rückkreuzung eines Mischlings Aa mit einem reinmerkmaligen Elter aa nach Fall 5 in der Stammtafel auf S. 253.

Dem gleichen Erbmodus folgen eine Anzahl anderer erblicher Störungen, teils Mißbildungen, teils Dispositionen zu mannigfachen Erkrankungen, teils auch Krankheiten an sich. In dem auf S. 309 ff. aufgeführten Verzeichnis sind die hierher gehörenden Fälle mit „D" bezeichnet.

Unter ihnen fordern die — vorläufig noch geringe — Anzahl erblicher Stoffwechselstörungen besonderes Interesse. Entdeckungen auf dem Gebiete der

chemischen Lebenserscheinungen haben einen Einblick in die verwickelten Beziehungen eröffnet, die den Stoffwechsel des Organismus regeln. Auch den normalen Biochemismus der Lebewesen beherrschen Erbeinheiten, deren Verlust oder Änderung sich in erblichen Veränderungen des Stoffumsatzes äußert. Abderhalden wies nach, daß es bestimmte im Blutserum kreisende, unter bestimmten Vorbedingungen nachweisbare Substanzen sind, die z. B. den Abbau der Nahrungseiweißstoffe regeln. Für Anomalien dieses Abbaues mit dem Erfolge des Auftretens unvollkommen aufgespaltener Nährsubstanzen ist bei einigen erblichen Stoffwechselkrankheiten der Erbgang bereits einigermaßen verständlich geworden. In die gleiche Reihe erblicher biochemischer Anlagen gehört die Entdeckung, daß Giftfestigkeitserscheinungen, Immunitätsreaktionen, bei ihrer Vererbung der Mendel-Regel folgen.

Für die Mehrzahl aller Vererbungsfälle gilt im allgemeinen große Beständigkeit in ihrem Erbverhalten. Genau aber wie im Pflanzen- und Tierversuch die Erbart derselben — oder anscheinend derselben — Eigenheiten nicht immer die gleiche ist, wie dominantes Weiß neben rezessivem vorkommt, so braucht auch die gleiche menschliche Störung nicht ausnahmslos zwangsmäßig dem gleichen Erbschema zu folgen. Vorsicht im Urteil erscheint naturgemäß in diesen Fällen in besonders hohem Grade geboten, und Änderungen in der Formulierung der Gene können mit der Zeit in solchen Fällen manches umgestalten.

Der rezessive Erbgang kennzeichnet sich indes durch derart auffallende Merkzeichen gegenüber dem dominanten, daß in nicht zu verwickelten Fällen im allgemeinen eine Entscheidung unschwer zu treffen ist.

Die Betrachtung der Stammtafel auf S. 253 lehrt alles Notwendige. Für den Fall der Dominanz sind als krank alle DD und DR, d. h. die schwarzen und die schraffierten Personen zusammenzurechnen. Gesund sind nur die weißen. Umgekehrt haben für den Fall der Rezession nur die weißen als krank zu gelten, die schwarzen und schraffierten zusammen aber als gesund.

Es lassen sich dann leicht die grundlegenden Gegensätze (s. S. 302) aufzeigen.

Den praktisch wichtigsten Unterschied beider Erbarten bedeutet das Auftreten von Individuen bei Rezession, die (Nr. 3) persönlich völlig gesund sind, aber die kranken Erbanlagen heimlich in ihrem Erbgute von Generation zu Generation weiterschleppen.

Der modernen Seuchenlehre ist es ein leichtes, mit ihren Hilfsmitteln ein Land vor der Einschleppung von Cholera und Pest, von schwarzen Pocken und Flecktyphus zu schützen. Der Arzt vermag bei Scharlach und Diphtherie die gesunden Familienmitglieder sehr wohl vor Infektion zu bewahren: vorausgesetzt, daß eines ihnen möglich ist, nämlich den ersten Fall abzufangen. Dazu aber müssen sie in der Lage sein, den Träger des krankmachenden Lebewesens auch als wirklich Kranken erkennen zu können. Besorgnis und umfassende Vor-

Dominanz: Normal: RR. Anormal: DD und DR.	Rezession: Normal: DD und DR. Anormal: RR.
1. Kranke Kinder stammen stets aus Ehen, in denen zumindest der eine Gatte oder aber beide anormal sind (1, 2, 3, 4, 5). Oder: es herrscht ausnahmslos direkte Vererbung, Überspringen einer Generation kommt nicht vor.	Kranke Kinder können auch aus Ehen zweier gesunder Eltern hervorgehen (4). Oder: es besteht neben der direkten auch die Möglichkeit einer indirekten Vererbung; es können eine, mehrere, zahllose Generationen übersprungen werden.
2. Gesunde Kinder können auch gezeugt werden, wenn beide Eltern krank sind (4).	Gesunde Kinder können nie entstehen, wenn beide Eltern krank sind.
3. Gesunde und kranke Geschwister nebeneinander können nur geboren werden, wenn einer oder beide Eltern krank sind.	Gesunde und kranke Geschwister nebeneinander können nur geboren werden, wenn einer oder beide Eltern gesund sind.
4. Gesunde Eheleute haben ausnahmslos gesunde Kinder. Die Ehegatten sind nicht nur persönlich, sondern auch erblich gesund. In ihrem Erbgute fehlt die krankhafte Anlage (6).	Gesunde Ehegatten können kranke Kinder erzeugen (4). Die Eheleute sind zwar persönlich, aber nicht erblich gesund. Sie führen in ihrem Erbgute verborgen die krankhafte Anlage.
5. Zwei kranke Ehegatten zeugen entweder ausschließlich kranke (1,2) oder 75 Prozent kranke, 25 Prozent gesunde Nachkommenschaft (4).	Zwei kranke Ehegatten erzeugen ausnahmslos nur kranke Kinder (6).
6. Ehen zwischen Gesunden und Kranken liefern entweder ausnahmslos kranke (2) oder 75 Prozent kranke, 25 Prozent gesunde (4) oder 50 Prozent kranke, 50 Prozent gesunde (5) Nachkommen.	Ehen zwischen Gesunden und Kranken liefern entweder ausnahmslos gesunde (3) oder 50 Prozent gesunde, 50 Prozent kranke Kinder.

sichtsmaßregeln bedingen die Verborgen-Kranken, die Typhus-Gesunden, die Diphtherie-Gesunden: die Bazillenträger, bei denen niemand, auch der gewiegteste Arzt nicht, eine Krankheit festzustellen vermag. Sie sind es, die die Keime „verschleppen", sie stecken unbemerkt die Gesunden an. Der bakteriologischen Untersuchung bleibt natürlich ihre Trägereigenschaft nicht verborgen.

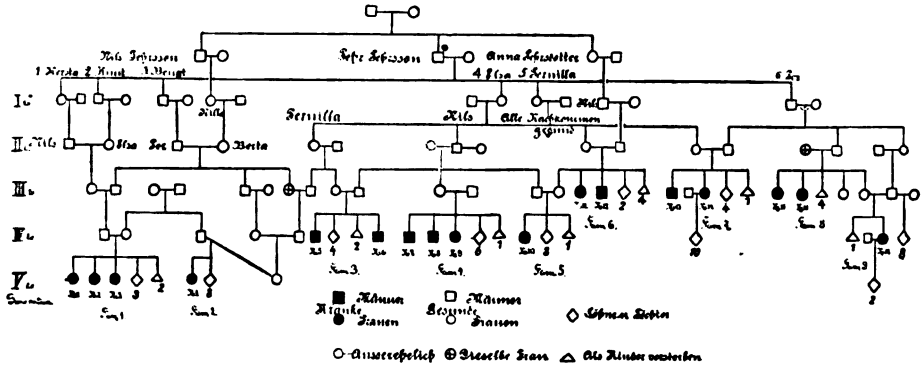
Solchen Bazillenträgern vergleichbar infizieren die persönlich Gesunden mit ihren kranken Erbzellen ihre Kinder. Und wie der Hygieniker auf Bazillenträger gewöhnlich erst dann aufmerksam wird, wenn in gesunder Umgebung unvermutet Krankheitsfälle auftauchen: so tritt auch die Natur eines solchen Erbträgers in der Regel erst dann zutage, wenn das Erbunglück bereits geschehen ist.

Und das geschieht — der Natur der Sache nach — am häufigsten durch Verwandtenehe, wie ein Blick auf die Grundstammtafel (S. 253), und zwar auf die a-Ehen lehrt.

Als typischer Fall des Erbganges bei Rezession sei die Stammtafel des schwedischen Bauerngeschlechtes angeführt, in dem Lundborg die Erblichkeit einer besonderen Form der Epilepsie, von den eigenartigen Krampfanfällen her Myoclonus-Epilepsie genannt, entdeckt hat.

Die 17 Kranken stammen sämtlich aus neun Ehen gesunder Gatten und besitzen nach Abzug der 20 als ganz kleine Kinder Verstorbenen, die nicht alt genug wurden, um erkranken zu können, 37 gesunde Geschwister: 17 : 37 bedeutet eine ausreichende Annäherung an die Mendel-Proportion 1 : 3. Nach ihr würden statt der gefundenen 17 : 37 die Zahlen 13,5 : 40,5 zu erwarten sein oder statt 25 Prozent Kranker werden 31,5 Prozent gefunden.

Rechnerische Verbesserungen — die Einbeziehung der jung verstorbenen Kinder und statistisch-technische Korrekturen — würden das Ergebnis der theoretischen Erwartung noch stärker, nämlich auf 22,7 Prozent annähern. Die



Vererbung der Myoclonusepilepsie nach den Untersuchungen von Lundborg.

Verwertung sämtlichen seit der Entdeckung der Krankheit untersuchten und beobachteten Stammtafelmaterials dieser Epilepsie führt sogar auf die Ziffern 58 : 231 oder 25,1 Prozent. Das bedeutet für menschliche Erbzahlen den sicheren Nachweis: Myoclonus-Epilepsie entsteht im Erbgute durch Rezession eines Normalgens: N. Die Kranken müssen als nn bezeichnet werden, ihre gesunden Eltern als Nn. Heiraten die Kranken — nn — Gesunde — NN —, so sind alle Kinder — Nn — das heißt persönlich gesund, wie an den Ehen der kranken Familienmitglieder Nr. 14 und Nr. 17 gut zu sehen ist. In überaus deutlicher Weise tritt das unheilvolle Wirken der Verwandtenheirat bei dem belasteten Erbgute dieses Geschlechts zutage.

Wichtig und bemerkenswert ist Lundborgs Nachweis, daß sich neben und gänzlich unabhängig von der Epilepsie in jener Familie noch andere Geistes- und Nervenkrankheiten forterben. Man darf mithin künftig nicht mehr schlechthin mit erblicher Belastung für Psychopathie rechnen, sondern muß stets auf das erbliche Vorkommen bestimmter Erkrankungsformen fahnden.

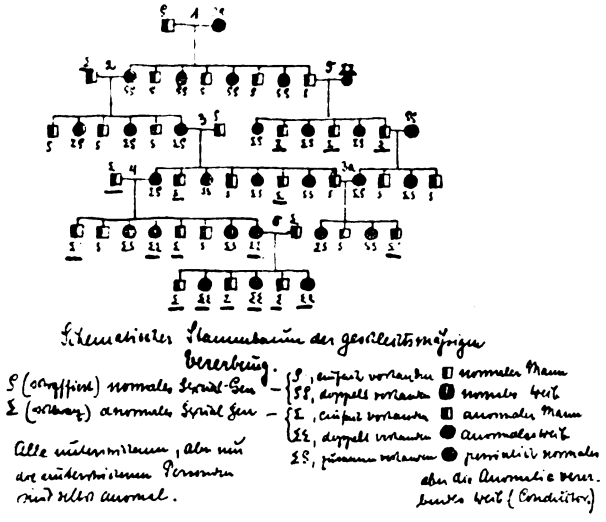
Der Typus der rezessiven Vererbung ist für eine Anzahl der Mißbildungen und Krankheiten mit Wahrscheinlichkeit nachgewiesen. Sie tragen im tabellarischen Verzeichnis auf S. 309 ff. den Zusatz R.

Eine letzte, vielleicht die interessanteste aller Erbformen ist der Typus der geschlechtsgekoppelten oder geschlechtsbegrenzten Vererbung. Manche erbliche Eigentümlichkeiten, Anomalien und Krankheiten befallen — das weiß man seit altersher — ganz vorzugsweise das eine der beiden Geschlechter, verschonen dagegen das andere gänzlich oder nahezu vollkommen. Keineswegs hängen diese Erbteile in irgendeiner Weise naturgemäß oder offensichtlich mit der Gestaltseigenart oder den besonderen Leistungen des Mannes oder des Weibes zusammen: sie haben durchaus nichts mit Geschlechtsmerkmalen irgendwelcher Art gemein. Keine irgendwie erdenkbare innere Beziehung verknüpft ersichtlich die Farbenblindheit, die Bluterkrankheit, die erbliche Sehnervenentzündung mit den Merkmalen männlichen Geschlechtes. Und doch leiden überwiegend Männer, sehr selten nur Frauen an diesen Störungen.

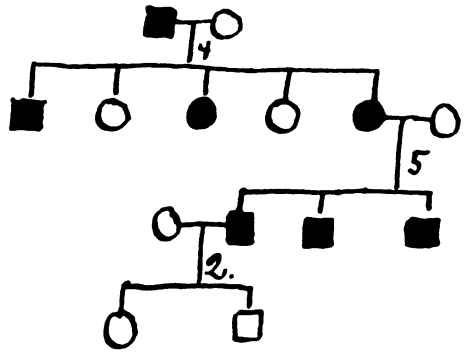
Im Tierreiche läßt sich naturgemäß solch ein Erbgang durch das Experiment leicht genau verfolgen: dort findet er sich in weiter Verbreitung. Sein Verständnis ist innig verknüpft mit der Auffassung vom Wesen der Geschlechtsbestimmung. Im allgemeinen treten Männchen und Weibchen der Tierformen in nahezu gleicher Anzahl auf; sie zeigen ganz deutlich und grundsätzlich alternatives Verhalten, bilden anscheinend ein echtes „entweder—oder" Paar. Der Gedanke lag daher außerordentlich nahe, die Entstehung der beiden Geschlechter als einen Mendel-Vorgang, als eine Rückkreuzung eines in Ansehung des Geschlechtes mischerbigen mit einem reinerbigen Individuum aufzufassen. Das eine Geschlecht, beim Menschen das weibliche, sollte in seinem Erbgute rein weiblich (WW), das männliche gemischt männlich-weiblich (WM) sein. Oder im Sinne der Presence-Absence-Hypothese ausgesprochen würde die Erbschaft einer einfachen Dosis „Sexualität" — Ss — das werdende Wesen zum Manne, die Doppelerbschaft — SS — zum Weibe machen. Der Anwendung auf den Menschen stehen noch schwere Bedenken entgegen und auch für die übrigen Organismen stimmen keineswegs alle Bearbeiter dieser Lösung des Geschlechtsproblemes zu. Sicher ist jedenfalls, daß viel verwickeltere Erbformeln gelten — man streitet sich heute bereits um vierfache Gensysteme, ein Paar für die Anlage der Keimzellen selbst und ein weiteres für die äußeren und inneren abhängigen Geschlechtsmerkmale.

Wilson verdankt die Wissenschaft den unstreitig elegantesten Deutungsversuch des geschlechtsgekoppelten Erbganges. Kreisen im Erbgute der Generationen wirklich drei solcher gleichartiger Erbstücke — S — und geht in der Tat einmal, etwa beim Manne, mit diesem Gen eine Veränderung vor sich — etwa zu Σ —, die z. B. — in einer allerdings für uns gänzlich unfaßbaren Wirkungsweise — den Verlust der normalen Unterschiedsempfindung zwischen Rot und Grün, d. h. den häufigsten Typus der Farbenblindheit bedingt, dann deuten sich mit dieser einfachen Annahme wie von selbst alle die absonderlichen

Erberscheinungen, die jene Anomalie dem Beobachter darbietet. Es sind dies: das etwa zehnmal häufigere Erkranken von Männern gegenüber den Frauen; die Gesundheit aller Kinder farbenblinder Väter und gesunder Mütter, die Erkrankung der Enkel-Tochter-Söhne farbenblinder Großväter. Die Erkrankung sämtlicher Söhne farbenblinder Mütter, während deren Töchter sämtlich gesund sind. Ein schematischer Stammbaum gewinnt für diesen Fall der geschlechtsmäßigen Vererbung folgende Gestalt.



Aus Ehen mit drei normalen Sexualgenen entstammen nur normale Kinder (1); ebenso sind die Kinder eines farbenblinden Mannes mit einer gesunden Frau (2) persönlich alle gesund. Die halbe Dosis, das eine normale Sexualgen, reicht nicht hin, um bei Anwesenheit eines zweiten normalen die Töchter erkranken zu lassen. Die Söhne aber besitzen überhaupt nur eine normale S-Erbeinheit von ihrer normalen Mutter her. Heiratet indes eine solche Tochter des farbenblinden Vaters (3) einen Gesunden, so sind zwar die dieser Ehe entsprießenden Enkeltöchter wieder alle gesund, die Enkelsöhne aber nur zur Hälfte, denn die Hälfte der Söhne wird zu Männern durch das anormale Sexualgen ihrer Mutter. Heiratet sie gar einen farbenblinden Mann (4), dann müssen die Hälfte der Enkel, Knaben wie Mädchen, erkranken. Farbenblinde Frauen sind mithin stets Töchter farbenblinder Männer. Aus der Ehe einer farbenblinden Frau mit einem gesunden Mann (5) gehen ausschließlich farbenblinde Söhne und ausschließlich gesunde Mädchen hervor. Zwei farbenblinde Ehegatten können nur stets farbenblinde Kinder erzeugen. Einen hübschen Fall von Vererbung der Rot-grün-Blindheit veröffentlichte Nagel:



Stammbaum einer Familie von Farbenblinden nach Nagel.
■ farbenblinde Männer, □ normale Männer,
● farbenblinde Frauen, ○ normale Frauen.

Die gesunden mischerbigen Frauen sind hier die „Bazillenträger" der Krankheitsvererbung. Ihre verhängnisvolle Rolle ist bereits lange bekannt: in dem Bluterdorfe Tenna in Graubünden tragen sie den Namen „Überleiter", Konduktoren. Ihr verderbenbringendes Erbgut läßt den Krankheitskeim nie verlöschen. Wie bei reiner Rezession sind auch bei der geschlechtsgekoppelten Vererbung die Verwandtenehen besonders vernichtend (3a): denn zahlenmäßig häuft sich die Wahrscheinlichkeit, daß anomale S-Gene sich im kindlichen Erbgute anhäufen; dabei können Vetter und Base selbst gewöhnlich völlig gesunde, normale Menschen sein.

Für andere Anomalien und Krankheiten gelten sicherlich Modifikationen dieses Erbtypus, so z. B. für die Bluterkrankheit eine andere als für die geschlechtsbegrenzte Vererbung des Auftretens vielfacher Knochenauswüchse.

Die besonderen Erbbeziehungen, die nach der entwickelten Auffassung des Geschlechtserbganges zwischen Mutter und Sohn herrschen, weisen auf die in der Tat sehr häufige Beobachtung hin, daß in manchen besonders hervortretenden Eigenschaften, Begabungen z. B., gerade der Sohn seiner Mutter besonders ähnelt:

„Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabulieren."

In dieses Problem spielen Entdeckungen auf dem Gebiete des feinsten Kleingefüges der Zellen, besonders ihrer Kerne, zumal der Erbzellen, mithinein. Bei vielen Tieren finden sich die Zellenkerne bei den männlichen und den weiblichen Individuen in sehr beständiger Weise ganz verschieden mit Kernsegmenten oder mit Chromosomen ausgestattet: es sind dies kleine sehr deutlich, besonders bei der Zellenteilung darstellbare Kernbestandteile, die bei der gleichen Tierart in jeder Zelle in gleicher Anzahl vertreten sind. Da väterliche und mütterliche Erbzelle zusammen die Chromosome des Kindes liefern, so würde der volle

Chromosomensatz n + n Elemente betragen. Beim Menschen würde — nach der von den meisten angenommenen Auffassung — der Mann in seinen Zellen weniger Chromosomen-Material besitzen als das Weib, etwa n + (n - 1) an der Zahl. Ein Element fehlt ihm — etwa der Vertreter jenes S-Gens der Mendel-Deutung. In der Tat vermöchte er dann zweierlei verschiedene Sorten von Erbzellen zu bilden: eine Hälfte mit n, die andere mit (n - 1) Kernsegmenten, während das Weib nur einerlei Art von Eiern, stets mit n-Elementen ausgerüstet, produzierte. Dies Verhältnis stimmt mit der Forderung der Mendel-Deutung völlig überein: der Mann ist mischerbig in S, das Weib reinerbig SS.

Das gewichtigste Bedenken gegen diese Auffassung des Geschlechtes beruht auf der Tatsache, daß in der Tat gar nicht gleich viel Knaben und Mädchen entstehen. Vielmehr nähert sich, zu besser und zu je früherer Zeit der Schwangerschaft man das Zahlenverhältnis der beiden Geschlechter feststellt — das ist mikroskopisch bei Embryonen schon recht frühzeitig möglich —, die Proportion von Knaben zu Mädchen etwa der Ziffer 44 Prozent Knaben und 56 Prozent Mädchen an.

Trotz der gewaltigen Schwierigkeiten hat die menschliche Erbkunde begonnen, erfolgreich in manchen Winkel ihrer dunklen Probleme hineinzuleuchten. Gerade bei der Erbübertragung der Krankheiten schränkt die erbliche Anlage selbst, sei es durch frühzeitigen Tod, sei es durch Behinderung des Heiratens der Erbträger, die einzigen Arbeitsgrundlagen, die Zahlenreihen der Nachkommenschaft, ein. Gerade in diesen Fällen verschiebt bei der an sich geringen Kinderzahl der Zufall die Verteilung der anormalen und normalen Abkömmlinge in der Mendel-Proportion in verwirrender Weise. Dennoch ist bereits durch die Erkenntnis vieles gewonnen, daß sich auch hier der Ablauf der Erscheinungen an die bekannten gesetzlichen Grundregeln bindet. Allerdings: alle Mittel und Wege, die der Erbforscher am tierischen und pflanzlichen Organismus höchstens als gelegentliche Beihilfe schätzt, müssen hier nach Kräften ausgenutzt, durch statistisch-theoretische Feinarbeit auch das sprödeste Rohmaterial noch verwertbar gemacht werden. So stellt sich die Zwillingsforschung als wichtiges Hilfsmittel der menschlichen Erblichkeitslehre zur Verfügung. Sind aus den beiden Erbzellen statt wie gewöhnlich ein, gelegentlich zwei Kinder hervorgegangen, die sogenannten eineiigen Zwillinge: so deuten bei diesen gleicherbigen Menschen ihnen gemeinsame Eigentümlichkeiten mit großer Sicherheit auf Vererbung, anderseits bestimmen und messen — und das ist weit wichtiger — die Unterschiede ihrer Entscheidungsform den Grad der Veränderlichkeit trotz gleichen Erbgutes. Planmäßige und kritische Durchforschung jedes erbverdächtigen Merkmals auf sein Schwanken bei Isozygoten müßte als unentbehrliche Grundlage aller menschlichen Erbforschung voraufgehen.

Der Bereich künftiger Arbeit ist erdrückend groß: das gilt für die Norm wie für Anomalie und Krankheit. Die Vererbung der Begabung, des Talentes, der psychischen Eigenheiten überhaupt, die Frage nach der Erblichkeit von An-

lagen unserer verheerendsten Krankheiten, wie Tuberkulose und Krebs, harren noch ihrer Lösung.

Anderseits fällt der — theoretische und praktische — Ertrag des bereits geleisteten Werkes schwer ins Gewicht. Die Anthropologie hat im Lichte der modernen Erbforschung ein ganz anderes Gesicht gewonnen: sie ist die Lehre der Erbanalyse menschlicher Sippen geworden. Der Begriff der „Verwandtschaft", auf die stammesgeschichtlichen Verhältnisse angewandt, hat sich in überraschender Weise geklärt: ist meßbar geworden durch die Zahl gleicher Erbeinheiten und die Gleichartigkeit ihrer Verkettungsart.

Praktische Nutzanwendungen lassen sich schlüssig und wissenschaftlich begründen. Zwar sind wir selten oder nie in der Lage, im Einzelfall die Beschaffenheit eines Kindes im voraus zu bestimmen. Das Durchschnittsergebnis der Gesamtgeschwisterschaft ist aber wohl einer allgemeinen Prophezeiung — im günstigen oder ungünstigen Sinne — zugänglich. Wir können einer Fremdehe zweier mit verschiedenen Anlagen belasteter Erbträger weit ruhiger zusehen, als der drohenden Häufung der gleichen krankhaften Erbstücke bei Verwandtschaftsehen.

Auch Ergebnisse allgemeinster praktischer und theoretischer Wertigkeit liefert die Erblehre, als das wahre zentrale Problem der Biologie.

Wie der Organismus schonungslos entartete Zellen opfert, wie der Chirurg ein krankhaftes Organ schonungslos entfernt, beide, um das Ganze zu retten: so sollten auch die höheren organischen Einheiten, der Sippschaftsverband, der Staatsverband sich nicht in übergroßer Ängstlichkeit vor dem Eingriff in die persönliche Freiheit scheuen, die Träger krankhaften Erbgutes daran zu verhindern, schädigende Keime durch die Generationen hindurch weiterzuschleppen. Der Weg der Analyse steht offen, jetzt sollte auch der Weg der Synthese oder wenigstens des Schutzes vor Zersetzung eingeschlagen werden. Die Grundsätze solchen Handelns hat ein neuer Zweig der Hygiene, die Rassenhygiene, auszuarbeiten begonnen, getreu dem alten Grundsatze der Gesundheitslehre, daß Vorbeugen besser ist denn Heilen.

Für den Menschen gilt ebenso klar wie für jeden anderen Organismus, daß er nicht das bedeutet, was er ist, sondern das, was er zu vererben imstande ist. Woraus praktisch die wichtige Forderung fließt, daß das Erbgut als kostbarster Besitz des Menschen vor Vernichtung und Erkrankung, vor allem durch Verhinderung seiner Vermengung mit ungünstigen und disharmonischen Genen bei der Fortpflanzung zu schützen ist. Erbgut ist nicht Eigentum, sondern Fideikommiß: von den Altvordern ererbt, und geschaffen, um zu treuen Händen verwaltet zu werden, zum Wohl der Nachfahren.

I.

Erblichkeit normaler Eigenschaften:

Haut- und Hautorgane:

Hautfarbe (dunkel D gegen hell, sonst?)
Gelber Hautton der Hottentotten (R)
Haarfarbe (dunkel D gegen hell)

Haarform (gebogen D gegen schlicht), dichtkraus D gegen locker, gerade (Chinesen usw. D gegen kraus)
Fingerleistenfiguren

Auge:
Augenfarbe (dunkel D gegen hell, ganzfärbig D gegen fleckig und ringförmig)

Gesichtsgestaltung:
Gesichtsform
Gesichtshöhe
Jochbogenbreite
Stirnbreite (größere D gegen kleinere)
Augenspaltenform (gerade D gegen schief)
Augenspaltenweite (?)
Mongolenfalte (?)
Nasenform (schmale hohe Nase D gegen breite niedrige)
Form der Nasenlöcher (?)
Form des Nasenrückens (?)
Lippendicke (?)
Habsburger Typus (dicke Unterlippe, vorspringendes Kinn D)
Jüdischer Gesichtstypus (R?)

Verschiedenes:
Kopfform
Proportionen der Gliedmaßen
Körpergröße (größere D gegen kleinere ?)
Mehrlingsgeburt (R)
Musikalische Begabung (?)
Mathematische Begabung (?)
Serologische Eigentümlichkeiten des Blutes (Isoagglutinine)

II.

Erbliche Anomalien, Mißbildungen und Krankheiten:

Haut und Hautorgane:
Blaurotfleckigkeit der Haut und der Schleimhäute mit Gefäßerweiterung, Blutschwammbildung (Teleangiectasis) (D)
Muttermäler (Naevi)
Gelbfleckigkeit der Haut, besonders an den Lidern (Xanthom)
Sommersprossen (Epheliden) (D)
Schweißporenumhornung (Porokeratosis) (D)
Schwielenkrankheit der Hohlhand und Fußsohle (Keratom) (D)
Akute umschriebene wassersüchtige Anschwellung der Haut (angioneurotisches Oedem) (D)
Angeborene Wassersucht der Haut (Trophoedem)
Fischschuppenkrankheit (Ichthyosis) (GD)
Schuppenflechte (Psoriasis) (D)
Blasenkrankheit der Haut (Epidermolysis bullosa congenita) (D)
Fleckhaut mit Geschwulstbildung (Xeroderma plymentosum) (R)
Haarausfall (Alopecie)
Haararmut (Hypotrichosis congenita) (D, R)
Spindelhaar (Monilithrix) (D)

Nervensystem:

- Muskelentartungen (Dystrophia musculorum progressiva) (GD)
- Angeborene Lähmungen der Augenmuskeln (Ptosis) (D)
- Riesenwuchs
- Zwergwuchs durch vorzeitige Knorpelverknöcherung (Achondroplasie) (R)
- Gehirnverkümmerung unterhalb der Rinde (Aplasia extracorticalis axialis) (D)
- Bewegungsstörung durch Kleinhirn- und Hinterstrangentartung (Friedrichsche Ataxie) (R?) (Heredoataxia cerebellaris) (D?)
- Huntingtons Veitstanz (Chorea Huntingtoni) (D)
- Thomsensche Krankheit (Myotonie) und andere Myopathien
- Muskelschlaffheit (Myatonie)
- Familiärer Muskellähmungsanfall (Myoplegie)
- Familiärer Muskelkrampf (Myoclonus-Epilepsie) (R)
- Zitterkrankheit (Tremor hereditarius) (D)
- Augenzittern und Kopfbewegungen (Nystagmus) (D), ohne Kopfbewegungen (G)
- Blödsinn und Erblindung (Amaurotische Idiotie)
- Nervöse Atembeklemmung (Asthma) (D?)
- Chronische nervöse wassersüchtige Anschwellung der Beine (Trophoedem) (D)
- Vorzeitiger Blödsinn (Dementia praecox)
- Psychosen (?D)
- Epilepsie? (R) (D?)
- Hysterie
- Schwachsinn? (R)
- Nervengeschwülste, besonders der Haut (Neurome und Neurofibrome) (D)
- Halbseiten-Kopfschmerz (Hemicranie)

Auge:

- Sehnervenschwundung (Heredoatrophia nervi optici)
- Sehnervenentzündung (Neuritis optica) (G)
- Grauer Star (Kataracta) (D)
- Jugendlicher grauer Star (präsenile Katarakt)
- Grüner Star (Glaucom) (D)
- Jugendlicher grüner Star (Hydrophthalmus)
- Angeborene Spaltbildung (Colobom)
- Linsenmangel (Aniridie) (D?)
- Linsenverlagerung (Ektopia lentis) (D)
- Zweireihigkeit der Wimpern (Distichiasis) (D)
- Hornhauttrübung (Keratitis nodosa et reticularis) (D)
- Pigmententartung der Netzhaut (Retinitis pigmentosa) (D und R)
- Kurzsichtigkeit (Myopie)
- Schielen (Strabismus)
- Farbenblindheit (Dichromasie) (G und D)
- Farbenschwäche (anomale Trichomasie) (?)
- Nachtblindheit (Hemeralopie) (D)
- Aderhautentzündung (Chorioditis hereditaria)
- Familiäre Sehfleckentartung (R)

Ohr:

- Taubstummheit (R?)
- Fortschreitende vorzeitige Schwerhörigkeit (Otosklerose)

Fortpflanzungsorgane:

- Verlagerung der Öffnung der Harnröhre (Hypospadie) (D)

Zwittrigkeit (Hermaphroditismus)
Verkümmerung der Milchdrüse
Mangelhafte Fruchtwasserbildung

Stütz- und Bewegungsorgane:
Vielfache Knochenauswüchse (Exostoris cartilaginea multiplex) (G?)
Schädelverkrümmung (Mikrocephalie)
Trichterbrust
Angeborene Hüftgelenksverrenkung (Luxatio coxae congenita) (R)

Mißbildungen der Finger und Zehen:
Kurzfingrigkeit (Brachydactylie) (D)
Vielfingrigkeit (Polydactylie) (D)
Zweifingrigkeit (Spalthand und -fuß) (D)
Einfingrigkeit (Monodactylie)
Fingergelenkverwachsung (Ankylose) (D)

Mißbildungen des Gesichts und Gaumens:
Hasenscharte (D)
Wolfsrachen (D)

Mißbildungen der Körpergestalt:
Echter Zwergwuchs (Ateleiosis) (R)

Stoffwechsel- und Konstitutionskrankheiten:
Cystin im Harn (Cystinurie) (D)
Alkapton im Harn (Alkaptonurie) (D)
Pentosen im Harn (Pentosurie) (D)
Zuckerharnruhr (Diabetes mellitus) (D)
Übermäßige Harnabsonderung (Diabetes insipidus) (D)
Fettsucht
Gicht
Basedowsche Krankheit
Gallengehalt des Blutes (Cholaemie) (D?)
Schlagaderverkalkung? (Arteriosklerose)
Bluterkrankheit (Haemophilie) (G)

Verschiedenes:
Lungenbläschenerweiterung? (Emphysema pulmonum)
Zahnfäule (Caries)
Seitenvertauschung der Eingeweide (Situs viscerum inversus)
Linkshändigkeit
Neigung zu Herzfehlern
Neigung zum Magengeschwür
Kurzlebigkeit
Krebs?
Tuberkulose?

Die Grundlagen des Expressionismus

Von Dr. W. Warstat

enn man heute vom „Expressionismus“ spricht, so meint man in den meisten Fällen den malerischen Expressionismus. Auf dem Gebiete der Malerei nämlich hat sich die Abwendung vom Naturalismus zu diesem neuen Kunststil und dieser neuen Kunstauffassung am energischsten und — mit dem meisten Geräusche vollzogen. Gerade weil aber für den malerischen Expressionismus so laut die Trommel gerührt wird, ist man in den Kreisen, die ernsthafter Kunstübung und ernsthafter Kunstbetrachtung sich hingeben, geneigt, den Expressionismus — und nicht bloß den malerischen allein — als eine Einzelerscheinung, als eine Augenblicksverirrung aufzufassen, die entsprungen ist aus dem Bedürfnis einiger junger Künstler nach dem Neuen um jeden Preis.

In dieser Auffassung liegt vielleicht ein Körnchen Wahrheit; dennoch ist sie nicht im vollen Umfange zutreffend und führt zu einer Unterschätzung des Expressionismus. Mag der malerische Expressionismus noch so einseitig sein, mag er noch so sehr des beherrschten künstlerischen Stiles, der Form und dadurch des Kunstcharakters überhaupt entbehren, für den Ästhetiker, für den Kunst- und Kulturpsychologen hat er doch ein ausnehmendes Interesse als ein Symptom. Wenn man ihn mit ähnlichen und gleichlaufenden Entwicklungen vergleicht, so wird deutlich, daß der Expressionismus mehr ist als eine bloße Richtung in der Malerei, daß er hindeutet auf eine gänzliche Umkehr nicht nur in unserer Kunstauffassung, sondern auch in unserer Lebensauffassung. Genau so wie man unter dem Namen „Naturalismus“, wenn man will, nicht bloß einen Kunststil und eine Kunstauffassung, sondern eine gesamte Lebensauffassung, eine Weltanschauung verstehen kann, so verbirgt sich auch hinter dem Expressionismus der Anfang wenigstens einer neuen Kunst- und Lebensauffassung.

Daß zwischen dem Naturalismus und der naturwissenschaftlich-materialistischen Weltanschauung bestimmte Zusammenhänge bestehen, darauf ist schon

oft hingewiesen worden*). Die naturwissenschaftliche Weltanschauung lenkte die Aufmerksamkeit auf die objektiv-realen, die gegenständlichen Faktoren des menschlichen Erlebens als die in erster Reihe, wenn nicht einzig wichtigen und wertvollen. Der Naturalismus, als der Kunststil des naturwissenschaftlichen Zeitalters, bemühte sich um die Darstellung eines solchen Gegenständlichen, Realen, allerdings stets unter einem ganz besonderen künstlerisch-persönlichen Gesichtspunkt. Diese Tatsache formulierte Zola in seiner berühmten Formel: „Une œuvre d'art est un coin de la nature vu à travers un tempérament," und dem deutschen Naturalismus, in Sonderheit seinem Vorkämpfer Arno Holz, blieb es vorbehalten, diese mit künstlerischem Feingefühl erfaßte Formel zu vergröbern zu dem Satz: „Die Kunst hat die Tendenz, wieder die Natur zu sein," während sie allerdings niemals in Wirklichkeit Natur sein kann. Das Kunstwerk erscheint in dieser naturalistischen Ästhetik eben als „Natur—x", wobei x ein veränderliches ist**).

Auch die gesamte Ästhetik des naturwissenschaftlichen Zeitalters, die psychologische Ästhetik, steht unter der Herrschaft der naturalistischen Kunstauffassung. Sie arbeitet sich zu der Erkenntnis hindurch, daß das Kunstwerk zwar keine adäquate Wiedergabe der Natur sei, daß es aber eine möglichst klare und deutliche, mit einem Blick erfaßbare Wiedergabe der Erscheinung eines Gegenstandes erstrebe, des Eindruckes, den der Künstler auf Grund allgemein psychologischer Gesetze einerseits und anderseits auf Grund seiner individuellen Anlage und Begabung von der Natur erhält. Ihre Hauptaufgabe erblickte die psychologische Ästhetik demgemäß in der Analyse dieses ersten künstlerischen Eindruckes, der Konzeption, ferner in der Analyse des künstlerischen Schaffens im engeren Sinne und endlich in der Analyse der Kunstwirkung auf den ästhetisch genießenden Menschen. Sie blieb dabei in diesen formalen Aufgaben stecken und machte nur vergebliche Versuche, von der Form zum Gehalt des Kunstwerkes zu gelangen. Auch mit Hilfe der Begriffe „Assoziation" und „Einfühlung" ist es ihr nicht gelungen, eine völlig befriedigende Brücke zwischen Inhalt und Form in der Kunst herzustellen. —

Es ist nun bemerkenswert, daß das Aufkommen des Expressionismus als Kunstrichtung sich gleichzeitig mit einer Abwendung unseres geistigen Lebens, unserer Kultur, von der naturwissenschaftlichen Weltanschauung vollzieht, genau so wie sich das Aufblühen des Naturalismus an die siegreiche Entwicklung des naturwissenschaftlichen Materialismus angeschlossen hatte. Ich habe vor kurzem in den „Grenzboten" das „romantische Bedürfnis unserer Zeit"***) zu schildern versucht, das Bedürfnis nach dem Erleben starker Gefühlswerte und der Betätigung der Gefühlsseite der menschlichen Veranlagung. Der Expressionismus erscheint unter diesem Gesichtswinkel betrachtet als die Ausstrahlung

*) Z. B. O. Hansson: „Der Materialismus in der Literatur." Stuttgart 1892.

**) Vgl. Arno Holz: „Die Kunst. Ihr Wesen und ihre Gesetze."

***) 1914, Heft 5.

jenes romantischen Bedürfnisses unserer Zeit in das Gebiet der schaffenden Kunst hinein. Man prüfe einmal das Programm der Führer unter den expressionistischen Malern daraufhin, etwa das Kandinskis!*) Unter Verzicht auf alle natürlich-gegenständlichen Formen bemühen sie sich, nur das Subjektive, nur das künstlerische Gefühl darzustellen, zum Ausdruck zu bringen, und zwar in reinen Formen, Farben, Tönen, ohne Anlehnung an irgendeine gegenständliche Bedeutung. Der künstlerische Expressionismus bemüht sich also, die reine „absolute" künstlerische Form für das Gefühl des Künstlers zu finden und der Mitwelt als künstlerisches Symbol verständlich zu machen. Daß es ihm bei weitem noch nicht gelungen ist, dieses Ziel zu erreichen, das ist in diesem Zusammenhange für uns unwesentlich; denn wir beabsichtigen nicht eine ästhetische Kritik des künstlerischen Expressionismus, sondern nur eine Darstellung der treibenden Kräfte in ihm.

Als die treibende Kraft in ihm erscheint uns aber jene allgemeine geistige Wandlung, die sich in unserer Zeit vollzieht, und die das gesamte geistige Leben nicht mehr in der objektiven, der gegenständlichen Seite des menschlichen Erlebens verankern möchte, wie es die naturalistische Welt- und Kunstanschauung tat, sondern vielmehr in der subjektiven, in der gefühlsmäßigen Seite des menschlichen Erlebens.

Und genau so, wie neben dem künstlerischen Naturalismus eine naturalistische Kunstauffassung, eine naturalistische Ästhetik einherging, so entwickelt sich auch heute neben dem künstlerischen Expressionismus eine expressionistische Ästhetik. Während sich der künstlerische Expressionismus noch ohne großen Erfolg um die absolute Form für den Gefühlsausdruck abmüht, wendet sich die moderne Ästhetik immer mehr der Erforschung derjenigen Formen und Erscheinungen in der Kunst und im künstlerischen Schaffen zu, die als Ausdrucksformen des subjektiven Gefühls anzusprechen sind. Die Ausdruckstatsachen, die expressiven Elemente in der Kunst, erregen in immer stärkerem Maße die Aufmerksamkeit der Ästhetik, ja man hat sogar die Behauptung aufgestellt, die gesamte Kunst und Kunsttätigkeit sei Ausdruckstätigkeit, Ausdruckstätigkeit schlechthin, und hat diese Behauptung biologisch zu begründen versucht**).

Mit Recht weist E. Meumann in seinem eben erschienenen „System der Ästhetik"***) gegenüber dieser radikalen Anschauung darauf hin, daß in der Kunst,

*) Vgl. meinen Aufsatz „Das Symbol in der Kunst": Grenzboten 1913, Heft 28.

**) Man vgl. z. B. O. Kohnstamm, „Kunst als Ausdruckstätigkeit". „Biologische Voraussetzungen der Ästhetik." München 1907.

***) Auf das geistvolle Buch von Professor Dr. Ernst Meumann (Leipzig, Verlag von Quelle u. Meyer) seien alle hingewiesen, die sich für die ästhetische Forschung interessieren. Von der Analyse der produktiven künstlerischen Betätigung des Menschen ausgehend, entwickelt Meumann ein System der Ästhetik und gewinnt fruchtbare Gesichtspunkte für eine Kritik der modernen Kunst. Nach seiner Auffassung ist eine kritische Selbstbesinnung über den Grundcharakter aller künstlerischen Motive das einzige Mittel zur Gesundung der modernen Kunstbestrebungen. Die Schriftleitung

daß im künstlerischen Schaffen neben dem „Ausdrucksmotiv", auch das „Darstellungsmotiv" richtunggebend tätig sei. Als Beweggrund für das künstlerische Schaffen wirkt nicht bloß das Bedürfnis des Künstlers, sein inneres Erleben zum Ausdruck zu bringen, sein Gefühl zu „entladen", sondern auch der Trieb, diesem Erleben eine objektive, für immer feststehende Form zu geben, es „darzustellen".

Einen wertvollen Beitrag für die Erforschung der Formen des Gefühlsausdrucks in Leben und Kunst liefern nun die Untersuchungen von Joseph, Klara und Ottmar Rutz, die von Ottmar Rutz in dem umfangreichen Werk „Musik, Wort und Körperhaltung als Gemütsausdruck"*) zusammengefaßt sind. Ihr Wert ist um so größer, weil sich Rutz nicht nur von jener radikalen Anschauung freihält, welche in der Kunst nur Ausdruckstätigkeit und nichts als Ausdruckstätigkeit sehen möchte**), sondern auch weil er den Rahmen seiner Untersuchungen weit über das Gebiet der Kunst hinaus spannt, in das Gebiet der gesamten menschlichen Lebensäußerung hinein. Man könnte sagen: Rutz stellt die gesamte Lebenstätigkeit des Menschen unter den expressionistischen Gesichtspunkt. „Zufolge einer besonderen Einrichtung der menschlichen Natur ist jede Erregung der Gefühlssphäre mit einer zugehörigen Ausdruckstätigkeit verbunden. In allem, was der Mensch tut und schafft, selbst in solchen Tätigkeiten, welche scheinbar nur durch seinen Verstand veranlaßt sind, sind bestimmte Ausdrucksmerkmale der Gefühlserregung vorhanden." „Wir können kein Wort sprechen, keine körperliche Bewegung vornehmen, ohne daß nicht bestimmte Ausdruckstatsachen im Klange unserer Stimme, in der Aneinanderreihung unserer Worte, nach Rhythmus, Tempo, Tonhöhe, Lautheit, nach dem Rhythmus der körperlichen Bewegung vorhanden sind." Das ist etwa die Rutzsche Grundanschauung.

Sein besonderes Augenmerk richtet Rutz nun auf gewisse körperliche Ausdruckstatsachen, auf die Art, wie sich der Charakter des individuellen Gefühlslebens in der Körperhaltung ausdrückt. Es handelt sich bei dieser „Körperhaltung" in der Hauptsache um die „Art und Weise, wie man die oberhalb der großen Beckenknochen befindlichen Rumpfmuskeln gespannt und eingestellt (dauernd zusammengezogen) hält." Rutz geht von der Beobachtung aus, daß man im Theater und Konzertsaal beim Anhören aller möglichen Ton- und Sprachdichtungen, wenn man darauf achtet, Veränderungen in jener „Körperhaltung" bei sich wahrnehmen kann, je nach der Persönlichkeit des Künstlers, der das aufgeführte Werk erzeugt hat. „Vollends wenn man mit seiner Stimme die Tonfolgen verschiedener Meister wiedergibt, fühlt man sich möglicherweise geradezu gezwungen, seine gewohnte Haltung des Körpers mit einer anderen zu vertauschen, obendrein womöglich anders, höher oder tiefer zu atmen."

*) Leipzig, Breitkopf u. Härtel.

**) „Diese Macht des Gefühlslebens über das Körperliche . . . ist keine Alleinherrschaft. Mehr oder weniger herrschen daneben Verstand, Zweckmäßigkeit und bestimmte Naturgesetze."

Denn wenn man anderseits seinen eigenen Körper beobachtet, ohne unter dem Einfluß einer fremden Äußerung (sei es Kunstwerk oder sonst irgendeine Wesensäußerung) zu stehen, so kann man bei einiger Übung feststellen, daß eine ganz bestimmte Art jener Körperhaltung uns gewohnheitsmäßig eignet. Auch an Bildern und Standbildern bekannter Persönlichkeiten, z. B. Napoleons, kann man feststellen, daß die Rumpfhaltung bei ihnen stets die gleiche ist, mögen sie nun stehen, sitzen oder reiten.

Auf Grund seiner planmäßigen Beobachtungen glaubt Rutz nun folgende vier Haupttypen der Körperhaltung feststellen zu können:

Der erste Typus besitzt als allgemeines Kennzeichen eine Erweiterung der Unterleibshöhle, entstanden durch Vorwölbung des Unterleibes und durch eine Dauerzusammenziehung des Lendenteiles des Zwerchfelles. Der Stimmklang dieses Typus ist dunkel und weich, der Atem tief. Rutz glaubt ihn namentlich an Italienern, aber auch an Männern wie Caesar, Napoleon, Goethe, Heyse, Schubert, Bruckner und anderen beobachten zu können.

Der zweite Typus kennzeichnet sich durch eine Erweiterung der Oberleibshöhle vermöge einer Dauerzusammenziehung des queren Bauchmuskels, durch hellen und weichen Stimmklang und höheren Atem. Es ist der deutsche Typus; er kommt z. B. regelmäßig bei den Hohenzollern vor, ferner bei Schiller, Beethoven, Weber, Schillings.

Beim dritten Typus schieben sich unter gleichzeitiger Streckung des Körpers die äußeren oder inneren schiefen Bauchmuskeln nach-abwärts. Er besitzt hellen und harten Stimmklang und höheren bzw. tieferen Atem. Rutz findet ihn bei manchen Statuen der alten Griechen, auch bei Liszt und Wagner.

Der vierte Typus endlich zeichnet sich aus durch eine Schiebung der Bauchmuskeln nach oben, durch dunkelen und harten Stimmklang und ebenfalls wechselnden Atem. Er ist zwar im Leben an Völkern oder Einzelpersonen noch nicht nachgewiesen, läßt sich aber durch praktische Versuche in der Körperhaltung herstellen.

Mit diesen Haupt- und primitiven Typen sind gewisse Unterarten, vor allem die „warme" oder die „kalte" Unterart stets notwendig verknüpft. Daneben unterscheidet Rutz noch eine „große", eine „dramatische", eine „ausgeprägte" Unterart. Es ist klar, daß diese Namen die Eigenart des Gefühlscharakters schildern sollen, der mit diesen Typen verbunden ist.

Die Methode, auf Grund deren Rutz zu diesen Typen gelangt ist, ist natürlich in sehr starkem Grade intuitiv, sie stützt sich in erster Reihe auf das feine Gefühl des Forschers und appelliert daher auch in erster Reihe bei denen, die die Rutzsche Typenlehre nachprüfen wollen, an die Fähigkeit nachzufühlen. Rutz sucht nun aber die Nachprüfung der Ausdruckstatsachen, auf die es ankommt, nicht nur dadurch zu erleichtern, daß er die Körperhaltung der einzelnen Typen genau beschreibt und am Schluß seines Werkes in einer größeren Anzahl von Aktphothographien bildlich vorführt, sondern auch dadurch, daß er

eine große Anzahl von Musik- und Sprachwerken der ersten drei Typen auf die Form des Gefühlsausdruckes hin analysiert und den Typus ihrer Verfasser feststellt. Er dehnt dann diese Betrachtungen auf die Völker Europas und auch auf außereuropäische Rassen aus und glaubt an den historischen Denkmälern dieser Rassen nachweisen zu können, daß in ihnen die Form des Gefühlsausdrucks konstant bleibt oder sich nur nach bestimmten Gesetzen verändert. Beobachtungen und Folgerungen über die sonstigen Gebiete der Kunsttätigkeit und für die Alltagsäußerungen des täglichen Lebens, z. B. für die Handschrift, schließen sich an.

Auf diese Weise liefert Rutz eine ganz eigenartige Formenlehre des Gefühlsausdrucks, die auf ein bewundernswert umfangreiches Untersuchungsmaterial gestützt ist. Es kommt ihm darauf an, diese Formen des Gemütsausdrucks möglichst klar zu erfassen und verständlich zu schildern, denn der letzte Zweck, den er mit seiner Typenlehre verfolgt, ist ein kunstpädagogischer. Er erwartet nicht nur, daß die reproduzierenden Künstler, die Sänger, Schauspieler und Vortragskünstler, sich seine Typenlehre zunutze machen und nach Möglichkeit jeweilig diejenige Körperhaltung einnehmen werden, die dem Gefühlscharakter des Kunstwerkes und seines Schöpfers entspricht — nein, die Hoffnung Rutz' geht noch weiter.

Er erwartet, daß das kunstgenießende Publikum, der kunstgenießende Mensch die Erkenntnis von dem Ausdrucksverhältnis, das zwischen Gefühl und Körperhaltung besteht, für sich ausnutzen wird, daß er diese Erkenntnis als Grundlage und Hilfe beim Nachfühlen des Kunstwerkes benützen kann und wird. Der genießende Mensch kann dadurch, daß er die entsprechende Ausdruckshaltung schon selbständig und bewußt bei sich herbeiführt, eine gewisse Gleichgestimmtheit des Gemütes, die Grundlage für das seelische Nachfühlen, sich schaffen. So stellt Rutz seine Lehre von den körperlichen Ausdrucksformen des Gefühls bewußt in den Dienst einer Erziehung zum expressionistischen Kunstgenuß, zum gefühlsmäßigen Genuß der Kunst. „Ohne Nachfühlen kein Verstehen! Ohne Pflege des Gemütslebens überhaupt keine Kultur, keine echte Kunst!"

Auch dies ist wahrer, echter Expressionismus!

Es scheint aber nun angezeigt, am Schluß noch einmal den malerisch-künstlerischen Expressionismus mit diesem ästhetisch-psychologischen Expressionismus von Rutz zu vergleichen. Aus dem gleichen Interesse unserer Zeit für die Gefühlsseite des menschlichen Erlebens sind beide entsprungen. Aber der künstlerische Expressionismus ist vorläufig noch etwas durch und durch Subjektives, Lyrisches, der formlose, stammelnde Ausdruck eines bloß künstlerischen Fühlens. Um die feste, objektive, allgemein-verständliche Form des Ausdrucks muß er noch verzweifelt ringen, um den Weg zum kunstgenießenden Publikum zu finden.

Der ästhetische Expressionismus Rutz' dagegen faßt von vornherein bestimmte Formen des Gefühlsausdruckes fest ins Auge und will mit ihrer Hilfe dem genießenden Publikum den Weg zeigen zum Genuß der expressiven Werte im

Kunstwerk. Er will das Publikum zu einem gewissen Expressionismus im Kunstgenuß erziehen, und zwar im Genusse der Kunst schlechthin und gewiß nicht im Genuß einzelner Kunstrichtungen, wie zum Beispiel des künstlerischen Expressionismus. Dennoch kann gerade der künstlerische Expressionismus aus der Arbeit Rutz' manche Lehre und manchen Vorteil ziehen. Er kann aus ihr die Wichtigkeit der Form des Gefühlsausdrucks, d. h. der objektiv ein für allemal bestimmten Ausdrucksform noch einmal sich eindringlich zu Gemüte führen lassen. Er kann aber zweitens hoffen, daß expressive Kunsterziehung, die mittels der Rutzschen Methode möglich ist, das Interesse und die Auffassungsbereitschaft des Publikums für den künstlerischen Expressionismus günstig beeinflussen wird, sobald es ihm nur gelungen ist, zu einem einigermaßen festen und bestimmten Formenschatz vorzudringen.

So beginnen der künstlerische und der ästhetische Expressionismus ihre Arbeit an ganz verschiedenen Enden: der eine beim Künstler, der andere beim Publikum. Sie treffen sich aber, oder sollten sich wenigstens treffen in ein und demselben Punkte: bei der Ausdrucksform des Gefühls.

Russische Eindrücke eines Kroaten*)

Von Prof. Dr. Dragutin Prohaska

II.

Moskau

odsolnuschki sind die Samenkerne der Sonnenblume. An und für sich verdient die Sonnenblume nicht viel Aufmerksamkeit. Ich fand in ihr nie Poesie. Keine Blume hat ein so prosaisches Gesicht wie sie. Nicht daran riechen läßt es sich, ins Knopfloch paßt sie nicht. Sie ist ein Symbol der Bourgeoisie, weil die Frucht süß und ölig, mehlhaltig, daher nahrhaft und nutzbringend ist. Die Samen der Sonnenblume sind eßbar. Der Kern wird zwischen die Zähne gesteckt, man drückt seine Rippen ein, die Schale bricht entzwei, der Same fällt auf die Zunge und schon ist er geschmolzen.

Der Moskauer Händler, der an der Promenade einen Stand mit Kwaß, Zucker, Süßigkeiten und Sonnenblumen aufgeschlagen hat, zeigt mir, die Hand einen Meter hoch über den Sack erhebend, daß er täglich soviel „Podsolnuschki" verkauft. Ganz Moskau ist mit den Hülsen von Sonnenblumenkernen bedeckt.

*) Vergl. Heft 4.

Jeder „Maltschik“ (Knabe), jeder Mann aus dem Volke hat die Taschen mit „Podsolnuschki“ gefüllt und knackt, saugt, kaut sie mit Genuß, wenn er nicht Branntwein trinkt.

Wir treten in den Kleinladen eines „Boukiniſten“ (Buchhändlers); es empfängt uns ein Maltschik, der mit der Brust auf dem Ladentische liegt. In dieser Stellung kauft und verkauft er, während sein Herr den Tag im „Teehause“ zubringt. „Was kostet bei Ihnen eine vollständige Ausgabe Dostojewskis?“ Auf den Lippen des Maltschiks erscheinen die Schalen eines Sonnenblumenkernes, und mit der Antwort fallen sie auf den Tisch: „Fünfzehn Rubel“. Und gleich langt seine Hand in den Sack und steckt einen anderen Kern zwischen die Zähne. Wir gehen die Straße entlang — auf der Suche eines Hauses, dessen Nummer wir nicht kennen, denn alle merken sich die Adressen nach dem Namen der Hausbesitzer seit der Zeit, da Moskau noch ein Dorf war —, da kommt ein Weib mit einem Kinde an der Hand. „Sagen Sie mir, bitte, wo ist hier das Tscherbatische Haus?“ Die Frau spuckt über das Kind hinweg Schalen von Sonnenblumensamen aus und sagt im singenden Ton: „Ne snaju-u!“ (Ich weiß nicht!) Und so machen es alle. Die Türken haben den ganzen Tag den Tschibuk zwischen den Zähnen, die Chinesen ihr Opium — wie die Menschen des Westens — die Lüge, und die Moskowiter Podsolnuschki. Sonnenblumenkerne bedeuten für sie soviel wie das Epitheton ornans für den epischen Helden oder wie der Exponent bei algebraischen Größen.

Um sich davon zu überzeugen, genügt es, den Oberexponenten dieser Masse anzusehen, den Gott des Glückes (Jermoschka), wie ihn der geniale russische Bildhauer Shukow dargestellt hat. Auch Jermoschka hat das Gesicht der Sonnenblume, um seine Stirn windet sich ein Zackenschmuck, einem Hahnenkamm ähnlich, von Ohr zu Ohr. Im übrigen verfügt er nur über einen Bauch und zwei dünne Beine, weil er ein Faulenzer ist, der die Beine nicht benutzt, um auf ihnen zu gehen, sondern um mit dem einen das andere zu krauen. Jermoschka lacht, indem er das Maul von Ohr zu Ohr verzieht, aber so, daß man die Zähne nicht sieht. Am Fuß von Jermoschkas Thron befindet sich Erde und darin nichts anderes als zwei Sonnenblumen, die von der Hand irgendeines Anbeters Jermoschkas eingepflanzt wurden. Jetzt erhebt sich nur noch die Frage: ist auch ein Sonnenblumenkern in Jermoschkas Munde?

Der Moskowiter ist unter den Russen, was die Sonnenblume unter den Blumen ist. In Moskau gediehen von jeher die Stützen der Selbstherrschaft und der Rechtgläubigkeit. Der Zar ist die Sonne, Moskau die Sonnenblume, die Moskowiter aber sind Podsolnuschki-Samenkörner, Samenkörner der Blume, die ihren Nacken vor der Sonne beugt. Es gibt kaum einen Großstädter auf Erden von einer so idyllischen Schlichtheit wie den Moskowiter: er ißt Sonnenblumenkerne, bekreuzigt sich, wenn er an einer der unzähligen Kirchen vorbeifährt oder -geht, und ist bis in die tiefste Seele wurzelechter Bauernschlag. Er ist durchaus gleichgültig gegen alles, was seine persönlichen Bedürfnisse nicht unmittelbar

berührt. Ob man Slawe, Engländer oder Deutscher ist, was kümmert es ihn; Katholik, Jude, Protestant — ihm ist es gleich; Kadett, Liberaler, Nihilist — seid was euch beliebt; ob reich oder arm, gut oder schlecht — ihr werdet sein sorgloses Gleichgewicht nicht erschüttern. Die Oberfläche dieser Seele ist so verschlossen und unveränderlich wie die Schale des Sonnenblumenkerns. Das Gesicht trägt stets denselben Ausdruck. Nichts kann den Moskowiter beirren, ihn zur Eile, zu einem rascheren Tempo des Denkens und Handelns bewegen. Will man zu seiner Seele, zum Kern des Menschen vordringen, so muß zuvor jede Schranke und Formalität gebrochen, durchbissen und ausgespuckt werden. Der Ausdruck „otplewat" (ausspucken) ist bei den russischen „Nationalisten" gebräuchlich, wenn eine Angelegenheit als abgetan gelten soll. Zankt man ihn aus, sagt ihm: „Schäme dich, so einer bist du . . .!", so enthüllt sich unvermutet das schönste und gefühlvollste Herz der Erde. Aber bleibt man bei salonmäßigen Artigkeiten, so ist es, als wolle man die Schale des Sonnenblumenkernes mit höflichem Zungenlecken durchbrechen. Der Reiz des Umgangs mit Russen entspringt zumeist daraus, daß man nach Überwindung des Widerstandes unerwartet natürlicher Liebeswärme begegnet — wenn die Schale gebrochen ist, fühlt man auf der Zunge das Manna, die Hostie.

Der Russe bringt seit Urzeiten unblutige Abelsopfer dar. In den Kaiserpalästen zu Petersburg und Moskau hängen an den Wänden tausende von goldenen Schüsseln („bljudi"), auf denen irgendein Gouvernement, irgendeine Stadt- oder Dorfgemeinde ein Stück Brot und eine Handvoll Salz als Zeichen des Willkommens dargebracht hat. Das ist wahrscheinlich ein Überbleibsel eines vegetarischen Opfers aus der Zeit der Heidengötter und „Bolvans". Auch die russische Küche zeigt noch vegetarische Züge aus jener Zeit: das Fleisch wird verborgen, maskiert, in Teig gehüllt (die Pirogen), in die Brühe unter Kraut versenkt, und völlig fehlt es im russischen Nationalgericht, im Brei, der „Kascha".

Wenn der Russe zu philosophieren beginnt, so ist auch seine Philosophie pflanzenhaft, duftet nach trockenem Gras, hat den Atem der Heuernte, des Balsams für Leidende, erinnert an tiefe Wälder, in die von oben her eine blaugoldene überirdische Helle, ein mystischer Glaube, ein Lichtstrahl der Gottheit bricht. Blutlos sind diese Lehren, ohne Knochen und Fleisch wie die Gestalten auf den russischen Heiligenbildern: ihren Körper sieht man nie, der ist unter einem Metallkleid verborgen, das aus Gold oder Silber oder einfach aus Blech hergestellt ist, des Heiligen Haupt und Hände aber sind auf das darunter befindliche Brett gemalt und gucken durch kleine Löcher aus der metallenen Verkleidung hervor, als sagten sie: das Kleid ist das Werk eurer Hand, wir aber schauen hinter diesem euren Werk aus einer anderen Welt in die eure; wir sind Geist, Wort, Logos. Ihr werdet einst dasselbe sein, was wir sind, ihr, die ihr jetzt Bildanbeter, Podsolnuschki seid. Euer Leib ist die Hülse, der die Seele umschließt; er wird abfallen und die Seele wird zu ihrem Urquell zurückkehren, sich mit dem Geiste vereinigen, von ihm verzehrt werden wie die Kerne

der Sonnenblume, und von eurer Persönlichkeit bleibt keine Spur. — Der Buddhismus, dessen Grundgedanken hier zum Ausdruck kommen, meldete sich in Rußland schon in den ersten Zeiten des Christentums als dessen gefährlicher Rivale. Tolstoi war nicht der erste, den er bezaubert hat. Der Glaube an die Verschmelzung des Menschen mit Gott, so daß vom Menschen nichts übrig bleibt, ist eine Idee der Duhoborzen und anderer Sektierer, deren es immer zu Tausenden gegeben hat, und gegenwärtig zu Millionen in Rußland gibt. Vergebens kämpfen der Heilige Synod und die ganze rechtgläubige Kirche gegen sie, vergebens werden sie in diesem Kampf von den individualistischen von Nietzsche, dem Dichter der Symbolisten und Prediger des Individualismus, beeinflußten Theologen, von den theokratischen Philosophen von Solovjeff*) bis zu Mereschkowski unterstützt.

In einem kürzlich erschienenen Roman von A. Zolotarew wird der Gegensatz zwischen Rußland und dem Westen in religiöser Beziehung auf neue Weise beleuchtet. Dort heißt es: „Ist es nicht, als hätten sich unsere russischen Kirchen mit ihren runden Wölbungen und Kuppeln vom Himmel herabgelassen, und sehen die Kirchen in Paris nicht aus, als wären sie aus der Erde gewachsen! In den unsrigen läßt Gott sich liebreich auf die Erde herab, in diesen aber — steigt der Mensch selber zum Himmel empor ... er steigt empor und allerlei Getier und Teufelsgezücht zieht ihn zurück und will ihn nicht loslassen ..." So denken die Russen über ihre Religiosität und über den Positivismus des Westens, es ist ihre alte Idee, die hier nur wieder ein neues Bild gefunden hat. Wenn die gelben, von der Abendsonne vergoldeten Kuppeln des Kremls aufflammen, sehen sie riesigen Sonnenblumen gleich. Dunkel, gebückt steht unter diesen Flammenkelchen die Schar der Gläubigen, der Podsolnuschki. Auch hier grübeln sie über Gott, bedenken, daß sie nichts sind, daß die Hülse abfallen, in die schwarze Erde versinken und alles mit den ewigen „Urstoffen" verschmelzen wird. Aber jeder grübelt für sich allein, schlägt das Kreuz für sich allein, kommt und geht für sich allein. Auch der Geistliche dort vor dem Lesepult vor dem Altar und der „Heiligen Pforte" betet allein, begibt sich allein in das „himmlische Reich" hinter der „Heiligen Pforte" und bringt von dort den Segen. Die byzantinische Seligkeit war einzig auf das Heil der Einzelseele gerichtet, sie erlaubte keine Wiedergeburt der Gesellschaft, keine Welterlösung. (Vergleiche Solovjeff, „Der heilige Wladimir und die christliche Gesellschaft".) Das ist das Bekenntnis der national-russischen Isolierung von nichtrussischen Völkern und das Bekenntnis der Isolierung jedes einzelnen Menschen. So denkt auch Tolstoi: gemeinsam ist nur das irdische Tun, das Göttliche hat jeder für sich. Dieser rechtgläubigen Vereinzelung steht der Universalismus der katholischen Kirche gegenüber, die alle Völker umfassen will, indem sie gerade umgekehrt sagt: gemeinsam ist unsere

*) Wir weisen gleich hier schon auf die eben zu erscheinen beginnende deutsche Übersetzung „Ausgewählter Werke" Solovjeffs hin (Jena, E. Diederichs). Die Schriftleitung.

göttliche Sache, und nur im Irdischen steht jede Nation für sich. Dem rechtgläubigen Monolog vor der „Heiligen Pforte" ist die dialogische Form der katholischen Messe entgegengesetzt, wobei der Geistliche in dramatischer Weise mit den Ministranten, dem Chore und dem Volke beständig die Rollen wechselt. Dem Katholiken ist die Kirche als Sinnbild der Welt ein Theater im guten wie im bösen Sinne, dem Rechtgläubigen ist sie eine Zelle. Vielleicht kommt es daher, daß dort mehr Kultur, hier mehr christlicher Geist zu finden ist.

Ganz folgerecht ist der Russe jedes rein ästhetischen Sinnes bar. Lebenskunst ist ihm ganz unbekannt. Jahrhunderte hindurch hat er seinen Körper als Hülse betrachtet, nicht kultiviert, nicht mit geistiger Schönheit durchhaucht; er ist daher ohne Grazie der Bewegung, ohne Liebenswürdigkeit des Ausdrucks, entweder riesenhaft oder asketisch zusammengeschrumpft, muskulös oder mager, ohne Gleichgewicht zwischen Äußerem und Inneren. Der Russe wiegt sich im Gehen und tritt hart mit den Stiefeln auf, er tritt euch auf den Fuß und merkt es nicht, er setzt sich in der Trambahn auf euern Rock, stößt euch auf der Straße an, spricht mit euch, ohne euch anzusehen — aber er wird für all das um Entschuldigung bitten. „Winowat" hört man auch vom gemeinen Mann jedesmal, wenn es zu spät ist. Er beleidigt niemand aus böser Absicht, vielmehr rührt alles Ungeschickte aus dem Mangel an Proportion her. Charakteristisch ist das Volksepos von Ilija Muromez. Da liegt er, dreißig Jahre alt, auf dem Ofen — auf dem Ofen, auf dem die Podsolnuschki reif werden — und es ziehen wandernde Bettler vorüber, die irgendein wunderwirkendes Wasser mit sich führen. Von diesem Wasser geben sie Ilija Muromez. Nachdem er davon getrunken hat, fühlt er in sich „ein Kräftchen". Nun, wie groß ist dein Kräftchen? fragen ihn die Wanderbettler, und Ilija sagt, obwohl er vom Punkt des Archimedes nichts weiß: ich würde die ganze Welt umdrehen, hätte ich nur einen Punkt, von dem aus ich sie anpacken könnte. Die Bettler erschrecken und sagen: Trink noch einmal von diesem Wasser. Und nachdem Ilija Muromez getrunken, fragen die Wanderbettler: Sag, wie groß ist jetzt dein Kräftchen? Da antwortet Ilija Muromez: Nicht halb so groß wie vorhin. Und die Bettler sagen: Du hast auch an diesem Kräftchen genug. Wenn Ilija, wenn das russische Volk das ganze „Kräftchen" besäße, das seinem Körperumfang entspricht, dann wäre es, freilich nicht sich, aber anderen gefährlich, und deshalb erhielt es nur die Hälfte des Kräftchens. Mit der Hälfte vermag es Gott und seinem Herrn zu dienen, aber umstürzen kann es nichts. Und deshalb kann es sich auch nicht selber regieren: es holt aus und trifft das Ziel nicht, das Geschoß fällt vor dem Ziel nieder oder überfliegt es. Bismarck hat von der russischen Armee gesagt, sie habe zwei große Fehler: sie sei schwer in Bewegung zu setzen und sie sei, einmal in Bewegung gesetzt, schwer aufzuhalten. Gogol nennt das den „Bärenstil".

Das Weib ist immer der beste Maßstab für die Ästhetik eines Volkes, nicht die Armee. Nun, wie steht es damit? Die Moskowiterin hat gewiß ihren Reiz, aber

es ist nicht der ihrer Pariser Gefährtin, der sie wohl die Mode entlehnt, deren Rhythmik des Ganges, des Lachens, des Blickes, der Geste ihr indessen fremd ist. Ihr Zauber ist hygienischer Natur; sie blüht, während die Pariserin welkt. Im selben Kostüm, mit demselben engen Rock, denselben hohen Absätzen, im selben Hut mit der Espritfeder erinnert die eine an ein Reklamebild für gute Chokolade, die andere an ein Reklamebild für ein interessantes „Programm". Sonnenblumen und Veilchen. Ich nehme auch die „Kursistinnen" der höheren Frauenkurse, der Frauenuniversität, nicht aus. Es ist wahr, die Kursistin weiß, daß der „westliche" Schnitt nicht für sie paßt und legt ihn daher mit Verachtung — an. Aber wie? Sie nimmt einen Hut, der nach der Skizze des „Ateliers" in die Stirn fallen soll, und setzt ihn in den Nacken, nimmt die flotte Modebluse, die ich nicht zu benennen weiß, und gürtet sie in der Taille zu hoch, zieht dazu irgendeinen Rock an und vergißt, daß ein harmonischer Gesamteindruck eine bestimmte Frisur verlangt, ohne die die ganze Wirkung des Kostüms zunichte wird. Die Haare aber gucken lieb und zerzaust da und dort hervor und das Gesicht und die ganze Erscheinung sind nicht Bild und Gleichnis der Lilie, sondern der Sonnenblume. Man muß indessen betonen, daß die Kursistin nie und nimmer Sonnenblumenkerne knabbert. Sie zeigt überhaupt nicht, daß sie sich irgendwie ernährt. Sie ist — eine Idee. Nicht eine platonische, sondern eine nützlichere — marxistische. Und da es einige Tausend Kursistinnen in Moskau gibt, so gibt es dort auch einige Tausend marxistische Ideen. Das heißt, einige Tausend Samenkerne, die auf die fette, schwarze, russische Erde zu fallen bestimmt sind. Die Ideen dringen in den Körper des Volkes und es erblüht daraus der Blumen größte, die kaiserliche Sonnenblume des Militarismus, des sozialen Glückes, die Blume Jermoschkas, Marxens, die Blume Jasnaja Poljanas.

Ein Allbauernvolk... Dieses Volk hat sich auch seine ländliche Literatur gegründet. In dieser Literatur gibt es kein Artistentum, kein Virtuosentum, keine Jongleurkunst, keine Rhetorik, keine Musik, keine künstlerischen Nuancen. Ein Fischer- und Bauernstil. Gogol schreibt in seinem Roman „Tote Seelen" vom Helden Tschitschikow: „Er war nicht jung, und man könnte ihn auch nicht alt nennen, nicht dick, aber auch nicht mager, von Gestalt nicht groß, aber auch nicht klein." Und Dostojewski stellt beharrlich die Bejahung neben die Verneinung; hier nur eins von tausend Beispielen: „Fedor Pawlowitsch erfuhr den Tod seiner Gattin in trunkenem Zustande, man erzählt, daß er auf die Gasse lief und zu schreien begann, indem er vor Freude die Hände hob: ‚Jetzt verzeihst du', nach anderen Angaben aber — schluchzte er wie ein kleines Kind . . . Sehr wohl konnte es sowohl das eine wie das andere sein . . ." Tolstoi erzählt, wie alles umgekehrt ward, als er zu glauben begann: was früher rechts gewesen, war jetzt links, und was früher links gewesen, war jetzt rechts . . . Seine Sprache zeigt harte Gegensätze ohne Übergänge wie auch diejenige Gogols und Dostojewskis. „Nicht in der Gewalt, sondern im Recht ist Gott."

Nicht dies, sondern jenes, heißt es immer. Spricht so nicht das Volk im Unterschied zur „Intelligenz", die sich niemals so ausdrückt?

Platon Karatajew, der Held in „Krieg und Frieden" (Krieg und Frieden!), ist die ewige Verkörperung der Einfachheit und Gerechtigkeit — das Symbol russischer Güte und Harmonie. Das sagt Tolstoi selbst durch den Mund seines Pierre: „In diesem Zusammenbiegen von Gegensätzen liegt das Geheimnis der weitherzigen russischen Natur." Im selben „Krieg und Frieden" erzählt Tolstoi von einem Traum, den Pierre gehabt hat: „Die Welt zeigte sich ihm in der Form einer aus Tröpfchen zusammengesetzten Kugel." Diese Tröpfchen steigen an die Oberfläche der Kugel, ändern den Ort, verbinden und trennen sich. Jedes Tröpfchen strebt danach, möglichst viel Raum zu erfüllen, aber die anderen hemmen es, ja, sie vernichten es zuweilen, oder fließen mit ihm zusammen. „Das ist das Leben", ruft Pierre. „Wie einfach und klar! Im Mittelpunkt ist Gott und jedes Tröpfchen ist bestrebt, ihn im größten Umfange widerzuspiegeln. Deshalb sucht es sich auszudehnen, wird vernichtet, sinkt in die Tiefe und taucht wieder auf." Mereschkowski erläutert dieses Bild folgendermaßen: im Mittelpunkt ist Gott, das ewige Nein, um ihn die Menschen, abgelöste Bejahungen. Das Ja vereinigt sich mit dem Nein, indem es sich vernichtet, verschwindet, der Mensch vereinigt sich mit Gott, indem er im Tode seine Persönlichkeit verliert. (L. Tolstoi und Dostojewski). Mereschkowski ist aber mit einer solchen Philosophie nicht einverstanden und sucht die Lösung in der Hegelschen Synthese der Affirmation und der Negation, indem er Gott im Menschen, den Menschen in Gott sieht. Doch das ist eine Idee des Westens, diejenige Tolstois ist russisch — sonnenblumenhaft.

Überhaupt ist Mereschkowski und die ganze symbolistische Schule, die ganze Strömung des Ästhetizismus in Rußland mehr mit dem Katholizismus, der Renaissance, mit Europa verwachsen als mit der allbäuerischen Heimat. Balmont, das Haupt der modernen Poesie, hielt sich sechs Jahre im Ausland auf. Vor kurzem kehrte er nach Moskau zurück und brachte Bearbeitungen spanischer Erotiker mit. Mereschkowski war in Paris und sogar Birjukow, der Biograph Tolstois, weilt jetzt im „Westen". Auch die älteren russischen Schriftsteller suchten außerhalb Rußlands ästhetische Eindrücke. Gogol floh nach Italien und entdeckte dort sein wahres Vaterland, in dem er zu sterben wünschte. Dostojewski floh nach Deutschland und England und kehrte nur in äußerster Not nach Hause zurück. Allen künstlerischen Naturen ist es entsetzlich, nur Teile am allbäuerischen Körper zu sein. Und doch zieht dieser Körper sie mit der Kraft seiner rohen Gravitation an. In diesem beständigen Lossagen, Verneinen und Zurückkehren, Bejahen liegt die Tragödie der russischen Großen.

Wandern wir über die Moskauer Boulevards, durch die Parkanlagen, den Kreml, über Brücken und Plätze, durch Gassen und Quergäßchen, in Sackgäßchen, durch „Tore" und „Linien" — überall sieht man vor sich im Staub getretene Sonnenblumensamen und überall begegnet man Leuten in gleichen

Mützen, Röcken, Stiefeln, die da ohne Unterschied, mit gleichmäßigem Appetit, bei gleichen Gedanken an gleichen Sonnenblumenkernen saugen und kauen. Schrecklich ist es auch für den Nichtkünstler, in diesem Ozean von Menschen und Sonnenblumensamen zu leben.

Aber dieses Schreckliche wird noch schrecklicher, wenn man all die ausgesaugten, ausgemergelten, verworfenen Leute näher ansieht, diese Bettler, Trunkenbolde, Auswürflinge jeder Art. Es gibt ihrer schauerlich viele. Auf der Straße treten alle Augenblicke anständige, furchtbar bleiche, kranke, vor Hunger kranke Leute an uns heran und sprechen: „Um Christi willen helfen Sie!", „Seien Sie gut!", „Berücksichtigen Sie meine Lage, Herr!", „Erbarmen Sie sich". Es gibt auch viele Betrunkene und Berufsbettler, die uns nachgehen und jammern und klagen, unter Benutzung des Wortschatzes ihres reichen Bettlerlexikons. „Schämen Sie sich nicht?" entfuhr es mir einmal angesichts eines gesunden Mannes. Der blieb stehen und schrie mir nach: „Ja, was denken Sie denn, daß es bei uns wie bei Ihnen in England ist . . ." Diese Leute erkennen also, daß ihre „Lage" deshalb so mißlich ist, weil es in Rußland nicht so wie in England ist, mit anderen Worten, weil ihnen bürgerliche Freiheit und ein Schutz fehlt, wie ich, der „Ausländer", ihn in England genieße.

Als aber der Zar das dreihundertjährige Bestehen seines Hauses feierte, zog er im Triumph durch die Reihen dieser Podsolnuschki, die ihm entgegenjubelten. Die russische Intelligenz war nicht anwesend, sie bildet vor dem Zaren nicht Spalier und wallfahrtet auch nicht zu dem Grabe des heiligen Germogen, der den russischen Thron vor den Polen, den „Ketzern", gerettet hat. Die russische Intelligenz hat sich in sich zurückgezogen und denkt und denkt. Die Podsolnuschki aber verschütten das Leben, auch das der russischen Intelligenz, indem sie es durch ihre Masse erdrücken. Daher ist es auch der russischen Literatur so „schrecklich" zumute. . . .

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Presse und Weltpolitik

Die moderne Presse in China. In der Geschichte des internationalen Zeitungswesens wird die Pekinger Zeitung oft als die älteste Zeitung der Welt bezeichnet. Sie hat bekanntlich vor wenig Jahren in ihrer ursprünglichen Form aufgehört zu existieren. Übrigens war sie auch nicht eine Zeitung in dem heutigen Sinne des Wortes. Vielmehr stellte sie lediglich einen periodischen Hofbericht dar, d. h. sie enthielt offizielle Aufzeichnungen von Erlassen, Ernennungen, Entlassungen, Veränderungen im öffentlichen Dienst, in den Beamtenstellen usw. Das Datum zu nennen, wann in China die erste eigentliche Tageszeitung erschien, ist nicht ganz leicht. Einige der in China arbeitenden Missionsgesellschaften haben schon vor 1870 wöchentliche oder monatliche Zeitschriften herausgegeben. Um die gleiche Zeit wurde auch die erste eigentliche chinesische Zeitung, die Shanghai hsin Pao (Schanghaier Nachrichtenblatt) begründet. Das Organ ist inzwischen jedoch durch eine mit englischem Kapital finanzierte Zeitung ersetzt worden, der man den Namen Shen Pao gab, und die durchaus chinesischen Geist atmete. Ihre ersten Blätter wurden in den Schanghaier privilegierten Fremdenkolonien herausgegeben, weil es nur an diesem Platze Chinas möglich war, eine freie Sprache zu führen. Schanghai war der gegebene Mittelpunkt des chinesischen Zeitungswesens gewesen, hatten doch alle vor vierzig Jahren vorhandenen, zum Teil recht primitiven Verkehrseinrichtungen und Postverbindungen dort ihren Hauptsitz. Die beiden letzten Umstände sowie besondere Privilegien und außergewöhnliche Erleichterungen haben es bewirkt, daß auch heute noch Schanghai die „Wall Street" von China darstellt und nicht, wie man sonst annehmen möchte, die Hauptstadt Peking. Auch heute noch gibt es außerhalb Schanghais in ganz China nicht eine einzige täglich erscheinende Zeitung, die so hohe Auflageziffern nachweisen kann, wie sie die führenden Blätter dieser Stadt haben.

Für die allgemeine Beurteilung des chinesischen Pressenivеaus ist es nun sehr interessant und wichtig zu verfolgen, worauf die seitherigen Erfolge in der Presseentwicklung beruhen, wie sich insbesondere vor und während der letzten Revolution die chinesische Presse entwickelt hat, und wie ihr Depeschen- und Nachrichtendienst jetzt organisiert ist. Zu diesen drei Gesichtspunkten sollen in den folgenden Zeilen einige neue Beiträge geliefert werden.

Auf die Rolle, die Schanghai seit vierzig Jahren als chinesischer Zeitungsmittelpunkt spielt, wurde bereits kurz hingedeutet. Insgesamt hat man in der chinesischen Presse scharf zu unterscheiden zwischen dem Einfluß, den zahlreiche pilzartig aus der Erde schießende und

zum Teil mordbrennerische Blätter ausüben, und dem weiter reichenden Einfluß langbestehender Zeitungen. Der wirklich geistig hochstehende und sich verantwortlich fühlende Teil der chinesischen Presse ist bemüht, beim Volke Interesse an der Politik zu wecken und führend in der öffentlichen Meinung über soziale und sittliche Fragen voranzugehen. Das Opiumlaster, das Einschnüren der Füße, die Sklaverei der Frau, das Konkubinat und manche andere gesellschaftliche Übelstände werden von der chinesischen Qualitätspresse fast einstimmig verurteilt. Sie geißelt auch in scharfen Ausdrücken die Bestechlichkeit und Unfähigkeit der Beamten. Volkstümliche Erziehung und Reformen auf dem Gebiete des öffentlichen Gesundheitswesens, die Anpassung an europäische Gebräuche kaufmännischen, industriellen und finanziellen Charakters, Rede- und Pressefreiheit, Freiheit und Unantastbarkeit des Staatsbürgers, die freiheitliche Stellung der Frau, manchmal sogar Frauenemanzipation — kurz jeder fortschrittliche Gedanke genießt die fast ungeteilte Unterstützung der chinesischen Qualitätspresse.

Über den Anteil, den die chinesische Presse an der letzten Revolution und an der Errichtung der Republik nahm, ist folgendes zu sagen: Tatsächlich haben die Zeitungen zu einem großen Teil die chinesische Revolution gemacht. Insbesondere war es wieder Schanghai, von wo aus bereits seit vierzig Jahren in wachsendem Maße eine scharfe Kritik an den bestehenden Zuständen geübt wurde, und von wo aus die aufbauenden Reformvorschläge kamen. Als dann die Revolution ausbrach, spürte man ihre Wirkung auch sehr schnell im chinesischen Blätterwald. Überall wurden Zeitungen neu gegründet. Viele blühten gerade lang genug, um eine anständige Inserateneinnahme zu erzielen, durch Vorauszahlung natürlich, dann verschwanden sie wieder. Die neu erklärte Pressefreiheit bewirkte in der Revolutionszeit auf dem Gebiete der Zeitungsgründung geradezu Zügellosigkeiten. Dutzende von Zeitungen erschienen plötzlich auf der Bildfläche, von denen viele mit kaum 20 000 Mark Kapital den Existenzkampf begannen. Sie starben meist bald eines schnellen Todes. Anderseits läßt sich nicht verhehlen, daß nach der Revolution eine große Anzahl Zeitungen ins Leben trat, die heute noch existieren. So sind z. B. drei kleinere Zeitungszentren im Innern Chinas auf dem Gebiete der Presseentwicklung so erfolgreich gewesen, daß sich die Zahl gut fundierter Zeitungen verdoppelt hat. In Peking selbst waren noch vor etwa fünf Jahren nicht mehr als zwanzig Zeitungen vorhanden, und heute sind es, wie der dortige Timeskorrespondent kürzlich berichtete, etwa siebzig. Betrachtet man das Land als Ganzes, so ist es nicht zu hoch gegriffen, wenn man bereits jetzt die Zahl der täglich erscheinenden Zeitungen in China auf tausend annimmt. Vor der Revolution, oder besser gesagt vor sechs bis sieben Jahren, waren es nur zweihundert Zeitungen und Zeitschriften. Allerdings muß dazu bemerkt werden, daß die europäischen Inserenten nicht allen tausend Zeitungen für Inseratenzwecke ein gleiches Vertrauen entgegenbringen dürfen; in Deutschland wird man sich am besten bei den Konsulaten, Handelssachverständigen, vor allem auch beim Ostasiatischen Lloyd über die Vertrauenswürdigkeit und die möglichen Erfolge der chinesischen Inseratorgane unterrichten. Der Zeilenpreis für Inserate in den großen chinesischen Blättern beträgt ca. 1,62 Mark, d. h. er ist verhältnismäßig hoch.

Was weiter die Tendenz der gut fundierten älteren Zeitungen Chinas anbelangt, so hat man davon gesprochen, daß sie einen kuriosen Umschwung zu verzeichnen hätten. Viele Blätter, die vor der Revolution wegen ihres Radikalismus bekannt und berüchtigt waren, scheinen jetzt in ein konservatives Fahrwasser geraten zu sein. Das mag zum Teil zutreffen. Im übrigen aber besteht die Tatsache, daß zu den älteren Organen, die im wesentlichen die Tendenz beibehalten haben, neue Blätter gekommen sind, die, um breitere Leserkreise zu erwerben, erheblich freiheitlichere Ideen und Interessen vertreten als ihre älteren Konkurrenten.

Über den Depeschen- und Nachrichtendienst in der chinesischen Presse ist zu sagen, daß er in hohem Maße an Ungenauigkeit und Unzuverlässigkeit leidet. Unerhört viel falsche Meldungen, oft nur tendenziöser Art, auch über Deutschland — hinter ihnen standen englische, französische wirtschaftliche Inter-

essentengruppen — hat die chinesische Presse kritiklos aufgenommen und weiter verbreitet. Es sei z. B. erwähnt, daß während des ersten Balkankrieges die „China-Preß" am 10. Dezember 1912 in leidenschaftlichster Weise für die französischen Geschütze eintrat und die Kruppschen Geschütze schlecht machte. Auch über den „Zaberner" Fall hieß es in der chinesischen Presse, der Oberst Reuter knalle wie wild die Leute auf der Straße nieder usw. Oft wurden diese und ähnliche Meldungen gebracht, weil es schlechtweg nichts Neues zu berichten gab, öfter aber noch, weil es fast unmöglich war, zuverlässige Nachrichten aus offiziellen Quellen überhaupt zu erhalten. Seit dem Frühjahr 1913 hat sich nun das englische Weltdepeschenbureau von Reuter der Pflege des chinesischen Nachrichtendienstes besonders gewidmet. Es hat verantwortliche Vertreter in ganz China, die ihm nach Peking und Schanghai zutreffende, neueste und auch stilistisch brauchbare Meldungen zuwenden, die, geprüft, über das ganze Land verbreitet werden. Die Art dieser Berichterstattung erspart der chinesischen Presse sehr viele Kosten und steht hoch über dem, was die chinesische Presse bisher aus sich selbst zuwege bringen konnte. (Ein Versuch chinesischer Parlamentarier, ein eigenes Depeschenbureau für China zu errichten, ist im Laufe des Sommers 1913 sowohl in Paris wie in Berlin mehrfach eingeleitet worden, hat aber scheinbar einstweilen den gewünschten Erfolg noch nicht gehabt.)

Um die bessere Versorgung der chinesischen Presse mit deutschem Nachrichtenstoff hat sich seit 1905 der Ostasiatische Lloyd — der jetzt etwa 30 000 Worte aus Berlin und etwa 5000 Worte aus London nach Ostasien sendet und, in der chinesischen Presse bereits sehr bekannt und angesehen, von den 12 größten chinesischen Blättern wie z. B. Schanghai Times, Central China Post (Hankow), Chung Ngoi San Po, Hongkong Peking und Tientsien Times, North China Daily News, sowie acht englischen und einer französischen Zeitung abonniert ist — recht erfolgreich bemüht, jedoch mußte er mit seinen bescheidenen Mitteln einstweilen ganz wesentlich hinter Reuters Leistungen zurückbleiben. Wie Reuter in China arbeitet, das hat im Frühjahr des Jahres 1913 der Pekinger Korrespondent des Daily Telegraph, Putnam Weale, in seiner Zeitung berichtet, indem er einige neue hochwichtige Mitteilungen über die Monopolstellung der englischen Kabelgesellschaften und der Reuterschen Telegraphenagentur in China machte. „Durch die Bemühungen des englischen Reichspresseverbandes," so schreibt er, „ist es in England gelungen, daß seine Depeschengebühren zwischen China und Europa um 53 Prozent herabgesetzt sind, so daß ein Wort jetzt nur noch 70 Pfennige kostet. In China selbst kosten Preßtelegramme in chinesischer Sprache seit der Revolution nur 6 Pfennige das Wort und in englischer 12 Pfennige."

Weale knüpft daran folgende interessante Kritik: „Die Reutersche Telegraphenagentur hat nach Verbilligung der Inlanddepeschen sofort einen speziellen Nachrichtendienst mit vielen englischen Korrespondenten überall in China eingerichtet. Besonders bemerkenswert an diesem ausgezeichneten Dienste ist, daß die Eingeborenen allmählich überall auf ihn abonnieren und ihm großes Gewicht beimessen. Die chinesische Presse zählt bereits Hunderte von Tageszeitungen und wird zweifellos bald das erste Tausend erreichen. Eine gewaltige öffentliche Meinung wächst so heran und die Engländer können sich dazu gratulieren, daß die Gestaltung dieser öffentlichen Meinung in so hohem Grade in ihrer Hand ist."

Aber auch das Verständnis der chinesischen Regierungsbehörden für die Presse ist in den letzten Jahren wesentlich gewachsen. Allmählich fängt auch der chinesische Beamte an zu begreifen, daß es besser ist, den Journalisten mit genauen Informationen zu versorgen, als eine Zeitung nach der anderen zu schließen und fortgesetzt deren Verleger bzw. Redakteure einen Kopf kleiner zu machen. Dieser Wechsel macht sich bereits in Peking selbst bemerkbar, wo angesehene chinesische Zeitungsmänner ebenso wie ihre ausländischen Vertreter mehr und mehr die Möglichkeit haben, offizielle Informationen zu erlangen.

Zum Schlusse dieser Ausführungen seien noch einige kurze Bemerkungen über die politischen Wochen- und Monatsorgane in China gemacht. Es ist klar, daß in einem Lande

mit so großen entfernt liegenden Plätzen, die noch nicht durch ein Netz von Eisenbahnen einander nähergebracht worden sind, eine führende Tageszeitung, wenn sie nicht gerade aus der unmittelbaren Umgebung stammt, stark verspätet, manchmal erst nach mehreren Tagen in die Hände der Leser gelangt. Zwar vermag das chinesische Lokalblatt schon jetzt einen Teil telegraphischer Nachrichten im Auszuge mit einem Leitartikel über lokale oder nationale Angelegenheiten zu bringen. Aber um diese Lokalblätter zu ergänzen, bildet sich jetzt in wachsendem Maße ein Stamm von Wochen- und Monatsorganen heraus, die meistens englische Organe, wie Spectator, Nation, Saturday Westminster usw., sowohl in der Aufmachung wie im redaktionellen Inhalt zum Vorbild wählen. Die große Mehrzahl dieser Organe ist ein Gemisch von populären Erziehungs- und politischen Reformblättern im ähnlichen Sinne etwa wie Worlds Work, oder aber es sind reformpropagandistische Blätter wie Cobbets Weekly Register. Nach dem Vorbilde dieser englischen Zeitschriften fangen die chinesischen politischen Wochenorgane an, einen erheblichen Einfluß auf die öffentliche Meinung Chinas auszuüben. Die beiden bekannten chinesischen Journalisten und Reformer K'ang Yu-wei und Lian Ch'i-ch'ao redigieren schon seit Jahren solche einflußreichen Organe, nachdem sie aus der Verbannung zurückgekehrt sind und in Europa Erfahrungen und Beobachtungen gemacht haben.

Über die Rolle der ausländischen und speziell der deutschen Tageszeitungen und periodischen Blätter in der Presse Chinas zu sprechen, behalte ich mir vor, da meine Materialsammlung hierüber einstweilen noch zu lückenhaft ist. Soviel kann jedoch ganz allgemein hierüber bereits gesagt werden, daß der Einfluß dieser Organe in keinem Verhältnis steht zu ihrer Zahl und Verbreitung. Es ist wahrscheinlich, daß im Laufe der Zeit sich dieser Einfluß, gemessen an der Bedeutung der chinesischen Presse, noch mehr mindern wird, denn die Presse Chinas läßt in ihrer jetzigen Entwicklung deutlich erkennen, daß sie bemüht ist, ihre eigenen Wege zu gehen, und daß sie sich nicht nach bestimmten englischen, französischen, deutschen oder nordamerikanischen Traditionen zu richten gedenkt. Dr. N. Hansen

Kunst

Anselm Feuerbachs Briefe und Aufzeichnungen. Die Berliner Jahrhundertausstellung hat das Schaffen Anselm Feuerbachs zum ersten Mal in seiner Gesamtheit zur Anschauung gebracht, hat es in seinem gelassenen Adel, seinem hoheitsvollen Ernst dem allgemeinen Bewußtsein erst voll eindringlich gemacht. War damit die Teilnahme für den Künstler neu belebt, so haben die Veröffentlichungen der letzten Jahre für die Kenntnis des Menschen und seines inneren und äußeren Schicksals sichere und fortan unverrückbare Grundlagen hergestellt. Die Briefe Feuerbachs an seine Stiefmutter, zum größten Teil schon aus Allgeyers groß angelegter Biographie bekannt, wurden in einer lückenlos vollständigen, abschließenden Ausgabe dargeboten. (In zwei Bänden. Berlin, Meyer und Jessen.) Sie spiegeln nun das Suchen und Schaffen, das Ringen und Erleiden des Einsamen in unentstellter und ungemilderter Wahrheit, ohne jede Zwischenrede und fremde Deutung. Von dem verzehrenden Kampf einer ihres Wertes stolz bewußten Künstlerkraft mit der Stumpfheit und dem erklärten Widerstand der Zeitgenossen, von dem Erliegen eines mit heißblütiger Leidenschaft im eigenen Schaffen befangenen Geistes vor den nüchternen, harten Wirklichkeiten des Alltagslebens künden sie mit feurigen Zungen. Und sie fügen sich Glied an Glied aneinander zu erschütternder Vergegenwärtigung eines schweren Geschickes, das sich erfüllen mußte in dem ohnmächtigen Mühen einer im Grunde jeder Gegenwart abgewandten Innerlichkeit, für ihr höchstes Wollen und reifstes Vollbringen bei der Mitwelt sich Geltung zu erzwingen.

Der Ton der Erregung, der Gereiztheit und Verbitterung zittert und grollt durch diese rückhaltlosen Selbstoffenbarungen, ungehemmt und ungedämpft. Nur selten gönnen sie ein ruhiges Verweilen, einen zuversichtlichen Ausblick. Sie umschließen mehr des Niederdrückenden als des Befreienden. Und wenn sie streckenweit auch das willigste Aufnehmen ermüden, so liegt das zum guten Teil daran, daß die Zwiesprache mit der Mutter schließlich mehr und mehr von den praktischen Sorgen und Überlegungen beherrscht wird. Nicht ohne

Beschwerde arbeitet man sich durch die endlosen, immer in derselben Form wiederkehrenden Vorschläge und Weisungen für die Bilderversendung und den Bilderverkauf hindurch, die der Sohn der unverdrossen sorgenden und für ihn wirkenden Mutter anheimgibt. Und doch möchte man die Spuren solcher Alltagsmühsal aus dem Gesamtbilde dieses Lebensschicksals nicht hinweggetilgt wünschen. Der unablässige Kampf mit den Hemmungen des Augenblicks zeigt die Grenzen von Feuerbachs seelischem Vermögen im klarsten Licht, aber es bewährt sich in ihm zugleich auch sein unbeirrbares Festhalten an den tiefgegründeten Überzeugungen, die sein Schaffen leiteten. Und gerade in der engen Verflechtung des Inneren mit dem Äußeren hat der bezwingende Gesamteindruck eine wesentliche Wurzel. Oft genug quellen aufschlußreiche Bekenntnisse des Künstlers über die bewegenden Kräfte und das innere Ziel seines Lebenswerkes unmittelbar und notwendig hervor aus dem verquälten Bedenken der nächsten, kläglichsten Daseinsnot.

Die Auswahl, die der Gesamtausgabe im gleichen Verlag bald nachgefolgt ist, tut deshalb gut daran, daß auch sie fast nur vollständige Briefe mitteilt. Freilich, gegenüber der Fülle und Macht der Züge, wie sie die Gesamtheit der Briefe vergegenwärtigt, vermag sie nur Umrisse zu geben, nur Ahnungen zu erwecken. Und das Beste, was sie wirken könnte, wäre eben doch nur, daß sie zu dem Reichtum des Ganzen den Weg wiese. Zudem haben die zwei schweren Bände einen so großen Buchhändlererfolg geerntet, daß es nachher dieser ausgewählten Proben nicht mehr so dringend bedurft hätte.

Einen Vorzug allerdings hat die Auslese vor der vollständigen Ausgabe voraus: sie gibt in den biographischen Überleitungen, die H. Uhde-Bernays hinzugefügt hat, Klarheit über Voraussetzungen und Zusammenhänge, die aus den Briefen allein nicht voll verständlich werden. Die große Ausgabe fordert als notwendige Ergänzung die Biographie Allgeyers, die kleinere bietet selbst einen leichter zu handhabenden Schlüssel. Nur beschränkt sich der Herausgeber nicht überall auf das sachlich Notwendige, sondern gibt Betrachtungen Raum, die ihm persönlich nahe liegen, erörtert Maßstäbe für die Beurteilung, wo der Tatbestand für sich selber sprechen könnte.

Daß demgegenüber die Gesamtdarbietung der Briefe Feuerbachs fast auf jede Erläuterung verzichtet, hat wohl darin seinen Grund, daß sie von allen fremden Zutaten freigehalten werden sollte. Gewiß hat der Inhalt der beiden Bände auf diese Weise eine ruhige, machtvolle Geschlossenheit gewonnen. Aber für ihre Benutzung wäre doch etwa ein Beiheft dankenswert gewesen, das Schritt für Schritt über alles, was zwischen den Zeilen und zwischen den Briefen unausgesprochen bleibt, knappe und sichere Auskunft gäbe.

Und wenn nun durch eine billigere Auslese den Selbstzeugnissen Feuerbachs über sein Schaffen noch weitere Verbreitung ermöglicht werden soll: wäre es da nicht wertvoller gewesen, aus der Gesamtmasse der Briefe sorgsam nur das, aber eben auch alles das herauszuholen, was einen möglichst vollständigen Überblick über die gesamte Entwicklung des Künstlers, über das Werden all seiner Werke gewähren könnte? Eine solche Ausgabe würde, von allen bloß zufälligen und nebensächlichen Einzelheiten entlastet und nur auf die Erhellung des wahrhaft Wesentlichen eingestellt, eine geschlossene Selbstdarstellung des Malers und des Menschen bedeuten. Damit wäre auf breiterer, zuverlässigerer Grundlage ein Gegenstück zu dem biographischen Denkmal geschaffen, das die Mutter einst dem früh Dahingegangenen im „Vermächtnis" errichtete. Die Gesamtheit der Briefe wird doch jederzeit mehr Besitzer finden als wirkliche Leser: eine umfassende und innerlich zureichende Auswahl dagegen könnten die vielen, die sie zu erwerben vermöchten, sich auch ganz zum inneren Eigentum machen.

Die gegenwärtig vorliegende Auslese verdankt Lucian Bernhard ihre äußere Erscheinung. Der Band wetteifert mit der Wucht der großen Ausgabe, ist aber auch ebenso schwerfällig und unhandlich. Die eingehefteten Abbildungen nach den Hauptwerken Feuerbachs sind erstaunlich mißraten; sie dienen dem Buche nicht zum Schmuck, und man könnte sie ja überhaupt schon darum entbehren, weil heute fast alle wichtigeren Bilder Feuerbachs in weit besserer Wiedergabe ganz wohlfeil zu erwerben sind.

Auch dem „Vermächtnis“ hat Lucian Bernhard nun noch einmal eine neue Ausstattung gegeben, groß und ruhig und monumental einfach. Leider ist aber dadurch das Buch nun doch fast wieder so teuer geworden, wie es in seiner ursprünglichen Gestalt jahrzehntelang war, nicht zum Vorteil seiner Verbreitung, die gerade durch die schlichte und doch durchaus würdige erste Darbietung im neuen Verlag so erfreulich gefördert worden ist.

Prof. Th. Hänlein

Bildung und Erziehung

„Siegfried oder Achill?“ Unter dieser Überschrift hat Herr Dr. R. Schacht in Nr. 13 der „Grenzboten“ die Forderung erhoben, die Unterweisung unserer Jugend künftig auf einen Sagenkreis zu beschränken, wobei er sich zwar für seine Person für den griechischen Sagenkreis entscheidet, es aber im Prinzip dahingestellt läßt, ob man dem deutschen oder griechischen Sagenkreise den Vorzug geben will. Zu seiner eigenartigen Forderung gelangt Schacht, indem er folgendes ausführt: das deutsche Volk entbehre augenblicklich einer großen populären Kunst, in der sich alle Kräfte unseres Geistes spiegeln. Eine solche Kunst sei nur auf einem festen Fundamente allgemein gekannter und beliebter Geschichtsmotive, Anschauungen und Empfindungen zu schaffen. Die Quellen dieser Geschichten und Anschauungen seien Religion, gemeinsame Beobachtungen, wie sie in den Naturſagen oder Märchen niedergelegt seien, und große politische Ereignisse, wie sie Heldensage und Geschichte überliefern. Gegenstände dieses Fundaments seien bei uns, roh aufgezählt, Bibel, Märchen, Geschichte und Sage.

Die Bibel sei bei uns lange ein Volksbuch gewesen, sei jetzt aber nicht mehr in der Phantasie des Volkes lebendig und scheide deshalb vorläufig als Quelle eines Kulturfundaments aus. Auch mit den Volksbüchern würden wir einstweilen kein rechtes Glück haben.

Die Geschichte sei uns Deutschen nicht lebendig erhalten geblieben, weil wir keine alte eigentlich nationale Geschichte gehabt hätten. Das Märchen setzte, soll es lebendig bleiben, stetige intime Berührung mit der Natur und offenen Blick für das Leben voraus. Beides gehe weiten Schichten des Volkes ab und deshalb scheide auch das Märchen einstweilen für unsere Betrachtungen aus.

Was uns allein noch gewiß sei, sei die Sage. Aber auch sie scheine immer mehr zu verblassen. Den Grund hierfür erblickt Schacht in folgendem.

Aller praktischen Pädagogik Grundlehre sei Einheit des Stoffes und Stereotypie beim Einprägen. Kein guter Pädagoge gebe dem Lernenden für ein Phänomen zwei Erklärungen von verschiedenen Gesichtspunkten aus, spreche eine Regel in doppelter Fassung vor: wir aber nährten die Phantasie unserer Schüler mit grundverschiedenen Stoffen, mit Stoffen, die sich gegenseitig aufheben: nämlich sowohl mit dem griechischen wie mit dem deutschen Sagenkreis. Das sei der Grund, warum keiner der beiden Sagenkreise ausreichend tief bei unserer Jugend Wurzel fasse.

So bestechend der Lehrsatz von der Einheit des Stoffes und der Stereotypie beim Einprägen auf den ersten Blick ist, so wenig trifft er doch bei näherem Zusehen auf das von Schacht behandelte Problem zu. Schacht unterläßt zunächst, zwischen Götter- und Heldensage zu unterscheiden. In der Göttersage spiegelt sich vielfach die Versinnbildlichung von Naturvorgängen, nicht aber in der Heldensage. Soll nun wirklich, so weit in den Sagen vom Raub der Proserpina oder vom Sterben Baldurs Naturphänomene versinnbildlicht werden, der heutige Schüler diese als Sinnbild des Naturvorganges empfinden? Schacht läßt darüber jegliche Klarheit vermissen. Will er zu einem Götterkult zurück, wie ihn gewisse völkische Kreise in Österreich mit Wotansdienst und Johannisfeuer versucht haben? Will er die naturwissenschaftliche Erfassung der Naturvorgänge durch eine mythologische ersetzen? Oder was will er sonst? Er nimmt Anstoß daran, daß das Heldenideal, für das Begeisterung geweckt werden soll, bald Odysseus oder Achill, bald Siegfried oder Dietrich von Bern heißt. Aber er vergißt, daß der griechische und der deutsche Sagenstoff in ganz verschiedenen Klassen gelehrt werden, so daß die Jugend durchaus Zeit hat, den einen in sich aufzunehmen und zu

verarbeiten, ehe sie den anderen kennen lernt. Und er bringt ein geringes Vertrauen der jugendlichen — heute noch dazu durch die bildende Kunst aufs ausgiebigste unterstützten Phantasie entgegen, wenn er ein solches Begeistern für verschiedene Helden zu verschiedenen Zeiten für unverträglich hält. Man fragt sich danach: wie mag sich Schacht dem Lehrstoff im Geschichtsunterricht gegenüberstellen? Folgerichtig müßte er da auch nur die Wahl zwischen griechischer und römischer Geschichte einerseits und deutscher Geschichte anderseits lassen; käme doch sonst die Jugend in die Gefahr, sich heute für Alexander und Cäsar, morgen für Friedrich Barbarossa und Friedrich den Großen zu begeistern. Das hat sich doch aber bisher auch ganz gut miteinander vertragen. Der Grund, aus dem auch die Sagenwelt unserer Jugend immer mehr verblaßt, ist vielmehr folgender:

Wir leben in einem Zeitalter, dem Technik und Naturwissenschaften ihren Stempel aufgedrückt haben. Kein Wunder also, daß die Mehrzahl unserer Jugend sich für diese Wissensgebiete begeistert. Diese Mehrzahl wird auch nicht zum deutschen oder griechischen Sagenkreise zu bekehren sein, wenn man ihr das Lernen des anderen erläßt. Die Minderheit aber, die historisch gerichtet ist, wird nach wie vor gern beide Sagenkreise mit ihrem Interesse umfassen. Vom Schüler ist nicht immer schon zu sagen, ob er als Mann, seiner Begabung oder seinem Berufe nach, diese oder jene Entwicklung nehmen wird. Die Schule hat nur vorbereitendes Wissen zu überliefern. Zu einem solchen ist aber für die Allgemeinbildung einer der beiden Sagenkreise ebenso unentbehrlich wie der andere.

Das Bestreben Schachts, einer großen populären deutschen Kunst vorzuarbeiten und die Wege zu weisen, ist gewiß verdienstvoll; denn eine solche Kunst tut uns not, aber der Weg, den Schacht vorschlägt, führt nicht zum Ziele. Auch wollen wir als Opfer auf diesem Wege keinesfalls Sagenbilder zurücklassen, die der Phantasie von Generationen Nahrung und Begeisterung gewährt haben. Weder wollen wir verzichten auf Hektors Abschied von Andromache und das verhüllte Haupt des Odysseus, der im Saale der Phäaken seinen eigenen Ruhm singen hört, noch auf die Schildwacht Hagens und Volkers vor König Etzels Saal und auf die Sehnsucht der vom Meeresstrande in die Ferne spähenden Gudrun. Dr. Ernst Sontag

Wirtschaftspionier und Shakespeare-Verehrer. In einer Zeit, als deren heillosestes Grundübel die Spezialisierung aller Tätigkeit auf einen scharf abgegrenzten Berufskreis bezeichnet werden muß, wird vielleicht nicht ohne Nutzen auf einen Mann hingewiesen, dem neben einer bedeutenden praktischen Lebensarbeit auch ein Werk reingeistigen Inhalts gedieh: die Popularisierung Shakespeares und die Begründung der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft, die in diesem Frühjahr ihren fünfzigsten Geburtstag feierte. Wer war dieser Mann, den das Schicksal als kaum vierzehnjährigen Jungen an die Maschinen der väterlichen Papierfabrik stellte und somit zu ganz anderen Dingen berufen zu wollen schien als etwa zu einem „Leben in Schönheit", von dem die Ästheten so viel Wesens machen? — Wilhelm Oechelhäuser, so hieß er, war vor allem Autodidakt. Das muß man an die Spitze stellen, wenn man seiner rühmend gedenken will. Er eroberte sich seine Bildung, er eroberte sich seine mannigfaltigen Stellungen und Ehren, er eroberte sich Shakespeares Geisterreich. Alles aus eigener Kraft. Mit vierzehn Jahren Fabriklehrling, mit vierundzwanzig Studienreisender in England und Frankreich im Auftrage der preußischen Regierung, mit achtundzwanzig „Reichsministerialassessor" auf Grund einer handelspolitischen Broschüre, die einen Rhein—Emskanal und eine Verbindung zwischen Nord- und Ostsee fordert, mit einunddreißig Mitglied der Zollvereinskommission bei der ersten Londoner Weltausstellung, mit zweiunddreißig Bürgermeister der Stadt Mülheim an der Ruhr und bald danach Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, und endlich, ungefähr fünf Jahre später, Generaldirektor der Deutschen Continental-Gas-Gesellschaft in Dessau: das ist seine Laufbahn! In der letzten Stellung harrt er dreiunddreißig Jahre aus, um sich danach, ein Siebziger bereits, ganz seinem Shakespeare und seinen politischen Zielen hin-

zugeben. Denn auch die Politik besaß ihn, und zwar nicht als einen der Phrase ergebenen Parteimann, vielmehr als einen praktisch Tätigen, einen Tatvollender. Von 1878 bis 1893 ist Oechelhäuser, als Mitglied der nationalliberalen Partei, Reichstagsabgeordneter. Die Reform der Aktiengesetzgebung und die Urheberschaft des Reichsgesetzes betreffend die Gesellschaften mit beschränkter Haftung werden als seine Werke ausgegeben. Daneben ist er, in einer Zeit sozialpolitischer Anfänge, entschiedener Wortführer für soziale Reformen. „Was für den Arbeiter geschieht, soll auch durch ihn geschehen," ist eines seiner treffendsten Worte. Deutschlands junge koloniale Verhältnisse umfaßt er mit weihin treffendem Blick, ist Mitschöpfer der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, selber Gründer einer Plantage in Kamerun (Oechelhausen bei Isongo) und eifriger Befürworter der ostafrikanischen Zentraleisenbahn, deren erste Strecke nach seinem 1902 erfolgten Tode vom Reichstage genehmigt wurde.

Was ist es nun um das Verhältnis dieses Tatenreichen zu Shakespeare? Oechelhäuser hat in einem Manuskript gebliebenen Bande „Lebenserinnerungen" selber erzählt, wie er zu seinem Lieblingsdichter gekommen sei. Dem achtjährigen Knaben fallen eines Tages zufällig ein paar Bände Shakespeare in die Hände, die er „sofort und wiederholt" verschlingt — „wenn auch noch alles Verständnis fehlte," wie er hinzufügt. Aber da er das Wort Shakespeare mit Ehrfurcht aussprechen hört, hält er sich an den großen Mann. Als Zwanzigjähriger philosophiert er in Briefen an die Schwester bereits über „Sein oder Nichtsein", und die Theatervorstellungen, die er in Berlin, Königsberg und in England öfters sieht, regen ihn zu weiterem Eindringen mächtig an. Aber das „eigentliche Eindringen" fällt erst in die reifen Mannesjahre zwischen dreißig und vierzig, „wo ich", wie Oechelhäuser erzählt, „die einzelnen herauskommenden Stücke der mit deutschen Noten versehenen englischen Textausgabe von Nic. Delius durchzustudieren begann; sie wurden jahrelang meine Begleiter auf Reisen und die Gegenstände eifrigen Studiums auf meinen tagelangen Eisenbahnfahrten. Hieran schloß sich die Kenntnisnahme der bedeutendsten Kommentatoren, und immer lebhafter nahm ich an Unterhaltungen, Diskussionen und Vorlesungen teil."

Als sich die gebildete Welt dann 1863 auf die Dreihundertjahrfeier von Shakespeares Geburt für 1864 rüstete, trat Oechelhäuser mit einem (als Manuskript gedruckten) Bändchen „Ideen zur Gründung einer Deutschen Shakespeare-Gesellschaft" auf den Plan. Das Schriftchen ist noch heute interessant, weil es erkennen läßt, wie anders sich die Gesellschaft in ihres Begründers Kopfe malte als sie später geworden ist. Ganz Deutschland sollte mit einem Netz von Zweigvereinen übersponnen werden, die sich zu einem machtvollen Kulturbunde in eins schlossen. Aus Angehörigen aller Stände sollte dieser Bund zusammengesetzt sein, die Frauen sollten grundsätzlich und zahlreich mithineingezogen werden, denn „das Vorurteil, als handele es sich um die Stiftung eines exklusiven Gelehrtenvereins," sollte nicht aufkommen. Vor allem aber, und hier erkennt man den Falkenblick des praktischen Mannes, der auf lebendige Wirkungen aus ist — vor allem sollte die Bühne, sollten die Künstler der Bühne mit im Bunde sein, da eine gute Darstellung Shakespeares „für den größten Teil der Hörer das einzige Mittel bietet, zu einem tieferen Verständnis des Dichters hinzugelangen." . . . „Wie es zu Shakespeares Zeiten war, so ist es noch heute: die durchschlagende Wirkung seiner Werke auf Bildung und Sitte des Volkes kann im großen und ganzen nur mit Hilfe der Bühne erreicht werden."

Als die Shakespeare-Gesellschaft später dennoch der große Gelehrtenverein wurde, dem die Erforschung von Text und Wort Hauptsache war, da hat Oechelhäusers ursprünglicher Instinkt für das Lebenzeugende im Dichter die Verbindungen mit dem Leben auf mannigfaltigste Weise aufrecht zu erhalten gesucht. Er ist einer der fruchtbarsten Bühnenbearbeiter Shakespeares geworden, und wenn sein Bestreben, die „allzu nackten Darstellungen des niederen Lebens" unseres wirklichkeitsfrohen Dramatikers einer „verfeinerten" Zeit anzupassen, auch nicht mehr verstanden wird von uns Nachgeborenen, die wir nicht ohne Gewinn durch die Schule des Naturalismus

gegangen sind, so war sein Geschmack für seine Zeit doch repräsentativ, ebenso wie seine Inszenierungsgrundsätze es waren, die der Ausstattungsfülle des Meiningertums das Wort redeten. Dem Leben der Gegenwart und den Massen des Volkes hat Oechelhäuser seinen Shakespeare aber noch auf andere Weise recht eigentlich näher gebracht. Wie immer, wenn es dem Namenspatron der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft durch praktische Maßregeln Wege zu ebnen galt, war er mitratend und mittuend dabei, als man, in Eingaben an die in Betracht kommenden deutschen Ministerien, dafür eintrat, daß an allen Universitäten englische Professuren errichtet, an allen Gymnasien Englisch als Pflichtfach eingeführt werde. Weiter war die Errichtung des Weimarer Shakespeare-Denkmals, der jedem Weimarpilger bekannten frohen Schöpfung Otto Lessings, sein eigenstes organisatorisches Werk. Und endlich und vor allem ist das Unternehmen einer ersten deutschen Volksausgabe Shakespeares, von der innerhalb zehn Jahren sechzigtausend Exemplare abgesetzt wurden, Oechelhäusers Haupte und Oechelhäusers Initiative entsprungen. So darf man ihn als den Mann bezeichnen, der immer erfolgreich bestrebt war, die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft aus den Gründen, ja Abgründen der philologischen und philosophischen Text- und Wortkritik auf die schöne grüne Weide des Lebens zu führen — des Mitlebens und des Erlebens, aus dem heraus er selber zu seinem Helden und Gotte Shakespeare hingelangt war.

Adolf Teutenberg

Rechtsfragen

Auch ein Vorteil des erweiterten Staatserbrechts. Bei der Erörterung der Frage des Reichserbrechts, das ja neuerdings eine Anhängerschaft findet, auf die bis vor kurzem selbst seine eifrigsten Verfechter kaum gerechnet haben, verdient auch etwas, das meines Wissens in der Öffentlichkeit noch nicht hervorgehoben worden ist, Bekanntgabe in weitesten Kreisen. Ich meine den mit der Einschränkung des gesetzlichen Erbrechts der entfernteren Seitenverwandten ohne weiteres verbundenen Wegfall zeitraubender und umständlicher, wie auch kostspieliger gerichtlicher Maßregeln und dessen, was dazu gehört. Bei dem zurzeit im Deutschen Reiche nach dem Vorbilde des corpus juris geltenden Anspruch auch der nur in entlegenster Weite mit dem Erblasser versippten Blutsverwandten, die ja oft nur mit größter Mühe oder gar nicht zu ermitteln sein werden, kann der Staat als gesetzlicher Erbe erst dann vom Nachlasse Besitz ergreifen, wenn das Erbschaftsgericht nach öffentlicher Aufforderung an die Erben zur Meldung mit Aufgebotsfrist fernere Nachforschungen nach solchen leiblichen Verwandten pflichtmäßig als zwecklos erachten darf — es hat dann ausdrücklich durch besondere Entschließung festzustellen, daß kein anderer Erbe als der Fiskus vorhanden sei (§ 1964 ff. B. G. B.). Wieviel leichter muß sich dieses Verfahren abwickeln, wenn von vornherein als letzte Erbberechtigte nur etwa Geschwister oder Geschwisterkinder in Betracht zu ziehen sind, deren Vorhandensein oder Nichtvorhandensein unschwer feststellbar ist! Denn die Kosten darüber hinausgehender, schwieriger Ermittlungen fallen namentlich bei geringen Nachlässen ins Gewicht und erweisen sich, wenn das Nachforschungsergebnis gleich Null ist, als nutzlos vertan. — Wie aber steht es mit solchen testamentslosen Erbschaften, deren Überschuldung von vornherein feststeht oder so wahrscheinlich ist, daß die als gesetzliche Erben berufenen nächsten Verwandten es vorziehen, die Erbschaft nicht anzutreten, sondern sie binnen der Frist von sechs Wochen nach Kenntnis vom Erbanfall auszuschlagen (§§ 1943 ff. B. G. B.)? Haben z. B. Geschwister dies getan, was gültig nur in einer ebenfalls mit Kosten verbundenen Erklärung in öffentlich beglaubigter, also meist in gerichtlicher oder notarieller Form (§ 129 B. G. B.) geschehen kann, dann ist nicht etwa die Entsagungs- und Erbschaftsangelegenheit für die ganze Verwandtschaft erledigt, sondern dann geht die Erbschaft auf vorhandene Kinder oder Enkel usw. der Entsagenden über; auch diese müssen (nötigenfalls durch Vater, Mutter, Vormund vertreten) die Kosten einer formgültigen Entsagungserklärung aufwenden, ohne daß für sie irgendein Nutzen dabei herausspringt, wenn sie sich nicht der Gefahr aussetzen wollen, mit der Frage der Befriedigung der Erbschafts-

gläubiger, mindeſtens nach Kräften des Nachlaſſes, wo nicht aus eigenem Geldbeutel, vielleicht ſogar im Prozeßwege, behelligt zu werden. Erſatz für die Koſten aus dem Nachlaſſe gibt es nicht. Und nun geht die Schraube weiter gegen die entfernteren Seitenverwandten, ſolange wie ſolche auf Grund eines Stammbaumes ſich noch finden laſſen, bis ſie endlich ins Leere ſticht, weil ſolche weiteren Blutgeſippten nicht mehr ermittelt werden können. Solche entfernteren Verwandten werden oft ſehr überraſcht ſein und ſich des ſonſt gezeigten „Familienſinnes“ entſchlagen, wenn ſie plötzlich erfahren, daß ſie „Erben“ eines überſchuldeten Nachlaſſes geworden ſind und aus Anlaß dieſes Ereigniſſes gänzlich nutzlos Koſten aufwenden ſollen. Denn daß man „Erbe“ auch da iſt, wo nur Schulden zu „erben“ ſind, das verſteht der Laie nicht. Schließlich aber wird, von Ausnahmeprivilegien abgeſehen, der Fiskus (z. Zt. meiſt die Staatskaſſe der einzelnen deutſchen Bundesſtaaten, ausnahmsweiſe die Reichskaſſe) endgültig der geſetzliche Erbe, ſobald das Nachlaßgericht feſtgeſtellt hat, daß kein anderer Erbe vorhanden (nicht ermittelt) iſt. Ihm ſteht es nicht zu, einer überſchuldeten Erbſchaft zu entſagen (ſie auszuſchlagen); vielmehr muß er ſie „liquidieren“, d. h. mit den Gläubigern abrechnen, ohne aber (dies iſt ſein Vorrecht) in die Lage zu kommen, dieſen mehr zu ihrer Befriedigung zahlen zu müſſen, als der Nachlaß an Vermögensſtücken hierfür verfügbar läßt. Vergleiche hierzu die §§ 1936, 1942, 1953, 1994, 2011 B. G. B. ſowie Art. 138 des Reichs-Einführungsgeſetzes dazu und § 780 Abſ. 2 der Zivilprozeßordnung.

Alles das vereinfacht ſich natürlich in hohem Grade, wenn von vornherein das geſetzliche Erbrecht auf die allernächſten Verwandten beſchränkt wird, und das Reich ſchon dann als geſetzlicher Erbe eintritt, wenn dieſe allernächſten Verwandten durch Ausſchlagung der Erbſchaft ausgeſchieden ſind.

Werkſtätten Bernard Stadler

Paderborn Zuſammenarbeiten von Kaufmann, Künſtler und Handwerker; im neuzeitlichen Geiſte durch Max Heidrich entworfene Zimmereinrichtungen; gediegen, bequem, von durchdachter Zweckmäßigkeit und Sachlichkeit, in ſich ſchön durch die Wirkung des Holzes und die feinfühlig abgewogenen guten Verhältniſſe der Formen. Einzelanfertigung in verſtändnisvollem Eingehen auf beſondere Wünſche. Beſonders preiswert:

Bürgermöbel

Vollſtändige Zimmer für etwa 300 bis 1000 Mark. Teppiche, Bezug-Stoffe, Beleuchtungskörper, auserleſenes kunſtgewerbliches Kleingerät

Lieferung frei in die Wohnung.

Preisbuch T 3 mit 170 Abbildungen Preis 1 Mark

Berlin W. 30 · Bremen · Düſſeldorf · Hamburg · Leipzig

Traunſteinerſtr. 6 Georgſtr. 64 Bleichſtr. 6 Bergſtraße 12/14 i. H. Aug. Polich

Wer wollte leugnen, daß das für das Rechtsleben einen Fortschritt bedeuten würde! Vielleicht trägt auch diese Auseinandersetzung dazu bei, dem Gedanken des Erbrechts des Reiches noch mehr Freunde zu gewinnen, nachdem die betreffende Vorlage der Reichsregierung einstweilen im Reichstage zurückgestellt worden ist. Ich selbst bin schon seit längerer Zeit ein Anhänger dieser Art der „Besteuerung" zum allgemeinen Wohle, wenngleich ich nicht leugnen will, daß auch bei mir der darin zum Ausdruck gekommene gesetzgeberische Gedanke, als er mir zum allererstenMale entgegentrat, außerordentliches Erstaunen erregte; es war das schon anfangs der siebziger Jahre, als Professor Baron in Berlin bei seinen Vorlesungen über Preußisches Landrecht uns Studenten derartiges als seine Überzeugung vortrug. Aber: „ein jedes Band, das noch so leise — die Geister aneinanderreiht — wirkt fort auf seine stille Weise — durch unberechenbare Zeit." (Platen.)

Geheimer Justizrat K. Bruns

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 26/27.

Dresdner Bank

Aktien-Kapital . . Mk. 200 000 000
Reservefonds . . Mk. 61 000 000

DRESDEN — BERLIN — LONDON

— BREMEN BRESLAU CASSEL FRANKFURT a. M. HAMBURG — HANNOVER LEIPZIG MANNHEIM MÜNCHEN NÜRNBERG STUTTGART

Altona, Augsburg, Bautzen, Beuthen O.-Schl., Bückeburg, Bunzlau, Cannstatt, Chemnitz, Corbach, Detmold, Emden, Eschwege, Frankfurt a. O., Freiburg i. Br., Fulda, Fürth, Gleiwitz, Göttingen, Greiz, Harburg, Heidelberg, Heilbronn, Kattowitz, Königshütte O.-Schl., Leer, Liegnitz, Lübeck, Meißen, Plauen i. V., —— Spandau, Stettin, Tarnowitz, Ulm, Wiesbaden, Zittau, Zwickau. ——

Annahme von Depositengeldern zur Verzinsung; An- und Verkauf von Wertpapieren, ausländischen Geldsorten, Devisen usw.
Einlösung von Coupons und Dividendenscheinen; Ausstellung von Schecks und Kreditbriefen;
Diskontieren und Einziehen von Wechseln und Schecks; Beleihung börsengängiger Wertpapiere und deren Versicherung gegen Kursverlust im Falle der Auslosung; Aufbewahrung und Verwaltung von Wertpapieren; Beschaffung und Unterbringung von Hypothekengeldern, Vermögensverwaltungen, Testamentsvollstreckungen, sowie alle sonstigen bankgeschäftlichen Transaktionen.

Vermietung von Stahlkammern

Regierung und Parlament

Von George Cleinow

Der Reichstag hat nach zwei Jahre und drei Monate währender Seſſion ſeine Pforten geſchloſſen. Nun iſt nichts menſchlicher als das: die Mitglieder des Reichstages, — und das ſind ja meiſt, ſobald ſie ihrer Freifahrtkarte erſter Klaſſe entkleidet ſind, ganz natürliche und zum Teil ſogar umgängliche Menſchen, — die Mitglieder des Reichstages haben das Bedürfnis ihren Wählern nachzuweiſen, daß ſie zwei Jahre und drei Monate hindurch ununterbrochen ausſchließlich für das Wohl ihrer Wähler gearbeitet und gekämpft haben, daß ſie tatſächlich in dieſer Zeitſpanne bis dahin Unerhörtes geleiſtet und daß ſie ihren Fähigkeiten gemäß noch viel mehr zuwege gebracht hätten, wenn nicht . . . ja, wenn nicht die Regierung teils zu reaktionär, teils zu liberal, teils zu ſchwach, teils zu ſtark geweſen wäre, ja, wenn nicht die Sozialdemokratie und die noch viel gefährlicheren Zentrumsleute, und der politiſch-kindliche Freiſinn, und die unzuverläſſigen Nationalliberalen und ſchließlich, wenn nicht die brutalen Junker geweſen wären. Mit einem Worte: jeder Abgeordnete ſucht ſich eine möglichſt gute Preſſe zu ſchaffen, und der vom vielen Regiſtrieren ermattete Chroniſt könnte mit dem frohen Bewußtſein in die Sommerfriſche reiſen, daß das deutſche Volk in ſeinen Abgeordneten dreihundertſiebenundneunzig Männer von überragender Bedeutung hat.

Diesmal steht freilich die Sache für die Abgeordneten nicht so günstig: der Reichstag und damit die Herren Volksvertreter haben eine schauderhafte Presse, fast schlechter als die Regierung! Und das will doch etwas bedeuten! Und was das bedeutsamste ist: durchaus aus eigener Kraft, ohne Zutun der Regierung oder offiziöser Zeitungsschreiber! Die Regierung hat tatsächlich nicht einen Finger gerührt, um den Reichstag zu diskreditieren! Dennoch die schlechte Presse!

Die Frankfurter Zeitung weist uns auf das Gebiet der Psychologie, um die Mißstimmung zwischen Regierung und Reichstag zu erklären. Sie hütet sich aber, auf die Psyche der „Linksmehrheit" näher einzugehen. Auch die Tägliche Rundschau führt uns an die psychologischen Momente heran; sie kennzeichnet sie weniger gelehrt, wenn auch um so treffender mit dem Worte Katerstimmung. Ja, was ist schuld an dem Katzenjammer?! Herr Liebknecht macht den Reichstag verantwortlich, wenn er sagt: er habe die Regierung, die er verdiene. Das sind drei Stimmen aus verschiedenen Lagern, die auf den Reichstag selbst hinweisen. Tatsächlich könnte der Reichstag heute ganz anders dastehen, hätten die in ihm den Ausschlag gebenden Parteien nicht eine kurzsichtige Parteipolitik getrieben, hätten nicht Scheinerfolge gleich zu Anfang die Sinne umnebelt.

Die abgelaufene Session des Reichstages ist so widerspruchsvoll verlaufen, wie sie angefangen hatte. Die Verteilung der Abgeordneten auf die einzelnen Parteien machte ihn von vornherein unfähig geschlossen zu handeln: es sind Mehrheiten für alle möglichen Gesetzesvorschläge vorhanden, aber doch wieder auch nicht; jeder Zufall, jede momentane Stimmung, ja, man darf sagen, jeder Vorgang oder gar Witterungswechsel draußen, war imstande, die Mehrheitsbildung zu beeinflussen. Wie es um die Zusammensetzung des im Januar 1912 gewählten Reichstages stand, läßt sich trefflich an dem Ergebnis der endgültigen Präsidentenwahl vom 8. März 1912, bei der der Sozialdemokrat Scheidemann das Präsidium nach vierwöchentlicher Tätigkeit darin räumen mußte, mit den Worten des Abgeordneten Dr. Oertel kennzeichnen: „Das Präsidium," schrieb er am 9. März 1912 in der Deutschen Tageszeitung (Nr. 125), „stützt sich eigentlich nur auf das knappe Viertel der Mitglieder des Reichstages. Die beiden liberalen bürgerlichen Parteien zählen noch nicht neunzig Mitglieder, und nur diese stehen, wenn man die Dinge scharf faßt, hinter dem Präsidium. Die zweite Seltsamkeit, die sich im parlamentarischen Leben wohl noch nie ereignet hat, ist die Tatsache, daß der Präsident des Reichstages mit einer Mehrheit von einer einzigen Stimme gewählt worden ist, und daß diese Mehrheit sich in eine Minderheit von mindestens zwei Stimmen verwandelt hätte, wenn Freiherr von Hertling nicht bayerischer Ministerpräsident geworden wäre und wenn auf der rechten Seite des Hauses nicht zwei Mitglieder mehr als auf der linken gefehlt hätten. Wäre das Haus voll besetzt gewesen, so würden nach menschlicher Voraussicht auf Dr. Spahn

mindestens zwei Stimmen mehr gefallen sein als auf den jetzt gewählten Präsidenten."

Der heutige Reichstag erwies sich somit von vornherein als ein höchst empfindlicher und unzuverlässiger Mechanismus, und wenn es nicht zu einem parlamentarischen Zusammenbruch mit einer unübersehbaren Kette von innerpolitischen Krisen gekommen ist, so lag es nicht an ihm. In erster Linie darf dafür die Regierung den Dank einheimsen, die auf die Würde des Hohen Hauses viel mehr Rücksicht genommen hat, als die Parlamentsmitglieder selbst. Der Stoizismus der Regierung, die Kühle des Herrn von Bethmann Hollweg hat den von vielen Seiten erwarteten Zusammenbruch verhindert.

Wenn es noch eines Beweises dafür bedurft hätte, daß die deutsche Regierung dem Reichstage mit seinem demokratischen Wahlrecht nicht feindlich gesinnt ist, wenn es des Nachweises benötigte, daß in unseren leitenden Kreisen keinerlei Staatsstreichpläne Boden gewonnen haben, so braucht nur auf die Haltung des Reichskanzlers gegenüber diesem schwachen, allen möglichen Einflüssen zugänglichen Reichstage gewiesen zu werden. Die Regierung, die in den Wahlkampf nur einmal durch den Neujahrsartikel in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung eingegriffen hatte, indem sie auf die Sozialdemokratie als auf den gemeinsamen Gegner des Bürgertums wies, hat nicht die erste beste Gelegenheit ergriffen oder gar geschaffen, um den Reichstag aufzulösen; sie überließ es nach dem Versagen ihrer Parole den Fraktionen der bürgerlichen Parteien, sich in positiver Arbeit zu finden, indem Herr von Bethmann erklärte, er denke die Arbeiten des Reichstages durch die Zuweisung ernster Aufgaben fruchtbar zu machen. Herr von Bethmann hat nun, ohne sich um Störungen und zum Teil recht heftige Anfeindungen zu kümmern, das durchgehalten, was er sich vorgenommen hatte: er hat den Reichstag geradezu mit Gesetzentwürfen gefüttert, wohl in der Hoffnung, die Fraktionen dadurch zu veranlassen, auf Dauer- und Propagandareden zu verzichten und sachlich zu arbeiten. In dieser Hoffnung wurde die Regierung getäuscht: die Linke, in dem Wahn, daß das Präsidium aus Liberalen ein Beweis für das Vorhandensein entsprechender Macht einer „Linksmehrheit" sei, ging direkt darauf aus, das parlamentarische System „einzuführen", ohne daß dafür die notwendigen Voraussetzungen erfüllt gewesen wären. Die Zaberndebatten im Dezember 1913 bildeten den Höhepunkt. Die kurzen Anfragen, die Rüstungskommission und die sogenannte Zabernkommission sind das vorläufige praktische Ergebnis, das das Parlament der Regierung abgerungen hat. Freilich, das wollen wir gleich festhalten, nicht zur Förderung des Ansehens des Parlaments. Wie so oft, erweist es sich auch hier, daß nicht jeder, dem Macht zufällt, deshalb auch ohne weiteres befähigt ist, die Macht zum Ziele der Allgemeinheit zu gebrauchen. So sind die kurzen Anfragen, die den Verkehr zwischen Regierung und Parlament erleichtern sollten, in der Hand dieses Reichstages geradezu ein Verhängnis für das Ansehen des Reichstags geworden. Und wenn nicht nur eine Anzahl wichtiger Gesetzentwürfe unvollendet liegen blieb,

sondern auch der Reichshaushalt nur mit einer Verspätung von sieben Wochen verabschiedet werden konnte, so trägt daran zum guten Teil der Mißbrauch Schuld, der von einigen Fraktionen mit den kurzen Anfragen getrieben wurde.

Die Beobachtung, wie wenig der gegenwärtige Reichstag sich befähigt erwies, seine parlamentarischen Erfolge auszunutzen, mag Herrn von Bethmann in der von ihm bevorzugten Politik des Abwartens und Lavierens gegenüber der sogenannten Linksmehrheit, auf deren bedenkliche Seiten an dieser Stelle wiederholt hingewiesen wurde, bestärkt haben. Anders wäre es nicht zu verstehen, warum der Herr Reichskanzler dem Treiben mit so unnachahmlicher Kühle zugesehen und die wohlmeinenden Dränger von rechts nicht immer freundlich zurückgewiesen hat. Selbst dem Toben der ersten Zaberndebatten hat er einen Gleichmut entgegengesetzt, der — heute darf es ausgesprochen werden — für viele fast beleidigend wirkte. Heute, nach der Schließung der Session, wird man die Politik des Kanzlers schon eher verstehen. Sie ist wenigstens folgerichtig. Augenscheinlich ist die Regierung froh, einen Reichstag zu haben, der bisher in wichtigen Fragen nicht versagt hat, und kümmert sich um weiterreichende Entwicklungsmöglichkeiten gar nicht.

Eine Reichstagsauflösung, wie sie vielfach gefordert wurde, um den Sozialdemokraten einige Mandate abzunehmen, hätte bei einem solchen Standpunkt der Regierung vielleicht Sinn gehabt, wenn es sich darum handelte, für große Aufgaben des Parlaments eine absolut sichere Mehrheit zu bekommen. Wer aber wollte für einen solchen Ausgang der Wahl bürgen? Für die wichtigen Lebensfragen der Nation sind die Mehrheiten vorhanden: für Heer und Flotte bewilligte dieser Reichstag alles was bedeutungsvoll ist; es sei nur an die glatten Bewilligungen über den ordentlichen Etat hinaus mit Einschluß des einmaligen Wehrbeitrags erinnert; auch die Verschärfung des Spionagegesetzes gehört dazu; für die bevorstehenden Handelsvertragsverhandlungen ist gleichfalls eine Schutzzollmehrheit vorhanden. Die Regierung hätte somit durch eine Reichstagsauflösung Chancen preisgegeben, ohne eine sicherere dafür einzutauschen. Das aber konnte angesichts der Verfeindung der bürgerlichen Parteien unter sich ein Kampf gegen die Sozialdemokratie nicht wert sein. Die politische Taktik des Reichskanzlers hat sich ohne Zweifel bisher und bis zu gewissen Grenzen bewährt. Diese Erkenntnis von der Überlegenheit der Regierung wird bei der „Linksmehrheit" des Reichstags in erster Linie jene Empfindungen ausgelöst haben, die mit Katerstimmung am besten gekennzeichnet sind.

Unter den kurz skizzierten Umständen will es mir scheinen, erfolgte auch die Schließung der Session in dem psychologisch richtigen Momente nicht nur vom Standpunkt der Regierung, sondern auch vom Standpunkt des Reichstages aus. Sie liegt geradezu im Interesse des Ansehens der Volksvertretung, auch derjenigen Abgeordneten, die entschiedene Anhänger des parlamentarischen Systems sind, ohne deshalb gleich Revolutionäre zu sein. Es galt reinen

Tisch zu machen und alte Sünden, alte Verranntheit einmal abzustoßen und auf dem gesäuberten Plan die aufbauende Arbeit ohne die Hemmungen zu beginnen, die schließlich doch in den Debatten und Beschlüssen früherer Kommissionssitzungen liegen. Vom Standpunkt der Rechtsfrage aus ist gegen die Schließung des Reichstages an Stelle einer neuerlichen Vertagung gar nichts einzuwenden. Nach der Verfassung soll die Reichstagssession in der Regel einen Winter hindurch währen. In der Praxis hat sich diese zur Verfügung gestellte Zeit als zu kurz zur Bewältigung der gesetzgeberischen Arbeiten erwiesen; besonders die großen, in ihren Wirkungen weitreichenden Gesetze erforderten mehrjährige zusammenhängende Tätigkeit in den Kommissionen, sollte nicht die Arbeit vieler Wochen und Monate immer wieder unter den Tisch fallen. Hieraus hat sich die Gewohnheit herausgebildet, die Legislaturperiode nicht viermal, sondern nur zweimal oder gar nur einmal zu unterbrechen, sofern der Reichstag nicht der Auflösung verfiel. Nach dem Stande der Gesetzgebungsarbeit des heutigen Reichstages liegt nun die Notwendigkeit einer besonderen Rücksichtnahme gegen keinen der schwebenden Gesetzentwürfe vor. Von zweien, die bereits viel Arbeit verursacht haben, meint die Norddeutsche Allgemeine Zeitung, daß über sie „eine alsbaldige Verständigung zwischen den verbündeten Regierungen und dem Reichstag nicht zu erwarten war." Gemeint sind die Gesetzentwürfe betreffend die Errichtung eines Kolonialgerichtshofes und des Verkehrs mit Leuchtöl, alias das Petroleummonopol. Durch Schließung der Session hat die Regierung die Ablehnung der Gesetze durch den Reichstag verhindert und kann nun, ohne auf Empfindlichkeit bei der Parlamentsmehrheit zu stoßen, mit neuen Entwürfen vor den Reichstag treten, wenn die Stimmung dafür günstiger ist. Auf andere Vorlagen, wie z. B. auf das Luftverkehrsgesetz, das Gesetz gegen die Gefährdung der Jugend durch Zurschaustellung von Schriften, das Rennwettgesetz, das Gesetz zur Abänderung der Vorschriften der Gewerbeordnung über Schankwesen und Kinematographen hat der Reichstag noch keine nennenswerte Arbeit verwendet; auch diese können ohne Schaden neu eingebracht werden. Von einer weiteren Vorlagengruppe schreibt die Norddeutsche Allgemeine Zeitung, sie sei schon so weit gediehen, daß ein bei „späterer Gelegenheit verwertbarer Kommissionsbericht" vorliegt. Also auch die auf sie verwendete Arbeit will die Regierung nicht unter den Tisch fallen lassen, sondern sich lediglich ihnen gegenüber den Zeitpunkt zur erneuten Einbringung vorbehalten. Daß der Reichskanzler durch die Schließung der Session keine Brüskierung des Reichstages im Auge hatte, geht schließlich auch aus seiner durch die Presse verkündeten Absicht hervor, daß er bei Beginn der neuen Tagung mit dem Seniorenkonvent des Reichstages gemeinsam einen Arbeitsplan für die nächste Session vereinbaren will.

So darf man auch mit Rücksicht auf die Geschäftslage des Reichstags feststellen, daß der Kanzler auch für die Zukunft bemüht ist, unnötige Reibungen zwischen den gesetzgebenden Faktoren des Reichs zu vermeiden und alle Kräfte im Dienst der großen Aufgaben zu vereinigen, die diesem Reichstage noch bevor-

stehen. Und es sind keine Kleinigkeiten, die dieser Reichstag vollbringen soll: ein neues Patentgesetz und die neuen Handelsverträge. Um diese beiden großen Gesetze, die dem deutschen Geistesarbeiter ebenso wie dem Handarbeiter für ein weiteres Jahrzehnt und darüber hinaus einen angemessenen Lohn seines Mühens gewährleisten sollen, werden sich die laufenden Arbeiten des Reichstags während der nächsten Session zu gruppieren haben. Das Ergebnis dieser Arbeiten wird dem deutschen Volke in seiner Gesamtheit den Platz unter den Nationen für ein Jahrzehnt bestimmen. Von dem Ergebnis der bevorstehenden Parlamentsarbeit wird es abhängen, wo dieser Platz ist, — der Tüchtigkeit des Volkes angemessen oben oder — wo anders. Es ist notwendig, darauf im Zusammenhang mit unseren Darlegungen hinzuweisen. Herr von Bethmann hat den Nachweis erbringen können, daß seine Regierungsmethode praktisch ist. Ihr gegenüber hat die Taktik der Parteien versagt: die der Sozialdemokraten, weil die Regierung sich durch nichts hat provozieren lassen, die der bürgerlichen Parteien, weil sie untereinander uneinig, einzeln keine schwerwiegenden Faktoren für die politischen Kämpfe bedeuten. Möge der parlamentslose und von Kommissionssitzungen freie Sommer diejenige Stimmung bei den bürgerlichen Parteien schaffen, die unbedingt erforderlich ist, wenn es diesem Reichstage gegen eine Welt von äußeren und inneren Feinden gelingen soll, zu dem großen Werk des Reichsangehörigengesetzes und der bisher umfangreichsten Rüstung das größere Werk neuer gesunder Wirtschaftsgrundlagen hinzuzufügen. Die Devise der bürgerlichen Parteien sollte sein: Einigkeit macht stark!

„Freideutsche Jugendkultur"

Einige Kapitel aus der jüngsten Jugendbewegung

Von Schulrat Eberhard

Auf dem Felde der „Jugendpflege" grünt und blüht, wächst und wuchert es seit dem bekannten Erlaß des preußischen Ministers vom Januar 1911 derart, daß tieferblickende Volksfreunde gelegentlich bereits nach dem Schutz der Familie gegen diese die Urzelle alles Gemeinschaftslebens bedrohenden Fürsorgebestrebungen der Älteren um die Jüngeren zu rufen anfangen. Aber es gibt nichts Neues unter der Sonne; längst ehe die Tagespresse von der Jugendpflege etwas wußte oder würdigte, hatte die Kirche in ihren Jugendvereinigungen sich der Pflege des religiösen Lebens, dann aber auch der leiblichen und sittlichen Wohlfahrt ihrer Jugend angenommen; und wenn der Erlaß der preußischen Staatsregierung vom 18. Januar 1911 als „Aufgabe der Jugendpflege die Mitarbeit an der Heranbildung einer frohen, körperlich leistungsfähigen, sittlich tüchtigen, von Gemeinsinn und Gottesfurcht, Heimat- und Vaterlandsliebe erfüllten Jugend" bezeichnet, so hatte das die deutsche Turnerschaft in ihren Turnvereinen unter dem Wahlspruch „Frisch, fromm, fröhlich, frei" immer erstrebt, seit vor fast genau hundert Jahren Fr. L. Jahn auf der Hasenheide bei Berlin die Jugend zu turnerischen Übungen gesammelt hatte.

Und dennoch ist auf diesem reich bestellten Boden im vergangenen Jahre eine Pflanze emporgeschossen, von der uns einer, der es wissen muß, versichert: „Sie ist wirklich etwas Neues, etwas, was man bisher nicht gekannt hat*)". Diese Pflanze entwickelt sich unter verschiedenartigen Lebensbedingungen, teils öffentlich an der Sonne des Tages erblühend, teils unter dem Schutze der Diskretion und des „Postlagernd" wuchernd; und ihre Entwicklung ist biologisch und psychologisch so eigenartig und überraschend, daß man sich bereits im bayerischen Landtage wie seitens der österreichischen Behörde zu einer entschlossenen Stellungnahme veranlaßt gesehen hat. Nehmen wir diese Pflanze einmal unter die Lupe, nicht erschöpfend, aber doch in charakteristischen Teilmomenten. Sie nennt sich, in das System der Jugendbewegung eingereiht, „Jugendkultur".

*) Dr. G. Wyneken: Was ist „Jugendkultur"? (Schriften der Münchner Freien Studentenschaft 1.) München 1914, Steinicke.

1. Der Vater der neuen Jugendbewegung

Name und Idee der ganzen Bewegung, die als neue deutsche oder freie deutsche oder meist „freideutsche" Jugendkultur bezeichnet wird, stammen von Dr. Gustav Wyneken, der als literarischer Vorkämpfer und praktischer Organisator der „Freien Schulgemeinde" sich seit Jahren in den Reihen der Schul- und Erziehungsreformer betätigt*). Er gründete, nachdem sich die Arbeitsgemeinschaft mit dem Vater der „Landerziehungsheime", Dr. Hermann Lietz, wegen seiner radikalen Anschauungen nach wenigen Jahren gelöst hatte, mit einem Gleichgesinnten 1906 die „Freie Schulgemeinde in Wickersdorf" bei Saalfeld. Aber die Pädagogik, die Wyneken vertrat, wurde in ihren praktischen Früchten von einzelnen Eltern selber aufs schwerste angefochten. Vom Meiningenschen Ministerium, bei dem Beschwerden eingingen, wurde der Leiter angewiesen, „alles zu vermeiden, was geeignet erscheint, die Schüler zur Frühreife zu erziehen und in ihnen den Geist einer absprechenden Kritik zu nähren". Auf Grund eines Revisionsbefundes wurde ihm die Konzession zur Leitung nur interimistisch erteilt; auf neu eingegangene Beschwerden aus Elternkreisen heißt es in einem Reskript des Ministeriums, das in der pädagogischen Welt den Ruf der fortschrittlichsten deutschen Schulverwaltung genießt, vom 21. Juli 1909: „Wir halten diese ganze Handlungsweise des Herrn Dr. Wyneken für ganz unvereinbar mit dem Amte eines Erziehers der Jugend und würden durchaus berechtigt sein, schon jetzt der Leitung der Anstalt durch Herrn Dr. Wyneken ein Ende zu machen. . . ." Wenige Wochen darauf zog der Aufsichtsrat der G. m. b. H. „Freie Schulgemeinde Wickersdorf", der zuvor für Wyneken interveniert hatte, die Konsequenzen: Dr. Wyneken verließ die Anstalt; „eine in ihrem Verhalten schwer zu verstehende Bureaukratie hat ihn von dort, wo er zusammen mit einer ihm begeistert anhängenden Jugend seine Idee zum erstenmal entwickelt hat, vertrieben . . .", urteilte der Heidelberger Universitätsprofessor Alfr. Weber in der Frankfurter Zeitung vom 7. September 1913**). Eine nachfolgende literarische Fehde gegen die Beschwerdeführer und das Staatsministerium („Kabinett gegen Freie Schulgemeinde", München 1910), sowie ein Appell an das Volk und den Herzog von Meiningen erzielten keinen anderen Erfolg, als daß der Beschluß des Ministeriums in allen Punkten aufrechterhalten blieb.

Dr. Wyneken ist seitdem als Schriftleiter des Organs des Bundes für Freie Schulgemeinde „Die Freie Schulgemeinde" (Diederichs-Jena) tätig und wirkt von München aus für die Organisation der studierenden Jugend in seinem

*) Hemann (Geschichte der Pädagogik, 3. Aufl. 1911) führt übrigens in dem Kapitel „Die Krisis des Bildungsideals im ersten Jahrzehnt" Wyneken nicht einmal mit Namen auf, obwohl er auf H. Lietz' Bestrebungen gründlich eingeht. Auch Münch erwähnt in seiner „Zukunftspädagogik" (3. Aufl. 1913) diesen jüngsten Rufer im Streit nicht.

**) Wyneken selbst erinnert in seiner jüngsten Schrift „Die neue Jugend" (München 1914) an „ähnliche Erlebnisse Fichtes, Fröbels, oder der Göttinger Sieben".

Sinne. In Wickersdorf aber, „der einzigen derartigen Schule, die es gibt", sieht er die Idee der Jugendkultur „verwirklicht", wie er jüngst in dem eingangs zitierten Vortrag in der pädagogischen Abteilung der Münchener Freien Studentenschaft erklärte; „und ich kann mir keine andere Verwirklichung dieses Begriffes denken als so, wie es die Freie Schulgemeinde im Prinzip gefunden hat, durch die Vereinigung des Jugendlebens mit der Schule, aber mit einer Schule, die kulturbestimmt und geistdurchhaucht ist."

2. Die Organisation der „Jugendkultur"

Als die nächste Aufgabe hat Dr. Wyneken in jener Versammlung „die Eroberung der Mittel- und Hochschule" proklamiert; einen seinen Bestrebungen und Ideen günstigen Boden fand er in der „frei"-gesinnten Studentenschaft. Unter seinem Einfluß gründete sich, wohl im Januar 1913, das „Akademische Komitee für Schulreform" (A. K. S.), das „weitgehender als irgendeine andere Gruppe sich mit meinen pädagogischen Ideen identifiziert". Es ist bisher vertreten an den Hochschulen in München, Freiburg, Heidelberg, Jena, Berlin, Darmstadt, Stuttgart, Wien, Graz, Prag, Leoben. Das A. K. S. bildet sozusagen das Rückgrat der Organisation; es strebt nach dem orientierenden Referat, das der Begründer und Arbeitsleiter stud. phil. Siegfried Bernfeld-Wien auf der „Ersten studentisch-pädagogischen Tagung" zu Breslau am 6. und 7. Oktober 1913 hielt, äußerlich den höchstmöglichen Grad von Vollkommenheit in den technischen Organisationen an, insofern jede Scheidung zwischen konzipierenden, beschließenden und ausführenden Kräften aufgehoben wird: jeder, der eine neue Idee zu irgendeiner Arbeit hat, hat die Machtvollkommenheit, sie auszuführen, trägt aber zugleich die völlige Verantwortung für das Gelingen. „Man könnte so das A. K. S. mit einem Verband von Organisationen vergleichen, nur daß die meisten dieser zusammengeschlossenen Organisationen bloß aus einem oder zwei Mitgliedern bestehen. Die Geschäftsstelle des Verbandes ist ersetzt durch den Arbeitsleiter, für jede Teilarbeit ist ihr Leiter in seiner Person Vorsitzender, Stellvertreter, Kassierer, meist auch Schriftführer. An Stelle des Verbandstages haben wir zwanglose gesellige Zusammenkünfte ... und Rundschreiben. ..." Auch nicht die kleinste Einrichtung soll von außen her übernommen, sondern immer nur aus dem Bedürfnis herauswachsen, die adäquate Organisation zu gestalten.

Neu wie diese Form studentischen Vereinslebens ist auch die leitende Idee der Vereinsarbeit: „die grundlegende Umgestaltung des Jugenderziehungswesens" durch Arbeit an der „Jugendkultur". „Dieses Wort, von Gustav Wyneken geprägt, wurde definiert als jene Gestaltung der Lebensverhältnisse der Jugend, die der Sonderart ihrer Natur entspricht." Der Bericht über das erste Semester ist in den „Säemann-Schriften für Erziehung und Unterricht", Heft 9 (Leipzig 1914, Teubner), veröffentlicht. Danach wurde das Arbeitsgebiet nach drei Richtungen abgegrenzt:

1. Der Sammlung von „Beiträgen zur wissenschaftlichen Fundierung des Begriffs, der Aufgaben und der Technik der Jugendkultur" dient die Einrichtung des „Archivs für Jugendkultur". Ein Aufruf zur Materialsammlung für die Sonderart des jugendlichen Lebens und den inneren Zustand des gegenwärtigen Schul- und Familienlebens wurde an Schüler (!), Studenten, Forscher und Redaktionen gesandt; als Sammler haben sich bisher (d. h. nach dem Bericht bis Oktober 1913) betätigt Schüler, Schülerinnen und Studenten in Berlin, Wien, Heidelberg, München. Ein späteres Rundschreiben machte besonders auf Schülerzeitschriften aller Art bemerkbar, deren über hundertundzwanzig Hefte eingeliefert wurden, weiter erging als Beilage zu der ersten Nummer der Zeitschrift „Der Anfang" eine Rundfrage über den Zustand des Vereinswesens an deutschen und österreichischen Mittelschulen.

2. Für die „Verbreitung des Begriffs und der Gesinnung Jugendkultur unter der Studentenschaft" sollen Broschürenfolgen sorgen, deren Hefte Probleme des studentischen Lebens behandeln; das erste Heft der Sammlung „Der moderne Student" erschien im September 1913 als Flugschrift für die Abiturienten bei Hugo Heller in Wien und bringt unter anderem einen Aufsatz von Dr. Wyneken über die pädagogische Mission der Studentenschaft.

3. Der „Einrichtung und Unterstützung von Unternehmungen, die der Schülerschaft wenigstens fragmentarische, neben der Schule und der üblichen Lebensweise herlaufende Mittel zur Jugendkultur geben sollen", dient die Schaffung von „Sprechsälen" für Mittelschüler (Gymnasiasten), deren erster am 1. Februar 1913 in Wien von stud. Elly Salomon begründet wurde; weitere folgten z. B. in Heidelberg, München, Berlin, Jena („auf eigene Initiative einiger Schüler": „Der Anfang" 1914), Stuttgart, Darmstadt, Koburg, Prag usw. Die Wiener Zusammenkünfte finden in Privatwohnungen statt, allwöchentlich wurden hier bei einer Zahl von etwa fünfundzwanzig Teilnehmern Diskussionen über Schülervorträge geführt, deren Themata unter anderem behandelten: Erziehung im Hause; Moderne Moral; Ein Schulfall; Über Joseph Poppers Recht zu leben und die Pflicht zu sterben; Die Suffragettenbewegung usw.*). In Stuttgart wurde unter anderem über „die Schülervereine und ihre Bedeutung für die Jugendkultur" gesprochen; auch gelang es hier jüngstens, zwei Mädchen als Mitglieder und zwei als Gäste zu gewinnen. — Das entspricht einem Wynekenschen Grundsatze, den kameradschaftlichen Verkehr der Geschlechter „möglichst zu begünstigen". In Stuttgart hat übrigens die Leitung des Gymnasiums die Zusammenkünfte genehmigt, während das bayerische Ministerium unter den anderen Lebensäußerungen der Bewegung auch die Sprechsäle verboten hat.

*) Nach Wyneken „Die neue Jugend" S. 15 haben die im Sprechsaal vereinigten Schüler eines süddeutschen Gymnasiums zwecks Veredlung der Lebensformen das Lügen und Mogeln in der Schule abgeschafft. Der betreffende Bericht im „Anfang" war mir nicht zur Hand.

Einen hervorstechenden Platz in dem Arbeitsfelde des A. C. S. nimmt die neue Zeitschrift der Jugend „Der Anfang" ein, über deren Gehalt und Stimmung hernach noch gesondert gesprochen werden muß. Die Schriftleitung für Österreich (stud. phil. Siegfried Bernfeld, Arbeitsleiter des A. C. S.) teilt das Lokal mit dem A. C. S. und dem Sprechsaal in Wien; der A. C. S. hat zuerst unter allen Redaktionen mit der des „Anfang" einen Vertrag abgeschlossen und eine Propagandastelle der Zeitschrift für Buchhändler, Schüler (!) und Studenten eingerichtet, sie hat der Zeitschrift ferner Fragebogen zwecks Materialsammlung beigelegt — kurz, die geistige Gemeinschaft ist unverkennbar, wird auch vom „Anfang" ausgesprochenermaßen gepflegt. Denn nach seinen Ausführungen soll jenes Archiv für Jugendkultur (S. 1) u. a. „direkte Schilderungen und Kritiken des Schullebens und der Schuleinrichtungen durch Schüler (!) und Studenten" enthalten, ferner soll es auch als Beweismaterial dafür dienen, daß „nicht nur die Schule die Sonderart der Jugend mißachtet, sondern daß auch die anderen Formen des heutigen jugendlichen Gemeinschaftslebens, vor allem das Familienleben, in vielem ihrer Natur widersprechen," und endlich soll es „Dokumente für den Zustand des Familienlebens, des Internats-, des Staatslebens, wie er sich im Geist der Jugend spiegelt," und „Dokumente für die Sonderart des jugendlichen Trieb- (!) und Geisteslebens" aufweisen. Denn „die Jugend beginnt heute einen Kampf um ihr Recht auf ein ihr gemäßes Leben"; diese Gedanken der Jugend aber müssen, soll der Kampf irgendwelchen Erfolg zeitigen, „in das öffentliche Denken der Menschen eingereiht werden" und die Überzeugung erwecken, daß „durch das bestehende System der Einrichtungen zu ihrer Erziehung manche ihrer ureigensten, schönsten Triebe gebrochen (!) und ihr Gedanken und Gewohnheiten anerzogen werden, die ihr fremd sind".

Nach dieser Blütenlese, die nur einen milden Widerschein mancher Auslassungen im „Anfang" gibt, wird es nicht grundlos oder zu hart geurteilt sein, wenn wir sagen, daß hier eine Zentrale geschaffen ist, die den Zweck mitverfolgt oder doch die Wirkung hat, durch Rundfragen bei Schülern und Schülerinnen Material zu schaffen, das sich gegen die Schule und das Elternhaus verwerten läßt. Und die Wynekensche Gruppe in der Studentenschaft, die man auf der „Ersten studentisch-pädagogischen Tagung" zu Breslau im Herbst v. J. und früher als die „Freiburger Richtung" kennzeichnete, ist es, die hier die männliche und weibliche Jugend unserer höheren Schulen beeinflußt, irreleitet, revolutioniert. Von hier aus wird verständlich, daß nach einem Bericht der Frankfurter Zeitung vom 28. März d. J. die Wiener Statthalterei dem dortigen A. C. S. die Satzungen der von ihm neugegründeten „Studentisch-Pädagogischen Gruppe" nicht bestätigt, vielmehr die Gründung als gesetzwidrig und staatsgefährlich verboten hat. In der Entscheidung heißt es: „Da die in der Öffentlichkeit bisher zutage getretenen Bestrebungen zur Propagierung der Idee der „Freien Schulgemeinde" als solche erachtet werden müssen, die sich zum größten Teil gegen den Bestand des Familienlebens und gegen die staatliche Schüler-

organisation richten, muß der Verein seiner Tendenz nach als staatsgefährlich bezeichnet werden"*).

Anderseits verkennen wir keineswegs, daß die Geheimakten des A. J. (Archiv für Jugendkultur) neben jenen anarchistisch verwertbaren Bomben auch wertvolle Beiträge für die junge Wissenschaft der Jugendkunde in sich bergen werden und eine bemerkenswerte Ergänzung zu anderen Beiträgen hinsichtlich der „Psychologie der Jugend" bzw. des Pubertätsalters bieten. Dieser Gedanke hat offenbar auch ernsthafte wissenschaftliche Organe wie das Archiv für Pädagogik, die Zeitschrift für angewandte Psychologie und die für pädagogische Psychologie zu der Bereiterklärung veranlaßt, über das „Archiv" zu berichten; in diesem Sinne, namentlich als Belegquelle für die Entwicklungszustände und -fehler dieses Alters, würdigt auch ein kurzer Artikel des Säemann (Januar 1914) den „Anfang". Aber der Schade, der durch dieses organisierte, alles Vertrauen bedrohende Ausfragesystem für die Jugend, die Eltern, die Lehrer und alle Erzieher und Seelenführer der heranwachsenden Generation angerichtet werden kann, ist doch dermaßen groß und erschreckend, daß wohl bei aller Bereitwilligkeit zum Verstehen der Triebkräfte ein Urteil wie das der Rheinisch-Westfälischen Zeitung vom 21. Mai 1913 begreiflich ist und den Abschluß bilden muß: „Eine raffinierte Verführung für die Jugend. Man leitet ihren Unmut und ihre ganze sich sonst im Wirklichen und Tatsächlichen ausgebende Kraft in den bequemen Weg des geschriebenen Ausdrucks. Das verdirbt natürlich den Charakter. Denn der Junge merkt bald, wie er auf gedruckte Weise gefahrlos freie Hand hat, ohne Folgen und Verantwortung zu fürchten."

3. Die Heerschau auf dem Hohen Meißner

Haben wir der Organisation eingehende Beachtung geschenkt, um die feingesponnenen, festgefügten Fäden aufzuzeigen, durch die der Vater der Bewegung meisterhaft die Jugend an den Hoch- und Mittelschulen für seine Ideen zu gewinnen weiß, so können wir uns hier kürzer fassen, indem wir für den glanzvollen Verlauf der äußeren Feier auf den Bericht der Tageszeitungen verweisen. Denn in dem „Ersten freideutschen Jugendtage", der am 11. und 12. Oktober v. J. auf dem Hohen Meißner als „das Fest der Jugend" abgehalten wurde, ist die neue Jugendbewegung, die bisher ein mehr unterirdisches Dasein führte, zum erstenmal vor die Öffentlichkeit getreten.

Die Idee zu der Feier ging wieder von dem Wynekenschen Kreise an den Universitäten aus; die Stimme, die zu dem Feste einlud, wie der Herd, der das Feuer des Festes aufbewahrt, ist „Der Anfang"; „das Programm des Freideutschen Jugendtages ist das Programm des ‚Anfangs'" (Wyneken). Der zweite Aufruf zum Feste wurde von Dr. Wyneken selber entworfen und mit

*) Auf diesen Vorgang bezieht sich offenbar die auf Sensation berechnete Inschrift des Streifbandes, das der Verleger der dritten Auflage von W.s Broschüre „Was ist Jugendkultur?" beigefügt hat: „Wynekens Auftreten in Österreich verboten!"

einigen Änderungen von den beteiligten Verbänden angenommen. Die Tagung umfaßte die Kreise der höheren und allenfalls der Mittelschule sowie der Universität und vereinigte im ganzen zwei- bis dreitausend Teilnehmer, darunter fünfhundert Vertreter und einige hundert Mädchen.

Von der Seite der Schüler her drückte der Wandervogel dem Jugendtag seinen Stempel auf, obwohl die Leitung des „Wandervogelbundes E. V." — vermutlich in Erkenntnis der Gefahr, von Wyneken festgelegt zu werden — ihre Unterschrift unter der Einladung zurückgezogen hatte und nicht offiziell erschienen war. Der Vertreter des oppositioneller gerichteten „Jungwandervogels" begründete Entstehung und Wesen seines Bundes damit, daß es der einzige Wandervogelbund sei, der grundsätzlich keine Schulbeamten als Führer zulasse; der Wandervogel sei eine Empörung gegen Schule und Elternhaus gewesen, hätte sich aber im Laufe der Entwicklung wieder zu sehr unter die Autorität der Schule gebeugt. Die Wandervogelart trat auf dem Jugendtage in allerlei einzelnen lebensreformerischen Bestrebungen, z. B. der Rassenhygiene (Judenfrage), der naturgemäßen Lebensweise, der Enthaltsamkeit von Alkohol und Nikotin usw. zutage. Aber „ihm schwebt nicht das Ganze eines neuen Jugendlebens vor" (Wyneken, Was ist Jugendkultur?), er ist überwiegend biologisch und in nur geringem Maße kulturell bestimmt, als ob aus bloßer Gesundheit schon eine neue Kultur, ein „adeliges Geschlecht" hergeleitet werden könnte! Das ist der Grund, so urteilt Wyneken, weswegen man diese Reformbestrebungen an sich durchaus begrüßen kann „und doch der Überzeugung sein muß, daß sie überall hingehören mochten, nur nicht in das Programm der Freideutschen Jugend. Für diese Jugend muß es gelten, eine neugeartete Generation zu schaffen; es gilt, eine neue Gesinnung (!) in die Menschheit hineinzuleiten, und da darf man sich nicht mit allerlei Ausbesserungen begnügen" *).

Die überwiegende Menge der Teilnehmer unterschied sich denn auch nach Wynekens Urteil sehr wesentlich vom Wandervogel. Es waren die herangewachsenen Wandervögel, Studenten, die die in der Schülerzeit vertretene Sache nicht fallen lassen wollten. Von ihnen zeichneten als Einladende: die deutsche akademische Freischar, die nach der authentischen Interpretation des stud. phil. Benjamin im Gegensatz zur Freistudentenschaft, deren Streben die „Ursprünglichkeit" fehle, den „vorläufigen Typus einer neuen studentischen Gesinnung" darstellt**). Ferner der „Deutsche Bund abstinenter Studenten", dessen Protest gegen die Abhaltung von Festkommersen bei feierlichen Anlässen den lautesten

*) Von hier aus wird Wynekens Kritik der Wandervogelbewegung („in der Romantik des Wandervogels steckt viel Künstliches und Unechtes, viel Maskerade") wie anderseits sein Bemühen um sie (vgl. „Der Gedankenkreis der Freien Schulgemeinde, dem Wandervogel gewidmet". Leipzig, Matthes) verständlich. Zu Anfang dieses Jahres wurde übrigens im Auftrage des A. C. S. eine neue Wandervogelgruppe „Der grüne Wandervogel" gegründet, die sich im Rahmen der Bewegung bewußt in den Dienst der „Jugendkultur" stellen will.

**) Benjamin: Ziele und Wege der studentisch-pädagogischen Gruppen an reichsdeutschen Universitäten. Säemann-Schriften, Heft 9.

Schreiern wegen des Ungebührs in der Form gegenüber Rektor und Studentenschaft gelegentlich der Greifswalder Jahrhundertfeier eine Maßregelung zugezogen hat; die Burschenschaft Vandalia in Jena, die sich im Jahre 1912 aus der Jenaer A. D. B.-Burschenschaft Cheruscia herausgebildet hat, da innerhalb des A. D. B. „der junge Idealist Semester für Semester mit den Gleichgesinnten den immer vergeblichen Kampf für die Durchführung der Ideale gegen die Trägheit und Gleichgültigkeit der Mehrheit kämpfe" (sie will die bisherigen Formen des Verbindungslebens durch eine freiere und gesündere Erhaltung ersetzen); endlich die „Akademischen Vereinigungen" in Marburg und Jena, die wesentlich aus dem Wandervogel hervorgegangen sind und mit ihm und der Freischar in nahen Berührungen stehen*).

Diese Studenten nun sehen sich ebenso wie die anderen nicht rein studentischen Gruppen, die bereits in die staatsbürgerliche Selbstverantwortung eingetreten sind, vor die Frage gestellt, wie sie ihre im Wandervogel erworbene Geistes- und Geschmacksrichtung nunmehr im praktischen Leben verwirklichen und anwenden können. Sie sind also ausgesprochenermaßen am öffentlichen Leben interessiert, vielleicht gar an ihrem bescheidenen Teil zur Mitarbeit an der Förderung sozialer Kultur berufen, ihre Arbeit geht mithin — und muß es nach Dr. Wynekens Inspirationen — nicht auf allerlei einzelne Lebens- oder Sozialreformen, sondern auf das Ganze eines neuen Jugendlebens aus, auf die Schaffung einer Jugendkultur, aus der dann auch die Wiedergeburt der Schule hervorgehen wird. Diese zu erstrebende „neue Gesamtorientierung der Gesellschaft" bildet so sehr das Anfangs- und Endziel der Wynekenschen Gedanken, daß, als bei dem Meißnerfest auf der Suche nach einer Einigungsformel für die heterogenen Richtungen sich die Ideen der Rassenhygiene, der Siedlungsbewegung, der nationalen Arbeit, am Ende gar auch die Judenfrage, in den Vordergrund drängten, der spiritus rector erklärte, „er wisse nicht, inwieweit er sich noch weiter an der Freideutschen Jugendbewegung beteiligen könne, wenn sie diesen Weg gehen werde." Während nämlich der frühere Kapitänleutnant und Mitherausgeber des Vortrupp, Hans Paasche, die Jugend dort für die „nationale Rettung unseres Volkes" in Anspruch genommen wissen wollte und die Vertreter anderer Verbände begeistert ähnliche gesunde Gedanken vortrugen, kennzeichnete Wyneken seinen Standpunkt dahin, daß „er und die Seinen es jedenfalls niemals dulden würden, daß die Jugend für irgendwelche politische oder halbpolitische Sonderbestrebungen eingefangen werde"; patriotische Tendenzen bezeichnete er in der Form, wie einzelne Vereine sie pflegen, als „Mechanisierung der Gefühle" **).

*) Der mitunterzeichnete „Serakreis-Jena", der dem geselligen Leben mehr Inhalt geben will und auf dem Meißnerfest sich durch seine bunten Heroldsmäntel und altdeutschen Baretts auszeichnete („lange Hosen waren auf dem Jugendtag nur in einem einzigen Exemplar vorhanden"), ist wohl nicht eine Gruppe rein studentischer Art.

**) Wie es überhaupt um die beschlossene „Geschlossenheit" der Bewegung steht, erhellt aus einer Diskussionsäußerung Hans Paasches, des Vertreters des Vortruppbundes, anläßlich

Ist die Wynekensche Richtung mit diesem Kampf gegen nationale und patriotische Gedanken vorderhand noch nicht zum Siege gelangt — gelockert ist der Boden freilich bereits stark, wenn bei den Verhandlungen des Festtages „der Vertreter der freien Studentenschaft" ausdrücklich erklären konnte: „Wir können uns unter dem Worte ‚Deutsch' nichts mehr denken" (!!)*) —, so ist sie dagegen erfolgreich geblieben in der Betonung des „Selbstbestimmungsrechts" der Jugend, und diese Forderung wurde dann auch in der nach heißem Bemühen zustande gekommenen Einigungsformel für den „gemeinsamen Kamp gegen die gemeinsamen Feinde" an erster Stelle proklamiert: „1. Die Freideutsche Jugend will aus eigener Bestimmung, in eigener Verantwortung, mit innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten. 2. Für die innere Freiheit tritt die Freideutsche Jugend unter allen Umständen geschlossen ein. 3. Zur gegenseitigen Verständigung werden Freideutsche Jugendtage abgehalten."

Nicht uninteressant ist vielleicht das Urteil eines Teilnehmers an der Veranstaltung über die Rolle, die Dr. Wyneken auf dem Jugendtage gespielt hat. Dr. Ullmann, einer der Redakteure des Kunstwart, der dort den „Dürerbund" vertrat**), kam jüngst in einem im Wiener Frauenverein gehaltenen Vortrag über den Freideutschen Jugendtag zu dem Schluß, daß Dr. Wyneken der dort versammelten Jugend „zu hartes Brot gegeben habe", ein Urteil, das er infolge einer erregten Diskussion dann dahin abschwächte, daß Wynekens Brot zwar doch recht hart sei, immerhin aber von der intellektuellen Jugend genossen werden könne; freilich nur diese könne ihm folgen. Mit ähnlicher Vorsicht und Zurückhaltung äußern sich andere urteilsfähige Freunde der Bewegung.

4. Die Festschrift Freideutsche Jugend***)

„Zur Jahrhundertfeier auf dem Hohen Meißner" wurde der Jugend von ihren erwachsenen „Freunden" eine Festschrift in die Hand gegeben, die

einer „weiblichen Jugendversammlung" (Verein für Frauenstimmrecht) in Berlin: „Also so sieht die Jugend aus, ... von der das Vaterland Hilfe erwartet. Diese Jugend wird von einem Verein hergerufen, große Ziele werden ihr gezeigt, und diese Jugend antwortet: wir wollen uns amüsieren. Von dem Geist, der aus dieser Jugend spricht, ist nichts zu hoffen für das Vaterland, für das Volk ... Ich muß sagen beim Anblick dieser Summe von Dekadence, ich bin entrüstet über den Geist, der aus der Jugend spricht ..." Der „Anfang" begnügt sich vorläufig, diese Worte „als Urkunde völliger Verständnislosigkeit festzunageln", und schmäht dann den Vortrupp, weil er sich auf Einzelreformen und Selbstverständlichkeiten wie die Enthaltsamkeit von Rauschgetränken „so schrecklich viel zugute tue".

*) Auch Wynekens Auslassungen über den Begriff des „Deutschtums", der doch in der frei-„deutschen" Jugendbewegung eine maßgebende Rolle spielen sollte, in seinem Vortrag „Was ist Jugendkultur?" sind durchaus unbefriedigend, dürftig und unklar.

**) Er trat dort übrigens der „Unwissenheit" jenes freistudentischen „Vertreters" der Grundidee unserer Nation erfreulich deutlich entgegen. Diese „Unwissenheit" im Schoße einer studentischen Gruppe, die ersichtlich sich zur Reform unseres gesamten bisherigen Erziehungswesens und zur Erarbeitung neuer Lebensformen legitimiert glaubt, spricht Bände!

***) Jena, Eugen Diederichs, 1913.

dauernden Wert beansprucht durch die in ihrem ersten Teil niedergelegten programmatischen Bekenntnisse der zusammengeschlossenen Verbände, und die jedenfalls den Geist deutlich kennzeichnet, der das Fest und die Festfeiernden durchdrang und durchdringen sollte. Die erste Seite dieser „Festgabe" an die Jugend ziert ein großes Bild von „vorbildlicher Nacktheit", Jünglinge und Mädchen mit möglichst deutlichem Geschlechtscharakter. Im zweiten Teil stellen sich Universitätsprofessoren (z. B. Cornelius Gurlitt, Kühnemann, Natorp, Alfred Weber, Jodl), Dichter und Künstler (Eulenberg, Henckell, H. Obrist, Ulrich, Rauscher, L. Thoma u. a.), Pädagogen (Ludwig Gurlitt, Kerschensteiner, H. A. Krüger, Wyneken), Politiker (Delbrück, Potthoff) und Journalisten (E. Diederichs, Avenarius) dieser freideutschen Jugend mit „Freundesworten" an die Seite*).

Ein Herr Fidus begeistert sich und seine jungen Leser für die Nacktkultur, die freilich erst allmählich eingeführt werden könne; Gertrud Prellwitz („Die Ehe und die neue Zeit") fordert eine neue Form der Ehe: „Wenn die edlen, jungen Kräfte der Quelle der Liebe nahen, da starrt ihnen etwas Todfremd-Feindliches entgegen: die heutige Form der Ehe." Die Religion als ein Mittel der Erziehung und die Säule für eine Welt- und Lebensanschauung wird nur durch Hans Delbrück gerettet, der seine Betrachtungen nicht schließen will, „ohne ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß das Letzte und Tiefste über die Persönlichkeit und die Aufgaben unserer Zeit doch noch nicht gesagt worden ist und nicht gesagt werden kann ohne die Heranziehung der Religion." Um so mehr ist von dem werdenden Gott in der eigenen Brust die Rede. Im übrigen spielt die Religion in diesen „Freundesworten" für die Jugend gar keine — oder höchstens eine unheilvolle — Rolle. Sie ist ein Schädling der Selbsterziehung, eine Vergewaltigung der jugendlichen und menschlichen Natur, eine Fremdherrschaft, gegen die der kürzlich verstorbene Vertreter der ethischen Kultur, Prof. Jodl in Wien, zum Befreiungskampf aufruft: „Los vom alten Dogmenglauben! Hin zum Menschheitsglauben!"

Welch heillose Verwirrung des Denkens und Gewissens derartige Gedanken und Ratschläge aus dem Munde namhafter Persönlichkeiten in den Köpfen dieser unsicheren, unfertigen Jugend anrichten, welch unsägliches Unglück damit über Elternhaus und Schularbeit gebracht werden kann, beleuchtet „Eine Frage" eines Münchener Primaners, die im Dezemberheft des „Anfangs" gestellt wurde und unter Berufung auf Jodls, Gurlitts und Pichts Dogmatik Antwort heischt auf die Not der Schuljugend: Sollen wir wahr sein? Sollen wir z. B. künftighin uns weigern, zu beichten, die Schulgebete mitzumachen, in den konfessionellen Religionsunterricht zu gehen oder wenigstens in ihm zu heucheln, uns gegen unsere Überzeugung kirchlich konfirmieren zu lassen? Wenn wir das

*) Es darf angenommen werden, daß einige dieser Persönlichkeiten im Mißverständnis der Wynekenschen Einladung oder in Unkenntnis der tieferen Zusammenhänge ihre Grüße und Vertrauenskundgebungen abgegeben haben.

tun, getreu der eindringlich an uns ergangenen Mahnung, wahr zu sein und selbständig zu denken ohne knechtische Unterwerfung unter überkommene Autorität und Konvention — so hat das die Wegweisung von der Anstalt, vielleicht die gänzliche Ausschließung vom Schulunterricht, weiter und schlimmer aber noch einen schweren Konflikt mit den Eltern zur selbstverständlichen Folge. Wenn wir nun annehmen, daß der Aufrechte all diese Widerwärtigkeiten ertragen würde, seine Familie aber nicht die finanziellen Opfer bringen kann (oder will), die eine Dimission mit sich bringt, was dann? Was sollen wir Schüler, die wir wirtschaftlich ganz von den Eltern abhängig sind, dann tun? Sollen wir wahr sein? So fragen wir jene Freunde der freideutschen Jugend.

Auf diesen an viele „im geistigen Leben Deutschlands führende Persönlichkeiten" versandten Notschrei antwortet im Februarheft d. J. als erster der Mitarbeiter des „Anfangs" Prof. Ostwald, indem er Stimmung macht für die Kirchenaustrittsbewegung des Komitees Konfessionslos, die je nach dem Landesgesetz mit 14, 16, 17, 21 Jahren von dem konfessionell mündig Gewordenen vollzogen werden könne. Dabei ist „die wirtschaftliche Abhängigkeit, in der sich die Schüler befinden, in gewisser Beziehung ein Vorteil, denn sie haben nicht für Frau und Kind zu sorgen, sondern riskieren nur vorübergehende Schwierigkeiten in ihrem Elternhause". Ob diese leichtfertige, von Sophismen nicht freie Antwort jenen jungen in einem Gewissenskonflikt befindlichen Primaner befriedigen wird? Oder ob sie seine moralischen Begriffe weiter verwirren und ihn in neue Nöte stürzen wird? Ostwald empfiehlt dann, den ersten großen Vorstoß seitens der Gesinnungsgenossen, die das religionsmündige Alter schon erreicht haben, gemeinsam zu vollziehen und dadurch den jüngeren Genossen die Bahn frei zu machen. „Für jeden jungen Menschen, der eine schwere und verantwortliche Sache wie diese aus eigenem Entschluß und mit eigener Energie ausgeführt hat, ist ein derartiges Erlebnis ein Stahlbad für sein ganzes künftiges Dasein. Ehrliche und willenskräftige Menschen gibt es in Deutschland nicht allzuviele (!). Und beide Eigenschaften werden auch im freien Berufsleben entsprechend hoch bewertet und — bezahlt . . ." Ein anderer Freund und Ratgeber der Jugend, Walther Borgius, sucht mit allen Mitteln der kasuistischen Beredsamkeit die Jugend davon zu überzeugen, daß in Fällen von Interessengegensätzen, wie sie hier zwischen der Jugend und den Eltern und Lehrern bestehen, die Lüge für den schwächeren Teil vielfach schlechterdings eine „praktische Notwendigkeit", oft genug sogar eine „sittliche Handlung" sein kann, weil sie guten Zwecken dient und immer und überall noch der Zweck die Mittel heiligt. Gewiß, die Lüge kann gemißbraucht werden. Aber „nicht lügen können ist ein Manko, nie lügen wollen eine Verbohrtheit. . . . Diese Tatsachen darf man der Jugend nicht vorenthalten. Im Gegenteil, man übernimmt eine schwere Verantwortung, wenn man der für Ideale leicht empfänglichen Jugend autoritativ die Wahrheit als absolutes, stets seiner selbst willen (sic) zu erstrebendes sittliches Postulat, die Lüge als ein grundsätzliches Laster, als einen Ausfluß der Feigheit ein-

impft." Denn man macht dadurch die Jugend zum Lebenskampf untüchtig. . . . Nicht wahr, es fehlt dieser jesuitischen Sophistik nur noch die Überschrift, die einst Robert Reinick seinem altmodischen Gedicht gab:

Vor allem eins, mein Kind sei treu und wahr!
Laß nie die Lüge deinen Mund entweihn!
Von altersher im deutschen Volke war
Der höchste Ruhm, getreu und wahr zu sein:
„Deutscher Rat (für die freie deutsche Jugend)!*)

So sehen manche der „Freunde" aus, die die Jugend zu führen sich unterfangen — muß solche Irreführung des seelischen Lebens und des moralischen Urteils auf unreife Geister nicht geradezu verwüstend wirken? und sollte man gegen solche Vergiftung der Jugend nicht nach Jugendschutz rufen, bis alle berufenen Stellen sich ermannt haben?

Gewiß werfen nicht alle Freunde und Führer der Jugend so leichten Herzens und loser Hand Steine in das Meer, die in die Tiefen sinken und allerlei aufrühren, was hernach unabsehbare Kreise an der Oberfläche zieht. Die Schrift ist auch reich an treffenden Bemerkungen, weisen Ratschlägen und wertvollen Hinweisen; Töne der Mystik, der Romantik, des Idealismus klingen hier zusammen zu der Melodie von der neuen Kultur. Wir können uns in der Beziehung Ria Claaßens Urteil in der Allgemeinen Rundschau vom 20. Dezember 1913 zu eigen machen: „Es soll nicht verkannt werden, daß auch manches gute und kluge Wort in dem Büchlein steht: wie etwa das von H. A. Krüger über die Gefahren unserer heutigen Massen- und Organisationserziehung im Gegensatz zu der individualisierteren Erziehung der alten Kloster-, Patronats-, Stiftungs- und Privatschulen; oder die Mahnung Grubers an die Jugend, durch Streben nach Keuschheit und Gesundheit zu ‚Rittern des fortdauernden Lebens unseres Volkes' zu werden; oder H. Delbrücks Definierung der ‚Nationalen Aufgaben unserer Zeit'." „Aber die Grundtendenzen", so fährt Ria Claaßen fort, „gehen doch so offenkundig auf anarchistische Auflösung unentbehrlicher, unersetzlicher Werte, auf eine Art pädagogischen ‚Futurismus' aus, daß jedem erneuten Versuch zur Ausbreitung dieser großen, freien deutschen Jugendbewegung nur mit höchstem Bedenken begegnet werden kann."

5. Die Zeitschrift der Jugend: „Der Anfang"

Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen — hat schon die Betrachtung der Festschrift an diese Weisheit der Gasse gemahnt, so wird sie

*) Es ist bezeichnend, daß selbst Wyneken, der in der Broschüre „Die neue Jugend" auf diese Enquete eingeht, das Gravierendste der Antworten seinen Lesern vorenthält. Übrigens hat das A. C. S. jüngstens in dem „Grünen Anker" eine „unentgeltliche Rat- und Hilfsstelle für jugendliche Angelegenheiten" geschaffen, unter denen an erster und zweiter Stelle „Konflikte im Elternhause, besonders religiöser und moralischer Art," und „Konflikte in der Schule" aufgeführt werden. Späterhin heißt es: „Ist materielle Hilfe rasch nötig, so wird solche in besonders dringenden Fällen durch finanzielle Unterstützung, sonst aber durch Beschaffung von Stellungen oder Sicherstellung der Lebenshaltung während der Zeit der Bedrängtheit zuteil werden."

auf das nachdrücklichste bestätigt durch die im vorigen Frühling im grünen Frühlingskleide neu in das Leben getretene Schülerzeitschrift: „Der Anfang". Sie wird für Deutschland von Georges Barbizon, Berlin, für Österreich von dem Arbeitsleiter des Wiener A. C. S. stud. phil. Siegfried Bernfeld herausgegeben; als verantwortlicher Redakteur zeichnet auf ihre Bitte, da beide den „preßgesetzlichen Anforderungen" noch nicht genügten, Dr. Wyneken. Er ist offenbar auch der geistige Vater dieses Unternehmens, ganz gleich, ob man bei der Vaterschaft mehr an die Erzeugung oder an die Pflegschaft und Vertretung denkt; und alle Versuche der drei Herausgeber, durch Erklärungen im „Anfang", in dem „Nachwort" über den Anfang der Broschüre „Was ist Jugendkultur?" und in dem Schriftchen „Die neue Jugend" eine Distanz zwischen der neuen Zeitschrift und Dr. Wyneken zu schaffen, erscheinen dem Urteilsfähigen als Klopffechterei*). Schließt doch auch Barbizon seine Abwehr der Wynekenschen Vaterschaft mit dem ausdrücklichen Bekenntnis, „daß es uns wohl bewußt ist, wieviel Dank wir Dr. Wyneken schulden, der als erster und einziger unser Wollen erkannt und uns in unseren Bestrebungen unterstützt, bestärkt und innerlich gefestigt hat," während dieser die Bedeutung der grünen Blätter als einer „wichtigen, notwendigen und unersetzlichen Zeiterscheinung" vor allem durch den Hinweis auf das einfache und doch bisher ihr vorenthalten gebliebene Menschenrecht der Jugend, gehört zu werden, rechtfertigt. „Für uns ist der ‚Anfang' zunächst eine moralische Selbstverständlichkeit, ein einfacher Ausfluß eines Menschenrechts der Jugend . . .; wenn man schon immer nach Taten schreit, der ‚Anfang' ist eine wirkliche Tat und eine Gelegenheit zu vielen Taten. Ob aber die Jugend zu dieser Betätigung reif ist, das wird nicht theoretisch entschieden, sondern nur auf Grund dieser Betätigung selber, und mir scheint, daß die Empörung jugendlichen Geistes, die sich im ‚Anfang' äußert, ihre Rechtfertigung und die Gewähr ihrer Reife in sich trägt." „Kritisiert hat die Jugend auch früher ihre Lehrer und deren Maßnahmen, aber sie tat es heimlich und also ohne Verantwortlichkeitsgefühl und ohne Selbstkritik. Indem sie diese Kritik jetzt dem Licht der Öffentlichkeit aussetzt, erzieht sie sich damit selbst zu größerer Gewissenhaftigkeit des Urteils, zu größerem Verantwortungsgefühl, zur Selbstkritik."

Wie aber stellen sich die Erzieher vom Fach zu dieser Mobilisierung der Jugend? Sie sollten sie begrüßen als einen frischen Luftzug in den Niederungen des Schul- und Schülerlebens, sie sollten schon aus einfachster Ritterlichkeit dieser Methode der Ehrlichkeit ihr Ohr leihen und der Jugend zum Wort verhelfen, sie sollten mit Freuden den geistigen Kampf mit dieser erwachenden Jugend, wo er ihnen aufgezwungen wird, aufnehmen. „Aber nichts von alledem, sondern entweder Entrüstungsgeschrei oder günstigstenfalles jenes dummgutmütige an-

*) Allerjüngstens erklärt Dr. Wyneken: „Mit dem Inhalt der Beiträge identifiziere ich mich keineswegs. Sie drücken nicht meine Gedanken aus, sondern ich verantworte (vom Referenten gesperrt) lediglich die Tatsache, daß eine solche Gelegenheit unbevormundeten Zuwortekommens der Jugend gegegeben ist."

maßende Lächeln, hinter dem sich die Verlegenheit des Urteils verbirgt. . . . Nimmt denn dieses Geschlecht schon nichts mehr ernst? Es ist doch eine neue Stimme, die sich hier hören läßt, und es die Stimme seiner Kinder." Das Alter hat sich in Sachen des „Anfangs" der Jugend gegenüber so benommen, daß sich die ganze „pädagogische Unzulänglichkeit und Verständnislosigkeit der alten Generation daraus strikte erweisen läßt"; die Jugend hat in dem Kampfe „unendlich viel mehr Haltung, Sachlichkeit und Reife bewiesen, als die ihr entgegentretenden Vertreter der Erwachsenen". „Ich kenne kein anderes Mittel (um mit der Lage fertig zu werden) als das eine, daß ihr hinhorcht auf die Stimme der neuen Zeit, die aus euren Kindern spricht. . . . Kurzatmige Seelen, träge Gehirne und Herzen werden unterwegs liegen bleiben, ehe sie das Land ihrer Kinder von ferne erblickt haben, und werden höchstens ihre Kinder zwingen können, neben ihnen zu verschmachten. Für die anderen aber, geduldigen Willens und klingenden Herzens, kann wohl auch der ‚Anfang' ein Götter- und Geistesbote werden, der die Herzen der Väter versöhne mit den Kindern, und die Kinder mit den Vätern, zu gemeinsamem Wollen und Wandern."

Soweit Dr. Wynekens von sittlichem Pathos und leidenschaftlichem Eifer durchglühtes Bekenntnis zum „Anfang". Der „Anfang" ist als eine Stätte, wo die Jugend ihren kritischen Stimmungen, ihrer geistigen Not, ihrem großen Kulturleiden Luft machen kann, eine „Forderung psychischer Hygiene", wozu wir nur bemerken, daß von solcher Ansammlung „Leidender" und solcher Anhäufung der Explosivkörper und Infektionsstoffe nach den allgemeinen Grundsätzen der Heilpädagogik nicht Gesundung, sondern weitergehende Verseuchung, Zersetzung und Vernichtung zu erwarten steht. Und nun einige Proben jugendlicher „Betätigung" aus seinen Spalten, bei denen unser Augenmerk vornehmlich auf der dadurch bekundeten „Reife", „Gewissenhaftigkeit des Urteils", „Selbstkritik" und „Verantwortlichkeit" ruht.

Die Jugend. Was denkt sie über sich selbst und ihre Lage? Sie ist nicht unvollkommene, unreife Mannheit, sondern ein vollkommener Körper- und Seelenzustand für sich, autonom, von jener nicht graduell, sondern qualitativ unterschieden. Es lebt in ihr das Bewußtsein, eine neue Jugend zu sein, der Kulturwille zur Neuschöpfung und Neubildung im Unterschied von der „schläfrigen Bravheit und etwa noch der problemlosen Jungenhaftigkeit alten Stils" (Wynekens). Es wurzelt in ihr aber auch unbestechlich die Erkenntnis, daß das, was die Erwachsenen beherrscht, ihrem Leben keine Werte geben kann, daß sie, die Jungen, von den „Alten" nichts mehr verlangen oder erwarten dürfen. So fühlt man sich unvereinbar und ewig von den Erwachsenen eben kraft des Zustandes der Erwachsenheit getrennt. Und was „uns" so sehr das Gefühl einer Andersartigkeit, einer großen Fremdheit, ja beinahe Feindschaft ihnen gegenüber gibt, das ist vor allem dies: „daß uns ihr Leben, so wie wir sie es täglich führen sehen, so unendlich klein und werteleer erscheint, daß wir ihr nur praktisches Streben, das ihr Leben wie etwas Dunkles beherrscht, für uns ganz und

auf ewig ablehnen müssen. . . ." „Die Maske des Erwachsenen heißt ‚Erfahrung'. Sie ist ausdruckslos, undurchdringlich, die immer gleiche. Alles hat dieser Erwachsene schon erlebt: Jugend, Ideale, Hoffnungen, das Weib. Es war alles Illusion. Was sollen wir ihm erwidern? Wir erfuhren noch nichts. Aber wir wollen versuchen, die Maske zu heben. Was hat dieser Erwachsene erfahren? Die Sinnlosigkeit des Lebens. Der Philister macht seine Erfahrung; das ist die ewig Eine der Geistlosigkeit. Aber die neue Jugend will diese Erfahrung nicht machen, sie will den Geist erleben, nicht die Geistlosigkeit, sie will den Glauben an den Geist nicht durch die Erfahrungen des Philisters sich rauben lassen, eben dadurch wird sie eine neue Jugend, mehr noch die Bahnbrecherin einer neuen Menschheit. In der Jugend problematisiert — und verjüngt — sich immer die ganze Kultur. Wartet nur, bis ihr älter werdet, ihr werdet dann über manches noch anders denken, sagen die Alten, ohne zu begreifen, daß dieses ‚Noch nicht anders denken' gerade der unendliche Vorrang, die kosmische Mission der Jugend ist. Dächte die Jugend schon, wie reife Menschen tun, es wäre schlecht um die Erneuerung der Welt bestellt. . . . Es ist der Jugend bewußt geworden, daß in ihr die ganze Menschheit unterdrückt wird, und daß in ihr die Menschheit leidet; und für diese Erkenntnis, die eindeutig die Ziele der Jugend bestimmt, soll die neue Jugend arbeiten." So begründet einer der Fähigsten den beginnenden Jugendkulturkampf. Man sieht, an Selbstbewußtsein — „Jugendprotzentum" hat es ein liberaler Kritiker genannt — mangelt es dieser Emanzipationsbewegung der Halbflüggen nicht, bezeugt doch auch Wyneken es ihr: „Es kann wohl sein, daß es gegenwärtig überhaupt keine Jugend gibt. Woher sollte sie auch kommen? Inmitten der heutigen Verhältnisse, die alle auf das vorzeitige Altmachen der Jugend hinauslaufen, müßte, wer sich jugendliches Empfinden bewahrt, ja schon geradezu schöpferisch beanlagt sein. Und dennoch, es gibt Jugend; mindestens fängt es wieder an, Jugend zu geben. . . . ." „Die Jugend ist auf dem Wege, eine Macht zu werden." Und mit diesem Drange der äußeren und inneren Befreiung von überkommenen Autoritäten geht ein Radikalismus einher, der auch überzeugten Freunden der Bewegung, wie Natorp-Marburg, Pöhlmann-Nürnberg, H. A. Krüger-Hannover, die Bremse in die Hand drückt. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß, wenn dieser mitunter geradezu zum Anarchismus sich überschlagende Radikalismus die Oberhand bekommen oder sie dauernd behalten sollte, das den sicheren Untergang der Jugendbewegung bedeuten würde. Haus, Schule und Staat sind — Gott sei Dank — noch drei mächtige, notwendig gegebene und unerläßliche Naturkräfte, die vor einer aufständigen, sich selbst vermessenden Jugend nicht abdanken, die sich vielmehr mit der vereinten Wucht ihrer dreifachen Autorität ihr entgegenwerfen würden, um sehr bald mit ihr fertig zu werden. Und dann dürfte nicht bloß manche ikarische Schwinge geknickt, sondern auch manch gesunder Keim und zukunftskräftiger Ansatz zerbrochen sein.

(Schluß folgt)

Die koloniale Handelspolitik der Weltmächte

Von Dr. Maximilian von Hagen

Deutschlands koloniale Handelspolitik ist vielfach Gegenstand scharfer Kritik von seiten der Kaufleute, der Nationalökonomen und der Kolonialpolitiker*). In der Erkenntnis, daß solchen Stimmen nur mit einem historisch-systematischen Einblick in die Entwicklung der kolonialen Handelspolitik aller Weltmächte, sofern sie Kolonialpolitik im engeren Sinne treiben, zu begegnen ist, versucht der bekannte Kolonialschriftsteller Otto Jöhlinger, Dozent am Orientalischen Seminar der Berliner Universität und Verfasser eines Buches über „Die wirtschaftliche Bedeutung unserer Kolonien", eine Rechtfertigung der deutschen Regierungspolitik hinsichtlich der Regelung der handelspolitischen Verhältnisse zwischen dem Mutterland und seinem überseeischen Schutzgebietsbesitz**). Um zu beweisen, daß dieser Versuch auf Grund einer vergleichenden historisch-statistischen Methode vollkommen gelungen ist, bedarf es eines Überblickes über die Handelspolitik der Kolonialmächte wie sie in der vorliegenden Schrift eingehend geschildert wird. Ein solcher Überblick ist um so lehrreicher, als er die Erfahrungen der großen Kolonialmächte, auf einem Gebiete zeigt, auf dem Deutschland noch die Rolle des Neulings spielt. Freilich muß man sich dabei hüten, die zollpolitischen Maßnahmen anderer Länder — ebenso wie alle anderen fremdländischen Institutionen — auf unsere besonderen Verhältnisse schematisch übertragen zu wollen.

Bei einer solchen Untersuchung sehen wir naturgemäß die beiden, alle wirtschaftspolitischen Fragen beherrschenden, nationalökonomischen Dogmen, Schutzzoll und Freihandel, miteinander ringen. Während in der Kolonialpolitik des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts der Schutzzoll überwiegt, bricht sich im neunzehnten Jahrhundert nach Englands Vorgang im Jahre 1846 allmählich der Freihandel überall Bahn. An Stelle der Schutz- und Vorzugszölle, denen bisher die Erzeugnisse des Mutterlandes in den Kolonien oder der Ko-

*) Vgl. z. B. Zadow, „Les relations douanières entre métropole et colonies", in „Bulletin de colonisation comparée", Bruxelles 1913, p. 239 ff., 268 ff., 353 ff.

**) Jöhlinger: „Die koloniale Handelspolitik der Weltmächte", Volkswirtschaftliche Zeitfragen Nr. 276/77. Berlin 1913, Verlag von Leonhard Simion Nachf.

lonien im Mutterlande unterworfen waren, tritt die Meistbegünstigung, die zuerst die Niederlande 1865 nachahmten, während Frankreich, das klassische Land des Protektionssystems, 1861 wenigstens die Vorzugszölle in seinen Kolonien aufhob. Es schien, als ob die Kolonien dem Weltmarkt geöffnet werden sollten. Aber dieser Umschwung hatte mit Ausnahme der Niederlande keinen Bestand in der Handelspolitik der damaligen Kolonialmächte.

England zwar hält am Freihandel fest; es läßt sich aber von den Selbstverwaltungskolonien, die die eigentlichen Träger des Imperialismus geworden sind, also von Kanada, Australien, Südafrika und Neuseeland, Vorzugszölle auf englische Waren gefallen, während die Produkte anderer Länder in diesen Kolonien einem vielfach differenzierten Zollsystem unterliegen. Diese Kolonien versuchten also von sich aus die Verwirklichung der Chamberlainschen Greater-Britain-Ideen, die auf eine Zollunion aller englischen Besitzungen abzielten, in der Absicht, innerhalb dieses „Empire" den Freihandel zu pflegen und nach außen, gegen nichtenglische Produzenten, Zollmauern zu errichten. Die „liberale" Regierung des Mutterlandes, die seit 1906 die Majorität behalten hat, hat sich indessen nicht entschlossen, diese „konservative" Handelspolitik durchzuführen. England gewährt daher seinen Kolonien keine Vergünstigungen, da es als Freihandelsstaat außer wenigen für Balancierung des Etats notwendigen Finanzzöllen keine Schutzzölle kennt, also auch keine Vorzugszölle gewähren kann.

Natürlich hat England von der Vorzugsbehandlung seiner Waren in den Selbstverwaltungskolonien großen Vorteil. Trotzdem haben auch diese Kolonien ohne direkte Gegenleistungen großen Nutzen von der Vorzugsbehandlung des Mutterlandes. Denn dieses sichert ihnen, wenn auch ihre Spekulation auf den Sieg der Chamberlainschen Tendenzen in England bisher unerfüllt geblieben ist, vor allem dreierlei: einen intimen Geschäftsverkehr mit dem Mutterland, namentlich in bezug auf eine erhöhte Abnahme kolonialer Rohstoffe, eine rege englische Kapitalinvestition in ihren Ländern, endlich den erforderlichen Schutz durch die britische Flotte. Der Sinn aller politischen und geschäftlichen Praxis, das „do ut des", hat sich also für diese Kolonien durchaus nicht als ein Rechenfehler erwiesen. Für die nichtbeteiligten Länder ist freilich die Zollpolitik der englischen Selbstverwaltungskolonien eine Quelle schwerer Belästigungen. Bei seiner Welthandelsstellung hat namentlich Deutschland schwer darunter zu leiden gehabt: Ein siebenjähriger Zollkrieg mit Kanada, in dem es außer Italien keinen Bundesgenossen fand, weil die meisten Länder ihre Kolonien heute selbst bevorzugen, brachte jedoch nicht einmal den mittleren Tarif, den Italien, Frankreich, Holland und Belgien in diesem Lande genießen, sondern nur den Generaltarif, dem freilich auch die Waren der Vereinigten Staaten unterworfen sind; doch können diese trotzdem auf dem kanadischen Markte wegen der durch die geographische Entfernung bedingten Frachtdifferenz mit den europäischen Waren weit erfolgreicher konkurrieren, als das für Deutschland heute möglich

ist. Nach den Erfahrungen des Zollkrieges mit Kanada hat Deutschland indes die Zollpolitik Südafrikas und Australiens wenn auch nicht grundsätzlich, so doch tatsächlich anerkannt; ja, es gewährt den dortigen britischen Selbstverwaltungskolonien die Meistbegünstigung, obwohl es selbst keine Meistbegünstigung genießt. Dieser Zustand ist zwar unerfreulich, aber nach der Lage der Dinge vorläufig unabänderlich, da ein langwieriger Zollkrieg vermutlich keine günstigeren Bedingungen erzielen würde, als sie in Kanada erzielt wurden.

Wie starr England selbst an seinen handelspolitischen Prinzipien festhält, zeigt die Behandlung seiner Kronkolonien, in denen es die Macht besitzt. Auch hier behält sich England keine Vorzugszölle vor; trotzdem kommt seine Handelspolitik einseitig dem Mutterlande zugute, was meist die Hauptursache der Unzufriedenheit dieser Kolonien ist. So dient in Indien die britische Handelspolitik durch zollfreie Einfuhr von Rohstoffen ausschließlich der heimischen Volkswirtschaft. Fördert doch England die Produktion dieser Rohstoffe im egoistischen Interesse, während es Herstellung bzw. Versand von Fabrikaten zu verhindern sucht, um deren Bezug aus England zu erzwingen. Den Aufschwung der indischen Baumwollindustrie vermag es freilich auch durch diese Repressalien nicht aufzuhalten.

Ebensowenig kennt England in Ägypten eine Vorzugsbehandlung, die freilich auch der englisch-französische Vertrag über Ägypten und Marokko vom 8. April 1904 nicht gestatten würde. Während hier also alle Waren, einschließlich der englischen, gleicher Zollbehandlung unterliegen, versucht England doch auch hier eine Unterdrückung aufkommender Industrien zugunsten der heimischen, sowie eine Unterdrückung landwirtschaftlicher Produktion, deren Objekte Ägypten aus England oder seinen Kolonien beziehen soll: „so ist es gekommen, daß Ägypten, einst die Kornkammer Europas, jetzt ein Importland für Nahrungsmittel geworden ist."

England treibt also in Indien und Ägypten eine merkantilistische Politik, ohne daß sie im Zollsystem zum Ausdruck kommt. Frankreich aber treibt in seinen meisten Kolonien eine ausgesprochen merkantilistische Zollpolitik. Jedenfalls hat es stets am Schutzzoll festgehalten und dementsprechend seinen Kolonien seit 1884 koloniale Vorzugszölle gewährt. Wo irgendmöglich wurde daher in Frankreichs Kolonien der Industrie des Mutterlandes und in diesem den Kolonialprodukten der Absatz unter Vorzugsbedingungen gesichert. Die gegenseitige Bevorzugung wurde allmählich immer mehr ausgedehnt, so daß grundsätzlich den Produkten der Kolonien bereits Zollfreiheit gewährt wird, wenn auch tatsächlich manche Kolonien vorläufig nur Zollvergünstigungen genießen, während aus fiskalischen Gründen Zucker, Kaffee, Kakao, Schokolade, Tee und Gewürze aller Kolonien einem Vorzugszoll unterworfen sind. So kommt es, daß die von Frankreich erstrebte Zollunion in der Zukunft erreichbar erscheint: um so mehr, als Frankreich keine Selbstverwaltungskolonien kennt und darum von Paris aus den Zolltarif autonom festzusetzen vermag. Diese in Frankreich „assimilation",

vielfach auch „pénétration pacifique“ genannte imperialistische Handelspolitik*) wird durch eine in den Kolonien immer häufiger angewandte Einführung des französischen Zolltarifs für ausländische Produkte bei Zollfreiheit der französischen Waren wirksam vorbereitet. Wo die Assimilation indes undurchführbar ist, behält sich Frankreich Vorzugszölle vor. Wo aber internationale Verträge, wie die Kongoakte von 1885 (und 1890), der englisch-französische oder der deutsch-französische Marokkovertrag von 1904 und 1911, ihr entgegenstehen, ist ihm jede Vorzugsstellung zugunsten der Gleichberechtigung aller kontrahierenden Nationen im kommerziellen und industriellen Wettbewerb versagt. In den assimilierten Kolonien aber steigt der französische Anteil am kolonialen Außenhandel: eine Tatsache, die den besten Beweis für die Vorteile der französischen Zollpolitik liefert. Wenn der Anteil anderer Nationen am Handel mancher französischer Kolonien trotzdem noch immer bedeutend ist, so liegt das an Verhältnissen, die sich der französischen Verantwortung entziehen: an der geographischen Entfernung oder an einem Mißverhältnis zwischen Angebot und Nachfrage bei Mutterland oder Kolonien.

Eine Sonderstellung nehmen im französischen Zollverhältnis Algier und Tunis ein. Schon seit 1835 gewährt Algier französischen Waren zollfreie Einfuhr und erhält dafür Vorzugszölle, seit 1843 für Rohstoffe sogar Zollfreiheit. Seit 1884 ist Algier wie eine Provinz dem Mutterlande zolltechnisch einverleibt. Es unterliegen also nur noch fremde Produkte dem französischen Zolltarif und einige Kolonialprodukte einem mäßigen Finanzzoll. Das Ergebnis dieser Zollpolitik ist, daß Frankreich 86 Prozent der Gesamteinfuhr und 78 Prozent der Gesamtausfuhr in Algier bewirkt. Tunis dagegen genoß bis 1890 keine Bevorzugung, eine Zeitlang sogar nicht einmal die Meistbegünstigung, von 1890 bis 1904 Vorzugszölle und seitdem Zollfreiheit für Getreide und Olivenöl, für Vieh, Wild und Geflügel, dazu einen Vorzugszoll auf tunesische Weine. Aus fiskalischen Gründen ließ sich freilich das französische Ziel einer Zollunion zwischen beiden Ländern noch nicht erreichen. Doch wurde durch ausgedehnte Vorzugsbehandlung französischer Waren dem Mutterlande der Wettbewerb in Tunis außerordentlich erleichtert, so daß die Einfuhr aus Frankreich mit Einschluß seiner algerischen Provinz zwei Drittel der Gesamteinfuhr in Tunis und die Ausfuhr aus Mutter- und Nebenland hier mehr als die Hälfte der Gesamtausfuhr beträgt.

Die einzige Konzession, die Frankreich an die Freihandelsära gemacht hat, ist die Aufhebung des Verbots eines Wettbewerbs in den französischen Kolonien mit der französischen Flotte. Da jedoch die Einfuhr französischer Produkte nur zollfrei ist, wenn sie durch französische Schiffahrt vermittelt wird, diese aber

*) Vgl. hierüber auch W. Treuherz, „Die zollpolitische Assimilationsgesetzgebung Frankreichs und ihre Wirkung auf die Kolonien, nachgewiesen am Beispiel Indochinas und Madagaskars“, Jena 1913.

durch eine ungesunde staatliche Subventionierung stark begünstigt wird*), so überwiegt die französische Flagge im Handel der französischen Kolonie naturgemäß derart, daß eine erfolgreiche Konkurrenz sehr erschwert, ihre Zulassung also beinahe illusorisch ist.

Den Vereinigten Staaten ist eine Zollunion wegen der geringen Entfernung ihrer Kolonien am leichtesten möglich; in Portorico und Hawai ist sie denn auch bereits durchgeführt. Darum ist es kein Wunder, wenn die Union im Handel mit ihren Kolonien vollständig vorherrscht. Nur in dem amerikanischen Teile der Samoainseln besteht keinerlei Zollvergünstigung für die Produkte der Union, da die Samoaakte von 1889 jede Sonderbegünstigung der Kontrahenten (Deutschland, England und Union) ausschließt, während die Produkte der amerikanischen Samoainseln in der Union Zollfreiheit genießen.

Auch die japanische Handelspolitik pflegt das Unionsverhältnis zwischen Mutterland und Kolonien, was bei der geringen geographischen Entfernung beider Teile leicht verständlich und durchführbar ist.

Was Italien anlangt, so gewährt dieser Staat seiner neuen Kolonie Tripolis keinerlei Zollvergünstigung, seiner alten Kolonie Eritrea (seit 1904) dagegen — namentlich auf landwirtschaftliche Produkte — Vorzugszölle, während hier italienische Erzeugnisse ohne Rücksicht auf die Flagge, die sie einführt, zollfrei eingehen. Freilich vermag auch diese Zollpolitik den unbedeutenden Handel Italiens mit seinen Kolonien kaum zu steigern.

Spanien und Portugal halten dagegen auch heute an ihrem stets ausgeübten Protektionssystem, infolgedessen an ausgedehnter Vorzugsbehandlung ihrer Kolonien fest. In den geringen Resten des einstigen spanischen Kolonialreiches genießen daher bei direkter Verladung auf spanischen Schiffen alle Kolonialwaren außer Kakao Zollfreiheit, die spanischen Produkte eine Bevorzugung. Dasselbe Prinzip der Förderung der heimischen Schiffahrt ist besonders stark bei der kolonialen Handelspolitik Portugals ausgeprägt, deren Tarife mehrfache Abstufungen aufweisen. Nur im portugiesischen Kongogebiet ist eine Differenzierung durch die Kongoverträge ausgeschlossen. Sonst zahlen heute mit Ausnahme von Mozambique und Portugiesisch-Indien die Produkte der portugiesischen Kolonien, wenn sie auf portugiesischen Schiffen befördert werden, die Hälfte der festgesetzten Zolltarife, die des Mutterlandes dagegen 10 Prozent, während die anderer Länder, wenn sie auf dem Umweg über Portugal importiert werden, 80 Prozent der tarifmäßigen Zölle erfordern. Diese koloniale Handelspolitik, die infolge eines umfangreichen Zwischenhandels mit Kolonialprodukten eine verhältnismäßig große Bedeutung für die portugiesische Volkswirtschaft erlangt hat, wird auch nicht durch völkerrechtliche Handelsverträge berührt. Vielmehr beansprucht Portugal die Meistbegünstigung seiner Kolonialerzeugnisse in großem Umfang, obwohl es den Produkten aller Länder mit alleiniger Aus-

*) Vgl. Jöhlinger, „Koloniale Schiffahrtsprobleme", Zeitschrift für Politik 7 (1914), besonders S. 246 f.

nahme der eigenen in seinen Kolonien keine Meistbegünstigung gewährt, sondern nur eine gleichmäßige Zollbehandlung zuteil werden läßt.

Auch Dänemark gewährt seinen Kolonien — freilich geringe — Vergünstigungen, die hauptsächlich der Förderung seiner Schiffahrt dienen.

Keinerlei Vergünstigung im Handelsverkehr mit den Kolonien kennen dagegen Holland (seit 1874), Belgien, das durch die Kongoakte gebunden ist, und Deutschland.

* * *

Deutschlands koloniale Handelspolitik ist im Unterschied zu seiner heimischen Wirtschaftspolitik freihändlerisch. Die Produkte unserer Schutzgebiete unterliegen daher — seit 1893 — den gleichen Zollsätzen wie die anderer Länder, die die Meistbegünstigung genießen. Bis 1893 genossen sie nicht einmal die Meistbegünstigung, sondern wurden unnatürlicherweise nach den autonomen Sätzen des Generaltarifs behandelt, der vielfach höher war als der Vertragstarif für die Länder, mit denen Deutschland Meistbegünstigungs- oder Handelsverträge abgeschlossen hat. Heute sind die meisten kolonialen Rohstoffe zollfrei. Nur wenn sie Genußmittel oder Luxusartikel darstellen, wenn sie Produkte des Raubbaues und der Jagd oder Glücksfunde auf Kronländern darstellen, sind sie mit Zöllen belastet, auf die das Mutterland aus finanzpolitischen Gründen nicht verzichten kann. Auch die Produkte Deutschlands zahlen in den Kolonien dieselben Zölle wie die anderer meistbegünstigter Staaten; wenn sie aber, wie etwa landwirtschaftliche Geräte und Maschinen, zollfrei sind, so sind das auch die gleichen Produkte anderer Länder, deren Zollbelastung zwecks Begünstigung der deutschen Volkswirtschaft nicht im Interesse unserer Kolonien liegen würde. Diesen Standpunkt der Meistbegünstigung auf dem kolonialen Markt vertritt Deutschland also nicht nur anderen Staaten gegenüber in der Kongo- und Samoaakte und im Marokkovertrag, sondern auch im Verhältnis zu seinen eigenen Kolonien. Hier stehen außerdem der deutsch-englische Meistbegünstigungsvertrag für Neu-Guinea, der deutsch-spanische für die Karolinen- und Palauinseln, der deutsch-portugiesische Handelsvertrag und dergleichen einer Begünstigung der Kolonialprodukte entgegen, die vor allem eine wünschenswerte Steigerung unserer Kakaoproduktion zur Folge haben würde, wie sie überhaupt den Handel unserer Kolonien zweifellos heben würde. Anderseits ist zu bedenken, daß dieser Handel infolge der geographischen Entfernung vom Mutterland auch auf nähere Absatzländer immer angewiesen bleiben wird, da eine Zollvergünstigung bei der Höhe der Frachtsätze kein genügendes Korrektiv bilden könnte. Da außerdem die Großmächte, besonders England, die stärksten Abnehmer Deutschlands sind, so ist ein Festhalten Deutschlands an seiner kolonialen Handelspolitik auch aus Gründen der auswärtigen Politik erwünscht. Denn es ist kein Zweifel, daß eine Zollbenachteiligung anderer Staaten in unseren Kolonien, namentlich in der Zukunft, zu Zollkriegen führen würde, die

Anlaß zu ernsten Verwicklungen geben könnten. Aber nicht nur äußerpolitische, sondern auch innerpolitische Widerstände würden sich, z. B. bei den Vertretern der heimischen Landwirtschaft erheben, wenn etwa die südafrikanische Fleischausfuhr durch zolltechnische Maßnahmen begünstigt würde. Daß freilich die koloniale Handelspolitik in Einzelheiten reformbedürftig ist, beweist der südwestafrikanische Gewichtszoll, der die Quantität der Genußmittel ohne Rücksicht auf die Qualität trifft, obwohl hier ein Wertzoll allein am Platze wäre.

Ganz anders als Frankreichs koloniale Handelspolitik paßt sich indes die deutsche den Verhältnissen jeder einzelnen Kolonie an. So wird bei uns für jede einzelne Kolonie von deren Gouverneur, unter Berücksichtigung ihrer Interessen, der angemessene Zolltarif festgesetzt. Gemeinsam ist allen Kolonien nur die zollfreie Einfuhr von Produkten, die zur Hebung der kolonialen Volkswirtschaft dienen, wie etwa Waren, die zum Betriebe öffentlicher Einrichtungen unumgänglich sind; ihre Einfuhr für Privatbetriebe können dagegen der Verzollung unterliegen. Durchfuhrzölle sind überhaupt nicht im Schwange, da man eingesehen hat, daß sie den Inlandsverkehr nur hemmen. Einfuhrzölle liegen auf Genußmitteln und Waffen. Im übrigen lassen sich die Verhältnisse nicht verallgemeinern, da selbst in den einzelnen Kolonien die Zölle manchmal differenziert sind und nicht alle unten aufgezählten Zölle in jeder deutschen Kolonie erhoben werden.

Nur in Kiautschou, das sich ja bekanntlich von unseren übrigen Kolonien schon dadurch unterscheidet, daß es nicht dem Reichskolonialamt, sondern dem Reichsmarineamt untersteht, existiert kein besonderer Zolltarif, sondern ein deutsch-chinesisches Zollabkommen. Dieses bestimmt die Verzollung der Ein- und Ausfuhr nach chinesischen Tarifen und eine entsprechende Teilnahme Deutschlands an ihren Einnahmen*).

Für alle anderen deutschen Kolonien gelten, kurz gesagt, folgende handelspolitische Bestimmungen: Wertzölle liegen auf der Ausfuhr von Elfenbein und Muscheln, von Paradiesvogelbälgen und Federn, von Fellen und Häuten, Hölzern und Horn, Guano und wildwachsendem Kautschuk. Der auf Plantagen rationell gewonnene Kautschuk ist dagegen zollfrei, wie überhaupt von Plantagenprodukten nur in Neuguinea Kopra, als das wichtigste Exportprodukt, einem Ausfuhrzoll unterliegt. So sehr das aus wirtschaftlichen Gründen zu beklagen ist, so sehr ist es doch aus fiskalischen verständlich, da die Verwaltungskosten Neuguineas hoch sind, Einkommensteuern dort nicht existieren und Deutschland infolgedessen ein besteuerungsfähiges Objekt treffen muß. Auch werden in den verschiedensten Kolonien anderer Staaten die verschiedensten Plantagenprodukte mit Ausfuhrzöllen belastet. Trotzdem würde die Praxis dieser Länder für das Gedeihen der deutschen Kolonien ungünstig sein, und tatsächlich denkt Deutsch-

*) Vgl. W. Schrameier, „Aus Kiautschous Verwaltung. Die Land-, Steuer- und Zollpolitik des Kiautschougebietes", Jena 1913.

land auch gar nicht an eine umfassende Zollbelastung kolonialer Plantagenprodukte.

Einfuhrzölle liegen nur auf Petroleum und Zucker, außerdem werden Nahrungsmittelzölle zum Schutze der landwirtschaftlichen Produktion erhoben. Allerdings wird durch den südwestafrikanischen Schutzzoll auf Butter, Fleisch und Schlachtvieh die Lebenshaltung in Südwest sehr verteuert; im Interesse der landwirtschaftlichen Zukunft dieser Kolonie ist es aber gerechtfertigt, wenn man die Bewohner zwingt, die durch Zölle belasteten Waren aus den reichen landwirtschaftlichen Mitteln der Kolonie selbst herzustellen. Der Hebung dieser eigentlichen Kraftquelle dient auch die zollfreie Einführung von Zuchtvieh und die erhebliche Ausfuhrbesteuerung von lebendem Muttervieh*). Weiterhin kennt, wie schon angedeutet, der südwestafrikanische Zolltarif einheitliche Gewichtszölle auf Genußmittel, die ohne Unterschied der Qualität, sei es nun Branntwein oder französischen Kognak, Rohtabak (in Blättern, der zugunsten der Südwester Tabakpflanzer einem Schutzzoll unterliegt) oder Havannazigarren, deutschen Schaumwein oder französischen Sekt gleichmäßig belasten. Endlich liegt ein erheblicher Ausfuhrzoll auf den Diamanten Südwestafrikas**). Besonders diese Diamantzollpolitik gibt dem Reiche eine langersehnte Entschädigung für die jahrzehntelangen, zur Deckung des Defizits im Kolonialetat à fond perdu gezahlten Reichszuschüsse. Waren es doch vor allem diese Zuschüsse, die im Mutterland die koloniale Müdigkeit und den Kolonialpessimismus von 1886 bis 1906 erzeugten, bis Dernburg im Jahre 1908 mit seiner kolonialen Anleihepolitik die Kolonien bei Ausgaben für werbende Anlagen auf eigene Füße stellte und das Mutterland so von drückenden Lasten befreite***).

Da die kolonialen Ausfuhrzölle nur Produkte treffen, die einen mäßigen Bruchteil unseres Außenhandels ausmachen, wird man sich mit Jöhlinger von der Forderung ihrer Differenzierung wenig Erfolg versprechen können. Vielmehr wird man mit ihm zu dem Schluß kommen, daß Deutschlands koloniale Handelspolitik fürs erste im allgemeinen nicht veränderungsfähig ist, zumal sie ohne Vorzugsbehandlung einen höheren prozentualen Anteil am Handel mit den Kolonien hat, als andere Länder trotz der bestehenden Bevorzugung. Deutschland hat daher keinen Anlaß, die koloniale Handelspolitik anderer Weltmächte

*) Über die landwirtschaftlichen Verhältnisse Südwestafrikas, die zu der besonderen deutschen Schutzzollpolitik Anlaß gegeben haben, orientiert ein Aufsatz Jöhlingers über „Das deutsche Kapital und die koloniale Farmwirtschaft" in Ostwalds technisch-wissenschaftlicher Wochenschrift „Prometheus", Heft 1224 und 1225 vom 12. und 19. April 1913.

**) Über sie hat Jöhlinger kürzlich in Schmollers „Jahrbuch für Gesetzgebung und Verwaltung" eine besondere Abhandlung veröffentlicht, Jahrg. 1914, S. 303 ff.

***) Auch über dieses Problem, „Kolonialschulden und Kolonialanleihen", liegt eine Abhandlung Jöhlingers vor (vgl. G. Schanz' „Finanzarchiv" Jahrg. 31, Bd. 1), die ebenso wie Jöhlingers periodische, finanzielle und wirtschaftliche Rückblicke in Reimers „Kolonialer Rundschau" vortreffliche Gesichtspunkte für eine gesunde koloniale Investitionspolitik biete t

nachzuahmen, da sie zu keinen verlockenderen Ergebnissen geführt haben. Es ist das Verdienst der besprochenen Schrift, durch einen Vergleich der handelspolitischen Maßnahmen anderer Kolonialmächte nachgewiesen zu haben, daß die deutsche Regierung, trotz des Widerspruchs weiter Kreise, mit ihrer kolonialen Handelspolitik auf dem richtigen Wege ist.

Von spanischen Stierkämpfen

Von Richard Freyen

Jeder der Spaniens Boden betritt, hält es für unumgänglich, einem Stierkampfe beizuwohnen. Denn erstens meint man, es sei schlimmer, das versäumt zu haben, als in Rom den Papst nicht zu sehen (den bekanntlich die wenigsten Romreisenden zu sehen bekommen), zweitens ist es doch überaus interessant und prickelnd, einem solchen Schauspiele beizuwohnen, und drittens kann man sich so herrlich moralisch über alle diejenigen entrüsten, die zu solchen Dingen hingehen.

Nun ist ja gewiß eine solche moralische Entrüstung etwas überaus Wohltuendes und persönlich Erhebendes, und es soll auch ohne weiteres zugegeben werden, daß zu einer solchen Entrüstung Grund genug ist; aber dennoch scheint uns eine solche sittliche Empörung allein ein recht unzureichender Gesichtswinkel gegenüber einer Sitte zu sein, die nun schon seit Jahrhunderten in immer steigendem Maße ein großes, in vieler Beziehung edel veranlagtes und für die Entwicklung der Menschheit bedeutsames Volk begeistert. Richtiger wäre es, den Gründen nachzugehen, wieso es möglich ist, daß auf zweihundert Plazas de Toros, von denen viele mehr Zuschauer fassen, als eine ansehnliche Mittelstadt Einwohner hat, alljährlich viele Tausende von Stieren unter dem Jubel tausendköpfiger Massen getötet werden. Daneben ist dann noch die Frage aufzuwerfen, wie es kommt, daß diese Sitte doch im wesentlichen auf Spanien beschränkt ist, denn die verhältnismäßig wenigen Schauspiele dieser Art im Süden Frankreichs kommen daneben kaum in betracht. Mit einer allgemeinen sittlichen Entrüstung ist da wenig beantwortet. Wir wollen darum versuchen, aus der Psychologie des spanischen Volkes heraus, wie diese sich in der Geschichte offenbart, jene Erscheinung zu erklären.

* * *

Dabei kann es nicht unsere Aufgabe sein, eine ausführliche Darstellung aller Vorgänge bei einem Stiergefecht zu geben. Diese sind oft und vortrefflich

beschrieben worden. Nur die Wirkungen auf die Zuschauer wollen wir analysieren, um daraus unsere Schlüsse zu ziehen.

Wie bei den meisten südländischen Schaustellungen beginnt das Theater schon lange vor dem offiziellen Anfang, und für manchen nordischen Zuschauer ist dies Theater, welches das Publikum sich selbst und anderen ohne irgendwelche Vergütung gibt, das interessantere, zumal es auch während der eigentlichen Vorstellung beständig andauert und bald mehr, bald weniger bemerkbar in diese hineinspielt. Man tut aus mehreren Gründen gut, schon eine Stunde vor Beginn im Theater zu sein. Es hat seinen Reiz zu sehen, wie sich der riesenhafte amphitheatralische Raum immer dichter mit Menschen füllt, wie die gewaltige Runde dunkler und dunkler sich färbt, wie das Brausen, Lachen, Schreien der tausendköpfigen erregten Masse wächst, bis endlich alle Reihen bis auf den letzten Platz gefüllt sind. Man stelle sich vor, daß viele dieser Stiertheater fünfzehntausend, das in Murcia über zwanzigtausend Menschen fassen, während unsere größten Operntheater kaum dreitausend aufnehmen, wobei zum Unterschied von vielen Berliner Theatern noch zu bemerken ist, daß Zuschauer auch wirklich kommen. — Aber ist nun alles besetzt, so herrscht keineswegs Ruhe, sondern wie ein bewegtes Meer, in dem zuweilen eine jähe Windsbraut wilde Wellen aufwirft, beginnt es irgendwo gewaltig aufzubrausen, Bewegung entsteht, Geschrei, Hohngelächter, bis sich alles, plötzlich wie es gekommen, wieder legt und an anderer Stelle ebenso unerklärlich für den Fremden dasselbe Schauspiel beginnt. Die Schutzleute halten sich ängstlich fern, denn der Spanier ist kein Preuße und stets geneigt, die Vertreter der Obrigkeit auszulachen. Es ist ein herrliches Bild, dies in runde Reihen gepferchte Leben, und man begreift, daß es seit Goya und Manet unzählige Künstler gereizt hat, das im Bilde festzuhalten.

Und es reißt einen mit, diese allgemeine gespannte Erwartung. Man geht auf in diese ungeheuere Masse, unterliegt der Suggestion der Tausende, und immer gespannter, immer leidenschaftlicher wenden sich die Augen nach jenem dunklen Tore, durch das die bunte, farbenglitzernde Quadrilla der Stierkämpfer ihren Einzug halten soll.

Der Kampf selber zerfällt bekanntlich in drei Akte. Der erste, die „Suerte de pricar", ist der widerlichste. Nachdem die Helden des Tages voll Würde und spanischer Anmut ihren Umzug in der Arena vollendet, öffnet sich ein zweites Tor und der Stier kommt mit ungelenken Sprüngen herein, durch Hunger und Dunkelheit aufs höchste gereizt. Bald ist der Kampf im Gange. Mit graziösen Sprüngen reizen und necken mantelschwingende Capeadores den plumpen Gesellen, bis er einen der auf elenden Kleppern haltenden Reiter angreift. Man denke nun nicht an ritterliches Kämpfen! Ein Schlachten in des Wortes gräßlichster Bedeutung ist keine Schlacht zu nennen. Denn daß der auf dem Pferde sitzende Picador mit seiner stumpfen Lanze den Stier anrennt, hat für diesen keine Gefahr, soll ihn nur reizen, dem armen Gaul, dem man Augen

und Ohren verstopft hat, die Hörner recht tief ins Gekröse zu rennen. Das geschieht denn auch und bald wälzen sich der gepolsterte und von den anderen Stierkämpfern geschützte Reiter und die Märe im Staube, während der Stier mit seinen Hörnern herumbohrt in den Weichen des gefallenen Tieres und ihm die Eingeweide weit aus der aufgerissenen Bauchhöhle herauszerrt. Ein Bild scheußlichster Grausamkeit, das man erschauernd erlebt. Aber damit ist es nicht zu Ende. Mit wilden Schlägen peitschen sie drunten das Pferd wieder empor, aufs neue steigt der Reiter auf die zitternde Märe, und obwohl diesem die Eingeweide in plumpen Knollen aus dem Leibe hängen, muß es noch einmal gegen den gereizten Stier, bis es nochmals zusammenbricht und dann endlich den Gnadenstoß empfängt. Das wiederholt sich mehrere Male. Ich habe einen Stier sechs Pferde auf diese Weise verstümmeln sehen. Und das Publikum folgt atemlos diesem Kampf, der kein Kampf, sondern ein widerliches Schächten ist.

Der zweite Akt, die „Suerte de banderilleas", setzt dem Toro schon schlimmer zu. Hier gilt es, dem schon etwas ermüdeten Tiere sechs bunte, umflitterte, mit scharfen Eisenhaken versehene Stäbe, die „Banderillas", in den Nacken zu bohren. Hier setzen die Kämpfer selber ihr Leben ein, aber immer fast gelingt es ihnen, ihre Marterpfeile dem Stier in den Nacken zu bohren, der nun mit diesem lächerlichen Zierrat versehen und oft in Strömen blutend durch die Arena tobt. Dabei ist zu bemerken, daß der ganze Kampf nur darum möglich ist, weil der Stier sich recht dumm benimmt. Denn er verfolgt niemals konsequent, sondern läßt sich durch jeden vorgehaltenen Mantel ablenken. Wäre das nicht der Fall, ginge der Stier konsequent auf seine Gegner los, wie es etwa ein Löwe tun würde, so würden diese sich hüten, ihm entgegenzutreten.

Ist der Stier mit seinen Banderillas versehen, so beginnt der dritte Akt, die „Suerte de Matar". Der Matador tritt auf. Hat man ihn einmal gesehen in stolzer, kühler Haltung auftreten, die Arena durchschreiten und vor dem Präsidenten sich verneigen, dann begreift man, daß der Name Matador zur Gattungsbezeichnung des stolzen, siegreichen Helden überhaupt hat werden können. Es liegt viel Kultur in dieser Haltung, welche die spanische Grandezza in reinster Form zeigt, eine eigentümlich stolze Kopfhaltung und ein Gang mit festem und doch leichtem Durchdrücken der Knie (nebenbei gesagt, ist die Würde des Spaniers überhaupt keineswegs jene starre Steifheit, die man in Norddeutschland unter jenem Begriff sich denkt, sondern sie ist bei aller Gehaltenheit durch Anmut und große Verbindlichkeit gekennzeichnet).

In der Hand trägt der Matador das blutrote Tuch, die Muleta, das den tötenden Degen verbirgt. Indessen nicht sofort vollzieht sich die Exekution. Noch muß der Toro mehr ermüdet werden. Der Matador spielt zunächst mit dem schweren Tier, wie man mit jungen Hunden spielt. Unter jauchzendem Zuruf der Masse neckt er ihn, weicht mit anmutigem Sprung seinen wütenden Stößen aus, ja er setzt gar mit kühnem Satz über den tobenden Toro hinweg.

Bis er erkennt, daß es Zeit ist. Dann blitzt die blanke Extoque hervor unter dem Tuche und mit raschem Druck taucht sie hinein in den massigen Körper des Stiers. Selten gelingt es beim ersten Stoß, den Stier zu treffen. Oft muß der Espada mehrere Degen gebrauchen, bis der Stier in die Knie bricht und dann mit Pferden quer durch die Arena hinausgeschleift wird.

Es kommt auch vor, daß der Espada bleibt. Ich selbst habe gesehen, wie ein Matador im Bogen durch die Luft flog, daß man glaubte, kein Knochen wäre mehr heil. Er aber erhob sich und grüßte mit anmutiger Handbewegung das Publikum, während seine Helfer, die Capeadores, den Stier mit ihren bunten Mänteln beschäftigten. Ich habe auch erlebt, daß ein Matador, durch einen mächtigen Stier am Schenkel verletzt, daß das ganze Beinkleid von Blut troff, aus der Arena hinaushinkte, von zwei Männern gestützt, daß dann das ganze Publikum in hohnvolles Pfeifen ausbrach, bis der wunde Matador noch einmal die Arena betrat, mühsam hinkend dem Stier sich näherte und ihm den Todesstoß versetzte, worauf die Menge tobend über die Schranken brach, den wunden, kaum mehr sich haltenden Matador auf die Hände hob und ihn im Triumph hinaustrug. So wechselt die Volksgunst im Süden. —

Was nun ist der Reiz dieser Vorführungen? Obwohl ich einen liebenswürdigen deutschen Ingenieur, der in Spanien wohnt, zur Seite hatte, um in alle Feinheiten des Spiels eingeweiht zu werden, begann doch der Kampf mit dem fünften und sechsten Stier mich zu ermüden, obwohl ich gestehen muß, daß auch mir bei den ersten Kämpfen das Blut in die Wangen gestiegen war und eine fieberhafte Erregung sich meiner bemächtigt hatte, eine Erregung, die durch das grausame Hinmorden der Pferde, die man fast schmerzhaft miterlebte, eher gesteigert als vermindert wurde. Eine deutsche Dame in der Nähe brach ohnmächtig zusammen, weil die Nerven es nicht ertrugen.

Und trotzdem jubelt ein ganzes Volk, Millionen von Menschen nimmermüde diesen Kämpfen zu. Jedem Stiergefecht widmen alle Zeitungen mindestens eine ganze Seite Besprechung, während die interessanteste Theateraufführung kaum ein Sechstel dieses Raumes bekommen würde. In allen Restaurants, Cafehäusern und Klubs wird die Corrida besprochen und der Matador wird mehr umschwärmt als der größte Heldentenor im übrigen Europa, und zieht sich, falls ihm der Ruhm günstig ist, als Millionär auf seine Güter zurück. Jeder Spanier weiß von solchen Leuten zu erzählen.

Aber die Frage bleibt, was begeistert an diesen Spielen, die vielen Fremden als ein Schauspiel der Roheit und Brutalität, nichts weiter, erscheinen und denen in Spanien vom König bis hinab zum Krüppel, der sich sein Eintrittsgeld an den Kirchenpforten zusammenbettelt, alles jubelnden Beifall zollt?

Mir scheint, daß zwei der stärksten menschlichen Instinkte vor allem es sind, die in diesen Vorführungen ihre Befriedigung finden, ein guter und ein häßlicher: einerseits der Heroenkult, die Bewunderung für Gewandtheit, Mut und Kraft, und anderseits die Grausamkeit, eine wilde, tierische, im Unterbewußtsein

hausende Freude an Blut und Mord. Was sonst noch mitläuft, die Lust am festlichen Gepränge, an Farbe und Anmut, die sich auch entfalten, ist nebensächlich. Jene beiden Affekte, durch die Suggestion, die von der unzählbaren Menge ausgeht, bis zum Taumel gesteigert, diese dürften den psychologischen Grund für den Zauber abgeben, den diese Spiele auf den Spanier ausüben.

Der Spanier selber ist natürlich nur geneigt, den guten Affekt, die Freude an Mut und Kühnheit, zuzugeben. Er verteidigt die Sitte damit, daß durch dieses Interesse in der Jugend der kriegerische Geist und die Freude an der anmutigen und sieghaften Körperkraft wachgehalten werde, die sonst in einer verweichlichten, kriegslosen Zeit erschlaffen würde. Wir wollen gern glauben, daß solche Regungen stark mitspielen, vielleicht im Bewußtsein sogar dominieren.

Aber es läßt sich leicht beweisen, daß dieser Affekt nicht der einzige ist, der durch die Stierkämpfe befriedigt wird. Denn die Corrida enthält dafür viel zu viel Elemente, die mit Heldenmut gar nichts zu tun haben, ja die einem wirklichen für heldische Taten sich begeisternden Sinn im höchsten Grade zuwider sein müßten. Es gibt da Dinge genug, deren Interesse allein dadurch erklärt werden kann, daß sie einem Tatendrang nach Blutvergießen entgegenkommen, während sie unter jedem anderen Gesichtswinkel als ekelhaft und schändlich abgewiesen werden müßten. Man denke an das Hinmetzeln der Pferde, die man mit geblendeten Augen und verstopften Ohren dem Stier in die Hörner hetzt, so lange, bis die armen Tiere mit zerschlitztem Bauch und herausgezerrten Eingeweiden verbluten. Auch ist das Einhaken der Banderillas eine unnütze und greuliche Tierquälerei, die gewiß Mut und Gewandtheit voraussetzt, wofür sich aber leicht ein anderer Ersatz finden ließe, wenn es sich nur um den Erweis dieser Eigenschaften handelte. Und letzthin enthält selbst der Kampf des Matadors, obwohl hier gewiß ein Mann einer großen Gefahr gegenübertritt, Momente genug, die widerlich sind. Handelte es sich nur um den Tod des Stieres, so wäre es doch ritterlicher und männlicher, man träte ihm entgegen, wenn er noch nicht abgehetzt und erwüdet wäre. Dann wäre noch mehr Anlaß zu heroischer Begeisterung, weil dann die Gefahr viel größer wäre. Nein, das abgehetzte Tier muß langsam zu Tode gequält werden, so will es das Spielgesetz, und so gibt auch der letzte Akt noch Befriedigung genug für jene latenten Blutdurstinstinkte, von denen ich sprach.

Man wird vielleicht geneigt sein, zu meinen, daß eben darum das ganze Treiben moralisch höchst verdammenswert sei. Indessen möchte ich hier eine andere Anschauung vertreten und sagen, daß die Bedeutung jener Vorführungen eben gerade darin beruht, daß sie jene Grausamkeitsinstinkte in verhältnismäßig unschädlicher Weise beschäftigt, daß also die ganze Sitte psychologisch etwa als eine Ableitungsreaktion oder Sicherheitsventil anzusehen wäre, wodurch Schlimmeres verhütet wird. Und daß gerade in Spanien etwas derartiges nötig ist, das beweist die ganze spanische Geschichte.

Wo auch immer Spanier im Kampfe aufgetreten sind, haben sie mit einer zähen Erbitterung gekämpft, einem wilden, unheimlichen Fanatismus, wie er in keiner Nation sonst sich findet. Daher die unerhörten verbissenen Belagerungskämpfe von Sagunt und Numantia bis auf Zaragossa herab. Kaum eine andere Landesgeschichte ist so mit Blut geschrieben. Hier haben Inquisition und Folter ihren Heimatboden! Wo gab es solche Grausamkeit, wie die, welche diese Nation gegen Moriscos, Juden und Ketzer entfaltet hat. Von hier zogen jene Conquistadoren aus, die im Namen des Erlösers und der heiligen Jungfrau Maria den Boden des neuentdeckten Amerika mit Menschenblut düngten, die so hausten, daß ganze Völker den Massenselbstmord einem Leben unter spanischer Grausamkeit vorzogen und daß heute in ganz Westindien kein Rest mehr ist von der zahlreichen glücklichen Bevölkerung, die einst den Columbus als eine dem Meere entstiegene Gottheit begrüßte. — Bedarf es noch mehr der Beweise dafür, daß in diesem Volke ein stärkerer Grausamkeitsinstinkt herrscht als sonstwo?

Nun, die Stierkämpfe geben die Möglichkeit, diese Instinkte zu betätigen, ohne daß so ungeheuerliche Folgen sich daran knüpften wie in den obengenannten Epochen. — Lessing spricht einmal davon, daß die Vorführung von menschlichen Leidenschaften auf dem Theater eine doppelte Wirkung haben könne: sie vermögen schwache Leidenschaften im Zuschauer zu steigern und für allzustarke eine Ableitung zu bilden. Wir sehen im spanischen Stierkampf nur die erste Wirkung. Vielleicht aber ist es gerade die zweite, die man sehen muß, um diese Sitte zu verstehen. Man braucht sie darum gewiß nicht zu entschuldigen, aber man wird darum doch vielleicht mildernde Umstände dafür finden, daß noch heute, in einer Zeit, die sich mit ihrer Humanität so brüstet, sich ein ganzes Volk in Belustigungen ergeht, die ein Erbteil zu sein scheinen aus dem Rom der Cäsaren.

Im übrigen sei nicht verschwiegen, daß in Spanien selber viele und gerade die besten Geister sich auflehnen gegen jene nationale Sitte oder Unsitte, daß eine ganze Literatur gegen die Tauromachie besteht, ohne daß sie indessen viel genutzt hätte. Und wer jemals mit jungen Spaniern, besonders im Süden, über Stiergefechte gesprochen hat, wer sah, wie ihre dunkeln, leidenschaftlichen Augen und ihre Zähne blitzten, wenn sie „Toros!“ jauchzten, der wird einsehen, daß dieser ungeheuere Unfug nicht mit bloßer moralischer Empörung hinwegzuspülen ist, sondern daß er in den tiefsten nationalen Instinkten seine Wurzeln hat. Und leider wird es ja in der Natur und im Leben immer Gewalten geben, die wir nicht abschaffen können, die wir höchstens in ihrer Notwendigkeit begreifen und ihnen damit etwas von ihrem Stachel nehmen können.

Neue Bücher über Musik

Geschichtliches

Von Dr. R. Hohenemser

Es ist seltsam, daß die Schwierigkeit und Verantwortlichkeit der Aufgabe, die Ergebnisse der Wissenschaft zu popularisieren, vielfach durchaus verkannt wird. Es scheint, man meint vielfach, popularisieren sei gleichbedeutend mit kompilieren, und erwägt nicht, daß zur gemeinverständlichen Darstellung dessen, was andere ermittelt und gedacht haben, zwar nicht selbständige Forschung, wohl aber selbständiges, auf gründlicher Sachkenntnis beruhendes Urteil gehört. Freilich haben gerade auf populärwissenschaftlichem Gebiete häufig die schlechtesten Bücher den größten buchhändlerischen Erfolg. Diesem Übelstande wäre nur abzuhelfen, wenn sich Autoren, welche die oben bezeichnete Forderung erfüllen und zugleich über eine ansprechende Darstellungsweise verfügen, mehr als bisher der Popularisierung der Wissenschaft zuwendeten.

Als Beispiel eines offenbar erfolgreichen und in dem angeführten Sinne minderwertigen Buches kann die Musikgeschichte von Hans Merian dienen (Illustrierte Geschichte der Musik von der Renaissance bis zur Gegenwart, von Hans Merian, dritte erweiterte Auflage von Bernhard Egg; Otto Spamer, Leipzig 1914). Gänzlich unbrauchbar ist die Einleitung, welche die Tonkunst vom griechischen Altertum bis zur Renaissance behandelt. Aus den hier zusammengetragenen Brocken wird kein Leser eine auch nur einigermaßen klare Vorstellung von der Entwicklung der Mehrstimmigkeit bis zum sechzehnten Jahrhundert gewinnen können. Ausführlicher und nicht so verschwommen gehalten ist der Hauptteil des Buches. Aber seltsamerweise sollen die Kapitel, die uns von der Renaissance bis zu Beethoven führen, nur als Vorbereitung auf die Darstellung dieses Meisters dienen. Da jeder schaffende Künstler irgendwie an seine Vorgänger anknüpft, so ist er durch die gesamte Geschichte seiner Kunst vorbereitet. Es hat aber keinen Sinn, eine spezielle Vorbereitung auf Beethoven etwa mit Palestrina und Orlando Lasso beginnen zu lassen; vielmehr wäre eine solche erst im achtzehnten Jahrhundert, bei Ph. E. Bach, Haydn, Mozart und deren Vorläufern, zu suchen. Im Vorwort wird behauptet, die Entwicklung der Tonkunst sei überall mit der allgemeinen Kulturentwicklung in

Zusammenhang gebracht worden; doch ist davon im Buche sehr wenig zu bemerken.

Um zu zeigen, daß neben dem Geist der Oberflächlichkeit auch durchaus falsche, aber leider weitverbreitete und darum gefährliche Kunstanschauungen in dieser Musikgeschichte ihr Wesen treiben, will ich nur zwei Einzelheiten anführen. Das von den Ausdeutern schon so oft mißhandelte Scherzo der „Eroica" erfährt hier eine neue Interpretation: es soll das boshafte Geklatsch der Menge über den Helden darstellen. Wann wird man endlich aufhören, die Tonkunst auf solche und ähnliche Weise in den Staub zu ziehen? Bei Besprechung von Brahms' Schaffen wird mit Recht die Hinwendung zu Bach und zu den Meistern des sechzehnten Jahrhunderts hervorgehoben; aber daraus wird gefolgert, Brahms stehe nicht in der geraden Linie des Fortschrittes über Beethoven hinaus; diese sei vielmehr durch Berlioz, Liszt und Wagner bezeichnet.

Von der Neuheit und Eigenheit, von der Modernität der Brahmsschen Musik haben die Verfasser also keine Ahnung, und außerdem haben sie nicht begriffen, daß es über ein vollendetes Kunstwerk hinaus keinen Fortschritt geben, daß man vielmehr nur neben dasselbe andere, neue und in ihrer Art wieder vollendete Kunstwerke stellen kann, und daß das Neue und eigenartig Wertvolle weit weniger auf der Anwendung neuer Formen und Mittel als auf der Beschaffenheit der musikalischen Gedanken selbst beruht.

Ein würdiges Seitenstück zu Merians Musikgeschichte bildet auf dem Spezialgebiet der Oper ein Buch von Klob (Karl Maria Klob, Die Oper von Gluck bis Wagner; Ulm, H. Kerler, 1913), der uns freilich versichert, er habe alle besprochenen Werke in der Partitur oder im Klavierauszug vor Augen gehabt und selbständig beurteilt. Nichtsdestoweniger läßt sich ihm, selbst abgesehen von der auch hier völlig wertlosen Einleitung, welche die Oper vor Gluck bespricht, leicht nachweisen, daß er nach schlechten Schablonen gearbeitet hat. Wie könnte er sonst beispielsweise behaupten, Beethoven schließe sich mit „Fidelio" an Mozart an, während doch längst bekannt ist, daß „Fidelio", wie er textlich zur Gattung der französischen Dialogoper gehört, so auch musikalisch nichts Mozartisches, wohl aber vieles von Cherubini enthält! Man darf ruhig sagen, daß er auch ohne die Existenz der Mozartschen Opern so geworden wäre wie er ist. Webers „Oberon" behandelt Klob in Übereinstimmung mit manchen fanatischen Wagnerianern verächtlich, weil er in der Verwendung des gesprochenen Wortes einen Rückschritt gegen die durchkomponierte „Euryanthe" erblickt. Also auch hier werden Äußerlichkeiten zu künstlerischen Wertmaßstäben erhoben.

Unvergleichlich höher als die eben besprochenen Bücher steht die in der Sammlung Göschen erschienene Musikgeschichte des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts von Grunsky. Ihr ursprünglicher Umfang von nur einem Bändchen ist jetzt auf drei erweitert worden, von denen mir die beiden ersten vorliegen (Dr. Karl Grunsky, Musikgeschichte des siebzehnten Jahrhunderts, zweite völlig

umgestaltete Auflage; Musikgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, 1. Teil; Berlin und Leipzig, J. G. Göschen). Für das siebzehnte Jahrhundert verwertet der Verfasser, der den richtigen Takt besitzt, ein Verzeichnis der von ihm benützten Bücher beizugeben, in erster Linie den zweiten Band des Handbuches der Musikgeschichte von H. Riemann und hält sich auch sonst an die neuesten Forschungsresultate. Er teilt seinen Stoff weder streng chronologisch noch geographisch ein, sondern nach den verschiedenen in betracht kommenden Gattungen der Tonkunst. Dieses Verfahren hat zweifellos große Vorzüge, da es die klarste Darlegung der Entwicklungslinien gestattet. Es verführt aber auch leicht dazu, die Bedeutung der genialen Meister nicht scharf genug hervortreten zu lassen. So wird der Leser, dem es übrigens nicht an musikalischer Bildung fehlen darf, über die Entwicklungen gut unterrichtet; aber das Bild, das er von Heinrich Schütz erhält, ist doch zu blaß, und noch mehr enttäuscht die Darstellung Händels, weil einem Genius gegenüber, der unter uns noch lebendig ist und den wir immer tiefer in uns aufnehmen sollten, mehr zu erwarten gewesen wäre. (Für eine etwaige Neuauflage sei bemerkt, daß die Serenade von 1708 und das Oratorium von 1720, die beide die Sage von Acis und Galatea behandeln, nicht identisch, sondern durchaus verschiedene Kompositionen sind.) Der Abschnitt über Händel und zugleich das erste Bändchen schließt mit der Behauptung, bei aller Bedeutung, die dem Meister zukomme, könne man nicht verkennen, daß er nicht so tief sei wie Bach. Es wäre kaum begreiflich, wie man dem Schöpfer des „Messias" gegenüber eine solche Behauptung wagen kann, wäre es nicht überhaupt unserer Zeit so schwer, auch in dem Einfachen die Tiefe zu empfinden. Aber der Historiker sollte derartigen einseitigen Zeitneigungen entgegenarbeiten, statt ihnen selbst zu verfallen. Die Literaturgeschichte hat es längst aufgegeben zu fragen, ob Goethe oder Schiller der größere sei. Sollte die Musikgeschichte für diesen Standpunkt noch nicht reif genug sein?

Es ist eine seltsame Willkürlichkeit, Händel dem siebzehnten, Bach dagegen dem achtzehnten Jahrhundert zuzurechnen. Will man einmal aus inneren Gründen (beide Meister lebten ja gleichzeitig) eine derartige Scheidung vornehmen, so müßte sie gerade umgekehrt ausfallen; denn Bach faßte auf allen Gebieten seiner Tätigkeit die Bestrebungen des siebzehnten Jahrhunderts zusammen und stand einsam und unbegriffen neben dem anders empfindenden Menschen des achtzehnten Jahrhunderts, während Händel, der von der Oper herkam und seine Oratorien für ein selbständig urteilendes Publikum schrieb, doch weit mehr Berührungspunkte mit seinen Zeitgenossen hatte. Im ganzen ersten Teil der Musikgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts behandelt Grunsky nur die Tonkunst Deutschlands im Zeitalter Bachs. An der Besprechung der Werke Bachs selbst ist zu bedauern, daß der Verfasser seinen Spezialstudien über die von dem Meister vorgenommenen Bearbeitungen eigener und fremder Kompositionen einen zu breiten Raum gönnt, und daß die Darstellung über-

haupt zu sehr ins einzelne geht. So werden die verschiedenen Verwendungsarten des Chorals ausführlich aufgezeigt, aber doch bei weitem nicht mit der Klarheit wie in Ph. Spittas großer Bach-Biographie.

Als Muster der populären Darstellung einer musikgeschichtlichen Periode kann das Büchlein von C. Krebs über die Wiener Klassiker gelten (C. Krebs, Haydn, Mozart, Beethoven. Mit vier Bildnissen, 2. Auflage. Berlin und Leipzig, B. G. Teubner). Hier wird nur das Wesentliche gesagt, und das ist wissenschaftlich fundiert und leicht verständlich ausgedrückt. Vielleicht hätten die seit dem Erscheinen der ersten Auflage (1906) veröffentlichten vierzig ersten Sinfonien Haydns etwas mehr berücksichtigt werden können. Auch bemerke ich nebenbei, daß die sogenannte Oxfordsinfonie nicht zu den Pariser Sinfonien gehört, die bereits 1786 vollendet waren, sondern erst 1788 entstand.

Werfen wir einen Blick auf die wissenschaftliche Musikgeschichtsschreibung, so zeigt sich, daß man zurzeit wenig Neigung hat, die Entwicklung der Tonkunst innerhalb großer Perioden oder gar von den ältesten Zeiten an, aus denen wir Überlieferungen besitzen, darzustellen. Man ist zu der Überzeugung gelangt, daß das verfrüht wäre, da in unseren Kenntnissen noch bedeutende Lücken klaffen, deren wenigstens teilweise Ausfüllung sich nach der erstaunlichen Menge des in den letzten Jahrzehnten neu zutagegetretenen Materials erhoffen läßt. So ist man gegenwärtig mit Einzeluntersuchungen aller Art und mit der Geschichte der einzelnen Gattungen der Tonkunst beschäftigt. Trotzdem ist von Zeit zu Zeit zum Zweck leichter Orientierung eine Zusammenfassung unseres musikgeschichtlichen Wissens erforderlich. Eine solche, damals durchaus auf der Höhe stehende Zusammenfassung hatte 1868 A. von Dommer mit seinem Handbuch der Musikgeschichte geboten. Aber dieses Werk war nur einmal, 1878, und zwar nur mit geringen Abänderungen wieder aufgelegt worden. Jetzt erscheint es in neuer Bearbeitung und nach Möglichkeit dem heutigen Stand der Wissenschaft angepaßt (Handbuch der Musikgeschichte bis zum Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts, auf Grundlage des gleichnamigen Werkes von Arrey von Dommer als dessen dritte Auflage bearbeitet von Arnold Schering, Leipzig, Breitkopf und Härtel). Naturgemäß waren eine Menge Änderungen und Ergänzungen notwendig, die der Bearbeiter mit Recht in den Text einschmolz, so daß wir wieder eine zusammenhängende und zwar eine angenehm fließende Darstellung vor uns haben. Völlig unverändert blieben außer dem kurzen Kapitel über die vorchristliche Tonkunst nur die Kapitel über die protestantischen Meister des sechzehnten Jahrhunderts und über die Hamburger Opernbühne, bekanntlich die erste stehende in Deutschland. Der stärksten Eingriffe in die frühere Darstellung bedurfte die Entwicklung der Mehrstimmigkeit im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert. Aber hier hätte Schering alles das, was hinsichtlich der Mischung von Vokal- und Instrumentalstimmen noch Hypothese, und zwar großen Teils seine eigene, auch anderwärts vertretene

Hypothese ist, nicht als Tatsachen ausgeben sollen. Wesentliche Bereicherung erfuhren ferner die Abschnitte über den Sologesang zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, wobei freilich die neuesten Forschungen H. Riemanns noch nicht berücksichtigt sind, und über die Instrumentalmusik im achtzehnten Jahrhundert. Hier waren vor allem die vorhaydnschen Sinfoniker, also einerseits die Italiener, anderseits die Mannheimer und die Wiener Schule, zu besprechen. Mit Recht wurde dagegen auf die Behandlung Beethovens verzichtet, die Dommer nur anhangsweise gegeben hatte.

Von musikgeschichtlichen Spezialarbeiten sei ganz kurz eine Studie über die Opern Marschners erwähnt (Dr. Hans Gaartz, Die Opern Heinrich Marschners, Leipzig, Breitkopf u. Härtel), in welcher der Verfasser zu dem Ergebnis gelangt, daß die drei rasch hintereinander entstandenen Werke, denen Marschner seine großen Erfolge und seine Berühmtheit zu verdanken hat, nämlich „Der Vampyr", „Templer und Jüdin" und „Hans Heiling", tatsächlich seine bedeutendsten seien, an die weder seine vorausgegangenen noch seine späteren Opern auch nur annähernd heranreichten. Namentlich die nur handschriftlich erhaltenen Jugendarbeiten werden einer ausführlichen, aber etwas trockenen Analyse unterzogen.

Wie es bei den Literarhistorikern schon längst üblich ist, so haben jetzt auch die Musikhistoriker begonnen, für die Behandlung einzelner hervorragender Meister durch Begründung von besonderen Jahrbüchern einen Mittelpunkt zu schaffen. Das Bachjahrbuch hat sich bereits sowohl für die Wissenschaft als auch für unsere Musikpflege, letzteres durch Klärung der Fragen nach der alten Aufführungspraxis, als wertvolles Organ erwiesen. Aus dem neuesten Jahrgang (Bachjahrbuch, im Auftrage der neuen Bachgesellschaft herausgegeben von Arnold Schering, Leipzig, Breitkopf und Härtel) sei das Wichtigste hervorgehoben: B. Fr. Richter macht es wahrscheinlich, daß Bach alle seine Motetten für Trauergottesdienste geschrieben habe. Zum Teil läßt sich der Zusammenhang der Texte mit den bei den betreffenden Gelegenheiten gehaltenen Predigten nachweisen. W. Wolffheim teilt aus einer von ihm aufgefundenen handschriftlichen Sammlung zeitgenössischer Kompositionen, die nach seiner Meinung höchstwahrscheinlich von Bachs Freund Walther herrührt, einige bisher unbekannt gebliebene Klavierstücke Bachs mit. Schering berichtet über die Kirchenkantaten der unmittelbaren Vorgänger Bachs im Thomaskantorat, Knüpfer, Schelle und Kuhnau. Dabei bringt er ein höchst bedeutendes Baßarioso von Knüpfer und eine Art geistliches Strophenlied von Schelle zum Abdruck. In einem weiteren Artikel setzt er sich mit Schreyer auseinander, der nach inneren Merkmalen, namentlich auf Grund wirklicher oder vermeintlicher Fehler im Tonsatz, einen großen Teil der bisher Bach zugeschriebenen Werke für unecht erklärt. Schering läßt die Methode prinzipiell gelten, weist aber Schreyer Übertreibungen und grobe Ungenauigkeiten nach. Grunsky stellt Bachs Bearbeitungen und Umarbeitungen fremder Werke zusammen.

Was für Bach schon längst geschehen ist, daß er nämlich in unserem Musikleben und in unserem musikalischen Empfinden zu einer lebendigen, machtvoll wirkenden Größe wurde, das wird jetzt für Gluck, den gewaltigen Musikdramatiker, dessen zweihundertsten Geburtstag wir in diesem Jahre erleben, angestrebt. Es ist nicht zu leugnen, daß wir mit den heute üblichen, ganz vereinzelten Aufführungen seiner Hauptwerke, die sich meist vor halbleeren Häusern abspielen, seiner Bedeutung nicht gerecht werden. Dem will die nach Überwindung verschiedener Schwierigkeiten nunmehr endgültig organisierte Gluckgesellschaft abhelfen, einerseits durch authentische Ausgaben der Werke Glucks, anderseits durch das Gluckjahrbuch, welches das künstlerische und geschichtliche Verständnis für den Meister vertiefen soll (Gluckjahrbuch, 1. Jahrgang, 1913, im Auftrage der Gluckgesellschaft herausgegeben von Hermann Abert, Leipzig, Breitkopf und Härtel). Im Geleitwort betont der Herausgeber mit Recht, daß die Entwicklung Glucks bis zu seiner ersten Reformoper, dem „Orpheus", der 1762 entstand, noch stark im Dunkel liege, ja, daß uns sogar der Sinn seiner berühmten Reform selbst und des vielbesprochenen Streites zwischen den Gluckisten und den Piccinnisten noch nicht völlig klar sei. Gerade gegenüber einem Meister wie Gluck, der, ein geborener Deutscher, seine Ausbildung in Italien empfing und bis rund zu seinem sechzigsten Lebensjahre italienische, dann aber französische Opern schrieb und seine nachhaltigsten Erfolge in Paris erzielte, der ferner, bevor er sich dauernd in Wien niederließ, London und Kopenhagen berührt hatte, ist internationale Zusammenarbeit erforderlich. So bringt das Gluckjahrbuch erfreulicherweise zwei Beiträge französischer Autoren. J. Tiersot stellt zusammen, was sich aus den zehn ältesten Opern Glucks in der Bibliothek des Pariser Konservatoriums vorfindet. Dabei ergibt es sich, daß eine derselben, „Demofoonte", 1743 entstanden, vollständig erhalten ist. Saint-Foix zeigt auf, wie weit sich in Glucks Werken, vor allem in seinen ersten, der Einfluß seines Lehrers Sammartini erkennen läßt. Aus den deutschen Beiträgen erwähne ich einen Artikel von R. Engländer über eine Buffoper und ein Ballett von Gluck, die beide, einer damaligen Liebhaberei gemäß, in China spielen. Ferner teilt der Herausgeber nach einem Kupferstich eine sonst nicht erhaltene Arie aus Glucks „Ippolito" von 1745 mit. Ein Aufsatz von Fuller-Maitland, „Der Streit um die dramatische Wahrheit in der Oper", wäre wohl besser nicht aufgenommen worden, da er nicht das geringste Neue bringt und zum Teil auf veralteten Anschauungen beruht. Im Ganzen aber kann man H. Abert für die Zusammenstellung dieses ersten Gluckjahrbuches, das auch kritische Referate über einschlägige Bücher und über einzelne Aufführungen Gluckscher Werke enthält, nur dankbar sein, und für die Zukunft ist von dem Unternehmen noch viel Ersprießliches zu erwarten.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Literatur

Neue Lyrik. Es lag mir eine sehr große Anzahl Gedichtbücher vor, die ich alle nach bestem Wissen geprüft habe, von denen aber viele als völlig unwertig hier verschwiegen werden müssen. Zudem bin ich gezwungen, mich kurz zu fassen, denn diese Zeitschrift kann — als nicht ausschließlich literarische — ohnedies der Lyrik nur beschränkten Platz einräumen. Und wie wenig Verheißungsvolles oder wirklich Vollkommenes habe ich gefunden! Wieviel geschickten, geschmackvollen Versen bin ich begegnet, und wie gering war die Ausbeute an Echtem, wahrhaft Reifem und Begnadetem.

Ich erwähne zunächst jene Bücher, die ich nicht völlig übergehen möchte, die aber nur einer kurzen Bemerkung würdig sind. Da sind die **„Neuen Gedichte"** von **Max Alfred Vogel** (München, Georg Callwey), harmlose, schlichte Weisen, in denen ab und zu ein hübsches Bild aufglänzt, die aber im ganzen wenig Eigenart und Reize bergen. **„Die frühen Stunden"** von **Carl Salm** (Köln, Schmitzsche Buchhandlung, Ferdinand Sohn) verraten schon mehr Talent und frische Begabung, aber es mangelt an innerer Geschlossenheit, am Ausgleich der Verse gegeneinander. Jedenfalls liegt hier ein Erstlingsbuch vor, das Hoffnung auf Wachstum erweckt. **Rudolf Herzog** enttäuschte mich bitter. **„Wir sterben nicht"** (Berlin, Cotta) heißt sein letzter Gedichtband, dessen Frische mich keineswegs unmittelbar, sondern künstlich erhitzt anmutete. Den Balladen fehlt das Knappe, Gehaltene, Schlagende, und die Lieder sind ja ganz brav, aber doch wohl Alltagsware. Auch die **„Gedichte"** von **Fritz Köpp** (Leipzig, Fritz Eckardt) können nicht völlig befriedigen; jedenfalls verheißen sie eine Entwicklung, wie mich dünkt, und so will ich einer neuen Gabe harren, ehe ich ein abschließendes Urteil fälle, das ich jetzt als voreilig verwerfen müßte.

Als Intermezzo einige Frauenbücher: **„Die Laute"** von **Erika Rheinsch** (Berlin, Egon Fleischel). Wie soll ich meine Ansicht präzisieren? Ich müßte stets dasselbe wiederholen. Glatte, angenehme, talentvolle Verse; es fehlt nur eins, die Hauptsache: Gnade. Man kann sich des Gefühls nicht erwehren, daß manche belesenen, gebildeten Damen ähnliche Gedichte schreiben können, und daß man sie im einzelnen doch nicht voneinander zu unterscheiden vermöchte. **„Die Oktave"** von **Eleonore Kalkowska** (Berlin, E. Fleischel) verrät etwas mehr Individualität; aber ihre Bilder sind manchmal nicht prägnant genug. Das Blut, welches das Angesicht des Geliebten wie ein roter Schild umrauscht, und dem blühend Reis um Reis entsteigt — ist nicht nur gewagt, sondern geschmacklos. Trotzdem zeigt sich ein Ringen und ein Ernst, der gewinnend wirkt. Dagegen haben die **„Gedichte"** von

Elisabeth Paulsen (Leipzig, Insel-Verlag) mich stärker gefesselt. Es sind Impressionen, meist in regellosen Versen, ohne bestimmte Reime. Nichts Weiches, Schmiegsames; viele Härten und Rauheiten. Was Elisabeth Paulsen sagt, ist nicht immer neu oder wichtig, aber sie sagt es unmittelbar, stupellos. Nun liegt auch in dieser Art zweifellos ein Fehler und eine Gefahr: ein Kunstwerk verlangt Abrundung, „Fülle und Ganzheit", wie Otto Ludwig sagt. Unter diesem Gesichtspunkte findet man vielleicht nicht eine vollwertige Gabe, aber viel persönliche Wendungen, manches packende Gleichnis — und damit muß man sich eben begnügen. Gewiß ein lauer Trost; aber diese Unebenheiten besagen mir im Grunde doch mehr als glatte, geschickt geformte Nichtigkeiten. **Erika von Watzdorf-Bachoff** könnte man noch am ehesten eine Künstlerin nennen. Sie weiß, abgeklärte, vornehm zarte Gedichte zu schaffen, die von innerem Leben durchpulst sind. „**Zwischen Frühling und Herbst**" (Berlin, Cotta) betitelt sich ihre erste, etwas zu umfangreiche Sammlung. Hier zeigt sich noch manches minder Gelungene; aber daneben stehen prächtige, geschlossene, fast restlos befriedigende Stücke. Nicht immer gelingt ihr das treffende Wort; viel zusammengesetzte Adjektiva verraten eine leise Verlegenheit, ein Tasten und Suchen. Hier und da glaube ich auch eine Freude an einer erlesenen Zeile zu entdecken, aus der erst nachträglich ein Gedicht erwachsen ist. All das sage ich nicht lediglich des Tadels willen, sondern weil mir das Buch wirklich Freude gegeben hat und mich länger bei der Lektüre verweilen ließ. Von Reife und wachsendem Erlebnis kündet die zweite Sammlung „**Das Jahr**" (Weimar, Gustav Kiepenheuer), die ich hier bereits mit lobenden Worten anzeigen durfte und die in zweiter, vermehrter Auflage vorliegt. Ich zitiere als Probe:

Vogelbeeren

Verlöscht der Sonne herbstliches Vergolden —
Und rings das weite Land in tiefer Trauer.
Doch glänzen über meiner Gartenmauer
Der Ebereschе rote Beerendolden
So blank und frisch nach jedem Regenschauer.
Sie trotzen keck und fest dem Sturm aus Norden,
Noch darf ich ihre Pracht mein eigen nennen,
Die kleinste Beere lockt mit frohem Brennen . . .
Und meine Blicke sind zwei Vögel worden,
Zwei wilde Vögel, die den Hunger kennen.

„**Erste Ernte**" von **Wilhelm Südel** (Berlin, Egon Fleischel). Ich kann mich kurz fassen. Glatte, geschmackvolle, wenig persönliche Verse. Ansätze zu selbständigem Gestalten („Aufziehendes Gewitter"), aber noch keine bezwingende, innerlich kräftige Kunst. Dasselbe gilt von **Otto Krilles** „**Stillem Buch**" (Berlin, Egon Fleischel). Ich fand darin nur ein Gedicht, „Die Magd", das mich fesselte. Gewiß zeigt sich auch hier Talent, das soll keineswegs verkannt werden; doch Talent allein vermag nicht zu genügen, wenn die Eigenart mangelt. **Albert H. Rausch** gibt in seinen „**Vigilien**" (Berlin, E. Fleischel) ebenso blutleere, lebensferne, blasse Verse, wie **Otto Freiherr von Taube** in seinen „**Neuen Gedichten**" (Leipzig, Insel-Verlag). Stefan George, Hofmannsthal in kühler Nachahmung. Und schließlich sei hier noch **Georg J. Plotke** genannt mit seinem Bande „**Zur Mutter**" (Dresden, Karl Reißner), der gegen seine frühere Sammlung, die ich in einem Referat erwähnte, zweifellos einen Fortschritt bedeutet, ohne mich jedoch völlig zu überzeugen, so Feines er im einzelnen auch bergen mag. Unbewegt und fremd legte ich ihn aus der Hand; er ließ keine Erinnerung in mir zurück.

Und nun will ich endlich Erfreulicheres berichten. Vor mir liegen die nachgelassenen Gedichte von **Ernst Goll** „**Im bittern Menschenland**" (Berlin, Egon Fleischel). Wir erfahren aus dem Vorwort, daß der fünfundzwanzigjährige Grazer Student seinem Leben selbst ein Ziel gesetzt hat. Man ist heutzutage gern bereit, solch junge, durch Freitod verstorbene Dichter zu überschätzen. Auch hier muß man bedenken, daß Goll erst am Anfang seiner Laufbahn stand, wenn man nicht unbillig urteilen will. Seine Verse scheinen nicht aus literarischem Ehrgeiz er-

wachsen zu sein; schlicht, wahr, innig reden sie zu uns; sie schlagen gleichsam treue blaue Augen auf. Leider wurde in dieses Buch manches aufgenommen, was allzusehr nach Gelegenheitsreimereien klingt; aber einige Lieder wie „Meine Sehnsucht", „Schlummerlied, auf der Wiese zu singen", „Abend", „Sommerklage", „Herbstliche Fülle", „Glück", „Tiefe Stunde", „Von Glück und Tod" lassen in der Seele ein tiefes Nachzittern zurück. Immerhin vergesse man nie: hier ist nur ein jäh abgebrochener Beginn, keine Vollendung; nur ein Vorlenz, dem die herbstliche Reife ferngeblieben ist. — Besonnener, abgeklärter stellt sich **Hans Carossa** dar in seinen „**Gedichten**" (Leipzig, Insel-Verlag). Namentlich in kurzer, prägnanter Form gibt er manches Feine, manches Zartabgetönte und Gesammelte. „Nachtlied", „Sternenlied", „Und wie manche Nacht", „Als ich in die Schlucht stieg", „Überm Gewitter", „Ausblick", erscheinen mir als die besten Stücke des schmalen Heftes. Dagegen verliert er sich leicht, wenn er weiter ausholt; dann fühlt man, daß ihm die Kraft und Fülle zur Gestaltung mangelt. Es ist sicherlich eine erlebte Kunst, die hier nach Ausdruck drängt, und darum berühren die Gedichte sympathisch und ehrlich. Das „Nachtlied" sei hier wiedergegeben:

Finsternisse fallen dichter
Auf Gebirge, Stadt und Tal.
Doch schon blinken ruhige Lichter
Tief aus Fenstern ohne Zahl.

Immer klarer, immer milder
Längs des Stroms gebognem Lauf
Weisen irdische Sternenbilder
Nun zu himmlischen hinauf.

Ernst Bertrams „Gedichte" (Leipzig, Insel-Verlag) zeigen noch mehr bewußtes Können. Er liebt es, Kunstgegenstände zu beschreiben: eine Fuge, ein Konzert für zwei Violinen, eine Orgel, ein Münster, Statuen, einen Teppich, einen Kelch oder einen Krug, und er redet mehr darüber, als daß er sie gestaltet. Aber seine Art ist vornehm, gelassen, ohne doch allzu stark dem rein Artistischen zuzuneigen. Er gemahnt mitunter an Rilkes neue Gedichte, die er indessen keineswegs nachahmt (z. B.: „Der Erblindete"). Man findet bei Bertram starke Zeilen, wie den Schluß des „Magnetbergs":

Sicher gleit' ich! Aber wenn ich wache,
Spür' ich, nächtlich, schon das erste schwache
Saugen an den Nägeln meines Schiffs —

oder kleine, abgerundete Kostbarkeiten, wie „Die Stadt". Im ganzen darf man wohl sagen, daß es eine Lyrik aus zweiter Quelle ist; etwas destilliert und ernüchtert. Ich möchte, der Dichter sähe die Dinge noch unmittelbarer, freudiger, unbefangener an. Gewiß hat er eine Zukunft, wenn er die Freiluft dem Atelierlichte vorzieht. Starke Verheißung scheint mir auch die „**Erste Ernte**" von **Friedrich Otto** zu bergen (Berlin, Reuß und Pollack). Noch hat sich viel Unreifes, Unausgeglichenes mit eingeschlichen, manches Tastende, Unsichere, wie denn überhaupt fast in jedem Gedichte irgendeine Ausstellung angebracht wäre. Es ist schade, daß ich nicht näher darauf eingehen kann. Otto blickt mit klaren Augen in die Welt; er sucht Berlin in seinen wechselnden Gestalten zu begreifen und liebt doch auch die versteckten Winkel und Dörfer. Gegen Ende des Buches finden sich einige Sonette, die am besten beweisen, was er zu geben vermag und was ihm noch fehlt. Die meisten beginnen mit innerlich starken Zeilen und enden in einem auffallenden decrescendo. Es ist, als ob dem Dichter der Atem ausginge. Und trotzdem: hier ringt sich eigene Kraft empor, hier sucht eine Persönlichkeit nach Ausdruck, der man Gutes versprechen kann, wenn sie sich zielsicher und langsam entwickelt. „Kleinstadt", „Im Gestellweg", „Vor langer Zeit", „Im November", „Glück und Glas" z. B. enthalten außergewöhnliche Zeilen, scharf gesehene Bilder, die man gern im Gedächtnis bewahrt. Nur kurz erwähne ich ein neues Buch von **Gustav Falke**, „**Anna**" (Hamburg, Alfred Janssen). Die keusche, entsagende Liebe zu einem jungen Mädchen, die schon in dem früheren Bande „Mit dem Leben" so reine, schimmernde Blüten hervorzauberte, klingt hier noch einmal auf in schlichten, tagebuchartigen, reimlosen Freiversen, die Falke wohl selbst nur als Intermezzo, als sanften Nachklang be-

trachten wird. Es fehlt ihnen eine gewisse Klarheit und Frische; sinnend reicht das Alter der Jugend die Hand; ein Scheideblick, ein Abschied vom Sommer. Nun wird reifer, ertragreicher, gütiger Herbst ... Frauenschicksale kündet uns **A. de Nora** in seinen **„Madonnen"** (Leipzig, L. Staackmann), versteckte, zehrende Leiden und Enttäuschungen. Er weiß zu fesseln und mitunter zu ergreifen; trotz aller Realistik schlingen sich doch geheime, zarte Schilderungen voll reiner Lyrik durch diese herben, grausamen Versnovellen. Man betrachte daraufhin den Anfang des fünften und der beiden letzten Stücke. Hinter diesem Buche steht ein gütiger, verstehender Dichter, dem das Menschenherz in seinen Qualen vertraut und teuer ist. Breitausladende Verse und umfängliche Schilderungen gibt **Ernst Stadler** in dem **„Aufbruch"** (Leipzig, Verlag der weißen Bücher). Etwas von Walt Whitman lebt in seinen Strophen, ein kräftiges Allgefühl, ein weites Umfangen aller Dinge. Nicht immer sind seine Bilder treffend, unmittelbar; aber daneben stehen prächtige Gleichnisse.

... Ich fühle deines Herzens Schlag,
der über meinem Herzen zuckt.
Ich steige selig in die Kammer meines
Glückes nieder,
Ganz tief in mir, so wie ein Vogel, der
ins flaumige Gefieder
Zu sommerdunklem Traum das Köpfchen
niederduckt.

Hier redet einer, der wirklich etwas zu sagen hat, der abseits der Heerstraße schreitet; nicht in fremder, kühler Ferne, sondern suchend, verlangend, werbend. Ich gestehe, daß die langgestreckten Verse manchmal ermüden und auch unnötige Füllworte aufweisen; im ganzen freilich überwiegt der günstige Eindruck und bleibt. Über **Paul Zech** konnte ich schon früher manches Gute sagen. Sein letztes Buch **„Die eiserne Brücke"** (Leipzig, Verlag der weißen Bücher) offenbart einen schönen Fortschritt. Er ist kräftiger, bedeutsamer, erdfester geworden. Vielleicht knüpft er an Verhaerens „Les Flamandes" an; er liebt gleichfalls das Sonett, wenn er es auch freier formt; er sucht im Geringsten den bleibenden, fortpflanzenden Wert. Eine Gefahr allerdings muß Zech umgehen: er ist allzustark darauf bedacht, nach Vergleichen zu spüren; so verflüchtigt sich das Gegenständliche leicht ins Gegenstandlose. Kann eine Novembernacht die Atemzüge „versteinen"?" Ist es nicht sehr gewagt, von „grünbeliderten" Fenstern zu reden? Und so könnte ich noch mancherlei, meiner Ansicht nach Verfehltes anführen. Aber ich glaube, diese Irrtümer erwachsen nur aus allzudrängender Kraft, der man leicht den Damm der Besonnenheit entgegenstellen kann. Paul Zech ist kühn und freudig, und darum ist er eine Verheißung. Dem schwellenden Frühling wird ein reifender Sommer folgen. Ich freue mich, ihm als kräftig Aufsteigendem begegnet zu sein! Eine Überraschung bot mir das Buch **„Im Feld und Firnelicht"** von **Fridolin Hofer** (Kempten und München, Köselsche Buchhandlung). Hier weht freie, kühne, labende Luft. Reiches Pleinair. Ich begrüße einen Starken, einen Frohen! All diese Lieder sind erlebt. Wieviel treffende, wundervolle Bilder! Hier ein kurzes Beispiel:

Schildwache

Mit verworfnem Mittnachtspuke
Fegt der Föhn durch das Gefild.
War's nicht, ob ein Schwerthieb zucke?
Aus zerfetzter Wolkenluke
Klemmt ein Berg den weißen Schild.

Oder man lese „Novembertag", „Spätes Pflügen", „Glühende Asche", „In Gärung", „Heimlicher Zauber". Hofer ist Schweizer; in seinen echten, schönen Gedichten liegt „das große stille Leuchten" Conrad Ferdinand Meyers. Ich sage: nehmt und lest! An C. F. Meyer gemahnt auch **Adolf Frey** in seinen **„Gedichten"** (Leipzig, Haessels Verlag). Auch er liebt gereimte Verspaare, auch er schreibt kräftige Balladen oder schlichte Legenden. Aber er besitzt noch etwas mehr: einen kecken, krausen Humor. Man lese „Die Kinder der Muße" oder den „Sturm". Seine Verben sind von ungewöhnlicher Plastik, er scheut nicht vor Provinzialismen zurück; er sieht frei umher, und überall findet er Mythen und frische, unverbrauchte Schönheit. Gewiß erreicht er Meyers monumentale, knappe

Größe nicht, aber darum ist er keineswegs ein bloßer Epigone. Nicht immer gelingt es ihm, seine Visionen völlig zu bannen (der „Totentanz" ist nicht restlos bezwungen) — trotz allem ist Frey ein Aufrechter, ein noch zu wenig Beachteter und Gewerteter. Wieviel mehr geben seinesgleichen, als die leeren, glatten, platten Formakrobaten und falschen Propheten, die mit Glacéhandschuhen ihre wohlberechneten, erklügelten Verse zurechtstutzen!

Gewitterende im Gebirg

Der Wettersturm zieht ab durchs Felsentor,
Und mit ihm schlurft der ungekämmte Chor
Der Wolkenweiber. Fern auf steilen Zacken
Bläst Pan dem Winde noch ein Ständchen vor
Und streift die Tropfen sich vom Zottennacken.
Der weichen Dämmrung milde Sterne greifen
Mit blanken Händen durch die Wolkenstreifen,
Und in der Runde rings der Schattenberge
Setzt sich auf Joch und Grat das Volk der Zwerge
Und raucht behaglich seine Nebelpfeifen.

Zum Schluß drei Anthologien. **„Napoleon im Spiegel der Dichtung"** (Glogau-Leipzig, Hellmanns Verlag) heißt die eine und bietet viel Fesselndes und historisch Wichtiges. Ich vermißte Dehmels Gedicht „Anno domini 1812". — **„Rosen und Rosmarin"** betitelt sich eine Volksliedersammlung (Leipzig, Schlößmanns Verlag), welche bekannte, liebe alte Reime birgt. Das altdeutsche Lied „Ich bin din" ist falsch zitiert. Es heißt „beslozzen" (nicht beflossen) und das (nicht daß) flüzzelin. Viel Freude bereitete mir das von **Theodor Herold** besorgte Buch **„Das Lied vom Kinde"** (Leipzig, Fritz Eckardts Verlag). Wir begleiten das Leben der Kinder von der Wiege bis zum Tode mit den schönsten, feinsinnig gewählten Gedichten unserer bedeutendsten deutschen Dichter. Eine reiche, gute Sammlung, vornehm-schlicht gedruckt und ausgestattet. Sie sei aufs beste empfohlen, denn sie verdient Beachtung und Liebe in vollstem Maße.

Ernst Ludwig Schellenberg

Philosophie

Wir haben mehrfach (1911 in Heft 17 und 1912 in Heft 17) Gelegenheit genommen, auf die tüchtige Arbeit des **„Logos"**, der im Verlage von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) erscheinenden internationalen Zeitschrift für Philosophie der Kultur (jährlich drei Hefte 9 Mark), hinzuweisen, und möchten, da nunmehr zwei weitere Bände, nämlich Band 3 und 4, abgeschlossen vorliegen, aufs neue betonen, daß hier eine Fülle wertvoller Originalarbeiten von durchaus nicht nur fachwissenschaftlichem Interesse zur Veröffentlichung gelangt. Die grundsätzliche Stellungnahme der einzelnen Autoren zu den mannigfachen behandelten Fragen philosophischer Natur auch nur kurz kennzeichnen zu wollen, ist hier nicht der Ort. Namen, wie Jonas Cohn, Driesch, Meinong, Rickert, Simmel, Troeltsch, Wölfflin, besagen das Nötige. Mitten in die Realitäten des gegenwärtigen Lebens greifen zwei sehr lesenswerte Aufsätze von Marianne Weber über „Autorität und Autonomie in der Ehe" und „Die Frau und die objektive Kultur".

Völkerkunde

Seßhafte Tschechen in Schlesien. Außer den Polen sind im Regierungsbezirke Oppeln noch Tschechen ansässig. Die früheren amtlichen Statistiken unterschieden hierbei zwei Mundarten, nämlich das Tschechische und das Mährische. Dieser Unterschied ist in den letzten amtlichen Veröffentlichungen des Preußischen Statistischen Landesamtes aufgegeben.

In den Kreisen Ratibor und Leobschütz nannte man den tschechischen Volksstamm Mährer oder Mähren. Ich will einen Unterschied zwischen Mähren und Tschechen nicht machen.

Man zählte im Regierungsbezirk Oppeln:

	Tschechen	deutsch und tschechisch Sprechende
Im Jahre 1890	58 228	2030
„ „ 1900	62 738	1141
„ „ 1910	57 347	571

In nachstehenden Kreisen machten die Tschechen mehr als ein vom Hundert der Bevölkerung aus.

Man zählte im Jahre 1900:

Im Kreise	Einwohner	Deutsche	Tschechen	tschechisch und deutsch Sprechende
Oppeln-Land	107 911	18 465	1 790	4
Groß-Strehlitz	71 522	11 799	826	4
Ratibor Stadt und Land	147 328	30 804	50 006	398
Leobschütz	84 147	70 797	9 103	397

Hingegen im Jahre 1910:

Im Kreise	Einwohner	Deutsche	Tschechen	tschechisch und deutsch Sprechende
Oppeln-Land	117 906	23 740	1 852	weniger als 18
Groß-Strehlitz	73 383	12 616	870	„ „ 2
Ratibor-Stadt	38 424	22 914	247	„ „ 47
Ratibor-Land	118 923	13 316	47 209	„ „ 455
Leobschütz	82 635	69 901	6 311	„ „ 23

Die Kreiszahlen für das Jahr 1910 sind bisher nur in der teilweisen Neuauflage des Gemeindelexikons für Preußen veröffentlicht. Hier sind bei den Doppelsprachigen gesondert die polnisch und deutsch Sprechenden aufgeführt; alle übrigen Doppelsprachigen sind nicht getrennt; ich gebe ihre Zahl in der letzten Spalte oben an. Die Menge der tschechisch und deutsch Sprechenden muß geringer als die der sonstigen Doppelsprachigen sein.

Vergleichen wir einmal die Kreistafeln, so finden wir, daß die Einwohnerzahl nur im Kreise Leobschütz, einem rein landwirtschaftlichen, sehr fruchtbaren Kreise zurückgegangen ist. Am Rückgang sind die Tschechen sehr viel stärker als die Deutschen beteiligt. In den anderen Kreisen ist die Bevölkerung und das Deutschtum gewachsen. In den Kreisen Groß-Strehlitz und Oppeln-Land haben sich auch die Tschechen vermehrt.

Aus dem Gemeindelexikon von 1912 ist bei den einzelnen Ortschaften leider nicht festzustellen, wieviel Tschechen dort im Jahre 1910 gewohnt haben. Aus dem älteren Gemeindelexikon ist es jedoch für die Volkszählung von 1905 zu ermitteln.

Im Landkreise Oppeln gab es nur eine tschechische Gemeinde, namens Friedrichsgrätz. Von 1678 Einwohnern waren 1558 Tschechen, darunter 1548 Evangelische und 10 Katholiken. Die im Jahre 1905 im Kreise Groß-Strehlitz gezählten 870 evangelischen Tschechen wohnten in Petersgrätz, einer Landgemeinde mit 1222 Seelen.

Damals bekannten sich in der Stadt Ratibor von 32 690 Bewohnern noch 438 zur „mährischen" Sprache. Im Landkreise ist das Tschechentum bedeutender.

Von 2942 in der Stadt Hultschin aufhältlichen Personen gaben 2013 das Mährische als Muttersprache an. Von 116 Landgemeinden hatten die Mähren (Tschechen) in 44, von 91 Gutsbezirken in 31 die Mehrheit. Im allgemeinen sind die Tschechen in den Kreisen Ratibor und Leobschütz katholisch und unterstehen kirchlich dem Erzbischof in Olmütz. Ein evangelisch-tschechisches Dorf im Kreise Leobschütz ist Steuberwitz; unter 1081 Einwohnern waren 985 evangelische und 9 katholische Tschechen (Mähren). Sonst haben in diesem Kreise die Tschechen noch in 14 Landgemeinden und 2 Gutsbezirken die Mehrheit.

In den Kreisen Leobschütz und Ratibor unterstützen die Tschechen das Zentrum. Im Reichstagswahlkreise Ratibor würde sonst der Zentrumsabgeordnete gegenüber dem Polen nicht gewählt worden. Die evangelischen Tschechen der anderen Kreise finden ihren politischen Anschluß bei den Deutschen.

Im Regierungsbezirke Breslau finden wir seßhafte Tschechen in den drei Kreisen Groß-Wartenberg, Strehlen und Glatz. Leider gibt es bisher noch nicht kreisweise Veröffentlichungen über die Muttersprache in diesem Bezirk bei der Volkszählung von 1910.

Man zählte 1900:

Im Kreise	Einwohner	Deutsche	Tschechen	deutsch und tschechisch Sprechende
Groß-Wartenberg	48 014	24 802	1315	42
Strehlen	35 297	31 866	3040	122
Glatz	60 819	56 165	3729	120

Für 1905 sind alle Doppelsprachigen in einer Zahl aufgeführt, auch nicht die polnisch und deutsch Redenden ausgesondert. Da diese den erheblichsten Anteil an den Doppelsprachigen haben, lasse ich sie überhaupt fort.

Im Jahre 1905 hatten:

Der Kreis	Einwohner	Deutsche	Tschechen
Groß-Wartenberg	46 964	25 449	1344
Strehlen	35 384	32 232	2813
Glatz	63 406	59 267	3258

An Einwohnern ist der Kreis Groß-Wartenberg, an Deutschen keiner dieser drei Kreise, an Tschechen sind die Kreise Strehlen und Glatz zurückgegangen. Die Tschechen der Kreise Strehlen und Groß-Wartenberg sind meist evangelisch. Überwiegend tschechische Gemeinden waren in Groß-Wartenberg die drei Landgemeinden Groß-Friedrichs-Tabor mit 534 Tschechen unter 560 Einwohnern, Klein-Friedrichs-Tabor mit 140 unter 151, Tschermin mit 549 unter 567, ferner der Gutsbezirk Baldowitz mit 35 Tschechen unter 64 Einwohnern, im Kreise Strehlen-Hussinetz mit 1499 Tschechen unter 1688 Bewohnern, Mehlteuer mit 80 unter 97, Ober-, Mittel- und Nieder-Podiebrad mit zusammen 765 Tschechen unter 856 Einwohnern.

Die 820 Bewohner zählende Gemeinde Straußeney im Kreise Glatz hatte 345 evangelische und 276 katholische Tschechen, die andere überwiegend tschechische Gemeinde desselben Kreises, namens Tscherbeney, unter 2150 Einwohnern 1813 bis auf 28 Personen durchweg katholische Tschechen. Die Landgemeinde und der Gutsbezirk Schlanei haben ihre noch 1890 bestehende Tschechenmehrheit verloren.

Die Tschechen oder Mähren der Kreise Leobschütz und Ratibor-Land sitzen in einem geschlossenen Sprachgebiete; die Tschechen der Kreise Groß-Wartenberg, Strehlen, Oppeln-Land und Groß-Strehlitz sind weit abgesprengte Splitter eines fremden Volkstums. Man muß sich wundern, daß sie so lange in fremder Umgebung ihre Muttersprache bewahren, was ihnen wohl dadurch erleichtert ist, daß ihnen nicht ein einheitliches fremdes Volkstum, sondern die sich national befehdenden Polen und Deutschen gegenüberstehen.

Wo wir sonst noch im Deutschen Reiche Tschechen antreffen, sind sie nicht seßhaft, sondern es handelt sich in der Regel nur um Wanderarbeiter, die später in ihre Heimat zurückkehren, seltener im Deutschen Reiche hängen bleiben. R. Baumgarten

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 28/29.

Das Wahlproblem

Von Pronoptes

Die erſte Entſcheidung im Kampfe um das preußiſche Wahlgeſetz iſt gefallen: die Regierungsvorlage iſt, wie vorauszuſehen war, vom Abgeordnetenhauſe durch die am 12. April wiederholte Leſung mit den zwiſchen Konſervativen und Klerikalen vereinbarten Abänderungen gegen die Stimmen der geſamten Liberalen nunmehr definitiv zur Annahme gebracht. Damit iſt das Schickſal der Vorlage vorläufig wohl beſiegelt; denn zu befürchten iſt, daß auch die Leſungen im Herrenhauſe, die bald folgen werden, an dem beſtehenden Reſultate nichts mehr ändern werden. Wir ſagen ausdrücklich: zu befürchten; denn wir betrachten die vorgezeichnete Entwicklung nicht als eine glückliche Löſung der Geſamtfrage. Wir halten es vielmehr für ſicher, daß dieſes vorläufige Ergebnis nicht das endgültige bleiben wird; trotz Abgeordneten- und Herrenhaus wird der Kampf um die preußiſche Wahlreform weitergehen, wird die Gegenſätze der Parteien weiter verſchärfen und ſich geradezu zu einer Reichsangelegenheit entwickeln; denn zu eng ſind die Schickſale Preußens mit dem Geſamtreiche verknüpft, als daß nicht das Intereſſe der Reichswähler ſich dieſer innerpreußiſchen Angelegenheit zuwenden und nicht zuerſt in den bevorſtehenden Reichstagswahlen die vorhandene Spannung ſich entladen ſollte.“

Die obigen Sätze ſind im April des Jahres 1911 geſchrieben, und wenn auch die ausgeſprochene Befürchtung, daß die Reformvorlage Geſetz werden würde, ſich zum Glück nicht bewahrheitet hat, ſo hat doch der Ausfall der letzten Reichstagswahl, die uns 110 Sozialdemokraten gebracht hat, die Richtigkeit unſerer Geſamtauffaſſung vollauf bewieſen. Es beſteht in der Tat eine enge Wechſelwirkung zwiſchen dem preußiſchen Wahlrecht und der Unzufriedenheit im Reich, die ſich im Jahre 1912 ganz allgemein durch die Wahl jener zahlreichen

sozialdemokratischen Abgeordneten Ausdruck geschafft und noch jüngst im Schoße der Umsturzpartei selbst die leidenschaftlichsten Debatten über die Durchführbarkeit eines zur Erzwingung der preußischen Wahlreform zu organisierenden Massenstreiks gezeitigt hat.

Ob nun diese Wechselwirkung mit ihren Begleiterscheinungen sowohl im Gesamtorganismus der Parteien wie besonders an den zuständigen Regierungsstellen bereits so stark gewertet wird, wie sie es als Hemmung staatserhaltender und Förderung staatsfeindlicher Kräfte zweifellos verdient, dürfte nach den bisherigen Erfahrungen für den Augenblick billig bezweifelt werden. Sicherlich aber wird diese Wertung durch die Wucht der sie bestimmenden Tatsachen ganz von selbst mehr und mehr an Raum und damit an Bedeutung gewinnen und so schließlich doch zum bestimmenden Faktor der künftigen Wahlreform in Preußen werden. Der Wichtigkeit des Gegenstandes möchte es daher durchaus entsprechen, unter diesem Gesichtspunkte den Verlauf und das Scheitern des letzten preußischen Reformversuchs nachzuprüfen und damit zugleich eine Erörterung des eigentlichen „Wahlproblems" zu verbinden, wie es nicht nur für Preußen-Deutschland, sondern am Ende für alle konstitutionell regierten Staaten in gleicher Weise besteht und mit Recht schließliche Lösung beansprucht.

Das bis jetzt in Kraft gebliebene preußische Wahlgesetz verdankt dem Reaktionsjahre 1849 seine Entstehung, jener Zeit, wo die Zuckungen des Jahres 1848 überstanden, der Taumel deutschnationaler Begeisterung bereits verflogen war. Die im Frühling des Revolutionsjahres aus allgemeinen, gleichen Wahlen hervorgegangene preußische Nationalversammlung hatte während dieses Jahres völlig versagt, da die Mehrzahl ihrer Abgeordneten, als überzeugte Demokraten und zudem beeinflußt von dem hauptstädtischen Pöbel, auf ein Zusammenarbeiten mit der Regierung von vornherein verzichtet hatte; auch die Verlegung der Versammlung nach Brandenburg hatte keine Wendung herbeigeführt — was Wunder, daß die Regierung, die das unter diesen Umständen durchaus verständliche Erstarken der konservativen Elemente des Landes mit Aufmerksamkeit verfolgte, noch im Dezember desselben Jahres 1848 kurzen Prozeß machte und dieses Parlament auflöste. Die vom Könige verheißene Verfassung aber ward dann im Laufe des folgenden Jahres nach mehrfachen Entwürfen und Abänderungen wirklich erlassen, und sie trägt naturgemäß die Signatur dieses Jahres, in dessen Frühsommer die preußischen Fahnen siegreich über den zusammengebrochenen letzten Trümmern der Revolution in Sachsen und Baden flatterten: in zwei Kammern, dem Herrenhaus und dem Abgeordnetenhaus, sollte die Mitarbeit des preußischen Volkes an der Regierung vor sich gehen; von ihnen bedurfte das Herrenhaus, das im wesentlichen aus von der Krone berufenen Vertretern gebildet wurde, in seiner Zusammensetzung keiner Kautelen; wohl aber das Abgeordnetenhaus, dessen Mitglieder aus den Wahlen des Gesamtvolkes hervorgehen sollten. Die bösen Erfahrungen, die man mit jener ersten aus allgemeinen, gleichen Wahlen hervorgegangenen preußischen

Nationalversammlung im Jahre vorher gemacht hatte, gaben hier den Ausschlag: man zwang dem Volke ein Wahlsystem auf, das für alle Zukunft ein derart demokratisches Parlament, wie es das Jahr 1848 in Berlin gesehen, von vornherein zur Unmöglichkeit zu machen versprach: das bekannte Dreiklassenwahlrecht.

Schon der Name hebt die besondere Eigentümlichkeit dieses Wahlrechts hervor: die Gesamtheit der Wähler wird auf Grund der gezahlten Steuerbeträge bezirksweise in drei Klassen geteilt, von denen die erste Klasse diejenigen Steuerzahler umfaßt, die das erste Drittel, die zweite diejenigen, die das zweite Drittel, und die dritte die, die das letzte Drittel der Landessteuern aufbringen; zu dieser letzten Abteilung gehören auch diejenigen, die überhaupt keine Landessteuer bezahlen, indem für sie bei der Drittelung der Gesamtsteuer ein fingierter Steuersatz von drei Mark zur Verrechnung kommt. Von diesen drei Klassen wählt nun jede für sich bezirksweise im ersten öffentlichen Wahlakt die gleiche Anzahl von Wahlmännern, die sodann gemeinsam wahlkreisweise wiederum in öffentlicher Wahl die Abgeordneten zu wählen haben; die Wahl ist also nicht gleich, nicht geheim und nicht direkt.

Aus dem Vorstehenden erhellt ohne weiteres, daß das Dreiklassenwahlrecht einen ausgeprägt plutokratischen Charakter trägt, denn ein Zusammengehen der beiden ersten Klassen, die durchschnittlich die begüterten Schichten der Bevölkerung in sich darstellen, hat notwendigerweise ein Überstimmtwerden der dritten Klasse, der ärmeren Hauptmasse des Volkes, zur Folge. Besondere Beachtung verdient dabei das numerische Verhältnis, wie es sich zwischen den Wählern der ersten beiden Klassen einerseits und denen der dritten Klasse anderseits herausstellt. Dieses Verhältnis ist während der ganzen Dauer dieses Wahlrechts ziemlich konstant geblieben; zum Beweise möge es genügen, die entsprechenden Verhältnisziffern des Jahres 1849 und des Jahres 1903 zusammenzustellen*): im erstgenannten Jahre gehörten von der Gesamtheit der Wähler der ersten Klasse an 4,72 Prozent, der zweiten 12,59 und der dritten 82,69 Prozent; für das Jahr 1903 ergeben sich als entsprechende Verhältniszahlen die Ziffern 3,36, 12,07, 84,57 Prozent. Aus diesen dürren Zahlen geht unwiderleglich hervor, daß infolge des Dreiklassenwahlrechts ein Zehntel höchstbesteuerter Wähler den gleichen Einfluß auf die Mitregierung des Landes ausüben kann wie die übrigen neun Zehntel der Minderbesteuerten: denn da jede der drei Klassen die gleiche Anzahl von Wahlmännern zu wählen hat, so braucht nur die Hälfte der Wähler der zweiten Klasse mit der ersten Klasse in Übereinstimmung zu wählen, um die Hälfte aller abzugebenden Wahlmännerstimmen dem gemeinsamen Kandidaten zu sichern; die Hälfte aber der oben festgesetzten Prozentsummen der zweiten Klasse (12,59 und 12,07 Prozent) ist rund 6 Prozent,

*) Die Verhältniszahlen der letzten Wahl haben in der Arbeit leider keine Berücksichtigung finden können, da nach Bekundung des Königl. Statistischen Amtes die Veröffentlichung der Ergebnisse erst etwa in Jahresfrist zu erwarten ist.

die, hinzugezählt zu den oben angeführten Prozentsummen der ersten Klasse (4,72 und 3,36 Prozent), wiederum rund die Summe von 10 Prozent der gesamten Wählerstimmen ergeben.

Dieses so gefundene durchschnittliche Wertverhältnis (10 Prozent der Vermögenden gleichwertig 90 Prozent der Mindervermögenden) verändert sich nun noch in einer großen Anzahl von Wahlbezirken sehr beträchtlich zum Vorteil der Meistbesitzenden. Um nur die hervorstechendsten Abweichungen anzuführen, so sind im Wahljahre 1908 nach der Statistik unter den 29 028 Urwahlbezirken nicht weniger als 2214 Bezirke vorhanden gewesen, in denen die erste Klasse nur von einem Urwähler gebildet wurde; da in diesem Wahljahre auf jeden Urbezirk durchschnittlich 265 Urwähler kamen, so ergibt sich also für jene Bezirke — unter Voraussetzung nur jener Normalziffer — die Tatsache, daß die einzelne Stimme des einen Urwählers der ersten Klasse denselben Wert darstellt wie die etwa 230 bis 240 Urwählerstimmen der dritten Klasse. Daß aber diese Abweichungen vornehmlich auf dem Lande zu finden sind, dürfte bei den obwaltenden sozialen Verhältnissen ohne weiteres ersichtlich sein.

Neben diesen gewaltigen Unterschieden in der Bewertung der einzelnen Stimmen treten die übrigen Eigenheiten des Systems, die Öffentlichkeit und die Indirektheit der Wahl, in der Gesamtbeurteilung ein wenig zurück, sind aber selbstverständlich gebührend mit in Anschlag zu bringen, wenn man die durchaus abfällige Kritik verstehen und würdigen will, die das System von jeher von seiten aller der Parteien, die durch seine Bestimmungen keinen direkten Vorteil erlangen, erfahren hat.

Und in der Tat! Jeder Objektivdenkende kann in der Öffentlichkeit der Wahl nur eine Art Beaufsichtigung der Wähler erkennen, der ideale Hinweis, daß man von jedem Wähler den Mut fordern müsse, seine politische Überzeugung offen zu bekennen, zerschellt an der brutalen Macht der sehr realen Tatsache, daß manchem Familienvater dieses offene Bekenntnis seine Existenz gekostet hat, so daß man es verstehen kann, wenn infolge dieser Realität sehr viele Wahlberechtigte es vorziehen, ihr Wahlrecht überhaupt nicht auszuüben. Denn sicher ist vornehmlich in der Öffentlichkeit der Stimmabgabe der Grund für die auffallend geringe Beteiligung zu finden, die im Gegensatz zur Reichstagswahl eine ständige Erscheinung bei den Dreiklassenwahlen gewesen ist: bei den Wahlen vom Jahre 1908 beteiligten sich in der ersten Klasse nur 53 Prozent der Wähler, in der zweiten 42,9 und in der dritten gar nur 30,2 Prozent. Und dabei war die Gesamtbeteiligung bei dieser Wahl infolge des zum erstenmal erfolgenden energischen Eingreifens der Sozialdemokratie eine ungleich regere als bei den früheren Wahlen; so gaben z. B. in den Jahren 1893 und 1898 in der dritten Klasse nur 15 Prozent der Gesamtwähler ihre Stimmen ab.

So also sieht, in knappen Umrissen gezeichnet, das Dreiklassenwahlrecht aus, von dem einst Bismarck das geflügelte Wort geprägt hat, daß ein widersinnigeres und elenderes Wahlrecht in irgendeinem Staate wohl nicht ausgedacht

worden sei, und dessen Ersatz durch ein neues, den modernen Anschauungen angepaßtes Wahlsystem gelegentlich des letzten Reformversuches von der großen Mehrzahl des preußischen Volkes erhofft wurde. Wer möchte behaupten, daß er diese Hoffnung als erfüllt betrachtet habe, als die einzelnen Bestimmungen jenes Regierungsentwurfes bekannt wurden? Sicherlich niemand! Denn der Kern des ganzen Wahlgesetzes, die Abstufung der drei gleichbewerteten Steuerklassen, war in dem Reformentwurfe unangetastet geblieben; der Effekt dieser Abstufung aber mußte durch eine sehr umständliche Prozentrechnung erreicht werden, da man auf die indirekte Wahl verzichtet hatte; beibehalten war ferner auch die Öffentlichkeit der Wahl. So erstreckte sich die eigentliche „Reform" im wesentlichen nur auf Nebensachen: man hatte sich bemüht, die Härten des Systems in der Zusammensetzung der drei Klassen zu mildern. Zu dem Zwecke war einmal die Vorherrschaft der Multimillionäre in der ersten Klasse durch die sogenannte „Maximierung", d. h. durch die Bestimmung beschnitten, daß, wenn der Gesamtsteuerbetrag eines Wählers die Summe von 5000 Mark überstiege, dieser Überschuß bei der Drittelung der Steuerbeträge nicht zur Anrechnung kommen sollte. Sodann hatte man kein Bedenken getragen, das ganze System, das keine Persönlichkeiten kennt, sondern nur Steuerbeträge personifiziert, zugunsten der Bildung und öffentlicher Verdienste zu durchbrechen, indem umfangreiche Schiebungen in höhere Klassen vorgeschlagen wurden: so sollten von den Wählern der zweiten und dritten Abteilung der nächst höheren zugewiesen werden diejenigen, die eine akademische Prüfung abgelegt haben, die Mitglieder des Reichstags, des Landtags, verschiedener Behörden, die früheren Offiziere, von den Wählern der dritten Abteilung der zweiten diejenigen, die das Einjährigenzeugnis besitzen, die Mitglieder verschiedener mittlerer Behörden, endlich die früheren Unteroffiziere, die im Besitze des Zivilversorgungsscheines sind.

Es würde nun die Aufgabe dieses Aufsatzes bedeutend übersteigen, die Schicksale des Reformentwurfes in der Kommission und sodann im Plenum des Abgeordnetenhauses genauer zu verfolgen. Für den Entwurf traten nur die Konservativen ein, nachdem sie ausdrücklich hervorgehoben, daß sie eigentlich die Reformbedürftigkeit des bestehenden preußischen Wahlgesetzes nicht anerkennen könnten, immerhin aber dem höheren Orts ausgesprochenen Wunsche nach einer solchen Reform nicht widerstreben möchten; die übrigen Parteien verhielten sich im Prinzip gegen den vorgelegten Entwurf durchaus ablehnend: während die Linke und das Zentrum sich zum geheimen, direkten und gleichen Wahlrecht bekannten, gaben die Nationalliberalen ihrer Vorliebe für ein geheimes, direktes, aber nicht gleiches Wahlrecht, das sogenannte Pluralwahlrecht, Ausdruck. So wäre das Schicksal der Vorlage von vornherein entschieden gewesen, wenn nicht der Wunsch, wenigstens in etwas das bestehende Wahlrecht zu bessern, das Verlangen nach Kommissionsberatung gezeitigt hätte. Bei dieser aber spielte sich sehr bald genau derselbe Vorgang ab wie bei den gleichzeitigen denkwürdigen Sitzungen der Steuerkommission des Reichstags: der Januskopf des Zentrums,

der bald ein demokratisches, bald ein konservatives Gesicht zu zeigen vermag, dessen Vernunft aber stets nicht nur von den Bedürfnissen des Augenblicks bestimmt wird, wandte den Konservativen sein freundlich geneigtes Antlitz zu. Nachdem die Regierung ihren festen Beschluß bekundet hatte, zuweitgehenden Änderungen auf keinen Fall zuzustimmen, kamen durch das Bündnis der Konservativen und Klerikalen und gegenseitige Zugeständnisse dieser beiden Parteien erst in der Kommission und sodann im Plenum die bekannten Abänderungen des Entwurfs zur Annahme: die alte Abstufung nach den drei Vermögensklassen sowie das indirekte Wahlverfahren wurde beibehalten; die Wahlen der Abgeordneten sollten wie früher öffentlich, die Wahlen der Wahlmänner jedoch künftig geheim sein. Sodann wurden die von der Regierung vorgeschlagenen Milderungen der Härten des Systems zum Teil gebilligt, zum Teil verworfen oder auch durch andere Bestimmungen ersetzt: gebilligt wurde die „Maximierung", doch ward sie in Gemeinden mit mehr als 20 000 Einwohnern auf 10 000 Mark erhöht, abgelehnt wurden die vorgeschlagenen umfangreichen Schiebungen in die höheren Klassen; an ihre Stelle wurde als einzige Ausnahme die Bestimmung gesetzt, daß diejenigen, die im Besitze des Reifezeugnisses einer neunklassigen Lehranstalt seien, nicht der dritten Klasse angehören sollten; neu war ferner die Erhöhung des fingierten Steuersatzes der Nicht-Steuerzahler von drei auf vier Mark.

Wie bekannt, ist der so geänderte Entwurf dann doch nicht Gesetz geworden. Die herbe Kritik, die das ganze Reformwerk auf gewissen Seiten des Herrenhauses auslöste, die daraus sich entwickelnden Unstimmigkeiten zwischen beiden Kammern und schließlich die wachsende Erregung im Volke bestimmten die Regierung in letzter Stunde, den ganzen Entwurf zurückzuziehen und somit auch die einzelnen Bestimmungen der Richtigkeit zu überantworten. Dennoch aber möchten wir zur Klärung der Gesamtfrage noch ein kurzes Fazit jener durch Zentrum und Rechte durchgesetzten Abänderungen des Reformwerkes zu ziehen versuchen.

Daß diese Abänderungen bis auf die Bestimmung der geheimen Wahl der Wahlmänner von ziemlich geringer Bedeutung waren, liegt auf der Hand. Die Maximierung sowohl wie die Erhöhung des fingierten Steuersatzes verfolgten den Zweck, den Prozentsatz der Wähler der ersten und zweiten Klasse zu erhöhen, und beanspruchten, da sie für die Allgemeinheit galten, einen entsprechenden gewissen Wert. Die Schiebung der Besitzer des Reifezeugnisses hingegen, die für die Allgemeinheit sehr geringen Wert hat, fiel aus dem ganzen System heraus und würde stets als kümmerlicher Notbehelf empfunden worden sein, der Bildung in diesem seelenlosen Reiche der bloßen Zahl einen Persönlichkeitswert zuzumessen. Immerhin ist aber anzunehmen, daß alle drei Bestimmungen zusammen die Prozentzahlen der ersten und zweiten Klasse um etliche Einer gesteigert haben würden.

Von viel größerer Bedeutung hingegen war die Bestimmung der geheimen Wahl der Wahlmänner, die das Zentrum, der demokratischen Grundmasse seiner

Wähler zuliebe, als Bedingung seiner Mithilfe der Rechten abgerungen hatte. Wie sich infolge dieser Änderung in der Zukunft die Handhabung des gesamten Wahlgesetzes gestaltet haben würde, wäre abzuwarten gewesen. Als sicher hätte man zunächst eine beträchtliche Steigerung der Wahlbeteiligung annehmen können, zu befürchten wäre weiter gewesen, daß die sozialdemokratische Flut durch dieses Tor gegen die Quadern des durch das Wahlgesetz sonst gut gesicherten bürgerlichen Bestandes an Parlamentssitzen herangerollt wäre. Es ist darum wohl zu verstehen, daß die Rechte, der man von ihrem Standpunkte aus zielsicherste Klarheit nachrühmen muß, den verlorenen Posten der Öffentlichkeit der Gesamtwahl mit der zähesten Energie verteidigt hat: dieses System der rücksichtslosen Klassenbevorrechtigung ist eben nur durch straffe Beaufsichtigung jedes einzelnen zu behaupten, und die auch nur teilweise Einführung der geheimen Wahl bedeutete ohne Frage nicht nur einen Bruch des gesamten Prinzips, sondern auch eine Gefährdung des sonst sicheren Wahlerfolges. Denn auf die zweite Klasse der Wähler als der ständigen Bundesgenossin der ersten ist, zumal in den städtischen Bezirken, durchaus nicht sicher zu rechnen; auch in ihr wird der geringer bewertete Einfluß des einzelnen den Wählern der ersten Klasse gegenüber genau so persönlich als Unrecht empfunden wie in der dritten Klasse den beiden ersten gegenüber. Dazu kommt ganz allgemein ein gewisses soziales Empfinden, das eine derartige Abstufung des Wertverhältnisses, wie es zwischen den drei Klassen besteht, in unserer Zeit des Reichstagswahlrechts für einen politischen Anachronismus ansieht und dementsprechend zu bekämpfen trachtet. Unter diesen Umständen wird für eine große Zahl von Wählern der Wahlakt überhaupt nur zu einer Protestkundgebung — nur dadurch sind die Erfolge der Sozialdemokraten bei den letzten Landtagswahlen in den Berliner Wahlkreisen zu erklären. Dieser Protest aber wäre bei der geheimen Wahl viel billiger zu erkaufen gewesen als früher bei der öffentlichen, und dieser unbestimmte Faktor hätte dementsprechend die ganze Rechnung bei den künftigen Wahlen höchst unbestimmt gemacht.

Und nicht nur bei den in Aussicht genommenen geheimen Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause hätte sich dieser Protest stärker zu erkennen gegeben, sondern er hat sich bereits, wie schon oben bemerkt, auch bei den letzten Reichstagswahlen fühlbar gemacht und wird sich weiter bei den künftigen fühlbar machen. Denn hier ist die verhängnisvolle Stelle, wo sich notgedrungen preußische Politik und Reichspolitik unmittelbar berühren müssen. Es geht nicht an, beide Gebiete als Parallelerscheinungen zu betrachten, die sich nie berühren könnten, es geht nicht an, für die Reichstagswahlen den idealen Sinn des deutschen Volkes als Bundesgenossen der Regierung im Kampf gegen die Sozialdemokratie aufzurufen, in der preußischen Politik hingegen diesen idealen Faktor völlig auszuschalten und sein Vorhandensein überhaupt zu vernachlässigen. Preußen schließt zwei Drittel des Deutschen Reiches in sich, zwei Drittel der deutschen Reichswählerschaft sind demnach preußisch: wird sich dieser selben Wählerschaft gegen-

über auf die Dauer ein solcher Gegensatz aufrecht erhalten lassen, wie ihn die beiden Wahlsysteme darstellen? Gewiß, die Grundlage, die beiden Systemen als Basis dient, ist gleichartig: hier wie dort die entsprechende Steuerleistung für entsprechende Rechte, nämlich hier die ungleiche direkte Steuer und dafür als Entgelt das ungleiche preußische Wahlrecht, dort die gleiche indirekte Steuer und als Entgelt das gleiche Reichswahlrecht. Aber gerade auf politischem Gebiete ist der Spruch zu berücksichtigen: Summum jus, summa injuria! Auch die indirekten Steuern, die zur Deckung der unmittelbaren Reichsbedürfnisse bestimmt sind und die sich vornehmlich aus den Verbrauchssteuern und Zöllen zusammensetzen, sind für die einzelnen Staatsbürger ja durchaus nicht gleich: der Familienvater, der zehn Köpfe zu ernähren hat, hat an diesen indirekten Steuern das Zehnfache aufzubringen, verglichen mit dem, der für sich allein zu sorgen hat. Und dann seien wir ehrlich: auch bei jenem Hinweis auf die Berechtigung des Unterschiedes beider Wahlrechte läuft eine Erschleichung mit unter — das „Reich" wird in letzter Instanz hinsichtlich seiner Kosten nicht nur durch die indirekten Steuern, sondern auch durch die Einzelstaaten in lebensfähigem Zustande erhalten, indem seine Hauptlebenskraft, das stehende Reichsheer und die Reichsflotte, die beide durch die indirekten Steuern unterhalten werden, doch sicherlich nicht losgelöst von der inneren Verwaltung der einzelnen Staaten gedacht werden kann, die sozusagen den Gliederbau des Gesamtkörpers darstellen; wer also die Einzelstaaten unterhält, unterhält damit zugleich auch das Reich, und die Einzelstaaten werden doch durch direkte Steuern unterhalten. Wie man sich also auch drehen mag, eine einfache Rechenformel kann die Entscheidung in solchen Fragen nicht geben. Und so läßt sich auch ein Wahlsystem, das die freie, freudige Mitarbeit des Gesamtvolkes an der Regierung darstellen und regeln soll, nicht ohne weiteres unter die seelenlose Fessel der nackten Zahl zwingen; das moderne Empfinden verlangt das Anerkennen der Persönlichkeit, auch des persönlichen Arbeitswertes. Wir haben neuerdings gelernt, daß das Zusammenarbeiten aller Kräfte nötig ist, um den Enderfolg einer Nation zu entscheiden und zu sichern, daß auch der einfache Arbeiter ein kleines, selbstsicheres Rädchen darstellt in der Riesenmaschine des modernen Wirtschaftsgetriebes, daß schließlich das Bedürfnis der Allgemeinheit auf jedem Gebiete überhaupt erst dauernde Werte schafft. Deshalb muß es das Prinzip des weitschauenden Politikers sein, den übermäßigen Ansprüchen einzelner Stände, die sich gegen diese Allgemeinheit richten, entgegenzutreten, mögen sie von oben oder unten kommen; sein Ziel muß die Unterordnung der einzelnen Stände unter die Zweckordnung der Allgemeinheit sein, sein Streben zugleich aber, diese Zweckordnung nach der Gerechtigkeit, nach dem allgemeinen sozialen Empfinden zu gestalten.

Ob das Mittel zur Erreichung dieses Zieles das Dreiklassenwahlrecht sein kann, braucht nach dem Vorausgehenden wohl kaum erörtert zu werden; ob aber das Reichstagswahlrecht, d. h. also das gleiche, geheime, direkte Wahlrecht, sich dazu eignet, soll im folgenden untersucht werden.

Wir kommen damit zur Frage des „Wahlproblems an sich". In politischer Hinsicht kann man unsere Zeit als Herrschaft des konstitutionellen Prinzips bezeichnen, bei dem die Volksvertretung neben der verfassungsgemäßen Regierungsgewalt als Verkörperung der öffentlichen Meinung in den wichtigsten Staatsangelegenheiten je nach der bestehenden Verfassung mehr oder minder entscheidend und nebenbei kontrollierend mitwirkt. Die Wahl der Abgeordneten zu dieser Volksvertretung ist demnach das wichtigste Mittel der aktiven Betätigung des Staatsbürgers.

Nach welchem Modus soll nun diese Wahl vor sich gehen? Der bislang überwiegende Zug unserer Zeit geht nach möglichster Erweiterung der Wahlfähigkeit, in den weitaus meisten Staaten ist dementsprechend das gleiche, geheime, direkte Wahlverfahren, wie es auch für die Reichstagswahl besteht, zur Einführung gelangt.

Ist dieses System nun wirklich so ideal und zweckdienlich, wie seine weite Verbreitung voraussetzen läßt? Sicherlich weist es auf den ersten Blick große Vorzüge auf: wie vor dem Gesetze jeder gleich ist, wie jeder der gleichen Wehrpflicht, auf der der moderne Staat im letzten Grunde beruht, sich zu unterziehen hat, so sollen auch alle Staatsbürger politisch gleich sein. Bei näherem Zusehen aber ergibt sich zwischen diesen „Gleichheiten" ein ganz bedeutender Unterschied: die Gleichheit vor dem Gesetz und in der Übernahme der Wehrpflicht setzt gleichsam nur ein passives Verhalten staatlichen Institutionen gegenüber voraus, politische Gleichheit hingegen bedeutet die Gleichbewertung aller politischen aktiven Betätigungen der einzelnen Staatsbürger. Und diese aktiven Funktionen sind eben nicht gleichwertig, weil auch die Menschen selbst von Natur nicht gleich sind, sie bleiben nicht einmal gleich bei demselben Staatsbürger; denn sicher ist es für den Staat und sein Gedeihen ein Unterschied, ob jemand als Fünfundzwanzigjähriger ohne Erfahrung oder als Fünfzigjähriger mit Erfahrung, ob er als Alleinstehender in sorgloser Flüchtigkeit oder als ernster Mann, der für seine Familie zu sorgen hat, seine Anteilnahme am Staatsleben durch Abgabe seiner Stimme betätigt, ob er zum Staatshaushalt keine Steuern bezahlt oder, durch Fleiß emporgekommen, seinen größeren oder kleineren Anteil dazu beiträgt. Und was vom einzelnen gilt, gilt entsprechend von den einzelnen Schichten der Bevölkerung; auch ihre Funktionen, als Gesamtheit betrachtet, haben selbstverständlich für den Staat einen verschiedenen Wert, mag man ihn nach der Höhe der Steuerbeträge bemessen oder nach der Wichtigkeit der einzelnen Berufsleistungen für die Erhaltung und Erhöhung der Kultur. Denn gerade die Kultur zu wahren und zu fördern ist die Hauptaufgabe des Staates im Kampfe gegen die Instinkte der Masse, die als Ganzes niemals imstande sein wird, diese Kultur sich anzueignen, die aus sich heraus aber stetig die Strebenden emporsendet, um so die Kultur der oberen Schichten dennoch mehren und stärken zu helfen. Was in allen Kulturstaaten sich als drohendes Gespenst eben gegen die Kultur erhebt, ist die plumpe

LIBRARY OF THE UNIVERSITY

Masse, die rohe Zahl, die überall wie eine Riesenwelle heranwuchtet und die kleinere Schar der Kulturträger und mit ihr die Kultur selbst zu überfluten, zu ersticken droht. Die Waffe aber dieser plumpen Masse zur Erringung der politischen Macht, zur Niederzwingung der heutigen Kultur ist das gleiche Stimmrecht.

Wie ist nun diese Gefahr zu bannen, wie das „Wahlproblem" zu lösen? Schon ist das Mittel erkannt, schon ist es auch im preußischen Abgeordnetenhause von einer einflußreichen Partei bei den letzten Wahlverhandlungen als Palladium bezeichnet worden. Es ist das direkte, geheime Pluralwahlrecht, das seit längeren Jahren schon in Belgien und neuerdings auch in Sachsen eingeführt ist. Aber bisher ist es auch in diesen Staaten noch ein ziemlich unvollkommenes Instrument geblieben, das so, wie es jetzt beschaffen ist, noch nicht die vollen harmonischen Töne erzeugen kann, die von ihm bei weiterer Vervollkommnung zuversichtlich erwartet werden können: in Belgien hat man Stimmerweiterung bis zu drei Stimmen je nach Grundeigentum, Verheiratung, höherer Bildung oder Amtsbekleidung, in Sachsen bis zu vier Stimmen nach Einkommen, Grundbesitz, Amt und höherer Bildung.

Unter diesen für die Stimmvermehrung geltenden Merkzeichen ist nämlich nur eines von durchschlagender Bedeutung, da es die ganze Masse der Bevölkerung betrifft, nämlich die durch eine Zusatzstimme erhöhte Bewertung der Verehelichung; die anderen Merkzeichen, die ziemlich willkürlich aufgerichtet sind und meist nur eine kleine Minderheit bevorzugen, haben keine besondere Wichtigkeit und sind jedenfalls nicht imstande, die Übermacht der niederen Gesamtmasse zu brechen.

Um diesen Hauptzweck zu erreichen, muß man eben die Masse selbst zu differenzieren suchen, indem man diejenigen Elemente, denen ohne weiteres eine stärkere staats- und kulturerhaltende Tendenz innezuwohnen pflegt, im Gegensatz zur Gesamtmasse mit Zusatzstimmen begabt. Daß die Verehelichung solche Elemente schafft, liegt auf der Hand und ist durch die Sache selbst begründet; ein Ehemann, der für seine Familie zu sorgen hat — es empfiehlt sich, zugleich ein bestimmtes Lebensjahr (wie in Belgien z. B. das fünfunddreißigste) für das Inkrafttreten dieser Ehebestimmung festzusetzen — wird sicherlich im allgemeinen seine Pflicht gegen den Staat ernster nehmen als ein lediger Mann gleichen Alters; dazu ist diese Maßnahme durchaus gerecht, der Staat hat sogar unseres Erachtens die Pflicht, die Familie, die Basis seiner eigenen Existenz, mehr als bisher zum Ausgangspunkte seiner gesetzlichen Bestimmungen zu nehmen. Die erste Zusatzstimme wäre also dem verheirateten Manne bzw. dem verwitweten Familienvater zuzugestehen.

Neben der Ehe ist sodann das gereifte Alter als Differenzmerkmal für die gesamte Masse des Volkes in Betracht zu ziehen. Daß im Altertum das Alter besondere politische Vorrechte genoß, ist bekannt; auch die französische Republik vom Jahre 1795 hat „im Rate der Alten" den Wert dieser Doktrin sich zu

eigen zu machen versucht; es bedarf daher wohl kaum einer besonderen Begründung, wenn dem bedächtigen Mannesalter, das im Leben und in der Politik reiche Erfahrungen gesammelt hat, vom fünfzigsten Lebensjahre ab als Gegengewicht gegen die schnellhandelnde Jugend eine weitere Zusatzstimme zugebilligt wird.

Während diese beiden Differenzierungen genügen dürften, um den gleichgerichteten Stoß der unteren Gesamtmasse zu hemmen oder jedenfalls bedeutend zu schwächen, muß nun noch Sorge getragen werden, der instinktmäßig gegen die Kultur sich wendenden Strömung der dichteren unteren Volksschichten durch entsprechende Stimmenvermehrung der kulturfreundlichen dünneren oberen Schichten einen Damm entgegenzusetzen, damit so ein freies Spiel der gleichgewachsenen Kräfte des Gesamtvolkes ermöglicht wird. Als Prinzip für diese Stimmenvermehrung der oberen Schichten kommt an erster Stelle der Zensus in betracht, da bei verständiger Anwendung dieses Prinzips alle anderen Unterscheidungsmöglichkeiten wie Amt, Bildung usw. mit einbegriffen werden können. Auch entspricht die Einteilung in Zensusklassen am meisten der Billigkeit, da durch die entrichtete direkte Steuer der Anteil des einzelnen an der Unterhaltung des Staates und damit sicherlich auch ein entsprechender Anspruch auf politische Bewertung am klarsten festzustellen ist.

Bei der Bestimmung dieser Zensusklassen wird nun schwerlich jemals der Schein der Willkür vermieden werden können; dennoch dürften gewisse Erwägungen dazu beitragen, diesen Vorwurf einzuschränken. Die unterste Zensusklasse, die also jedem Zugehörigen, auch dem Nichtsteuerzahler, nach den obigen Differenzierungen eine bis drei Stimmen sichert, müßte bis zur unteren Grenze des Mittelstandes ausgedehnt werden, also etwa bis zum Zensus, der einem Einkommen von zirka 2000 Mark entspricht. Will man die Dreiteilung der gesamten steuerzahlenden Bevölkerung, die dem Volksempfinden genehm ist, beibehalten, so würde dann die mittlere Zensusklasse den sogenannten Mittelstand umfassen. Es empfiehlt sich aber, die obere Grenze dieser Mittelklasse, die also bei einem Einkommen von zirka 2000 Mark einzusetzen hätte, nicht zu hoch zu wählen, da sonst die oberste Klasse, die natürlich die höchste Anzahl von Stimmen zu beanspruchen hat, infolge der Verringerung der Zahl ihrer Zensiten an Gesamtwirkung nur verlieren würde. Die Billigkeit scheint es außerdem zu fordern, daß in dieser „Kampfordnung zum Schutze der Kultur" die Hauptträger dieser Kultur, die sogenannten akademischen Berufsstände, der obersten Zensusklasse angehören, und so würde die Grenze zwischen der mittleren und obersten Zensusklasse am zweckdienlichsten etwa bei einem Einkommen von 6000 Mark zu setzen sein. Alle die also, welche ein Jahreseinkommen von über 6000 Mark beziehen, wären der obersten Zensusklasse zuzuweisen.

Nachdem so die Zensusklassen festgelegt sind, kann die Bestimmung des Stimmenverhältnisses nicht schwer fallen: am passendsten erscheint für die drei

Klaſſen einfach fortſchreitende Staffelung. Wenn alſo dem Zenſiten der unteren Klaſſe je nach Jugend, Verehelichung und Alter eine, zwei und drei Stimmen zugebilligt ſind, ſo hat unter denſelben Vorausſetzungen der Zenſit der mittleren Klaſſe vier, fünf und ſechs und der Zenſit der oberſten Klaſſe ſieben, acht und neun Stimmen in direkter und geheimer Wahl abzugeben. Das dadurch zwiſchen den einzelnen Stimmklaſſen hergeſtellte Wertverhältnis möchte allen Anſprüchen der Billigkeit und des ſozialen Empfindens genügen; den in höherem Grade ſtaatserhaltenden Elementen, den Familiengründern und den an Jahren Gereifteren, iſt auf Koſten der Jüngeren und Alleinſtehenden allgemein eine ſtärkere Stimmkraft eingeräumt; dazu tritt nach dem Zenſus die dreifache Staffelung in einfacher Progreſſion, ſo daß die Stimmkraft im ganzen von einer Stimme bis zu neun Stimmen ſteigt; die Stimmkraft eines Familienhauptes der unterſten und oberſten Klaſſe verhält ſich aber dennoch nur wie eins zu vier, die eines Senioren der unterſten und oberſten Klaſſe wie eins zu drei. Dasſelbe Verhältnis liegt, wie oben erwähnt, auch dem Pluralwahlrecht in Belgien und Sachſen zugrunde. Der Vorzug unſeres „differenzierten Dreiſtaffelſyſtems“ dürfte aber neben den oben angeführten Eigenſchaften beſonders noch in ſeiner Elaſtizität liegen, die es vollauf ermöglicht, daß derſelbe Zenſit im Laufe eines arbeits- und erfolgreichen Lebens alle drei Staffeln bis zur Höhe erklimmen kann. Das Syſtem ſcheint dadurch vorzüglich geeignet, die perſönliche Arbeitsfreude und die Anteilnahme am politiſchen Leben in fördernden Einklang zu bringen.

„Freideutsche Jugendkultur"

Einige Kapitel aus der jüngsten Jugendbewegung

Von Schulrat Eberhard

(Schluß)

Der Ansturm der neuen Jugend richtet sich zunächst gegen das

Elternhaus

Das Elternhaus hat in den Augen des Wynekenschen Kreises von vornherein seine Unfähigkeit zur Erziehung bewiesen, darum muß nun das Erziehungsproblem ohne es gelöst werden. „Wir dürfen nur nicht mehr so viel falsches Mitleid mit unseren Eltern haben, dürfen sie nicht mehr zu ängstlich schonen. Wir haben sie schon viel zu sehr verwöhnt ... Man stellt sich aus Gewohnheit die offene Rebellion so ungeheuerlich vor; in Wahrheit wird sie vielleicht fast banal verlaufen. Wir müssen bei jeder Gelegenheit Szenen heraufbeschwören, die Alten werden es schon müde werden. Sie müssen vor allem empfinden, daß es sich nicht um unser Privatvergnügen, sondern um eine Idee handelt ... Es ist nicht unsere Schuld, sondern unser Verdienst, wenn wir dem Bild, daß (sic) sich unsere Eltern von uns machen, nicht entsprechen. Wir müssen sie eben beizeiten daran gewöhnen. Und Sie glauben gar nicht, wie leicht man Eltern mit ein wenig Energie erziehen kann ... Im Ernst, durch die schrankenlose Offenheit wird das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern endlich einigermaßen anständig werden. Wir zwingen zu einem anständigen Kampfe, eben durch Offenheit ... Sie wissen, ich achte meine Eltern viel mehr, seit ich sie für würdig befinde, um mein Leben zu wissen," so räsonniert ein „moderner", „freier" Jüngling „Gregor" im Zwiegespräch mit einer modernen „Lisaweta". Und die „Elsie" aus Berlin schämt sich nicht, über ihre „langweiligen" Sonntagnachmittage zu orakeln: „Wie ernst und schwer ein solcher Tag für einen jungen Menschen ist, der sich krank sehnt nach irgendeinem gleichgesinnten Menschen. Wie bitter und vergreisend dieses Gefühl ist: dazusitzen zwischen Eltern und Verwandten. Ihrem Gespräch zuhören müssen, da soviel anderes ans Licht Wollende uns beschäftigt, und zu denken: was in aller Welt habe ich mit all diesen Leuten (!) zu tun? Was sie mit mir?"

Das „Vaterhaus" aber wird von Ernst Angel in Wien in folgenden Versen besungen und gewertet:

Wie gern läßt Haß sich mit Respekt maskieren!
Der Sitte Mantel deckt Verwirrung schonend —
Und ihr — in tausend Tränen — drinnen wohnend
Mit euren Vätern, geldgeborenen Tieren.

Die peitschen euch, gewandt auf allen Vieren,
Durch Marterschule und durch Weltenbangen:
Zu Huren flüchtet euer Glückverlangen,
Indes die Schwestern schon in Ehen frieren.

Hat keiner, also grauenvoll verkettet,
Sich kraftentspannt und bebend losgerungen,
Hat keiner sich den blanken Schild gerettet,
Den Tatenschild? Sterbt ihr so schnell, ihr Jungen?
Hat jener erste Vater schlecht gewettet,
Als er die Welt dem Chaos abgezwungen?

Nimmt dich die Sprache wunder? Aber sie ist doch nur ein Ausfluß der Grundsätze, die der Meister seinen Jüngern einimpft. „An und für sich haben Familie und Erziehung nichts miteinander zu tun:" die Familie dient nur der Fortpflanzung des Geschlechts und der Verwaltung des Einzelbesitzes, sie hat darum eigentlich an dem jungen Menschen ein Recht nur „bis zu dem Alter", wo die eigentliche Erziehung einsetzen soll. Von Rechts wegen müßte er dann an diese (die Erziehung) abgegeben werden (Wyneken, Schule und Jugendkultur. Gesammelte Aufsätze). Also das Elternhaus hat ausgedient, wenn nicht die Eltern sich dazu aufraffen, in ihren Kindern nicht sich und ihre Art, sondern das, was darüber hinausführt, zu lieben: die Jugend; und den Beweis dafür könnten sie führen durch Unterstützung des „Anfangs", von dem sie sich angegriffen glauben. An die Stelle des Elternhauses muß die „Freie Schulgemeinde" treten, sie wird dem jungen Menschen Vater und Mutter, Freund und Kenner, Lehrer und Erzieher sein.

Aber zeugt das von Logik und Gerechtigkeitsgefühl, die Erziehungsarbeit des Hauses von tatsächlichen Mängeln einer durchschnittlichen Familienerziehung, statt von der Idee des Elternhauses aus zu betrachten? Geht doch Dr. Wyneken bei seiner Grundlegung der Erziehungsaufgabe auch von einer — freilich nur von ihm konstruierten — „Idee" der Jugend aus! Und wollen denn diese jungen Knaben und Mädchen für die Zukunft, da sie mit der Gründung einer Familie an der Brunnenstube alles Volkslebens bauen werden, ohne weiteres auf die Hoffnung, die Freude und den Stolz verzichten, sich in ihren Nachkommen geistig fortzupflanzen und damit an der Erhaltung des Kulturbesitzes und dem Ausbau der Menschheit zu schaffen?

Es ist doch nur eine Unklarheit, wenn man fordert, daß die Jugend „sich als ein besonderer Faktor in die allgemeine Kulturarbeit eingliedern" müsse.

Hier handelt es sich nicht um einen neuen, bisher vergessenen „Faktor" der Kultur, denn wir, die wir „immer der vorhergegangenen Generation angehören", wir waren auch einmal jung (und hoffen es auch jetzt noch zu sein), und die, die jetzt jung sind, werden auch einmal „immer der vorhergegangenen Generation" angehören; die Faktoren sind also die gleichen, nur auf verschiedenen Stufen betrachtet.

Was aber die Bankerotterklärung des Elternhauses betrifft, so äußerte Universitätsprofessor Dr. Stern in Breslau auf der Ersten studentisch-pädagogischen Tagung des vorigen Herbstes in seiner Auseinandersetzung mit der Wynekenschen Bewegung mit Fug und Recht: „Die ‚neuen Instinkte', die durch die Jugendkulturbewegung geweckt werden sollen, werden niemals imstande sein, die uralten Instinkte der Elternschafts- und Kindschaftsbeziehung zu verdrängen und zu ersetzen. Und vor allem: Sie sollen es nicht ... Das, was ein wirkliches Elternhaus dem Kinde gibt, für seine Gegenwart und seine Zukunft, sind ja großenteils ‚nur' Imponderabilien, aber der Verzicht auf sie wäre der größte Verlust, der der Menschheit drohen kann." Und Wynekens Argumentation auf Ausschaltung des Elternhauses nennt er „schwächlichen Fatalismus, nicht aber Willen zum Menschheitsfortschritt".

Giftiger noch als über das Haus ergießen sich die Schalen des Zornes, der Bitterkeit und Voreingenommenheit über die

Schule,

wie sie jetzt ist. Und zwar gilt diese feindselige Stimmung längst nicht mehr diesem oder jenem Lehrer, dieser oder jener Einrichtung, sondern wie fort und fort betont wird, dem ganzen „System". Von diesem Mißtrauen und dieser Verachtung sagt wieder einer, der zu der Bewegung steht und für die Volksgesundung die größten Hoffnungen auf sie setzt, Universitätsprofessor Dr. Natorp in Marburg, in dem ernsten Nachwort zu seinem öffentlichen Vortrag über die „Hoffnungen und Gefahren unserer Jugendbewegung"*): „Daß die Kritik an der Schule von nicht wenigen in der Tat als eine ganz grundsätzliche verstanden wird, das ist mir noch nie in solcher Stärke wie in unserer Versammlung entgegengetreten (der Hörerkreis jenes bei der Hauptversammlung der Comenius-Gesellschaft gehaltenen Vortrages bestand zum großen Teil aus Vertretern der freideutschen Jugend). Weist man darauf hin, daß es doch noch Lehrer genug gibt, die mit redlichem Willen und offenem Verständnis der Jugend entgegenkommen und ihr wirklich etwas sind, so erfolgt regelmäßig die Antwort: das sind eben ‚Ausnahmen', unsere Kritik gilt dem ‚System'. Und wenn man gar grundsätzlich ein Zusammengehen von Lehrerschaft und Schuljugend fordert, so heißt es: gerade das sei völlig ausgeschlossen, ein Vertrauensverhältnis sei einmal auf beiden Seiten nicht da und auch nicht wiederherzustellen. ‚Oberlehrer' ist

*) Vorträge und Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft. XXII. Jahrgang, 1. Stück. Jena 1914, Eug. Diederichs.

bei manchem fast zum Schimpfwort geworden*); Wendungen wie: ‚Diese Schule, die wir alle verachten' (so im „Anfang" I 5 S. 144) werden hingeschrieben, ohne Schmerz, ohne Erbitterung, mit der Selbstverständlichkeit, mit der man eine notorische Tatsache nur eben in die Erinnerung bringt. Die Schule wird von vielen ihrer Angehörigen in einem Sinne verneint, wie kein Sozialdemokrat den bestehenden Staat verneint; er schickt doch seine Abgeordneten ins Parlament, willigt also ein, auf dem Boden dieses gegebenen Staates, auf den von ihm selbst gewiesenen gesetzlichen Wegen an seiner Umgestaltung mitzuarbeiten, unter voller Anerkennung der Mitarbeit auch des anderen Teiles. Im Vergleich damit trägt die Haltung, die heute ein Teil der Schuljugend gegen die Schule einnimmt, geradezu den Charakter des Anarchismus."

So urteilt ein Freund der neuen Jugend aus warmem und besorgtem Herzen über ihre Stimmung gegen die Schule, und wenn demgegenüber Wyneken („Die neue Jugend") erwidert: „Nirgends in der ganzen Jugendbewegung und gewiß nicht im Anfang kenne ich irgendwie belangreichere Erscheinungen, die Natorps Urteil rechtfertigten," so will diese Schönfärberei wenig verfangen, da dem Marburger Dozenten in jener dreistündigen Diskussion eben ein großer Teil der sechsundzwanzig Diskussionsredner, unter denen allerdings nach dem Urteil eines anderen Teilnehmers und Jugendfreundes, H. A. Krüger, „manche üble Wichtigtuer" waren, die schroffe, allgemeine und grundsätzliche Verwerfung der heutigen Schulerziehung entgegenbrachte. Will aber Wyneken diese Äußerungen als „nicht irgendwie belangreich" abtun, so setzt er sich in einen eigentümlichen Widerspruch mit dem von ihm verantwortlich redigierten „Anfang", der in einer Anzeige des Natorpschen Vortrags sagte: „Die sich daranschließende Diskussion bedeutet einen Abschnitt in der Jugendemanzipation . . ., weil hier zum ersten Male in Deutschland Primaner öffentlich offiziell als Vertreter der Schülerschaft das Wort vor etwa vierhundert bis fünfhundert Zuhörern ergriffen."

Und nun ein paar Proben aus dem „Anfang", die gleichfalls Wynekens obige Behauptung ins Licht der Wahrheit zu stellen geeignet sind; dem mögen sich dann einige Gedanken über die von Wyneken verheißene und gerühmte „Reife" des Standpunktes, „Gewissenhaftigkeit" und Verantwortlichkeit des Urteils anschließen. Vorausgeschickt sei nur zur Verständlichmachung der Terminologie der Jungen, daß Dr. Wyneken selber bereits 1911 in dem „Organ des Bundes für Freie Schulgemeinden" in einem Brand- und Kampfartikel gegen die Schule („alten Stils") folgenden Jugend- und Wesenskatalog unserer Erziehungsschule und ihrer Arbeit geprägt hat: Schulzopf, Schulkritik, Schulknechtschaft, Schulbureaukratie, Schulpedanterie, Schultyrannei; dazu: Dummheit, Schlechtigkeit, Pedanterie, Banalität und Schlimmeres, Nichtigkeit und Nichts-

*) In dem Wynekenschen Kreise ist das ominöse Wort „oberlehrerhaft" wenn nicht geprägt, so doch ausgemünzt worden („oberlehrerhafte Kleinlichkeit" usw.). Obwohl Wyneken jüngstens erklärt: „Ich kenne ja die Durchschnittspsyche des Oberlehrers wenig"!

LIBRARY OF THE UNIVERSITY

würdigkeit, brutale Gewalt. In diesem radikalen Geist, wenn auch zum Teil in einem anständigeren Ton, zwitschert dann einer der Jungen, ein „Hermann" aus München, in einem Aufsatz „Das Ziel": Die in der Schule herrschende Geistlosigkeit und ihre Unvereinbarkeit mit den Gedanken der Zeit ist schon so oft und gründlich nachgewiesen worden, „daß unsere Schule jede Daseinsberechtigung im 20. Jahrhundert verloren hat. Was sich auf dem Wege der Schulkritik erreichen läßt, ist höchstens, daß in diesem oder jenem Falle der gegeißelte Mißstand beseitigt wird. Aber . . . selbst wenn die Schüler eine Verbesserung der Schule bewirken könnten, was wäre damit erreicht? Die Einführung irgendwelcher Reformen und Reförmchen — aber darum ist es uns wahrlich nicht zu tun. Wir sind doch keine Schulreformer. Derartige Ausbesserungsarbeiten (an einem morschen Gebäude) können wir ruhig den Leuten vom Bau, den Wirklichen Geheimen Ober- und Unterregierungsräten überlassen. Sondern wir wollen die Schulrevolution (!). Wir wollen die Schule abschaffen, das heißt: sie von Grund aus umgestalten, daß sie etwas ganz Neuartiges darstellt, nämlich einen Sammelplatz der Jugend. Wir wollen nicht Schülerselbstverwaltung und derartigen Unfug, sondern . . . eine Wiedergeburt der Schule aus dem Geist der Jugend; wir wollen eine Freistätte jugendlichen Vollebens, eine Erziehung zur Persönlichkeit durch den schöpferischen Geist der Freiheit und Ordnung"*).

Eine Rubrik dieser Tribüne der Jugend trägt die Überschrift „Klassenspiegel". Sie will Schule und Oberlehrer in ihrer Unfähigkeit, der Jugend das zu sein und zu geben, was sie sollten, furchtlos aufdecken, wenn es sein muß, unbarmherzig an den Pranger stellen. Deshalb werden Vorkommnisse aus Schulstunden, Äußerungen von Lehrern mitgeteilt, die geeignet sind, das Bild eines unerträglichen Druckes von Engherzigkeit und Verkehrtheit zu geben, der auf der Schuljugend laste. Gegenüber einer Opposition einzelner Schüler

*) Ganz derselbe Gedankengang, den Wyneken in seinem Vortrag vor der Münchener Freien Studentenschaft, „Was ist Jugendkultur?", am 30. Oktober 1918 wiederholte. Ebenda erklärte er: „Die Schulkritik im ‚Anfang' ist ganz und gar positiv gerichtet. Seinen Mitarbeitern schwebt ein neues Schulideal vor, das ihnen der Maßstab ist, an dem sie ihre gegenwärtige Schule messen und auf Grund dessen sie ihre gegenwärtige Schule verwerfen. In ihnen lebt eine leidenschaftliche Sehnsucht nach einer neuen Schule; ganz das Gegenteil eines revolutionären Anarchismus, vielmehr der Wille zu neuem Gesetz, neuen Formen, neuen Führern." Diese „neue Schule" ist natürlich die „kulturbestimmte und geistdurchhauchte" Freie Schulgemeinde Wynekens, wie sie bisher allein in Wickersdorf verwirklicht worden ist. Die Behauptung wird übrigens dadurch nicht richtiger oder einleuchtender, daß sie von W. auch in seiner jüngsten Streitschrift („Die neue Jugend") wiederholt wird: „Tatsächlich haben auch inhaltlich die Beiträge des ‚Anfang' die ihnen zugeschriebene revolutionäre und destruktive Tendenz nicht. Sie sind kritisch, aber durchweg vom Willen nach neuen Schöpfungen durchdrungen und von sittlichem Ernst getragen. Das wird im folgenden nachgewiesen werden durch eine Gegenkritik an der Hand des von der Kritik benutzten Materials." Dieser Nachweis ist nach unserer Überzeugung und Nachprüfung Wyneken nicht gelungen."

gegen diese Anpöbelung ihrer Lehrer, die sich anfangs bemerkbar machte, zeigen Dr. Wyneken und die Redaktion, daß es Pflicht ist, solche vermeintlichen Vereinzelungen ans Licht zu ziehen und die Öffentlichkeit davon zu überzeugen, daß es sich eben nicht um seltene Ausnahmen handelt; keine Dummheit und Brutalität, die sich in den Klassenräumen seitens der Lehrer zutrage, dürfe vor öffentlicher Blamage sicher sein. So wird das gesunde, edlere Empfinden der Jugend durch den „Anfang" und seine Wortführer systematisch abgestumpft, in die Irre geleitet und das Vertrauensverhältnis zwischen Lehrern und Schülern vergiftet. Und solche „Revolutionierung" innerhalb der ganz auf Glauben und Vertrauen eingestellten Erziehungsarbeit nennt Wyneken eine „ganz und gar positiv gerichtete Arbeit", aus der eine neue und freiere Kultur erwachsen soll! Solche anonyme Denunziation von Vorfällen, angeblich „meist heiterer Art", deutet er als „ein befreiendes Lachen", durch das sich der Betroffene über Erbitterung und Empörung hinwegsetze. „Im Anfang schimpft die Jugend nirgends, höchstens lacht sie mal" (!!). Und rechtfertigt den ihm vorgeworfenen Radikalismus mit der Phrase, daß auf diesem Gebiet, wo es sich um die Wahrheit, um eine qualitative Neuschöpfung und eine Durchgeistigung der Schule handle, jeder Mangel an Radikalismus Gewissenlosigkeit, jede Mittelmäßigkeit Verrat sei!

Was aber wird in Wirklichkeit die Frucht solcher Drachensaat sein? Nicht Selbsterziehung zu größerem Verantwortlichkeitsgefühl, nicht die Grundlegung einer sittlichen Wiedergeburt oder die Heranbildung einer „adeligen" Jugend, für die Wyneken schwärmt, sondern ein brüchiger Charakter, eine Abschüttelung aller Gewissenhaftigkeit, und Verantwortlichkeit, eine Erziehung zu Feigheit, Rachsucht, Hinterhältigkeit, Überhebung und Gefühlsverrohung seitens derer, die unter dem Schutze der Anonymität das Material zu den Schul- und Lehrerkritiken liefern und aus dem Hinterhalt denunzieren. „Verkommenheit" hat die Rheinisch-Westfälische Zeitung dieses von der Jugend und ihren Führern geübte Verfahren genannt, und sie bittet alle Väter, mit mittelalterlicher Strenge die Keime solcher Verkommenheit bei ihren Kindern auszurotten, wo sie sich etwa eingenistet haben. Auch Geheimrat Prof. Dr. Cauer und der Privatdozent Dr. Kabitz haben auf der Ersten studentisch-pädagogischen Tagung zu Breslau ein kräftiges Wörtlein darüber gesprochen, das Wyneken zu entkräften noch nicht gelungen ist.

Und die Reife des Urteils? Sie leidet an einer bedenklichen Unklarheit äußerer und innerer Art. Denn sonst müßte sich doch die Einsicht erschließen, daß die „Kluft" zwischen den Jungen und den Erwachsenen nicht eine organische und prinzipielle, sondern eine fließende und konstruierte ist, da die jeweiligen Jungen auch einmal alt werden und die Alten jung waren. Und ferner müßte sich die Konsequenz aufdrängen, daß man in einer solch verrotteten Schule, in einem so grundverkehrten „System" unmöglich länger bleiben und deren Arbeit sich gefallen lassen könne, da man sie doch als Ganzes grund-

sätzlich verneint und schlechthin verurteilt. Zuvor aber müßte man bereits erkannt haben, daß das Verhältnis der „Selbsterziehung", in deren Idee das gemeinsame Streben der freideutschen Jugend wurzelt und gipfelt, zu der „Erziehung durch andere" unter keinen Umständen schroff gegensätzlich, ausschließend und unausgleichbar gefaßt zu werden braucht oder gefaßt werden darf, etwa in der Art, daß die Arbeit der Schule durch die Selbsterziehung ersetzt, nicht bloß ergänzt werden müßte. Gewiß soll auch die erzieherische Hilfe der Schule letzthin nur Hilfe zur Selbsterziehung sein und die Idee der Freiheit nicht aus den Augen verlieren — gehen kann man einen nicht machen, er muß es selbst vollbringen —, aber dieser Hilfe der Schule, wie des Hauses und des Staates, bedarf die werdende Jugend genau so lange, als sie noch im Werden begriffen und zwecks Abschlusses der Schulbildung oder Gründung einer eigenen Existenz der Verantwortlichkeit jener Lebenskreise anvertraut oder von ihnen abhängig ist. Darum ist auch jenes Programm der Einigungsformel vom Hohen Meißner „aus eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung," so auserlesen es sein mag, wenn man es recht versteht, auf die Stufe der Schuljugend angewandt, praktisch gar nicht durchführbar.

Zum Abschluß dieser Gedanken ein Wort, das Geheimrat Dr. Cauer in Münster auf der Breslauer Tagung dem Wynekenschen Kreise in das Stammbuch schrieb: „Es gehört zum Wesen der Schule, daß in ihr gelernt wird. Die Wirkung zum Sittlichen, die Ausbildung der Persönlichkeit gedeihen da am besten, wo sie unbewußt gefördert werden. Nur nicht mit bewußter Absicht eine bestimmte Gesinnung züchten wollen: eben das warf man in Zeiten der Reaktion der Regierung und der von ihr beherrschten Schule vor. Wer sich der Schule bemächtigt, um die Menschen, sie mögen wollen oder nicht, zur Freiheit zu erziehen, würde eine neue, drückendere Tyrannei aufrichten. Denn es gibt keine schlimmere Gewaltherrschaft, als die im Namen der Freiheit geübt wird, keinen schlimmeren Fanatismus als den der befreienden Idee."

Die Jugend „leidet" aber auch deshalb unter der Schule, weil das bestehende Erziehungssystem ihr die Auswirkung und Gestaltung ihres

„Triebschatzes"

versagt, und doch ist das Ringen darum „der Sinn und Inhalt ihres Lebens". „Die Jugend fordert eine positive Kultur ihres erotischen Erlebens; sie fordert z. B. deshalb die Koedukation, um in dem Gemeinschaftsleben der Geschlechter ein neues Geschlechtsideal der Kameradschaftlichkeit sich schaffen zu können . . ., sie kämpft um eine Geschlechtsliebe, die in der Tiefe eines gemeinsamen geistigen Erlebnisses wurzelt." „Jugendkultur ist die bewußte Gestaltung der Triebe und Instinkte der Jugend, eben des spezifisch Jugendlichen in der Jugend." So ließ sich in Breslau als erster Diskussionsredner der Jungen der stud. phil. Hans Reichenbach aus München vernehmen, und er schlug damit Töne an, deren Klang auch dem „Anfang" nicht fremd ist, sondern mit zu seiner Wesenscharakteristik gehört.

Besonders hat sich ein Herbert Blumenthal als Herold des „Rechtes auf Erotik" be — rüchtigt gemacht, indem er dem großen, reichen, gewaltigen, dem starken, gesunden und unzerstörbaren „Triebleben" der Jugend seinen Hymnus sang. „Schon steht das Triebleben bei Gruppen der Großstadtjugend unumschränkt im Mittelpunkt des Daseins. Schon ist es zum Unbedingten geworden, zum absoluten Lebensinhalt. Das zeigt die jüngste Großstadtkunst. Sie ist rein erotisch. Wir müssen ihr dankbar sein, denn sie schreit es der Welt ins Gesicht, wie unanständig, wie schamlos die Jugend durch ihre (sic) Unterdrückung werden mußte . . . Wir alle, deren bewußtes Streben es ist, an der Kultur mitzuarbeiten, wir empfinden instinktiv, daß wir das Triebleben als solches nicht verleugnen dürfen, auch wenn es noch nicht Bestandteil der Kultur ist . . . Darum sind wir so unentwegt positiv, wo es um jugendliche Erotik geht, so frei von Bedenken, so skrupellos. Wir übernehmen die Erotik mit allem Drum und Dran an Unkultur in Bausch und Bogen, und wer da nicht mitgeht, verfällt der Mißachtung als ein Quietist, ein Totschweiger, ein Feigling, ein Krüppel. Wir veranstalten Winters und Sommers unsere Feste, die nur von uns und für uns sind, wir machen den Tanz deutlich erotisch, wir flirten und lieben, wo wir nur können. Wir schaffen fortwährend neue Gelegenheiten zur erotischen Geselligkeit der Jugend. Und weil wir deutlich fühlen, es geht hier um das Prinzip, um die Sache selbst, so nehmen wir Dinge in Kauf, gegen die wir uns sonst empören: die Häßlichkeit in allen ihren Formen, den Aufenthalt in stickigen, schwülen, barbarisch dekorierten Sälen; barbarische, unserem innersten Wesen ganz fremde Tänze, in denen wir direkt mit unserem Leibe der Roheit und Häßlichkeit dienen . . . Für alles, was uns sonst empören oder krank machen würde, haben wir auf einmal kein Organ mehr; denn es geht um unsere Erotik, und also um ein heiliges Gut" (!). Man begnügt sich nicht mehr mit einer bloß negativen Askese, für die Fr. W. Foerster so meisterhafte Anweisungen gibt; nein, eine bloße Verdrängung wäre unnatürlich, unwahrhaftig, unsittlich; man will das Triebleben positiv gestalten: „Unsere Erotik soll ein Werkzeug der Schönheit werden, die ein Ausdruck ist des Guten und der Wahrheit." Im übrigen bekennt auch Wyneken, daß auf diesem Gebiet in der Jugend selbst noch alles gärend, schwankend und suchend ist; nach seiner Meinung freilich wird mit der Zeit neben dem auch im Wandervogel bekundeten Streben nach einer neuen geistigen Kameradschaft der Geschlechter auch die sexuelle Sehnsucht wohl deutlicher hervortreten.

Kein Wunder, daß dieser „Wille zur Sinnlichkeit" von den verschiedensten, um die Zukunft unseres Volkslebens besorgten Seiten aus eine nachdrückliche, aber gerechte Ablehnung erfuhr. Die Kreuzzeitung nannte die Veröffentlichung solcher Artikel „ein Verbrechen an der Jugend", die Frankfurter Zeitung, die an sich mit der Bewegung sympathisiert, tadelte, daß der „Anfang" Ausführungen über jugendliche Erotik enthält, „von denen ein moderner Naturalist noch was lernen könnte". Richard Nordhausen forderte im Tag

erbarmungslose Ausrottung solcher Erotik, „die sich von der Schulbank aus maufig macht und nichts als widerwärtige, giftige, frühe Verdorbenheit verrät. Am Marke der Jugend und damit der Nation versündigt sich, wer im Kreise der Unmündigen ratend sitzt*) und zu jämmerlichen Verirrungen schweigt. Es versündigt sich an ihr nicht minder, wer sie wirrköpfig mit eigener Phantasie vollstopft, wer sie und ihre Gedanken älter macht, als sie es von Rechts wegen sind und sein dürfen." Und der liberale Abgeordnete Dr. Günther beschuldigte am 4. Februar d. J. im bayerischen Landtage gelegentlich einer Aussprache über die freideutsche Jugendkultur in der Generaldebatte zum Kultusetat die Bewegung des „Libertinismus" und sagte, daß die Zeitschrift eine Reihe von Artikeln bringe, denen man wirklich nicht unrecht tue, wenn man sie als Sumpf bezeichne. Dr. Wyneken aber meint, diesen neuen Willen der Jugend — ich vermeide absichtlich die Bezeichnung „Pennälererotik", da mich alsdann nach Meinung Dr. Wynekens die Verachtung aller anständigen Menschen treffen möchte — rechtfertigen zu können mit dem Schuldkonto der älteren Generation, deren System der Jugend tiefe und unheilbare Wunden geschlagen habe oder zu schlagen drohe (Onanie, Geschlechtskrankheiten, Verwüstung des Liebeslebens in der Seele der Jugendlichen, Alkoholkonsum), und er spricht in einer nur aus seinem Fanatismus erklärlichen Verwirrung der Begriffe nicht bloß von „unserer Unfähigkeit, die Jugend zu leiten, ja nur zu retten", sondern auch von unserer „Blutschuld", der „großen Schuld, die man übernehmen mußte mit der Erzeugung von Kindern, zu deren Erziehung man weder ausgerüstet noch reif war". (NB. hier liegt ein bisher noch nicht ausgenutztes Argument, das die Anhänger des Gebärstreiks sich nicht sollten entgehen lassen.) Diese Kultivierung der Sinnlichkeit aber, deren Geist uns durchglühen und heiligen muß, ist in ihrer Schrankenlosigkeit und Verkehrung nicht etwa ein Ausfluß des Kantschen „radikalen Bösen", der „Bestie" in uns, sondern sie zielt schließlich doch nur auf „eine höhere Natürlichkeit, Reinheit und Schönheit des Verhältnisses der Geschlechter" ab.

* * *

So spricht, in verba magistri schwörend, räsonnierend und philosophierend der ungeheure „Ernst" der Jugend, den Wyneken nimmer genug zu rühmen weiß, über Elternhaus, Schule, Sitte und Moral. Aus ihm spricht Gustav Wyneken, spricht auch Friedrich Nietzsche, von dessen Mission an der Schuljugend einer im „Anfang" viel zu reden weiß. Und Nietzsche-Schlagworte wie die vom Übermenschen, von der Umwertung aller Werte, von dem Standort „Jenseits von Gut und Böse" haben ja nimmer, halbverstanden und mundgerecht gemacht, auf eine noch nicht gefestigte Jugend ihre bestechende und verwirrende Wirkung verfehlt. Die Jugend wächst sich aus zur individualistischen Übermenschenjugend, die sich aus eigener Kraft und in eigenem Denken befreit;

*) Nordhausen ist der Verfasser eines auf die Jugendpsyche meisterhaft eingestellten Buches: „Zwischen vierzehn und achtzehn" (Leipzig 1910).

sie entfaltet den Willen zur Macht; sie denkt und predigt die Idee der Schule ganz neu, sie wertet das Verhältnis der Generationen und Geschlechter um und verkündigt ein neues Liebesleben. So wird uns vieles von dem, was sich in jüngster Zeit ans Licht gedrängt hat, verständlich. Und wir Älteren, Eltern, Lehrer, Erzieher und Regierende, wollen gern unsere Jugend verstehen, auch den Bruchteil der Jugend, der sich „die neue deutsche Jugend" nennt. Wir wollen gern hören, wie ihr zumute ist, wollen die Ventile der Aussprache nicht verstopfen. Unsere diskreditierte „Erfahrung" und unsere angezweifelte „geistige Überlegenheit und Kraft" befähigen uns, wirklichen Nöten und berechtigten Beschwerden der Jugend abzuhelfen, eingebildete Leiden gütig zu verstehen, über Entgleisungen und Raschfertigkeiten verzeihend hinwegzusehen —, wir Seminarschulmänner mühen uns im Umgang mit der erwachsenen Jugend Tag für Tag an derartigen Aufgaben, und unsere Liebesmüh ist nicht verloren. Wir vergegenwärtigen uns zu dem Zweck auch immer aufs neue die Wesenseigentümlichkeiten dieser Sturm- und Drangjahre, die mit ihrem ungeklärten Freiheitsverlangen jeglichen Zwang, vornehmlich in Familie und in Schule, als fremdartig empfinden und ablehnen und die mit dieser vermeintlichen Wahrnehmung berechtigter und bedrohter Interessen ein Wertgefühl hinsichtlich der eigenen Persönlichkeit und Erfahrung verbinden, dessen Maßstäbe in einem seltsamen Verhältnis zu der Wirklichkeit des kleinen Ich und seiner reichen Umgebung stehen. Wir vergessen auch nicht, daß der Gemeinschaftstrieb, der Korpsgeist, zum Zusammenschluß „gegen die gemeinsamen Feinde" (Aufruf zum Ersten freideutschen Jugendtag) drängt, und das Autoritätsbedürfnis, dessen echte, rechte Befriedigung der Freiheitsdrang abgeleitet hat, nun an verkehrter Quelle sich stillt. Wir übersehen endlich auch nicht, wie mit dem physischen und psychischen Wachstum der „zweiten Streckung" (die Jahre vierzehn bis siebzehn) starke Hemmungen und Umkehrungen im Körper sich vollziehen, die oft eigenartige Blüten, bisweilen auch Auswüchse treiben.

Und wir stellen auch die Erzeugnisse des „Anfang" in das Licht dieser deutenden und verzeihenden Jugendpsychologie, statt uns zu ereifern über die „Bürschchen" und „grünen Jungen", die es uns so schwer machen, an ihr Herz heranzukommen. Aber wir erheben Protest, schärfsten Protest, wenn man den Mißmut gewisser kleiner Kreise von Unzufriedenen, Unklaren, Unglücklichen, Hyperintellektuellen oder Schulhassern in unseren höheren Schulen zu organisieren strebt und durch eine eigene Zeitschrift gleichsam „auf Flaschen zieht und damit Geschäfte treibt". Das verwirrt, revolutioniert oder stimuliert andere gleich unreife Leser, und die „Freiheit", die auf diesem Wege verwirklicht wird, bedeutet nicht jenen Reichtum an inneren Werten, der aus der Fülle ethischer Kräfte und guter Grundsätze strömt und darum wahrhaft an dem Fortschritt der Kultur baut, sondern sie bedeutet den Bankerott dessen, der an den echtesten und edelsten Kräften arm geworden ist und nun als ein Freibeuter am Wege von der Hand in den Mund lebt und nimmt, wo er es findet.

Moralische Verarmung und Verödung innerhalb unserer deutschen Jugend wird darum das Ergebnis dieser jüngsten Jugendbewegung sein, wenn es nicht gelingt, der Krankheitssymptome Herr zu werden und die Entwicklung durch das Stadium der Kinderkrankheiten und Krisen hindurch in ein gesunderes Bett zu leiten.

6. Aussichten und die jüngste Entwicklung

Ob das gelingen wird? Wir wollen es an Vertrauen zur Jugend nicht fehlen lassen. Wir wünschten auch den „grünen“ Umschlag des „Anfangs“, der in dem gegenwärtigen Stadium nur als ein Symbol der Unfertigkeit, Wirrköpfigkeit und mangelnden Reife verstanden werden kann, in diesem Sinne deuten zu können. Aber zu dem Zweck wird es nötig sein, daß entweder Dr. Wyneken von seiner Propaganda der pädagogischen Anarchie abläßt, oder daß die freideutsche Jugend sich eindeutig von der Wynekenschen Vaterschaft losmacht*).

Dr. Wyneken, der seit Jahren für seine Lebensaufgabe „gestritten und gelitten“ hat, ist durch die Sprache der Tatsachen, das „meiningische Unrecht“ („Die neue Jugend“ S. 11) nicht belehrt worden, hat vielmehr gegen die Maßnahmen des meiningenschen Staatsministeriums den flammendsten Protest erhoben und erachtet es in wohlanstehender Bescheidenheit als eine „Ehrenpflicht der deutschen Nation“, jenes Unrecht durch die Beisteuer der Mittel zur Gründung einer neuen Freien Schulgemeinde wieder gut zu machen. Er wird vermutlich auch für die Zusprüche deutscher Volks- und Jugenderzieher nicht zugänglich sein, die jüngst an ihn ergangen sind, obwohl diese Männer zum Teil nicht minder „fortschrittlich“ gerichtet sind und einzelne sich mit ihm zur deutschen Jugend und der neuen Jugendbewegung bekennen. Prof. Dr. Cauer-Münster zollte auf der studentisch-pädagogischen Tagung in Breslau dem leidenschaftlichen Ernst und dem sittlichen Pathos, die aus Wynekens Rede über das Thema „Student und Erziehungsproblem“ sprachen, alle Hochachtung, mußte aber trotzdem bekennen: „Es gibt zwischen seiner Denkweise und der meinigen keinen gemeinsamen Boden. Dr. Wyneken sprach von einem ‚positiven Ideal‘, das er aufstelle; aber gerade nach einem solchen habe im mich in seiner Rede vergebens umgehört.“ Prof. Dr. Stern-Breslau betrachtete es in seinem

*) In Übereinstimmung damit steht das Urteil, das soeben auf dem 6. Verbandstag des Vereinsverbandes akademisch gebildeter Lehrer Deutschlands in München (6. bis 8. April 1914) die Referenten der Jungdeutschlandbewegung fällten: „Die zweite Jugendbewegung, die Dr. Wynekensche, ist gar nicht mehr Jugendbewegung; hinter ihr steckt ein Erwachsener, ein Mann von unleugbarer Bedeutung und von hohem Interesse, aber gefährlich wie eine fleischgewordene moderne Verkörperung der sagenhaften Persönlichkeit des Rattenfängers von Hameln, der mit lockenden Liedern unsere Jugend fängt, mit Liedern der Selbstgefälligkeit; der die Jugend auf einen Weg führt, den er selbst nicht kennt, der eine Jugendbewegung hervorgerufen hat, für die nicht er, sondern wir die Verantwortung tragen. Gegen diese Jugendbewegung haben wir nur schroffste Ablehnung“ (Münchener Neueste Nachrichten Nr. 180).

Korreferat zu Wynekens Vortrag als seine Aufgabe, die von Breslau ausgehende studentisch-pädagogische Bewegung mit der Wynekenschen auseinanderzusetzen, und erklärte dabei unter anderem: „Ich will heute nicht erörtern, ob der (von Wyneken geprägte) Begriff der ‚Jugendkultur' so klar ist, und ob das, was an ihm klar ist, wirklich so neu und so gut ist, daß er das Stichwort für eine grundstürzende Kulturreform zu bilden berufen wäre." Er kennzeichnete alsdann die Überzeugung der sogenannten „Breslauer Richtung" wiederholt dahin, „daß es Positiveres und Wertvolleres zu leisten gibt, als eine prinzipielle Feindschaft gegen alles Bestehende im Schulwesen zu verkünden und die Schuljugend zu revolutionieren." Privatdozent Dr. Kabitz-Breslau aber erklärte in der Diskussion: Wer es wagt, daraufhin, daß in Staat und Gesellschaft, Haus und Schule vielerlei faul ist, unsere ganze Kultur schlecht zu nennen und seine Einzelerfahrung verallgemeinert, „der hat kein intellektuelles Gewissen. Bei den Vorstellungen, die sich Herr Dr. Wyneken von unserer Kultur macht, wundert es mich gar nicht, daß seine Ideen und Ideale ins Phantastische umschlagen; zu haltbaren Ideen gelangt man eben nur, wenn man die Wirklichkeit zugleich mit den Werten im Auge behält." Und deutlicher noch wies, trotz aller Verklausulierung, Prof. Dr. Natorp-Marburg gelegentlich der Hauptversammlung der Comenius-Gesellschaft auf die der Jugendbewegung von Wynekes drohende Gefahr hin. „Es hat — das muß einmal offen gesagt werden — gerade Wyneken, den ich als theoretischen Kopf und als seiner Sache sich unbedingt hingebenden Mann aufs höchste achte, seine Thesen bisweilen in einer Art zugespitzt, daß sie in den Köpfen der Jugend selbst wie in denen der Gegner bedeutende Verwirrungen . . . anstiften konnten und wirklich angestiftet haben. Da muß man sich doch vorsehen, daß nicht gegründete Bedenken, die gegen Wynekens im letzten Kern zwar gesunde, aber allzuleicht in ein ungesundes Extrem getriebene Theorien . . . sich erheben, auf die ganze, diese Gruppe eben doch miteinschließende Bewegung übertragen werden und sie auch solchen, die sonst mit ihr sympathisieren würden, verdächtig machen." Derselbe Natorp urteilte hernach am 7. März in Marburg in Gegenwart von Dr. Wyneken: „Wir können für Herrn Dr. Wyneken nicht eintreten in dem Sinne, daß wir uns mit dem Gehalt seiner Ideen identifizieren .... Es besteht aber in weitesten Kreisen diese Vorstellung: die Freideutsche Jugend verfolge ganz bestimmte Bestrebungen . . ., etwa wie Dr. Wyneken oder die Abstinenten sie vertreten. All das wird der Freideutschen Jugend zugerechnet, und das stört ihre erste und einzige Absicht." Auf der Aufklärungsversammlung in der Münchener Tonhalle aber, die am 9. Februar d. J. einberufen wurde, um „dem weiteren Herumzerren der Freideutschen Jugend in der Öffentlichkeit ein Ende zu machen," hatte der ihr angegliederte Deutsche Vortruppbund durch seinen Vertreter offiziell erklären lassen: „Der Vortrupp hat schon auf dem Freideutschen Jugendtag die Ideen Dr. Wynekens auf das schärfste bekämpft . . ., er erklärt auch heute wieder, daß er die Ideen Dr. Wynekens unbedingt ablehnt .... Was

die Stellung des Vortrupps zu der Schülerzeitschrift ‚Der Anfang' anbelangt, so ist das Wort Dr. Poperts maßgebend: ‚Der Geist der Zeitschrift ‚Der Anfang' möge uns fernbleiben.'" Auch Herm. Anders Krüger nennt die von Wyneken als notwendig und unersetzlich gekennzeichnete Zeitschrift „Der Anfang" „höchst bedenklich" und tadelt das unbesonnene und agitatorische Vorgehen der Herausgeber. Und Natorp fordert, daß die Schriftleiter aus dem Bewußtsein der Verantwortung heraus auf extreme Äußerungen aufmerksam machen und sie bestimmt zurückweisen müßten.

Anderseits wird diese Zeitschrift über den grünen Klee gelobt in einer Besprechung der K. C. - Blätter (vom 1. Januar 1914), des Organs der „Tendenzverbindungen deutscher Studenten jüdischen Glaubens": „Das ist es, was den ‚Anfang' so vorteilhaft von anderen Zeitschriften ähnlicher Tendenz . . . unterscheidet, daß hier nicht unreife Phantasmagorien einzelner ungesunder Naturen propagiert werden, sondern daß gesunde, kluge, selbständige Jungen und Mädel ihre gemeinsamen Nöte und Zweifel erkannt haben, miteinander besprechen und Auswege finden wollen. Die bis jetzt erschienenen acht Hefte enthalten mehr Material als in zehn Jugendreformkongressen zutage gefördert wird, bloß weil die Nächstbeteiligten und -berufenen reden; reden, wie sie müssen, wenn sie ehrlich sein wollen." Den Beschluß macht der Satz: „Leser und Mitarbeiter braucht der ‚Anfang' und soll sie auch unter den K. C.ern vorfinden!" Wozu wir bemerken: So weit wir uns von schwächlichem Antisemitismus entfernt wissen und dem charaktervollen Judentum (unter dem wir allerdings mehr den Nationaljuden als den Assimilationsjuden verstehen) praktisch haben Förderung angedeihen lassen, so ernstlich müßten wir doch ein weiteres Vordringen des jüdischen Elements in dieser neuen deutschen Jugendbewegung beklagen. Denn wir sind der Meinung, daß bereits jetzt mehr, als für den Geist der Bewegung gut ist, der jüdische Einschlag sich in den führenden Stellen geltend macht, der bekanntlich noch nicht durch ein Taufzeugnis ausgeschaltet ist; ich nenne nur Namen wie Georges Barbizon (lies: Barbisohn) und Siegfried Bernfeld (Herausgeber des „Anfang"), Elly Salomon (Leiterin des Münchener Sprechsaals), Siegfried Bernfeld (Arbeitsleiter des akademischen Komitees für Schulreform in Wien), H. Benjamin (der Sprecher der Freiburger Richtung in Breslau), J. Philippson (der Vertreter der Göttinger Gruppe ebenda), Herbert Blumenthal (der Verfasser des Erotikartikels), die „Elsie" aus Berlin u. a.

Ob jene Winke, wenn nicht bei Wyneken, doch bei den Vertretern der neuen deutschen Jugend, an die sie deutlich und direkt gerichtet waren, verfangen werden? Bestimmtes darüber läßt sich zurzeit nicht sagen; leicht wird es nicht sein, nachdem die Revolutionierung ob ovo begonnen und alle Erfahrung der Älteren, auch der Wohlmeinendsten, mit dem Bannfluch belegt hat. Aber das Bedürfnis nach Klärung, wohl auch nach Läuterung, ist doch vorhanden. Dem ausgesprochenen Zweck, „Klarheit in die Ziele und die Zusammensetzung des Verbandes zu bringen," diente die am 7. und 8. März d. J. in Marburg

abgehaltene erste Vertreterversammlung der „Freideutschen Jugend". Der Programmausschuß bringt darüber in der Täglichen Rundschau vom 17. März folgende als jüngstes offizielles Dokument der Bewegung bedeutsame Erklärung:

„Die ‚Freideutsche Jugend' ist eine Jugendbewegung, deren Kennzeichen es eben ist, daß die Jugend, hier rein auf sich gestellt, ohne Nebenabsichten gegen die realen Verhältnisse und Einrichtungen des staatlichen Lebens, innerhalb seines Schutzes, Organisationen geschaffen hat, in denen sie sich selbst zu entwickeln strebt. Der Einfluß irgendwelcher Verbände, die auf die Verbesserung der oben gemeinten Einrichtungen ausgehen, würde ein fälschendes Moment in diese auf sich ruhende Bewegung bringen und muß daher verhindert werden.

Dies sahen die noch zu der ‚Freideutschen Jugend' gerechneten ‚Altersverbände' auch ein. In ruhiger und ritterlicher Weise, die Lebensinteressen der Jugend selbst betonend, lösten der ‚Bund deutscher Volkserzieher' und der ‚Vortrupp' ihr Verhältnis zu dem Verbande auf. Länger dauerte es, bis der ‚Bund für freie Schulgemeinden' die Berechtigung der vorgetragenen Wünsche einsah, aber nach Beendigung der ersten Sitzung reichte auch sein Bevollmächtigter Dr. Wyneken seine Austrittserklärung ein. Zugleich trat auch die ‚Freie Schulgemeinde Wickersdorf' aus. Die Schlußsitzung für diesen Punkt der Tagesordnung brachte noch die Ablehnung eines Aufnahmegesuches der Berliner Sprechsäle, einer aus dem Kreise der Schülerzeitschrift ‚Anfang' hervorgegangenen Gründung"*).

Die am folgenden Tage gewonnene Festsetzung des Programms der „Freideutschen Jugend" hat folgenden Wortlaut:

„Die Freideutsche Jugend ist eine Gemeinschaft von Jugendbünden, deren gemeinsame Grundlage darin besteht, von der Jugend geschaffen und getragen zu sein, und deren gemeinsames Ziel es ist, die Vermittlung der von den Älteren erworbenen und überlieferten Werte zu ergänzen durch eine Entwicklung der eigenen Kräfte unter eigener Verantwortlichkeit mit innerer Wahrhaftigkeit. Jede Parteinahme in wirtschaftlicher, konfessioneller und politischer Beziehung lehnt sie ab.

Die den einzelnen Verbänden eigentümlichen Wege und Ziele werden durch den Zusammenschluß nicht berührt.

In diesem den Jugendbünden gemeinsamen Bestreben nach Selbsterziehung sucht sich die Freideutsche Jugend durch Veranstaltung von Vertreter- und Jugendtagen in gemeinsamer Arbeit und Feier zu erhalten und zu fördern."

*) Die hier gegebene Auffassung von der Entstehung der Sprechsäle belegt aufs neue, wie die verschiedenen Erscheinungen in dieser modernen Jugendbewegung innerlich, wenn auch vielleicht nicht statutarisch oder organisatorisch, zusammenhängen und trotz aller offiziellen Abschwächungsversuche und gegenteiligen Erklärungen miteinander verflochten sind (vgl. auch S. 346). Der erste Semesterbericht des A. E. S. benennt die Sprechsäle ausdrücklich als seine Gründung, desgleichen Wyneken („Die neue Jugend" S. 8).

Eine ähnliche Erklärung des Hauptausschusses der freideutschen Jugend, die die Eintragung wirtschaftlicher, politischer oder religiöser Tendenzen in das Programm ablehnte, war in der Münchener Tonhallenversammlung vom 9. Februar voraufgegangen. Bemerkenswert ist aus ihr auch die Erklärung: „Der ‚Anfang' kann kein Glied der freideutschen Jugend sein und ist auch nicht mit ihr zu identifizieren. Ebenso steht sie in keinem Verhältnis zum ‚akademischen Komitee für Schulreform' und zu den ‚Sprechsälen' (vgl. „Die Freideutsche Jugend im Bayerischen Landtag." Hamburg, Ad.-Saal, 1914).

Mit dem Marburger Beschluß ist die Abtrennung der sogenannten Altersverbände, die bisher der Bewegung angeschlossen waren, eingeleitet. Ob mit dieser Austrittserklärung Dr. Wynekens ein Systemwechsel erfolgen wird, oder ob damit nur die schon wiederholt angestrebte Distanz zwischen Wyneken und der Bewegung bzw. dem „Anfang" vor der Öffentlichkeit bekundet werden soll, bleibt abzuwarten*); an der intellektuellen Ehrlichkeit der Vertreter zu zweifeln, liegt nicht der geringste Grund vor. Im Gegenteil, Freunde der Bewegung wie Natorp, H. A. Krüger u. a. versichern uns immer wieder, daß es der neuen Jugend an sittlicher Gründlichkeit nicht gebricht und daß ihr die innere Sammlung, die systematische Selbsterziehung höher stehe als der Ehrgeiz, eine Rolle zu spielen, oder gar „in die allgemeine Kultur einzugreifen." Und wenn wir bisher auch wenig davon gesehen haben, so glauben wir es doch gern, weil wir Optimisten sind hinsichtlich unserer Jugend, und warten auf die Zukunft. Lassen uns als ein Entgelt dafür auch nicht die Beobachtung entgehen, daß die jüngste Erklärung der Vertreterversammlung in ihrem Programm die Gestaltung des Lebens „aus eigener Bestimmung", die sich für die Schuljugend nicht durchführen läßt, hat fallen lassen und anderseits mit „Werten" rechnet, die „von den Älteren erworben und überliefert" sind, und die es nun zu „ergänzen", nicht zu ersetzen, gilt**). Dazu hat doch, was eine unbefangene

*) Im Mai-Heft des „Anfang" findet sich eine „Abrechnung" des Akademischen Komitees für Schulreform mit den Marburger Beschlüssen. Sie schließt mit den Worten: „Es ist eine lächerliche Anmaßung, die Kreise, die sich in den Sprechsälen und um den „Anfang" zusammenfinden, ferner die Freien Schulgemeinden, von der freideutschen Jugendbewegung ausschließen zu wollen: den aktivsten, treuesten, ernstesten Teil der Bewegung. Wir richten an alle diese Kreise die Aufforderung, die Anmaßung jener Klique mit völliger Nichtbeachtung zu beantworten und nie und nimmer an der Jugendbewegung des Jahres 1913 zu verzweifeln, weil sie von etlichen ihrer Führer verleugnet worden ist. Diese Jugendbewegung möge über jene Klique zur Tagesordnung, d. h. zur ernsten Arbeit an einer neuen edlen Jugendkultur und zum Kampf um eine neue, sinnvolle Lebensführung der Jugend übergehen. Und mögen uns zur Seite treten alle die, die in Marburg zwar Vertreter ihrer Verbände, aber nicht Vertreter ihres Willens hatten.

**) Diese „Ergänzung" der Erziehung von Schule und Haus, Staat und Kirche durch die Idee der Selbsterziehung und die von ihr geschaffenen Organisationsformen, nicht eine Gegensätzlichkeit, ist in Marburg von den Vertretern der Freideutschen Jugend wiederholt und unmißverständlich betont worden (vgl. „Die Marburger Tagung der Freideutschen Jugend". Hamburg, Ad.-Saal, 1914).

Betrachtung anerkannt werden, die Jugend von sich aus positive Leistungen aufzuweisen, die ihr die Verherzlehung so leicht nicht nach macht. Ich meine die Ablehnung des Alkohols und Nikotins und eine bessere Kultur des Umganges der Geschlechter, wie sie der Wandervogel trotz drohender Gefahren immer völliger zu verwirklichen strebt. Warum soll da nicht auch diese Bewegung „von innen heraus" etwas Neues schaffen — wenn auch nicht die „neue Kultur", vielleicht nicht einmal die Setzung „neuer Lebensformen", so doch etwas Tüchtiges und für unser Volksleben Förderliches? Knaben müssen gewagt werden, um Männer zu gewinnen. Die Voraussetzung für einen solchen Genesungs- und Fortschrittsprozeß ist und bleibt freilich, daß die neue Jugend sich bescheiden lernt vor den Veteranen, die seit langem im harten Lebenskampfe stehen und das Leben gemeistert haben, daß sie zu der Erfurcht vor allem, was in ihr ist, hinzunimmt die Ehrfurcht vor dem, was um sie und über ihr ist, daß sie nimmer müde wird in sittlicher Zuchtübung. Mag sie immerhin groß und gar zu groß denken von ihrem Wert und Reichtum — dieses Fehlen der richtigen Wertmaßstäbe ist eins der Kennzeichen für die Jugend des Entwicklungsalters —, sie denke darum nicht gering von dem gereiften Alter. „Wehe euch, wenn man meint, unsere ‚Jugendbewegung' sei die Emanzipation der Flegeljahrejugend, als sei nur die Jugend zu richtigen Anschauungen befähigt, und als sei das Alter die Zeit der Verdummung und Verknöcherung. Es gibt ein Grundgesetz menschlichen Lebens. Wer sich mit sich selbst beschäftigt, grübelnd, zärtlich oder verbittert, der dreht sich um sich selber, der läuft leer. Wer an seine Arbeit geht und sein ganzes Herz daran wendet und über dem Werk und den Mitmenschen sich selber vergißt, der lebt unbewußt und im verborgenen auf. Der wirklich Lebende hat am meisten Zeit für andere, weil er keine Zeit mit sich selber verliert." So spricht aus gesundem Sinne und echtem Jugendgeist der „Wandervogel" in seiner Monatsschrift für deutsches Jugendwandern. So muß auch die Jugend des „Anfang" sprechen lernen, sonst könnte ihr so stürmisch einsetzender Anfang leicht der Anfang vom Ende, die schrankenlose Überhebung der Jugend leicht der Untergang der Volkshoffnung werden. Und „Kostbarstes, Heiligstes, Unersetzliches" wäre „zusammengetrampelt und in den Boden gestampft" — nicht durch die Lieblosigkeit und Verständnislosigkeit der älteren Generation, durch die sittliche Laxheit und intellektuelle Borniertheit der Erzieher, durch die Bequemlichkeit der Pädagogen (so stellt es sich in Wynekens Augen dar), sondern — durch die Maßlosigkeit und mangelnde Selbstzucht der Jugend und ihrer Treiber*).

*) So wenig sich unsere Kritik gegen die Person des Dr. Wyneken richtet — wir haben es nur mit dem „System Wyneken" zu tun —, so kann ich es mir nicht versagen, eine Probe der Maßlosigkeit aus W.'s jüngster Schrift „Die neue Jugend" hierherzusetzen. Maßlosigkeit in der Herabwürdigung anderer und in der Emporschraubung der eigenen Bedeutung. Das Kapitel „Die Schule" schließt mit den Worten: „Anklage erhebe ich gegen das Bürgertum, das seiner Jugend von organisierter, zielbewußter Heuchelei das Leben stehlen läßt; das ge-

Wir bieten der Jugend die Hand und vertrauen ihrem Ernst, ihrem Geist, ihrer Willenskraft und Besonnenheit: nun schlage sie ein und lohne Vertrauen mit Treue und Taten.

Literatur: 1. Sonderschriften:

Dr. Gustav Wyneken, Was ist Jugendkultur? 3. Aufl. München 1914, Steinicke. 0,75 M. — Gustav Wyneken, Die neue Jugend. Ihr Kampf um Freiheit und Wahrheit in Schule und Elternhaus, in Religion und Erotik. Ebenda 1914. 1,20 M. — G. Wyneken, Schule und Jugendkultur. 2. Aufl. Jena 1913, Diederichs. 3 M. — Freideutsche Jugend, Festschrift zur Jahrhundertfeier auf dem Hohen Meißner. 5. Tausend. Ebenda. 2 M. — Freideutscher Jugendtag 1913 (Festbericht mit den Reden). Hamburg, Ad. Saal. 70 Pf. — Die Freideutsche Jugend im Bayrischen Landtag (Herausgeg. vom Hauptausschuß). Ebenda. 50 Pf. — Bericht über die erste Vertreterversammlung der Freideutschen Jugend in Marburg a. L. Ebenda. 60 Pf. — Der Anfang. Zeitschrift der Jugend. Verlag Die Aktion, Berlin-Wilmersdorf. — Natorp, Univers.-Prof. Dr. Paul, Hoffnungen und Gefahren unserer Jugendbewegung. Jena 1914, Diederichs. 60 Pf. — „Jugendkultur". Dokumente zur Beurteilung der modernsten Form „freier" Jugenderziehung. Von einem bayerischen Schulmann. München 1914, K. Preßverein. 1 M. — Säemann-Schriften für Erziehung und Unterricht, H. 9: Student und Pädagogik II. Leipzig 1914, Teubner. 1,20 M. —

2. Artikel:

Pöhlmann, Prof. Dr., Eine neue Jugend. Monatsblätter f. d. evangel. Religionsunterricht, 1914, H. 1 u. 2. — Pöhlmann, Hans, Die Mobilisierung der Jugend. Die Christliche Welt, 1914, Nr. 11. — Krüger, H. Anders, Das Ringen unserer Jugend um eine neue deutsche Kultur. Deutsches Philologen-Blatt, 1914, Nr. 14. — Eberhard, Die pädagogisch-studentische Bewegung unserer Tage. Allgemeine Deutsche Lehrerzeituug (demnächst). Eberhard, Die neue Jugendbewegung. Rückblick und Ausblicke. Akademische Turn-Zeitung vom 1. Juni 1914.

---

dankenlos mittrottet und mitschreit, sobald ein Erziehungspfaffe die alte Phrasenfahne entrollt; das sich von der Sippe, von der es seit Jahrhunderten tausendmal betrogen worden ist, vorschreiben läßt, was es über seine eigenen Kinder und deren Heil, was es über ein Kulturwerk zu denken habe, das der Nation dargeboten wird; das den, der ihm Geist und Leben darbot, zunächst einmal steinigt, wenn der Pfaffe hetzt, und erst, wenn es ihn zur Strecke gebracht hat, ihn sich besieht. — Wahrlich: exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!" (Möge aus unseren Gebeinen einst ein Rächer erstehen; das Wort wird dem Großen Kurfürsten in den Mund gelegt.) Dazu lies: Matth. 12, 36. Auch in den Marburger Verhandlungen hat er sich anläßlich des Bestrebens der Freideutschen Jugend, von ihm abzurücken, in der Einschätzung der eigenen Person das denkbar Stärkste geleistet (vgl. a. a. O. S. 20).

Der bekämpfte Nietzsche

Von Moritz Goldstein

Mit Erstaunen und Kopfschütteln vernahm man vor einiger Zeit, daß der fröhliche Verfasser der Appelschnut-Geschichten, daß niemand anderes als Otto Ernst in öffentlichen Vorträgen gegen Nietzsche zu Felde zog. Und mit dem gleichen Gefühl nimmt man jetzt das nicht ganz dünne Büchlein zur Hand, zu dem er seine Vorträge erweitert hat (Otto Ernst, Nietzsche der falsche Prophet. Leipzig, L. Staackmann). Es liegt sehr nahe, über diesen Kampf eines Unberufenen als über eine Donquichoterie mit leichtem Spott hinwegzugehen. Indessen Otto Ernsts Name ist in Deutschland nicht ohne Belang, und sein Besitzer darf fordern, wichtig genommen zu werden, wo er sich selbst so wichtig nimmt. Anderseits, wer einen Namen hat, muß sich gefallen lassen, daß man ihm bei seinen Veröffentlichungen scharf auf die Finger sieht, und ihm wird man nicht gestatten, was ein obskurer Schreiber ungestraft tun dürfte. Und so wird man, abgesehen von allem Spott, den dieser aussichtslose Kampf verdient, unserem Otto Ernst mit Nachdruck sagen müssen, daß seine Streitschrift nicht hätte geschrieben werden dürfen. Von Nietzsche, der einen so ungeheueren Einfluß auf das deutsche und das ganze europäische Geistesleben geübt hat und von dem alle führenden Geister, die nach ihm kamen, ihre entscheidenden Eindrücke empfangen haben — von einem solchen Manne mit Ausdrücken zu reden wie „unser Temperamentsphilosoph", seine Lehre zu bezeichnen als „psychologischen Unsinn", „Konfusion", „feuilletonistischen Humbug", die Anlage seines Geistes „von Grund auf pervers" zu nennen: dergleichen ist durchaus ungebührlich und geschmacklos, man mag im übrigen zum Inhalt seiner Bücher stehen, wie man will. Und wer von diesem reinsten und edelsten aller Menschen mit Wendungen sprechen kann wie „ein Herostrat, wenn nicht aus Eitelkeit, so doch aus Leichtsinn und Irrsinn", wer ihn als einen „Scharlatan" bezeichnet, „wenn man aus dem Begriff ... das Merkmal der bewußten Täuschung ausscheidet", wer seinem Leben „Unwahrhaftigkeit im Kleinen" vorwirft und „die Nietzscheſche Philosophie eine ganze und große Unwahrhaftigkeit" nennt — der macht sich einfach lächerlich.

Man sollte die Schrift also vielleicht doch mit Spott abtun, wenn sie nicht ein Symptom wäre, das Beachtung fordert. Was hier Nietzsche widerfährt, ist

ein ganz typischer Vorgang: auf die gänzliche Nichtbeachtung bei seinen Lebzeiten folgte die Epoche der großen Schätzung, vielleicht Überschätzung, und diese ruft den Widerspruch und die Unterschätzung hervor. Nach einigen Jahrzehnten des Streites wird sich dann die Gleichgewichtslage wahrscheinlich herstellen.

Daß die Gegner, die vor den prasselnden Geschossen seiner Paradoxe hatten zurückweichen müssen, zum Gegenangriff schreiten würden, war vorauszusehen. Sie werden unterstützt durch manche Zeitströmungen, da ein beschränkter und lärmender Chauvinismus, ein frömmelnder Obskurantismus, ein nebelhafter Mystizismus und Symbolismus, kurz alles, wogegen sich Nietzsche sein Lebenlang mit Zorn und Ekel gewehrt hatte, wieder mächtig anzuwachsen scheint. Es war zu erwarten, daß ihm gewisse Leute seinen Angriff auf das Christentum, auf die sogenannte Moral und auf eine bestimmte Kategorie von Deutschen heimzahlen würden. Diese Zeit ist jetzt gekommen, und man darf voraussagen, daß der Lärm noch lauter werden wird.

Der fröhliche Otto Ernst, der so grob werden kann, gehört nun freilich weder zu den Chauvinisten noch zu den Obskuranten noch zu den Mystikern. Er gehört zu einer viel ungefährlicheren Klasse von Nietzsche-Gegnern: zu den Leuten mit dem gesunden Menschenverstand. Diese Gabe Gottes ist in vielen Lebenslagen schätzbar; gegenüber dem Außerordentlichen versagt sie. Der gesunde Menschenverstand ist zunächst einmal alles andere eher als ein philosophisches Organ, und es gewährt großes Vergnügen zu lesen, wie Otto Ernst, dieser philosophische Widersacher eines Philosophen, unbefangen und mit gutem Gewissen gesteht, daß Leute, die sich um eine so ungewisse Sache wie Kants Ding an sich bemühen, ihm lächerlich vorkommen (S. 12). Es ist also kein Wunder, wenn „unser Philosoph" (um in seiner Weise zu reden) in seinen Deduktionen so fundamentale Fehler begeht, wie die Verwechslung der Kantischen Begriffe Schein und Erscheinung (S. 10). Auf diesen Unphilosophen haben wir nicht gewartet, um uns beweisen zu lassen, daß Nietzsche kein Philosoph im strengen Sinne, d. h. kein Erkenntnistheoretiker, sei. Mit seiner Bedeutung aber haben solche, längst ausgesprochene Feststellungen gar nichts zu tun.

Der Mann mit dem gesunden Menschenverstand fühlt seinem Opfer gründlich auf den Zahn. Er tut es so, wie etwa ein Deutschlehrer Aufsätze korrigiert. An den Stil freilich wagt er sich nicht heran, und das mit Recht; denn wer so gräßliche Wortbildungen wie Nietzscheaner, Nietzscheanismus, Antinietzscheanisches zu schreiben vermag, ohne daß sich ihm die Feder staucht, wird sich von Nietzsches Sprachkunst respektvoll fernhalten. Aber mit der Logik hat er es fortwährend und bedeckt diese Aufsatzexerzitien, mitsamt dem „Zarathustra", mit dicken roten Strichen. Denn der Schulmeister mit seinem gesunden Menschenverstand, der beständig von Nietzsches „Perioden" spricht, will immer genau wissen, wie er daran ist. Widersprüche ärgern ihn; Undeutlichkeiten regen ihn auf. Der Begriff des Übermenschen ist ihm zu unklar, und wo ein so kritischer Kopf wie

Simmel zufrieden ist und deutet: „Der Übermensch ist nichts als die Kristallform des Gedankens, daß der Mensch sich über sein Gegenwartsstadium hinausentwickeln kann und also soll", da zitiert Otto Ernst hohnlächelnd das Sprichwort von den kreißenden Bergen und fährt mit kostbarer Ahnungslosigkeit fort: „Man kann Simmeln keinen Vorwurf daraus machen; es ist beim besten Willen nicht mehr herauszukriegen. Keiner wird mehr herausbringen" (S. 92). Der gesunde Menschenverstand will klar sehen; er will Bescheid wissen, er will die Nutzanwendung auf sein eigenes praktisches Leben machen. Gebt ihr euch einmal als Propheten, so sagt mir, was ich tun soll, sagt es genau, bestimmt, eindeutig; sagt es mit der Klarheit des Bürgerlichen Gesetzbuchs oder einer preußischen Dienstvorschrift!

Mit dieser Methode kann man von Buddha bis Tolstoi alle Propheten der Menschheit als unklare Köpfe und Scharlatane erweisen. Aber gesetzt selbst, sämtliche Resultate Nietzsches wären unhaltbar; was will das besagen? Nietzsches Bedeutung — wir andern wissen es, aber Otto Ernst muß man es sagen — beruht gar nicht auf seinen Antworten, sondern auf seinen Fragen. Die Probleme, die er aufgerissen hat wie blutende Wunden, *sind* nun einmal unsere Probleme und werden die Probleme der nächsten Jahrhunderte sein. In ihnen allein, und nicht in den Lösungsversuchen, liegt Nietzsches Höhe und Tiefe, in ihnen seine Logik und Konsequenz, in ihnen Klarheit und Bestimmtheit, in ihnen vor allem, trotz der „amoralistischen" Tendenz, das ethisch Aufrüttelnde und Stärkende. Aber freilich, wer die Angst dieser Fragen niemals selbst empfunden hat, zu wem diese dröhnenden Rufe nicht gedrungen sind, der hat keine Ahnung, weder warum Nietzsche einer der Größten seines Jahrhunderts, noch warum er ein tragischer Mensch ist, noch endlich, warum wir ihn mitsamt seinen Widersprüchen, Übertreibungen, Unklarheiten verehren und diese große Scheu am Rande des Abgrundes so inbrünstig lieben.

Wenn Otto Ernst sich neben dem Hauptthema seines Buches gegen unberufene Anhänger Nietzsches wendet, so würde man ihm gerne beistimmen. Daß unser literarisches, und nicht nur unser literarisches Leben an Erscheinungen der Kulturlosigkeit, der Roheit, der Unehrlichkeit, der aufgeblasenen Unwichtigkeit einen bösen Überfluß hat, wissen wir alle. Ein Strafgericht täte not, und Zarathustra von der üblen Gefolgschaft der Kaffeehausritter zu befreien, wäre verdienstlich. Aber diese Tat muß nicht *gegen* Nietzsche, sondern im Namen Nietzsches vollbracht werden, von einem, der Ehrfurcht vor dem Meister hat, und der nicht keifend und scheltend hinter seinem Zuge dreinläuft, sondern ihm voranschreitet, weil auch er einen Hauch der ungeheuren Stärkung und Belehrung empfindet, mit der dieser eine, kranke, kurzsichtige, einsame Mann die ganze europäische Jugend durchdrungen hat.

Wilhelm Driewer, der Kinderfreund

Die Geſchichte einer Tierſchaunacht

Von Margarete Windthorſt

Die junge Frau Martha Driewer ſtand an der Maſchine und hob die braunen, kroß gebackenen Puffer aus dem dampfenden Öl der Eiſenpfanne in die weiße flache Porzellanſchüſſel. Der warme Duft, welcher aus dem Gebäck emporſtieg und ſich angenehm dem ganzen Hauſe mitteilte, lockte bald das Geſinde heran, das ſich um den Tiſch im Flur an ſeine Plätze verteilte. Der letzte Knecht hatte die Dielentür hinter ſich geſchloſſen, eine der Mägde ließ noch den hochgeſchürzten Rock herunter und trat auf einer Matte den Stallmiſt von den guten Lederſchuhen; damit, und mit der ruhigen Feierlichkeit, die über Geſichtern und Kleidern aller lag, beſchloſſen ſie die Sonntagsarbeit und freuten ſich auf das Eſſen, das die junge Bäuerin ihnen reichlich zuſchob.

Die gewohnte Tiſchordnung war heute geſtört durch das Fehlen des Bauern, deſſen oberſter Platz neben Martha frei blieb. Die junge Frau ſuchte die Abweſenheit des unter ſeinen Leuten beliebten Bauern durch ihr eigenes Wohlwollen zu erſetzen, indem ſie hier und da eine Anrede an die Leute ergehen ließ und ein paar ſchwächliche Kötterkinder zu reichlichem Zugreifen ermunterte, die unten ihren Platz hatten, wo ſie ſich nach dem Willen ihres Mannes an dem guten Bauerntiſch mit durcheſſen ſollten. Frau Martha, ſo herzlich ſie es meinte, hatte aber doch nicht das Geſchick, mit Leuten umzugehen, wie Wilhelm Driewer, denn wo ein Wort von ihm genügte, gebrauchte ſie eine ganze Rede, und man war heute nicht ſo frei beim Eſſen, wie wenn Wilhelm Driewer den Leuten ſein einziges Wort zurief.

So war es allen bei einer gewiſſen Befangenheit willkommen, als durch eine der offenen Türen zum Hofe Rika Stratmann hereintrat, die als ein Mädchen aus der nächſten Freundſchaft und entfernten Verwandtſchaft der Frau Martha von allen wohl gekannt war. Dem Geſinde flog ein neuer Ausdruck von Intereſſe über die Geſichter, und Frau Martha begrüßte die Freundin und Verwandte mit einem wahrhaften Willkommen und nötigte den Gaſt, den leeren Platz des Bauern einzunehmen, den das Mädchen aber nur ungern vor aller Schau ſich aufzwingen ließ.

„Du wareſt ſeit einem halben Jahre nicht mehr da," ſagte Frau Martha mit freundlichem Tadel und fügte bedauernd hinzu: „Und wenn du endlich kommſt, trifft es ſich immer, daß Wilhelm aus iſt."

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Rika antwortete nur, indem sie ihr Stricken losrollte und in Gang brachte, das sie zur Handarbeit mit sich führte: „Ist er nicht da?“

„Er ist zu einer Kindtaufe fort und kommt nicht vor der Nacht zurück. Die achte Patenschaft, die man ihm gibt; er kann keine absagen, solch ein Kindernarr ist er. Wenn er eine Mutter mit einem Kind sieht, dann zuckt es ihm im Arm, und er muß hingehen und sich das Kind geben lassen, nur zum Spaß für den Augenblick.“

Das stille blasse Gesicht der jungen Frau wurde warm und belebt, wie sie so sprach. Sie mochte an ihr eigenes Kind denken, dessen Dasein erwartet wurde und nächster Zeit die Seele des Hauses ausmachen sollte.

Rika, die mit beklemmtem Gefühl auf dem Platz des Bauern saß, strickte mit fliegenden Nadeln ihre Maschen ab. Sie mußte auch inzwischen von den Puffern essen und sagte scherzhaft, indem sie über sich selbst hinwegzukommen suchte: „Ich roch die Puffer durch die ganze Ortschaft, und da hielt es mich nicht im Hause, ich dachte, da mußt du hin, wenn es sich auch wieder trifft, daß Wilhelm Driewer nicht da ist.“

„Sieh, du wußtest es,“ sagte Frau Martha mit unbefangenem Erstaunen.

Aber das Gesinde sah sich verstohlen untereinander an, und die Mägde bedeuteten den Knechten, daß Rika Stratmann einen Kinderstrumpf stricke.

Das Mädchen, das sich zu den Puffern zu Gast geladen hatte, war trotz der Verwandtschaft mit der Frau Driewer von dieser sehr verschieden. Sie war bedeutender und hübscher, obgleich sie aus geringeren Verhältnissen kam, und galt besonders mehr für einen bäuerlichen Geschmack. Während an der Base alles blond und blaß, glatt, schmal und sehnig war, konnte Rika kaum ihr braunes, krauses Haar im Scheitel halten, ihre Backen blühten, ihre Kleider umschlossen prall die schöne Fülle ihrer Gestalt, und es hatte eine Zeit gegeben, wo sie ihre Blicke aus feurigen braunen Augen nicht so wie heute im Zaum halten konnte.

Rika hatte längst die Aufmerksamkeit des Gesindes auf ihre Handarbeit verspürt, während Frau Martha über ihren Mann und die Patenschaft sprach, als jetzt einer der Knechte, der keinen Meister über sich fühlte, die laute Bemerkung sagte: „Sie strickt schon im Vorrat für der Frau Driewer ihr Kind.“

Rika schoß das Blut noch höher in die Backen, und nun tat Frau Martha einen langen Blick über das Strickzeug und von da hinunter zu den Leuten, sie war nun aufmerksam geworden, aber sie blieb ruhig, als sie Rika anredete, ohne den Blick von den Leuten zu wenden: „Wie macht sich denn dein Junge, Rika? Er ist am Ende schon flott auf den Beinen, daß du so eifrig stricken mußt.“

„Das ist so,“ antwortete das Mädchen, welches den Beistand der Base wohltuend empfand, und der Knecht und alle, die mit ihm zu spötteln versucht hatten, spürten wieder, wie schon öfter, die beste und treffliche Art, mit der Frau Martha das zu Unglück gekommene Mädchen ehrlich zu machen suchte. Sie hatte, seit das Unglück geschah, zu allen ruhig und offen über Rikas Knaben sprechen

mögen, daß sie das geschätzte Mädchen vor allem Anwurf von Schmutz behütet hatte, und wenn sie heute noch mal das Gesinde zurückwies, so wußte sie, daß sie in ihrem Kampf gegen die Frechen längst Siegerin war.

Nach beendetem Mahl überließ Frau Martha den Tisch und das ganze Haus dem Abdecken und der Verwahrung des Gesindes, indem sie, Rika unterfassend und mit ihr durch Stube und Kammer gehend, durch eine schmale niedrige Tür ins Freie trat. Sie zog im Vorübergehen die Kommodenlade auf und zeigte, daß sie mit allem, womit ihr Kind zu erwarten sei, bald fertig werde, ergriff ein Windelband, das sie in Arbeit hatte, und dann saß sie mit Rika auf dem Platz unter der breitblätterigen Kastanie am Hause, wo sie beide eine Zeitlang schweigend nichts vernahmen als das Klappern ihrer Stricknadeln.

Es war eine schöne, im Sommerland noch warme Natur, die sie umgab. Die Bewohner von Amtshausen kannten keine westfälische Ebene, wenn sie sich in ihrer engeren Heimat umsahen. Die Ortschaft lag zu eng zwischen zwei Bergketten des Osnings, und Frau Marthas Hof, in den Wilhelm Driewer sich eingeheiratet hatte, war nicht nur der größte in der Gemeinde, sondern hatte auch das fruchtbarste Land im Lehmboden an den Bergen. Rika, die aus dem kleinsten Anwesen der Gemeinde kam, in dem sie mit ihrem vaterlosen Kinde jüngst seit dem Tode der Eltern allein wohnte, mochte sich der Verwandtschaft zu diesem Hofe freuen.

Sie sagte jetzt, das Schweigen unterbrechend: „Was wäre ich nun ohne dich, Martha, ohne deinen Beistand. Du hast mich wieder zu Ehren gebracht, und ich verdiene es nicht, so wie du meinst. Ich möchte es dir vergelten können, aber wie, das weiß ich nicht."

„Laß sein," antwortete Frau Martha schlicht. „Du weißt, ich habe immer an dich geglaubt, darum tat ich gern für dich, was ich konnte, und wenn es dir einfällt, du könntest mir zum Dank etwas wieder tun, so tue es dreist, ich bin nicht so reich und hoch, daß ich mir nichts wiederschenken ließe." Sie lächelte, indem sie sich offen bekannte.

Rika sagte gequält: „Schuld hatte ich doch, Martha, ich muß es immer wieder sagen, sooft du die Hand über mich hältst."

„Wir kommen seit unserer Schul- und Mädchenzeit wenig mehr zusammen, Rika, und wir wollen in den paar Stunden heute nicht dergleichen aufrühren," sagte Frau Driewer. „Es sind nun bald zwei Jahre, daß es mit dir geschehen ist. In der Tierschaunacht, sagtest du. Ein Fremder — und ihr hättet euch auf den ersten Blick ineinander vergafft. Du hast dir seinen Namen nicht nennen lassen. Wenn ich das bedenke, so ist das eine wilde, wahrhaftige Liebe gewesen. Damit entschuldige ich dich. Daß der Schurke am anderen Morgen ausgerissen ist, ohne sich zu nennen, daß er dich in Schande ließ, geht nicht auf dich."

„Sag nicht Schurke," bat Rika.

„Warum nicht? Weil er ein gefälliges Gesicht hatte, wie du sagst?"

„Nicht darum, aber weil du nicht weißt, wen du anklagst," sagte Rika.

„Du redest, als wissest du es selbst," antwortete Frau Driewer. „Aber es gefällt mir an dir, daß du um deine Liebe und um dein Kind immer noch einem die Ehre lassen willst, der es nicht verdient."

Sie rollte ihr weißes Knäuel lang ab, indem sie es weit über den Tisch warf und es wieder anzog, sich zufrieden auf ihre Bank zurücklegend, während Rika ihr gegenübersaß, fast auf die Kante rückte und sich gänzlich über eine gefallene Masche beugte, die sich in der eintretenden Dämmerung suchen ließ.

Martha beschloß das Gespräch mit dem Trost für Rika, daß ihr Kind nicht verwaist sei, da es unter dem Schutz, das heiße unter der Patenschaft ihres Mannes stehe; sie habe Wilhelm damals um den Gefallen gebeten, Rikas Kind zu halten, und er habe ihr das nicht absagen können, und wenn er sich noch wenig um sein Patenkind gekümmert habe, so sei es darum, weil der Junge erst nur noch einer Mutter bedürfe. Das Gespräch nahm dann eine andere Wendung, und Rika konnte nun freier aufsehen, da sie ihre Masche wieder hatte.

„Wie stehst du jetzt mit Driewer," fragte das Mädchen. „Habt ihr euch mehr miteinander eingelebt?"

„Doch," sagte Martha froh. „Wir sind nun über den Anfang hinaus, und das ist die schlimmste Zeit in der besten Ehe. Wir waren zu fremd zusammengekommen, aber jetzt hilft es sich."

Rika meinte lächelnd: „Wenn es manchmal noch nicht will, so liegt das bei dir. Du mußt mehr schlau als ehrlich mit einem Manne sein."

Das wußte Frau Martha. „Ich kann nicht anders sein als ich bin. Ich habe keine Art mit Leuten umzugehen. Aber ich meine es treu mit allen, und wenn ich Wilhelm damit nicht halte, so weiß ich nichts besseres zu tun. Es ist auch nur eines, in dem er nicht mit mir ist, wie er sein soll."

Frau Martha nannte den Fehler des Mannes, wissend, daß sie der Base nichts Neues überbringe. „Er kann sich ganz vergessen, wo ihm ein Mädchen gefällt."

Sie saß ohne weiter zu arbeiten, mit Augen voll Tränen. „Ich muß sagen, daß ich ihn lieber habe, je länger wir verheiratet sind. Darum geht es mir nach, daß er sich um andere kümmert. Kannst du dir das denken, Rika?"

Das Mädchen streckte die Hände über den Tisch nach der Base und ließ sie sich naß weinen. „Ja, sieh, nun bist du in Kummer, und ich kann dir nicht helfen."

Frau Martha beherrschte sich, indem sie die Tränen zurückhielt.

„So wie ich kein Wesen habe, so habe ich auch kein Gesicht für Männer," sagte sie, auf ihre lange, schmale Nase, die blassen Backen und die etwas geschlitzten Augen deutend. „Wenn du seine Frau wärest — er mag solche Gesichter und solch ein Wesen wie deines, besonders, als es noch freier war."

„Wenn ich seine Frau wäre?" wiederholte Rika wie in gedankenlosem Nachsagen, indem sie ihre Hände langsam wieder an sich zog.

„Wilhelm hält viel von dir," sagte Frau Martha, unvermittelt lebhaft werdend.

Rika schwieg und trocknete von ihren Händen die Tränen der Base ab.

Jetzt erzählte Frau Martha, daß ihr Mann sich zur Tierschau frei machen wolle, um das Fest zu feiern und zu betanzen. Sie habe ihn gebeten, zu bleiben. Er wolle nicht. Sie habe gezankt, nun gehe er aus Trotz. Weil ihr die Schläue anderer Frauen abgehe, die ihre Männer mit List gewännen, sei sie machtlos gewesen. Und doch — sie wisse nun eine List!

„Wenn ich mit könnte, so hielte ich mich bei ihm und brächte ihn gut wieder heim. Aber ich kann nicht mit, denn meine Zeit kommt. Doch du sollst gehen, Rika, du sollst ihm aufpassen, du brauchst ihm nur ein Wort zu sagen, so viel hält er auf dich."

„Ich?" sagte Rika. Sie sah starr in die vor ehrlicher Begeisterung leuchtenden Augen der Frau. Sie hatte einen harmlosen Einfall Marthas zu hören gemeint, aber nun forderte die Base mehr von ihr, als sie geben konnte. „Du weißt, daß ich nicht mehr zu Festen ausgehe, seit es mit dem Kinde passiert ist. Hast du vorhin nicht gesehen, wie man immer noch gegen mich ist? Daß sie immer noch Spott haben? Soll ich mich auf dem Fest von angetrunkenen Burschen verspotten lassen?" Rika hastete mit den Worten, als kämen sie ihr nicht frei aus dem Herzen, sondern als suche sie nach den einzelnen, um eine genügende Zahl zur Entschuldigung zusammen zu haben.

„Ach," sagte Martha traurig, „ich dachte du tätest mir den einzigen Dienst."

Da wurde das rotbäckige Mädchen bleich im Gesicht, weil sie sich jetzt erinnerte, daß sie der Base verpflichtet war. „Den einzigen Dienst," wiederholte sie. „Bekommst du auch nur das einzige Kind? Wer verwahrt dir denn Wilhelm das nächste Mal?"

Da lachte Frau Martha. „Habe ich erst das Kind, so habe ich alles. ‚Wo ein Kind ist, kann keine Sünde sein.' hat er einmal gesagt, und das ist wahr für ihn. Ich brauchte ihm sein Kind im Augenblick, da er bei solcher Gelegenheit aus dem Haus wollte, nur auf den Arm zu geben, und ich wüßte, er zöge seinen guten Rock aus und bliebe da. Er ist solch ein Kindernarr, muß ich immer sagen, und wie wird es erst sein, wenn er ein eigenes hat!"

Rika zog mit der Stricknadel Rillen in das mürbe Holz des Tisches. „Ich wollte es dir zusagen, Martha, aber ich traue es mir nicht zu, den Mann für dich zu bewahren."

Frau Martha sah, daß sie mit ein wenig Zurede die Base gewinnen würde und wollte ein freudiges, dankendes Wort sagen, als im Hof Stimmen und ein großer Kinderjubel laut wurden. „Da ist er, Wilhelm," rief sie nun, und die Überraschung hatte solche Wirkung, daß sie erst die Hand auf das Herz pressen mußte, ehe sie aufzusehen vermochte.

(Fortsetzung folgt)

Energieersparnis und Rechtschreibung

Jedes jar ein krigsshif

Von Oberlerer Ernst Klemm

s war einmal ein gewaltiger herscher, der his Kutimo*). Er besas ein grofes, reiches land mit filen millionen untertanen, di im alle treu ergeben waren. Er schäzte das alte hoch. Er wandelte auf den wegen seiner fäter und handelte wi si. So lis er jedes jar — und das war in seinem reich amtlich festgelegt — ein grofes krigsshif ins unendlich tife meer ersenken, weils die forfaren auch so getan hatten. Di schiffe wurden aber immer gröser und teurer, und so stig das opfer auf file, file millionen. Di untertanen knurrten ein wenig, wenn die steuern für den krigsshifbedarf bezalt werden musten, einige lenten sich gegen di ershwendung auf, richteten aber gar nichts aus — und so blib alles beim alten.

Der hersher regirt heute noch und seine untertanen sind . . .

Der germane ist nun einmal so. Sein starres festhalten am althergebrachten hat sicher etwas gutes an sich: er sammelt seine kräfte, bereit, wenn es gilt, in einen kampf einzutreten, auch durchzudrükken. Aber wenn die libe für das alte, überliferte soweit get, das millionenwerte in der höe der kosten eines krigsshiffes jedes jar ferloren geen, dan mus sich der kinderlibende filantrop, der rechnende nazionalökonom, der ware patriot doch sagen, das kan nicht so weiter geen, das mus anders, das mus besser werden.

Und worum handelt es sich?

Um eine sache, di jeder halbwegs gebildete geringshätzig abtun zu dürfen glaubt: um unsere deutshe rechtshreibung zwar ist der gelerte ärgerlich, wenn er seinen „duden" zu rate zien mus, zwar jammern di eltern über die filen notwendigen, bisweilen di gesundheit angreifenden shriftlichen ortografiübungen, über di groshen, di zu übungsheften fer-

*) Deutsch: Gewonheit.

langt werden; die lerershaft bedauert unendlich di filen, filen unnützen, meist auch recht unerkwiklichen stunden, di der erlernung unserer mit ballast überladenen rechtshreibung zum opfer gebracht werden müssen; di fon der regirung einberufene ortografikonferenz (1876 Berlin) hat ausdrüklich anerkant, das unsere ortografi nach der fonetishen seite hin ferbessert werden kan und mus — aber Kutimo herscht, es blib bisher bei der faust in der tashe.

Es ist klar, es kan nur besser werden, mit dem ortografileid und -elend, wenn das ganze folk, insonderheit di gute presse, der frage einmal näer trit, den guten Willen zu einer tat bezeugt.

Jedes jar den wert eines krigsshiffes ferliren, ist keine kleinigkeit, auch für ein reiches folk nicht.

Darum hat sich for jaren ein „ferein für fereinfachung der deutshen rechtshreibung" gebildet, dem namhafte gelerte und hochangeseene männer angehören (forsitzender prof. dr. Kewitsch in Freiburg i. B.), der sich di aufgabe gestelt hat, der fereinfachung bz. ferbesserung unserer ortografi di wege zu ebnen.

Seinen bestrebungen hat sich nach einem fortrag des unterzeichneten auch der Chemnitzer Päd. Verein (über 1000 mitglider) angeshlossen. File andere fereine haben dasselbe getan. File werden es noch tun. Der gute wille zeigt sich überal bereit. Nur tut es diser nicht allein. Am anfang war di tat. Richtig wäre es, di ortografi nach der regel: „für jeden laut ein zeichen", zu reformiren, aber der kampf dafür nicht praktish, weil in dieser richtung Kutimo nicht zu besigen wäre.

Wir shlagen einen mittelweg for, keine neuen zeichen einzuführen, sondern nur unnötige lautzeichen zu streichen. Wir wollen streichen:

1. den grosen anfangsbuchstaben (auser bei sazanfängen und eigennamen),
2. die denungszeichen e, h, eh,
3. die fokal- und konsonantenferdoplung in einer silbe*),
4. di unnötigen zeichen: c, dt, ph, v, ß, chs, chf, cks, ckf, x, rh, qu, t (i), y, ei (oder ai), eu (oder äu),
5. in dem trigrafen sch das c.

Nach durchfürung diser fereinfachung, an di sich jeder leser bald gewönen wird — zum shreiben braucht kein erwaksener gezwungen zu

*) Schreibung nach der regel: offene silbe ist lang (se, ge, ru — fen, wo — hin. Geschlossene silbe ist kurz: kom, kanst, wilst (einige ausnamen mit denungsstrich: hän, hür). — Der „rechtshreibferein" trit allerdings in seiner übergangsshreibung für stamsilben ein: füllt wegen füllen.

werden — ersparen wir (gefunden durch file umfragen und nach einer berechnung des unterzeichneten) wenigstens $^1/_{20}$ der shulzeit und 6—7 % buchstabenmaterial bei allen deutshen shrift- und druksachen.

Welch einen risigen ferlust erleidet also järlich unser nazionalfermögen durch den jetzigen ortografizwang! Der ganze deutshe folksshulunterricht kostet 700 Mill.*) M. Rechnen wir auf jede shulklasse im deutshen reich im durchshnit 20 stunden, kostet demnach jede stunde das jar hindurch und fürs ganze reich 35 Mill. M. Auf filfaches befragen fershidener shulmänner erhilt ich allerdings die antwort, das 1—2 (di meisten' behaupteten 2) shulwochenstunden, one hausaufgaben! auf die einprägung unserer ortografi ferwendet werden und werden müssen. Nemen wir nur eine shulwoche an, di bei einfürung der fereinfachten rechtshreibung für nüzliche zwecke: turnen, spil, gesang, rechnen, pflege der edlen deutshen sprache erspart werden könte, beträgt das, in geld umgesezt, eine unrentable ausgabe fon järlich 35 Mill. M. Alle prifatshüler, forshüler und di shüler in den unterklassen der höeren shule dazugerechnet [hir sind di stunden an sich teurer] läst filleicht noch 2 Mill. M. dazukommen, das sind shon 37 Mill. M. Nun brauchen die shüler aber auch shreibmaterialien. Auf jedes kind, geringgeshäzt, 25 pfennig gerechnet, ergibt bei 12 000 000 shulkindern wider eine unproduktive ausgabe fon 3 Mill. M. Zusammengerechnet sind das allein 40 Mill. M., die dem hersher Kutimo järlich allein auf shulishem gebite nuzlos geopfert — notwendigen zwekken entzogen werden.

Hoch ist dise summe. Warsheinlich ist si aber nur der kleinere teil der ausgaben, di järlich in jenes unendliche mer der fergessenheit und unproduktifität fersenkt werden. Wifile bücher werden geshriben allein über metodik des rechtshreibunterrichts? Wifil kosten dise? Wi hoch ist di arbeitszeit der ferfasser zu bewerten? Sicher tausende. Di ferfasser hätten ire shaffenskraft einem notwendigen und nüzlichen gegenstand zuwenden können.

Wi file millionen korrekturstunden mus di deutshe lerershaft järlich aufwenden, um rot anzustreichen: des Abends wird gros, abends wird klein (Anfangsbuchst. gemeint), „das“ wird mit s, „daß“ mit ß, gib one und ergiebig mit e geschriben u. s. w. u. s. w.?

Wi würde di lerershaft erfreut sein, wenn si für dise geist- und freudlose und zum teil fergebliche arbeit eine wertfolle sprach- und stilbildungsarbeit leisten könte!

Und di armen kinder! Di ortografi ist, sol si gründlich behersht werden, so shwirig*), das di direkte shularbeit gar nicht zureicht zur erlernung; di kinder bekommen hausaufgaben, oft auch fil.

*) Di angegebenen zalen sind zum teil shätzungswerte.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY

Wi file millionen arbeitsstunden mögen di deutshen shulkinder zu hause — filleicht bei ungenügender beleuchtung, in shlecht gelüfteten räumen, inmitten lärmender geschwister, unwillig oder stumpfsinnig ortografiübungen shreiben! Und das kind möchte gern etwas anderes machen, und di mutter wartet auf di häusliche mithilfe des kindes! Tut nichts, erst mus das kind untersheiden lernen, das gespinst mit einem „n“ und du spinnst mit zwei geshriben wird.

Geen nicht auch hir, bei den bedenklichen hausarbeiten dem deutshen folksfermögen millionenwerte ferloren! Material-, zeit- und gesundheitswerte. Gibt es ein volksgewissen? Es müste höchst interessant sein, könte statistish nachgewisen werden, wifil dem deutshen folk allein di forlibe für den 3fachen f — v — ph-laut kostet! Jedenfalls könten dafür in deutshland file neue mashinen aufgestellt werden. Das wort „fuks“ kan z. b. der deutshe nach seiner ortografi auf 78 erlei**) weise shreiben, Wenn nun das kind im diktat nicht den richtigen „Fuchs“ erwisht? Di folgen sind immer unangenem.

Fon ungeheurem werte ist in der shule di lernfreudigkeit. Aber woher sol si dem lerer in der deutshstunde kommen, wenn sich im wi eine zentnerlast der ortografishe ballast an di füse hängt! Und woher sol den kindern di lernfreudigkeit kommen, wenn si ni, auch bei aufbitung aller kräfte und guten willens, ni das gefül der sicherheit erlangen können! Ich glaube, di shwirigkeiten unserer ortografi shaden dem gesamtunterrichtserfolg mer, als wir selbst anen.

Und der 2. punkt. 6—7 % aller geshribenen und gedrukten buchstaben können tatsächlich erspart werden, one di geistige shriftprodukzion einzuschränken.

Ein buch fon 1240 seiten (bibel) kan mit 1153 herausgegeben werden. Das Chemnitzer gesangbuch umfast 392 seiten. Es sind nur 365 nötig. Bei den abermillionen zeitungsblättern ligen di sachen ebenso. Hunderttausende könten erspart werden, wenn di für di unnötigen buchstaben aufgewanten setzerlöne, korrekturlöne, papir- und tipenkosten, erhöten fersantkosten nicht brauchten bezalt zu werden.

Es wäre des shweises der edlen wert, wenn einmal ein berufener statistiker dem deutshen michel forrechnete, wifil er auch auf dem gebit des gesamten buchdrukkes in jenes tife mer fersenkt.

Ob 40 millionen reichen, wenn wir 6—7 % ersparnis einsetzen?

Dise summe angenommen und zu der shon gefundenen hinzugerechnet, gibt der deutshe järlich 80 millionen M. für einen gänzlich unproduktifen zweck aus, opfert si unserer shwer erlernbaren orto-

*) Man fergleiche die untersuchungen Kossogs (Breslau).

**) F. B. Bh. × chs, chf, chſz; ds, df, dſz, fs, ff, ffz, z, gs, gf, ſz.

grafi —. Dafür kan ein geistiges krigsshif gebaut werden, ein shönes und starkes.

Wird es gesheen?

Nachwort der Schriftleitung: Die Versuche, eine vereinfachte, phonetische Rechtschreibung einzuführen, wiederholen sich immer wieder seit Klopstocks Tagen. Wenn wir folgenden Aufruf zum Abdruck bringen, so geschieht es nicht etwa, weil wir mit den Grundsätzen der Bewegung übereinstimmen, sondern im Gegenteil, um die Aufmerksamkeit auf ein unliebsames Symptom unserer Zeit — das Schwinden des historischen Sinnes — zu lenken. Denn daß die Bewegung in Anbetracht des Umfangs, den sie angenommen hat, symptomatische Bedeutung hat, ist nicht zu bezweifeln: fügt sie sich doch in das Mosaik der Bestrebungen, die einer internationalen Kunstsprache, den einheitlichen Normen für das Buchformat usw. gelten. Die anschauliche Vorführung eines Musters der neuen Orthographie dürfte im Zeitalter der Energieersparnis interessieren.

Die Schriftleitung

Reichsspiegel

(Vom 15. bis zum 30. Mai)

Feinde ringsum?

Rußland steht im Begriff erneut, so zahlreiche Reservisten einzuziehen, daß es in einem bestimmten, uns unbekannten Zeitpunkt tatsächlich an seiner ganzen Westgrenze mobil sein wird. Militärisch ergibt sich hieraus die Tatsache, daß unser östlicher Nachbar schon im Frieden einen Vorsprung eingeholt haben wird, den wir ihm gegenüber bei der Mobilmachung bis jetzt noch haben. Dieser Vorsprung betrug annähernd drei Wochen und bedeutete im russisch-französischen Bündnis ein von den Franzosen nicht unterschätztes Defizit. Wir notieren die Tatsache der militärischen Stärkung des Zweibundes als gewissenhafte Chronisten, nicht aber, um zusammen mit der Wiener Presse Zeter und Mordio zu schreien. Die russische Maßregel kann uns, solange bei uns im Innern alles in Ordnung ist, solange unsere Heeresverwaltung und unser Offizierkorps bis zum jüngsten Leutnant so auf dem Platze ist, wie wir es täglich beobachten, nicht schrecken. Gewiß fordert sie politisch erhöhte Aufmerksamkeit. Doch eine weitere Ergänzung unserer Rüstung fordert sie nicht. — Österreich-Ungarn mag die russische Maßregel unangenehmer sein. Es wird wohl nun in den saueren Apfel beißen müssen und die sehr schwachen Kadres seiner Truppenteile schon zu Friedenszeiten auffüllen.

Wo uns ernstlich der Schuh drückt, das ist kürzlich im Herrenhause mit der diese Versammlung auszeichnenden Sachlichkeit und Weite des Gesichtsfeldes festgestellt worden: an den Grenzmarken. Gelegentlich einer Aussprache über den preußischen Kultusetat wies Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein in einer tiefdurchdachten Rede auf den Rückgang des deutschen Einflusses in der Nordmark hin und bezeichnete den Ausbau einer gesunden Mittelstandspolitik als das sicherste Mittel dem Übel abzuhelfen. In der Besprechung der Rede durch die Tagespresse ist dies Moment nicht ganz zu seinem Recht gekommen, weil man eine Bemerkung des hohen Herrn über die Rolle der Geistlichkeit im Nationalitätenkampf in Nordschleswig mehr in den Vordergrund der Debatte geschoben hat. Dadurch wird aber Ursache und Wirkung verwechselt und der Zeitungsleser bekommt ein falsches Bild.

Nach den mir gewordenen Darstellungen von Kennern der örtlichen Verhältnisse darf die Rolle der evangelischen Geistlichkeit in der Nordmark ver-

glichen werden mit der jener evangelischen Geistlichen im russischen Anteil Polens, die sich um den Pastor Burze zu Warschau scharen. Sie stehen vor der Alternative, entweder jeden Einfluß auf die Gemeinde zu verlieren und (in Polen) die einzelnen Gemeindemitglieder der katholischen Propaganda auszuliefern oder aber den Kampf um die deutsche Sprache und Kultur zugunsten der dänischen und polnischen aufzugeben. Für den Pastor und Seelenhirten, dessen Lehren in das Jenseit weisen, muß logischerweise die Frage der Nationalität gegenüber der Kirche zurücktreten. Der Pastor und die Kirche muß mit der Mehrheit gehen, muß die örtlichen Verhältnisse, wie sie sich auch gestalten mögen, als gegeben hinnehmen und somit auch auf den Kampf um die Nationalität verzichten, wo sie nicht mit der herrschenden Nationalität geht. Die Lage der evangelischen Geistlichkeit ist da nicht anders als die der katholischen: erst die Kirche, der Friede in der Gemeinde, dann die Parteinahme für eine Nationalität! Ich glaube nicht, daß Zwangsmaßregeln die Stellung der Geistlichkeit, namentlich wenn sie sich aus der ortsangesessenen Bevölkerung ergänzt, praktisch etwas bessern könnten.

Es fragt sich, was daran schuld ist, wenn ein guter Teil der nordschleswigschen Geistlichkeit glaubt, im Interesse der Kirche für die Dänen Partei ergreifen zu müssen. Nach den Darstellungen von Landeskundigen ist es die wirtschaftliche Macht des dänischen Elements, von der auch die Kirchengemeinde abhängig ist. Erinnert man sich der Entwicklung des Genossenschaftswesens, so läßt sich auch in diesem Punkte eine Analogie mit den Verhältnissen in unserer Ostmark feststellen, aber das erklärt noch lange nicht, wie es möglich geworden ist, daß die Dänen Nordschleswigs wirtschaftlich nach Dänemark gezogen werden, nicht aber zu den großen deutschen Handels- und Verkehrszentren südlich. Die polnische Finanz ist doch, so sehr sie sich dagegen gesträubt hat, auf Berlin angewiesen und von Berlin und damit von Preußen abhängig geworden! Wie konnte Nordschleswig in solche wirtschaftliche Abhängigkeit von Dänemark geraten? Das ist die Frage, die gelöst werden muß, ehe man von Hochverrat und nationaler Würdelosigkeit spricht. Gute und billige Verbindung zu den deutschen Absatzmärkten für nordmärkische Erzeugnisse, die, wie Herzog Ernst Günther ausführte, dem Hamburger und Lübischen Kaufmann es vorteilhaft machen, nach Norden vorzudringen und den Nordmärker an den großen deutschen Markt zu ketten, würden vieles bessern. Wir könnten in dieser Hinsicht sehr wohl von den Russen lernen. Man betrachte einmal die Eisenbahnkarte an unserer Ostgrenze, so wird man finden, daß trotz großer Bevölkerungsdichte diesseits und jenseits auf der langen Strecke von Memel bis zur Dreikaiser-Ecke in Oberschlesien nur sieben Eisenbahnübergänge von Rußland nach Deutschland vorhanden sind, während das deutsche Bahnnetz an doppelt soviel Punkten die russische Grenze berührt; verschiedene russische Eisenbahnlinien reichen gleichfalls bis auf wenige Kilometer an die deutsche Grenze heran. Aber die Verbindung mit dem Auslande wird nicht hergestellt, weil Rußland, abgesehen von Er-

wägungen strategischer Art, die mit dem Aufmarsch zusammenhängen, fürchtet, das polnische Gebiet in Abhängigkeit von Preußen zu bringen und so einer Verbindung der russischen mit den preußischen Polen Vorschub zu leisten. Auf der kurzen deutsch-dänischen Landgrenze gibt es nicht weniger als drei Eisenbahnübergänge, die die deutsche Nordmark direkt mit der dänischen Magistrale Esbjerg—Odensee—Kopenhagen verbinden und natürlich auch den Handelsweg nach Norden besonders günstig gestalten. Würde es möglich sein, die Handelswege nach Süden günstiger zu gestalten, was die preußische Eisenbahnverwaltung ja durch die jüngsten Eisenbahnvorlagen schon ins Auge gefaßt hat, so brauchten wir uns um die Nordmark weniger zu sorgen, als heut im Hinblick auf die Möglichkeit eines europäischen Krieges. Der schlimmste Feind der deutschen Zukunft befindet sich nicht unter unsern wirtschaftlichen und politischen Gegern, er liegt unbemerkt gerade in dem, worauf wir mit Recht stolz sein können, in unsrer wirtschaftlichen Entwicklung, die uns innerlich umbildet. Ein Studium der Zusammenhänge zwischen Wirtschaft und Nationalität tut uns bittrer Not als Ausnahmegesetze gegen die fremden Nationalitäten.

G. Cleinow

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Literatur

Zum 7. Juni 1914. An Geburtstagen, die wir in kindlichem Frohsinn feiern, eilt unser Blick voraus in ein Unbekanntes, das uns schmeichelnd lockt; in reifen Jahren ist es ein rückschauendes Wägen und Messen festumrissenen Geschehens, das wir üben, es sei denn, daß uns der Schritt des Alltags den festlichen Flitter zertrat und das Datum unseres Eintritts in das Leben uns nichts mehr bedeutet als eine praktische Handhabe zur Verankerung des individuellen Daseins mit einem Kalendarium der Geschichte. Wer in den Schriften der Charlotte Niese blättert, wird schwerlich zu dem Schlusse kommen, daß diese Dichterin zu den nüchternen Verstandesmenschen gehört, die verlernt haben, einen Tag zu umkränzen, und so wollen auch wir, denen sie zu schenken verstand und dadurch nahe und vertraut wurde, an ihrem sechzigsten Geburtstage einen Strauß der Erinnerung pflücken.

Wenn Charlotte Nieses Auge zurückschweift in ihrer Kindheit Land, sieht sie sich im elterlichen Pfarrhaus von einer Schar munterer Buben umringt, sieben Brüdern, denen sie die einzige Schwester war. Weit draußen in der Stille eines Landstädtchens, auf der Insel Fehmarn, hat sie mit ihnen gespielt, aber auch mit empfänglicher Seele den Glocken gelauscht, die ihrem Leben klangen und sie zur liebevollen Versenkung in Dinge und Menschen riefen. Unter den Stürmen der Nordsee, die über Fehmarn hinbrausten, ist mancher Baum zu knorrigem Eigenwuchs gelangt und manches Menschen Seele ist schartig und kantig geworden, Charlotte Nieses Seele aber gedieh zu Gleichmaß und Frohsinn. In einem langen, wechselvollen Dasein, das sie

aus der Vaterstadt und der engeren Heimat führte, in den Kampf ums Brod drängte und manches Hoffen knickte, hat sie dann die Kraft des Überwindens gefunden und die Ruhe der Entsagung, in der die Freude am Menschen und seinen Schicksalen leuchtet. Freude an der Vielgestaltigkeit der Lebensoffenbarung ist stets Bedingung und Krone wahren Künstlertums gewesen. Wir grüßen deshalb Charlotte Niese als eine begnadete Frau. Mit ihrem Wollen und Können greift sie nicht ins Überlebensgroße, aber fein und glatt weiß sie die Fäden zu spinnen, die sich zu einem zartfarbigen Gobelin fügen. In ihrem sechzigsten Lebensjahr hat sie uns ein neues Werk beschert, „Die Hexe von Mayen", das die Grenzboten auf dem Wege ins Publikum geleiten durften*). Die Grenzboten sind Charlotte Niese bereits öfters Sprachrohr gewesen. Es ist schon lange her, daß sie zum erstenmal eine Arbeit aus ihrer Feder an die Öffentlichkeit brachten**) und für die junge Schriftstellerin Freunde warben. Frisch und jung ist aber ihr Schaffen heute noch. Die Bilder, die sie einst in Holstein und am Rhein in sich aufgenommen hat, sind noch lebendig und wirken echt und farbenfroh in der künstlerischen Realisierung. Die Fabel der „Hexe von Mayen" ist im kulturhistorischen Gewande des siebzehnten Jahrhunderts das alte Lied von einer Liebe, die keine Erfüllung fand und versickern mußte. Charlotte Niese liegt jede Überhitzung fern, fein abgetönt ist das Gefüge ihrer Arbeit und der Hauch kühler Zurückhaltung gibt ihr den Reiz der Vornehmheit, der in unserer Zeit rücksichtsloser Selbstoffenbarung so wohltuend wirkt. Charlotte Niese ist uns wert im Kranze ihrer Genossinnen, deshalb wünschen wir, daß ihr die Freude am Erzählen noch lange erhalten bleibe. Wer eine kurze Charakterisierung ihres literarischen Schaffens sucht, sei auf die anläßlich ihres Geburtsfestes ebenfalls bei Fr. Wilh. Grunow erschienene Studie aus der Feder Friedrich Castelles hingewiesen.

M. K.

*) Der Roman ist jetzt bei Fr. Wilhelm Grunow in Leipzig in Buchform erschienen.

**) Von Charlotte Nieses Erzählungen sind in den Grenzboten erschienen: Die Reise ins Kloster (1892), Der langweilige Kammerherr (1892), Corisande (1893), Die Geschichte von einem, der nichts durfte (1893), Die Geschichte des Etatsrats (1893), Am Leuchtfeuer (1894), Der verrückte Flinsheim (1894), Die erste Liebe (1896), Aus dem Lande der Zypressen (1902), Die Gräfin von Genlis (1903), Die Klabunkerstraße (1904), Menschenfrühling (1907), Die Stadt in der ich wohne (1908), Reifezeit (1908).

In Memoriam Gustave Flaubert. Ohne Frage ist Flaubert gegenwärtig einer der modernsten fremdländischen Schriftsteller in Deutschland. Es scheint, daß dieser 1880 gestorbene Mann erst jetzt seine volle künstlerische Wirkung bei uns auszuüben beginnt, und dies hängt vielleicht damit zusammen, daß er in einem erleseneren Sinne Künstler gewesen ist als diejenigen Franzosen, die, obwohl jünger, doch früher bei uns gelesen wurden. Wozu denn freilich kommt, daß der eherne Ernst seiner im Feuer geschmiedeten Darstellungen auch den heikelsten Stoffen jenen Lüsternheitsreiz nimmt, der nun einmal für die Verbreitung von Büchern, die aus dem galanten Frankreich kommen, nicht ohne Einfluß ist.

Fast mehr noch als seine Werke scheinen heute Dokumente seines persönlichen und in der Tat ganz eigenen Lebens zu interessieren, und jede neugegründete Zeitschrift, die etwas auf sich hält, paradiert mit Flaubertbriefen oder -tagebuchblättern. Die große deutsche Ausgabe ist vollendet — auch der Nachlaß liegt bereits vor — und ihr Herausgeber, Dr. E. W. Fischer, bringt nun im Verlage Kurt Wolff-Leipzig einen **„In Memoriam Gustave Flaubert"** betitelten Band heraus, der Aufzeichnungen und Erinnerungen von Personen enthält, die dem Dichter nahegestanden haben. Frau Caroline Franklin-Grout, seine Nichte, die er erzog, eröffnet den Reigen. Nun, eines hat sie von ihm nicht gelernt: schreiben. Es ist alles ein wenig familienhaft, ein wenig frauenzimmerlich, und wenn man interessante Intima erfährt, so erfährt man sie trotz der Verfasserin: sie sind ihr so nebenbei entschlüpft, sie sind nicht herausgearbeitet, weil ihre Bedeutung nicht durchschaut worden ist.

Dann kommt der Schüler, der ein Meiſter geworden iſt, Guy de Maupaſſant. Er bewährt ſich auch hier, als Pſycholog, als Erzähler, als Fachmann, kollegial eingeweiht in alle Kunſtgriffe und vor allem — in die Qualen des Schaffens. Denn dieſes Schaffen war Qual. Flaubert hat einmal acht Stunden gebraucht, um fünf Seiten zu korrigieren, und fünf Tage, um eine einzige zu ſchreiben. Er ärgert ſich über ein einziges ſchiefes Wort mehr, als er ſich über eine ganze gute Seite freut, wirbt um ein ſchönes Adjektiv mit allen Sehnſuchten eines verliebten Toren, vermeidet dasſelbe Wort auf derſelben Seite, und eine Wendung wie „sur les humides bords des royaumes du vent“ iſt für ihn nicht franzöſiſch, weil ſie einen ††† doppelten Genitiv enthält.

Edmond und Jules de Goncourt treten auf mit der Schilderung eines Beſuches im Landhauſe zu Croiſſet, und ihre geſchulten Impreſſioniſtenaugen haben das mit grellen orientaliſchen Requiſiten ausgeſtattete Gemach gut feſtgehalten, in dem der Dichter mit Salammbo rang.

Den Schluß macht Emile Zola mit einer ein wenig elegiſchen Schilderung von Flauberts Beerdigung, wie der dunkle Leichenzug ſtundenlang durch das Grün der normänniſchen Landſchaft ſchwankt, die Stadt Rouen aber teilnamslos bleibt bei der Beſtattung ihres größten Sohnes. Doch der Tote nimmt eine ſublime Rache: für dieſen Rieſen, von dem Körperwuchſe eines alten galliſchen Kriegers, hatte man das Grab zu klein gemacht. Es war, als ob auch noch der tote Bourgeois-

Fordern Sie „Agfa“-
Prospekte und Broschüren
Gratis
durch Photohändler oder durch die
„Agfa“: Actien-Gesellschaft für Anilinfabrikation,
Berlin SO. 36

Anspruchsvolle Amateure
benutzen **„Agfa“-Photomaterial**
denn für sie ist **das Beste gerade gut genug!**

Ehrgeizige Amateure
benutzen **„Agfa“-Photomaterial**
als Werkzeug zur Erreichung **höchster Vollkommenheit ihrer Photos.**

Sparsame Amateure
benutzen **„Agfa“-Photomaterial**
weil es ihnen Fehlschläge und damit Verluste an **Zeit, Mühe und Aerger erspart.**

feind ſich weigere, dem gewöhnten Mittelmaß ſich anzubequemen. Man mußte den Sarg ſtehen laſſen, der mit dem Kopfende nach unten in die Grube gefallen war.

Die Überſetzung iſt mit Ausnahme des Maupaſſantteiles unerhört ſchlecht. In dieſer Beziehung iſt alles getan, um die Unverwüſtlichkeit des Reizes, der von einer großen Perſönlichkeit ausgeht, auf die Probe zu ſtellen.

Dr. Franz Leppmann

Nachdruck ſämtlicher Aufſätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags geſtattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuſkriptſendungen und Briefe werden erbeten unter der Adreſſe:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigſtr. 1a.
Fernſprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Deſſauer Straße 36/37.

Busch Prismen-Binokel

sind als
erstklassig
weltbekannt.

Bei allen Optikern vorrätig.

Letzter Katalog mit Neuheiten kostenlos durch

Emil Busch, A.-G., Rathenow
Optische Industrie.

Gegründet 1800. Gegründet 1800.

Ein reaktionärer Briefwechsel

Für und gegen das parlamentariſche Regiment

Berlin, Ende Mai 1914.
Nach Reichstagsſchluß.

Lieber Joachim!

Was iſt da weiter zu berichten. Es iſt doch immer das gleiche Elend. Das kennſt du genau ſo gut wie ich.

Das Niveau wird immer niedriger, der Katzenjammer der Beteiligten und Unbeteiligten immer größer. Die intellektuelle Verwirrung ſteigt, desgleichen die allgemeine Verlogenheit. Die erſte Rückſicht, die die Abgeordneten leitet, iſt die Sorge um die Wiederwahl; daher läuft man um die Wette von links nach rechts den einzelnen Wählerkategorien nach, zankt ſich herum, ob dieſe oder jene Partei mit größerer Energie für die Landbriefträger eingetreten iſt. Um die zweite Stelle in der Skala der Rückſichten ringen der Wunſch nach den ſommerlichen Freifahrkarten und die Hoffnung auf die Präſidentenſtelle, deren Vorbedingung ja leider der Schluß der Seſſion, alſo der Wegfall der Freifahrkarten iſt. Und ſo weiter. Wozu von dieſem Elend reden? Jedermann kennt es. Aber niemand wagt, über die wahren Urſachen nachzudenken, geſchweige von ihnen zu reden.

Da ich aber gerade im Zuge und von einer weiblichen Wut erfüllt bin, will ich Dir einige Ketzereien über die Urſachen vorſetzen, die Du Dir vielleicht auf Deinen Spaziergängen zwiſchen Deinen Roggenfeldern ein wenig durch Deinen konſervativen Kopf gehen läßt.

Die Urſachen dieſes ganzen Elends ſcheinen mir verhältnismäßig einfach, desgleichen die Mittel zur Abhilfe, die nach der Erkenntnis der Urſachen ſich

von selbst ergeben. Ein Blick auf die parlamentarisch regierten Länder genügt. Dort sitzen fähige Leute in den Parlamenten, aus diesen fähigen Leuten rekrutieren sich die Regierungen. Weil der Weg zur Macht über die Parlamente führt, lockt die parlamentarische Laufbahn die besten Köpfe. Die Minister, die aus dem Parlament hervorgegangen sind, kennen das Theater, verstehen die Inszenierung und die ganze Maschinerie des schönen Scheins, die in unserer Zeit die Zirzenses der Römer vertritt, jene Kunst, den Instinkten, Gefühlen, Meinungen jenes Haufens urteilsunfähiger Menschen, den man Volk nennt, in der Form so zu entsprechen, daß ein Nachgeben in der Sache sich erübrigt. Da sie der Majorität des Parlaments entnommen sind, haben sie Rückhalt an ihr; da die Majorität sich selbst an der Macht weiß, da ihre Führer die Regierungsmaschine und ihre Bedürfnisse kennen, tragen sie den Notwendigkeiten, den großen und kleinen Rücksichten, die an dem Regieren haften, Rechnung.

Wie liegen die Dinge dagegen bei uns? Die Regierung versteht nichts von der Inszenierung, auf die ein großes Volk, das sich mündig glaubt, doch einen gerechten Anspruch hat. Die Parlamentarier verstehen nichts vom Regieren; es sind zum größten Teil kleine Leute, zumeist schwache, in einzelnen Fällen mittlere Köpfe. Ihre politische Bildung haben sie aus der Lektüre von Zeitungen lokaler Bedeutung, wobei hinzuzufügen ist, daß diese Zeitungen selbst wieder von Leuten gemacht werden, welche niemals mit dem Regieren etwas zu tun hatten, noch hoffen können, jemals damit etwas zu tun zu bekommen.

Ein paar Dutzend der Abgeordneten kennt vielleicht die Geschäftsordnung, kaum ein Dutzend die Verfassung und einige können den Etat lesen. Die Führer verfügen über Gerissenheit und Routine, verbessern aber den Durchschnitt kaum. Die Regierung, die keinen Rückhalt im Parlament hat, ist dem Parlament gegenüber machtloser als in allen anderen Ländern. Da sie keine persönliche Gefolgschaft hat, deren Interessen mit den ihrigen verbunden sind, muß sie, wenn sie etwas durchsetzen will, mit rechten Vernunftgründen Leute überzeugen, welche gar kein Interesse daran haben, sich überzeugen zu lassen, sondern zumeist schon vorher durch die Stimmungsberichte, die sie aus ihren Wahlkreisen erhalten, von dem immer populäreren Gegenteil überzeugt sind. Deutschland ist das einzige Land der Erde, wo die Regierung die Naivität hat, an die Wirksamkeit von Vernunftgründen zu glauben. Sie tut es ja auch nur gezwungen, da sie über andere Machtmittel nicht verfügt.

Die Geschichte der letzten Jahre hat ja gezeigt, daß die Regierung nur die Dinge vom Parlamente durchsetzen kann, die die Stimmung des Volkes für sich haben, also Wehrvorlage und Sozialgesetze, dagegen in allen den Fragen, bei denen das nicht der Fall ist, insbesondere der gesamten Steuergesetzgebung, sich dem Parlament auf Gnade und Ungnade ergeben muß. Der weiß ja, wie gründlich der Reichstag alle Steuerprojekte der Regierung im letzten Jahrzehnt umgekrempelt hat. Nicht zum Vorteil der Gesetze. Ganz natürlich. Denn worauf soll ein Parlament, das zwar die Gesetze zu machen,

aber weder auszuführen noch zu verantworten hat, das über die administrativen Gesichtspunkte keinerlei Erfahrung, von den gesamtpolitischen Rücksichten, die in einem Bundesstaat so komplexe sind, und da sie sich zumeist nicht aussprechen lassen, gewußt werden müssen, keine Kenntnis hat — worauf soll ein solches Parlament anders achten, als auf die mögliche Anpassung solcher Gesetze an das Empfinden der Wähler, an die Sonderinteressen der Verbände, Berufsvereine oder Produzenten, deren Vertreter in den Couloirs, vor den Türen der Kommissionszimmer lauern, deren Flugblätter auf die Tische der Abgeordneten fliegen und deren Proteste und Desiderata die Zeitungen füllen?

So haben wir denn eine Steuergesetzgebung bekommen, in der um der Gerechtigkeit willen, die in diese ungerechte Welt einzuführen weder die wesentliche noch eine überhaupt mögliche Aufgabe von Steuern ist, Paragraphen über Paragraphen mit Klauseln und Ausnahmen überhäuft sind, so daß auch der Gebildete in diesem Labyrinth sich nicht mehr zurechtfindet, und in jeder Stadt Privatinstitute, die die Abfassung von Steuererklärungen übernehmen, blühen und gedeihen können. Man hat auf diese Weise wenn auch nicht die Gerechtigkeit, so doch die Zahl der Beamten, die diese Steuern nachzurechnen und zu verwalten haben, erhöht, also die Arbeiter vermehrt, die die Maschine zu bedienen haben, und somit den Betriebsaufwand gesteigert. Man muß ein Drittel mehr Geld nehmen als man nötig hat, weil man mit diesem Drittel die Kosten des Geldnehmens bestreiten muß. Wir haben Steuern, bei denen mehr als die Hälfte des Bruttoertrages auf die Kosten der Veranlagung geht, andere, wie die Fahrkartensteuer, die dem Eisenbahnfiskus der Einzelstaaten mehr kostet, als sie dem Steuerfiskus des Reichs einbringt. Und warum das alles? Weil wir ein Parlament haben, das nur an die Popularität seiner Beschlüsse, nicht an die administrative Ausführbarkeit zu denken nötig hat, das der demokratischen Abneigung gegen die erster Klasse fahrenden Leute durch eine Staffelung der Fahrkartensteuer Ausdruck gibt, ohne zu bedenken, daß man durch eine solche Maßregel die Leute daran hindert, in die erste Klasse aufzusteigen, aus ihr die weniger Reichen zugunsten der Reichsten entfernt, also einen durchaus undemokratischen Effekt erzielt, der noch dazu durch die Abwanderung in billigere Klassen den Eisenbahnfiskus der Einzelstaaten schädigt.

Aus den gleichen Gründen sind wir schließlich soweit gekommen, daß wir, die wir weltpolitisch und weltwirtschaftlich infolge mangelnden Sparsinns an einer zu geringen Kapitalbildung kranken, die wir jährlich vier Milliarden Mark für Bier ausgeben, eine Steuer auf die Sparsamkeit gelegt haben, statt auf das Bier. Aus dem einfachen Grunde, weil es mehr Biertrinker gibt, die Wähler sind, als Leute, die sich durch die Früchte ihrer eigenen Arbeit in die Höhe arbeiten wollen. Wenn dann die Einsichtigen jammern, so klagen sie immer die Regierung an, als ob die unglückliche Regierung, wenn sie Geld für die als unausweichlich bezeichneten Bedürfnisse der Landesverteidigung braucht, vom Reichstag andere Steuern fordern könnte, als dieser zu bewilligen besten-

falls bewogen werden kann. Das muß ich Dir ja zugunsten der Regierung zugestehen.

Nicht viel besser steht es mit der Sozialgesetzgebung. Gesetze über Gesetze. Immer neue Kategorien von Menschen sollen gegen immer neue Schicksale, gegen Krankheit, Armut, Alter, Arbeitslosigkeit und Gott weiß gegen was, in immer steigendem Maße, und das alles zwangsweise, versichert werden. Da melden sich die Berufsvereine, alle Parteien laufen ihnen um die Wette nach, alle überbieten sich in Arbeiterfreundlichkeit. Man verlangt von ihnen keine Verantwortlichkeit, man überträgt ihnen keinen Anteil an der Sorge um die Ausführung, um die objektiven Folgen; man kann keine anderen Rücksichten erwarten, als die auf die Wähler.

Die Folgen sind bekannt. Es sind Gesetze zustande gekommen, in denen administrative Umständlichkeit wahre Orgien feiert. Neun Zehntel aller Deutschen sind versichert. Man hat das moralisch so wohltuende Risiko aus dem Leben der Menschen genommen und erzieht zwangsweise aus einer Nation, die eben erst zu dem Gebrauch ihrer eigenen Kräfte, zu dem Bewußtsein, durch eigene Tüchtigkeit vorwärts zu kommen, erwacht ist, aus einer Nation, die den Ehrgeiz der Weltherrschaft hat, die doch ohne Kühnheit und Freude an der Gefahr nicht kann errungen werden, — man erzieht, sage ich, mit staatlichen Zwangsmitteln ein Volk vorsichtiger Sicherheitskrämer. Ich will nicht davon reden, wie schwer die enormen Summen auf die Produktion lasten — das ließe sich tragen, wenn die gleichen Summen nur nicht angewandt wären, um die Arbeitskraft des Volkes, das frohe Selbstgefühl, seines eigenen Schicksals Schmied zu sein, langsam aber sicher zu ertöten. Fragt nur die Leiter großer Unternehmungen, sie finden immer weniger Menschen, die auf irgendwelchen Posten im Auslande um ein größeres Risiko die Möglichkeit größeren Erfolges sich erkaufen wollen, und immer mehr, die zu Hause ein bescheidenes aber sicheres Schreiberdasein mit Pensionsrechten führen wollen. Alle diese Dinge werden erst in Jahrzehnten ihre volle Wirkung getan haben. Dann wird erst der volle Schrecken denen, die heute gedankenlos zuschauen, in die Glieder fahren — wenn es dann noch Deutsche gibt, die ein anderes Ideal als das der Pensionsberechtigung haben. Aber schon heute sieht man die Umrisse der beiden Typen, nach denen man die kommenden Durchschnittsdeutschen scheiden wird, deutlich aus dem Nebel, der über der Zukunft liegt, hervortreten. Jeder, der mit den Abendzügen der Berliner Vorortbahnen fahren will, kann ihn sehen, dort sitzt er, einer neben dem anderen und einer dem anderen in minderwertiger Zufriedenheit gleich, Menschen, mit denen man Rechnungen in Ordnung halten, aber nicht die Welt beherrschen kann, der eine, der Renten bezieht, weil er früher die Renten anderer ausgerechnet hat, der andere, der Renten anderer ausrechnet, bis er selber Renten beziehen kann, jedes neue Versicherungsgesetz macht neue Tausende zu kleinen pensionsberechtigten Beamten; und wenn die Dinge so fort gehen, wird in fünfzig Jahren der Typus des Deutschen der Kalkulator sein, und die Nation

in zwei Hälften zerfallen, in die eine, die Renten bezieht und in die andere, die sie ausrechnet, und die erste wird auch noch mitrechnen müssen, weil die andere, die zweite, allein nicht mehr fertig wird.

Gegner und Anhänger des parlamentarischen Regimes in dem heutigen Deutschland stellen die Frage immer so dar, als handelte es sich darum, ob man die Macht des Parlaments erweitern solle oder nicht. Ach, davon ist gar nicht die Rede. Die Macht des Parlaments ist, was die Sachen betrifft, längst auch bei uns so groß geworden, wie sie in den Ländern des reinen Parlamentarismus ist. Daß es keine Minister stürzen kann, ist, solange die Minister tun müssen, was das Parlament will, eine unwesentliche Nebensache, die nicht die Dinge selbst, sondern nur ihr äußeres Bild betrifft. Nicht diese kleine Erweiterung der parlamentarischen Macht wäre bei der Einführung des parlamentarischen Regimes das Wichtige, sondern die Korrektur des Machtgebrauchs, den das Parlament heute schon besitzt, durch die Beteiligung an der vor der Geschichte verantwortlichen Regierung. Ohne diese Korrektur muß der Gebrauch der Macht allerorten zum Mißbrauch werden. Wir geben Leuten die Macht in die Hand, und gestatten ihnen nicht, ihren Gebrauch zu erlernen. Ja, wir nehmen ihnen noch dazu die Verantwortung für die Folgen des Mißbrauchs ab, denn vor der Geschichte sind doch immer die Regierungen verantwortlich. Die Namen der Reichskanzler werden noch in einer Zeit mit all diesen Gesetzen belastet sein, in denen kein Mensch mehr was von den Rücksichten der Abgeordneten auf die Wiederwahl berichtet, mit der als gegebenen Faktoren die Regierungen bei ihren Vorschlägen hatten rechnen müssen. So haben wir die Herrschaft der Parlamentarier, ohne das Gegenmittel, das diese Herrschaft erträglich macht, den äußerlichen Anteil an der Macht, die Erfahrung, die durch ihn erworben wird, die Verantwortlichkeit, die er auferlegt. So haben wir, zwar nicht dem äußeren Schein, aber wohl der inneren Sache nach, die Schwächen der Parlamentsherrschaft ohne ihre Vorzüge. So haben wir schließlich den geheimen Sinn der modernen Regierungsmethode in ihr Gegenteil verkehrt. Deren Geheimnis besteht doch darin, daß man der Masse den Schein der Macht überläßt, und den Glauben gibt, sich selbst zu regieren, während in Wahrheit eine dünne und geschulte Oberschicht allein die Dinge leitet, und man kann sagen, daß das Repräsentativsystem mit seinen Parteien und der ganzen modernen Wahlmaschinerie ein allerdings sehr umständlicher Apparat ist — er muß undurchsichtig und daher umständlich sein —, der die Aufgabe hat, den Schein der Macht, der der Inhalt der Volksrechte ist, zu wahren und dafür so sorgen, daß der Schein nur Schein, die Macht machtlos bleibt. In England, Frankreich, den Vereinigten Staaten funktioniert dieser Apparat in staunenswerter Vollkommenheit. Wir aber haben den eigentlichen Sinn dieses ganzen Apparates, in dem nicht die Klugheit der einzelnen, sondern die Logik der Dinge selbst eine tiefe Weisheit verborgen hat, in sein Gegenteil verkehrt, haben den Wählermassen die Macht gegeben und den Schein vorenthalten. Das ist eine Art

politischer Perversität. Nichts weiter als deren notwendiger Ausdruck ist eine Gesamtpolitik, wie die unserige, die in den gebrauchten Worten halbrückschrittlich, in den erlassenen Gesetzen mehr als fortschrittlich, in der Form da und dort an das Mittelalter, in der Sache an den sozialistischen Staat gemahnt, während in den Ländern alter politischer Klugheit umgekehrt, unter dem Schutze der großen freiheitlichen Worte, vorsichtig und langsam, wie es sein muß, regiert wird.

Ach, wenn man doch den ungeborenen Deutschen der Zukunft, die das alles zu entgelten haben, heute das Wahlrecht verleihen könnte. Aber die armen, sie wissen ja noch nicht, wie zugunsten einer mittleren Zufriedenheit derjenigen unter den gegenwärtigen Deutschen, die wählen können, über ihr Schicksal verfügt wird.

So, jetzt ist es genug. Verzeih, wenn ich in einem, jetzt freilich der Vergangenheit angehörenden, sehr liberalen Idealismus Eure Steuer- und Sozialpolitik heftiger angegriffen habe, als Dein konservativ-gouvernementales Gemüt vertragen kann. Adio! Grüße das Land der Obotriten!

Dein

Jakob.

Das Kaiserhoch und die Sozialdemokratie

Von Michel

Die unwürdige Szene beim Schlusse des Reichstages wird wohl noch ihre Konsequenzen haben. Eine strafrechtliche Verfolgung der sozialdemokratischen Verweigerer des Kaiserhochs kommt nach den Erklärungen des preußischen Justizministers nicht in Betracht. Um so dringender wird die Parteien des Reichstages die Frage beschäftigen müssen, wie sie die Würde des Kaisers und des Reichstages selber gegen eine Wiederholung so peinlicher Verletzungen schützen wollen. Nach der Erklärung des Freiherrn von Richthofen im Herrenhause werden die Konservativen vermutlich die Angelegenheit weiter verfolgen. Aus anderen Parteilagern liegen Äußerungen hierzu noch nicht vor. Daß die Reichsregierung die Sache aufmerksam im Auge behält, ergibt sich aus mehreren Äußerungen der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung. Dem Reichstage wird es keinesfalls erspart bleiben, sich erneut sozialdemokratischen Kundgebungen antimonarchischer Gesinnung im Sitzungssaale gegenüberzusehen. Es liegt nämlich nicht eine gelegentliche

Ungezogenheit, sondern eine planvolle Änderung der sozialdemokratischen Taktik vor.

Das Protokoll des Jenaer Parteitages der Sozialdemokratie enthält bereits eine Reihe von Hinweisen. Bei der Diskussion über den Bericht der Reichstagsfraktion brachte dort Dr. Rosenfeld das Verhalten der sozialdemokratischen Parlamentarier gegenüber „höfischen Kundgebungen" zur Sprache, verlangte eine gründliche Behandlung und generelle Regelung. „Es scheint uns nicht richtig, daß die Fraktion den Sitzungssaal nicht betritt oder ihn schleunigst verläßt, wenn solche Kundgebungen erfolgen. Wir wählen unsere Abgeordneten nicht dazu, daß sie in gewissen Fällen außerhalb des Sitzungssaales sich betätigen, sondern wir wählen sie, damit sie im Sitzungssaale unsere Auffassung vertreten, insbesondere auch dann, wenn höfische Kundgebungen vor sich gehen sollen" (Protokoll S. 348).

Diese Anregung nahm alsbald der Abgeordnete Ledebour auf: „Ich stimme Rosenfeld zu, daß die Frage der Taktik gegenüber monarchischen Kundgebungen künftig geändert werden muß. Wir haben in der Fraktion schon bei zwei Gelegenheiten die Frage erörtert. Wenn eine Änderung bei jenen beiden Gelegenheiten noch nicht eine Majorität gefunden hat, so lag das daran, daß damals eine große Anzahl Parteigenossen einwandten: wir können nicht eine alte bewährte Taktik ohne weiteres ändern auf Grund einer augenblicklichen Situation. Aber bei Beginn der nächsten Session wollen wir die Sache gründlich von neuem vornehmen. Ich hoffe, daß dann der Beschluß gefaßt wird, daß wir künftig bei den fraglichen Anlässen im Saale bleiben, selbstverständlich sitzen bleiben, nicht stehen. Ich muß das betonen, weil vielleicht sonst infolge eines früheren Vorkommnisses Mißverständnisse bei einzelnen Genossen entstehen könnten" (Protokoll S. 357).

Diesen Auffassungen des Herrn Ledebour ist von keiner Seite auf dem Parteitage widersprochen worden. Der Berichterstatter Schulz erklärte in seinem Schlußworte: „Die Fraktion wird bei ihrem nächsten Zusammentreten Gelegenheit nehmen, in Ruhe und Gründlichkeit die Frage der monarchischen Kundgebungen zu erörtern ... Die Fraktion wird also ihre Stellung zu dieser Frage revidieren und vielleicht zu einer anderen Auffassung als der bisherigen kommen" (Protokoll S. 375).

Das ist alsbald geschehen. Wie der Abgeordnete Heine in den Sozialistischen Monatsheften mitgeteilt hat, ist der Fraktionsbeschluß, beim Kaiserhoch sitzen zu bleiben, statt wie früher hinauszugehen, mit einer geringen relativen Mehrheit gefaßt worden. Dem Beschluß hätten sich dann auch solche Abgeordnete gefügt, die persönlich anderer Meinung gewesen wären.

So wird denn auch der Reichstag die Mittel revidieren müssen, die ihm gegen Disziplinbruch der Abgeordneten zur Verfügung stehen. Daß er sich selber für imstande hält, Fragen der Sitzungsdisziplin autonom zu erledigen, hat er der Reichsregierung bei verschiedenen Gelegenheiten zu verstehen gegeben.

Den einzigen, seitdem nicht wiederholten Versuch, auf dem Wege der Gesetzgebung dem Reichstage schärfere disziplinarische Befugnisse zu verleihen, hat Fürst Bismarck im Jahre 1879 gemacht, mit dem Entwurf eines Gesetzes „betreffend die Strafgewalt des Reichstages über seine Mitglieder" (Drucksache Nr. 15 vom 12. Februar 1879). Es war bald nach der Annahme des Sozialistengesetzes. Dem Fürsten kam es in erster Linie darauf an, nun auch die sozialistische Agitation auf parlamentarischer Basis nach Möglichkeit abzuschneiden. Ebenso aber sollte der Verletzung der Ehre Außenstehender begegnet werden, und es spielte auch der Gedanke mit, eine Waffe gegen Majestätsbeleidiger zu erhalten. Der Gesetzentwurf wurde schon vor seiner Veröffentlichung von der bürgerlichen Linken, dem Zentrum und der Sozialdemokratie lebhaft bekämpft und als „Maulkorbgesetz" der öffentlichen Verachtung empfohlen. Die Strafgewalt des Reichstages sollte nach dem Willen des Fürsten Bismarck gegen alle Erscheinungen der „Ungebühr" eingreifen. Eine Kommission, unter Vorsitz des Präsidenten, sollte die Strafgewalt ausüben. Die Ahndungen, welche die Kommission sollte verhängen können, sollten je nach der Schwere der Ungebühr sein: Verweis vor versammeltem Hause, Verpflichtung zur Entschuldigung oder zum Widerruf, Ausschließung aus dem Reichstage auf bestimmte Zeitdauer, die bis zum Ende der Legislaturperiode erstreckt werden könnte.

War die Ahndung wegen einer Äußerung oder des Inhalts einer Rede erfolgt, so sollte diese vom stenographischen Bericht ausgeschlossen werden können. Ihre Verbreitung durch die Presse sollte verboten werden.

Die Begründung der Vorlage enthält mancherlei interessantes Material. Die Debatte, die am 4. und 5. März stattfand, ist heute noch lesenswert, namentlich auch wegen der hohen Auffassung des parlamentarischen Berufes, der allenthalben zum Ausdruck kommt. Im heutigen Reichstage würden sich die Wortführer von damals sehr fremd und unbehaglich fühlen. Es hilft nichts; wenn man alte Parlamentsakten durchsieht, drängt sich immer wieder unabweisbar der Eindruck auf, daß wir im Niveau doch weit heruntergekommen sind.

Bismarcks Versuch scheiterte. Der Reichstag wollte von der Redefreiheit nichts drangeben und glaubte, seine Würde mit den bisherigen Mitteln der sehr milden Geschäftsordnung wahren zu können. Bismarck selber nahm in der Debatte das Wort und bemerkte dabei, die Regierung hätte sich eine Initiative erspart, wenn aus der Mitte des Hauses von irgendeiner Seite ein Versuch der Abhilfe gekommen wäre.

Eine Befassung der Geschäftsordnungskommission mit der Frage der Änderung der Geschäftsordnung, die vom Reichstag bei der Ablehnung der Bismarckschen Vorlage beschlossen wurde, blieb ebenfalls ohne Ergebnis. Bismarck äußerte damals privatim: er glaubte, dem Reichstag und sonst niemandem mit der Anregung der Sache einen Dienst erwiesen zu haben, und könnte ruhig abwarten, ob der Reichstag die ansehnliche und mächtige Stellung, welche ihm durch die gesetzliche Begründung des Jurisdiktionsrechts über seine Mitglieder

bereitet würde, annehmbar fände oder nicht (Poschinger, Fürst Bismarck und die Parlamentarier I, 164).

Eine Verschärfung der disziplinarischen Bestimmungen der Geschäftsordnung ist dann erst während der Kanzlerschaft des Fürsten Hohenlohe zustande gekommen. Es ist bemerkenswert, daß den Anstoß dazu ein Vorgang gegeben hat, der eine Parallele zu dem Verhalten der Sozialdemokraten in der letzten Reichstagssitzung bildet.

Es war bei der ersten Sitzung des Reichstages im neuen Hause am Königsplatz, am 6. Dezember 1894. Der Präsident — es war Herr von Levetzow — hielt eine feierliche Ansprache und schloß mit einem Hoch auf den Kaiser. Während die anderen sozialdemokratischen Abgeordneten den Saal verließen, blieben einige auf ihren Plätzen sitzen. Nach anderer Schilderung soll es nur der alte Liebknecht gewesen sein, der, mehr aus Nachlässigkeit, schreibend vergaß, den Ausgang zu gewinnen. Der Präsident brandmarkte in der unmittelbar folgenden Geschäftssitzung dies Verhalten mit den Worten: „Das entspricht nicht der Sitte deutscher Männer (lebhafte Zustimmung rechts und links), nicht der Gewohnheit dieses Hauses (erneute Zustimmung), es beleidigt die Gefühle der Mitglieder dieses Hauses (großer Beifall), und ich kann nur bedauern, daß ich kein Mittel habe, um ein derartiges Verfahren zu rügen" (Lebhafter Beifall). Darauf gab der Abgeordnete Singer im Namen seiner Fraktion eine Erklärung ab, die das Sitzenbleiben bei dem Kaiserhoch ausdrücklich zu einer Demonstration gegen die Person des Kaisers stempelte.

Es ist damals der Versuch gemacht worden, eine strafrechtliche Verfolgung des Abgeordneten Liebknecht einzuleiten. Der Reichstag lehnte jedoch den Antrag auf Genehmigung der Strafverfolgung ab. Fürst Hohenlohe empfahl selber — 15. Dezember 1894 — mit einer kurzen Rede, dem Antrag des Staatsanwalts stattzugeben, durch den der Reichstag in die Lage versetzt werden sollte, „zu entscheiden, ob er die Verletzung seiner monarchischen Gefühle ahnden wolle oder nicht." Der Reichstag habe das Recht, darüber zu urteilen und zu entscheiden, wie es ihm beliebe.

Geichzeitig mit der Ablehnung der Strafverfolgung wurde aber gegen die freisinnigen und sozialdemokratischen Stimmen eine Resolution angenommen, wonach die Geschäftsordnungskommission Vorschläge wegen einer angemessenen Verstärkung der Disziplinargewalt des Reichstages und des Präsidenten gegen die Reichstagsmitglieder während der Ausübung ihres Berufes machen sollte. Das Ergebnis dieser Vorschläge ist dann in den jetzigen § 60 der Geschäftsordnung übergegangen. Seitdem sind die hier in Frage kommenden Bestimmungen der Geschäftsordnung unverändert geblieben.

Welche Mittel gibt jetzt die Geschäftsordnung gegen Verletzungen der Würde des Reichstages und der Würde Außenstehender an die Hand?

§ 13: dem Präsidenten liegt ... die Handhabung der Ordnung ... ob.

§ 60: Die Aufrechterhaltung der Ordnung liegt dem Präsidenten ob.

Wenn ein Mitglied die Ordnung verletzt, so wird es vom Präsidenten mit Nennung des Namens darauf zurückgewiesen.

Im Falle gröblicher Verletzung der Ordnung kann das Mitglied durch den Präsidenten von der Sitzung ausgeschlossen werden. Leistet dasselbe der Aufforderung des Präsidenten zum Verlassen des Saales keine Folge, so hat der Präsident in Gemäßheit des § 61 dieser Geschäftsordnung zu verfahren .... § 61: Wenn in der Versammlung störende Unruhe entsteht, so kann der Präsident die Sitzung auf bestimmte Zeit aussetzen oder ganz aufheben ...

Die höchste Disziplinarstrafe für einen Reichstagsabgeordneten ist also Ausschluß aus einer Sitzung. Dieser Strafe vermag er aber zunächst durch passiven Widerstand zu begegnen. Tatsächlich enthält nämlich § 61 eine Abschwächung der Polizeigewalt des Präsidenten, indem dieser in der gewaltsamen Ausübung des ihm zustehenden Hausrechts beschränkt wird. Der Widerstand leistende Abgeordnete kann im Schutze dieses Paragraphen den Präsidenten bis zur Aufhebung der Sitzung treiben, weiter geht es nicht. Immerhin setzt sich ein Abgeordneter, der dem Befehl des Präsidenten zum Verlassen des Saales zuwiderhandelt, unabhängig von den Bestimmungen der Geschäftsordnung der Gefahr aus, wegen Hausfriedensbruchs verfolgt zu werden. (S. Hubrich, parlamentarische Redefreiheit und Disziplin, S. 437.)

Wie haben diese Bestimmungen in der Praxis gewirkt? Sie sind unseres Wissens nur einmal angewandt worden, und zwar gegen den verstorbenen Abgeordneten Singer, der übrigens bis dahin jahrelang Vorsitzender der Geschäftsordnungskommission gewesen war. Der Vorgang spielte sich während der stürmischen Debatten bei der zweiten Beratung des Zolltarifes am 4. Dezember 1902 ab. (Stenographischer Bericht 1900—1903, B. 8, S. 6893.) In einer der unzähligen Geschäftsordnungsdebatten hatte der Vizepräsident, Graf von Stolberg-Wernigerode, unter stürmischen Zurufen der Sozialdemokraten dem Abgeordneten Spahn das Wort gegeben. Die Abgeordneten der Linken drängten sich auf und vor der Treppe zur Rednertribüne zusammen, unter ihnen führend der Abgeordnete Singer. Der Vizepräsident forderte den Abgeordneten Singer auf, die Treppe zu verlassen, und rief ihn unter stürmischen Kundgebungen von beiden Seiten des Hauses zur Ordnung. Der Abgeordnete Singer verblieb auf der Treppe und wurde zum zweiten Male zur Ordnung gerufen. Während Spahn zu sprechen begann, rief Singer mehrmals dazwischen: Zur Geschäftsordnung! Darauf erfolgte der dritte Ordnungsruf. Während der Ausführungen Spahns lärmten die Sozialdemokraten unter Führung Singers weiter. Als Spahn geendigt hatte, nahm Graf Stolberg das Wort: „Meine Herren, auf Grundlage des § 60 der Geschäftsordnung, Absatz 3, schließe ich den Herrn Abgordneten Singer von der Sitzung aus. (Stürmischer Beifall rechts und in der Mitte. Andauernder Lärm links.) Meine Herren, da die Mittel, welche mir die Geschäftsordnung an die Hand

gibt, erschöpft sind, so setze ich die Sitzung auf eine halbe Stunde aus." (Lebhafter Beifall rechts und in der Mitte. Lärm links.)

Die um 12^{15} Uhr unterbrochene Sitzung wurde um 12^{50} Uhr wieder eröffnet. Der stenographische Bericht enthält aber nicht das wichtige Faktum, daß der Abgeordnete Singer wieder auf seinem Platze war, so wenig wie er Anstalten gemacht hatte, nach der Ausschließung den Saal zu verlassen. Von dem schärferen alternativen Mittel, die Sitzung zu schließen, hat der Vizepräsident keinen Gebrauch gemacht. Er hätte dadurch auch nur den Sozialdemokraten bei ihrer Obstruktion einen Gefallen getan. Von einer Verfolgung des Abgeordneten Singer wegen Hausfriedensbruches ist keine Rede gewesen. Die einzige Anwendung der verschärften Geschäftsordnung ist also nicht sehr imposant ausgelaufen.

Es läge nahe, noch kurz auf die Verschärfung der Geschäftsordnung im preußischen Abgeordnetenhause einzugehen. Sie gibt dem Präsidenten bekanntlich erheblich stärkere Befugnisse als sie sein Kollege im Reichstag besitzt. Jedoch liebt man im Reichstag solche Seitenblicke nicht. Das Reichsparlament wird auch am besten tun, nach seinen eigenen Bedürfnissen, ohne auf nicht ganz anwendbare Parallelen anderer Parlamente zu sehen, sich die Ordnungsbestimmungen zu schaffen, die es braucht. Die Situation ist für den Reichstag keineswegs einfach. Vielfach ist man geneigt, von vornherein die Möglichkeit der Abhilfe zu verneinen. Dabei werden sich aber die großen Parteien schwerlich bescheiden wollen. Auch wird sorgfältig zu erwägen sein, ob man Maßregeln für den vorliegenden Fall — Kaiserhoch bei der Schlußsitzung — treffen soll, oder ob man die Sache unter weiteren Gesichtspunkten anzufassen hat. Eine Gelegenheitsarbeit bleibt natürlich stets etwas Mißliches. Wie man sich nun entscheiden wird: aufgeworfen ist die Frage, nicht durch Schuld der bürgerlichen Parteien, sondern durch die Sozialdemokratie. Daß der Reichstag an die Lösung der ihm aufgedrängten Frage ernstlich herangeht, erheischt sein eigenes Ansehen.

Die Grundzüge einer Literaturbeurteilung

Aus Anlaß der „Einführung in die Weltliteratur“ von Adolf Bartels

Von Hanns Martin Elster

I.

Die Dichtung und ihre Verwaltung

Literatur ist Lebensoffenbarung in Sprache und Schrift, in Wort und Druck, nicht nur in der jüngsten Zeit und Gegenwart, sondern bereits von jeher.

Diese Definition hat an dem Anfang jeder Beschäftigung mit der Dichtung eines Volkes und der Welt zu stehen, also auch vorzüglich die Grundlage ihrer Wissenschaft und ihrer Beurteilung zu bilden. Nur eine Verkennung dieser Definition konnte eine Veränderung der Gesinnung, in der alle Literatur zu verwalten ist, hervorrufen und die Literaturwissenschaft zu einer ausschließlich historischen Disziplin machen, die sie ihrem Stoffe und Wesen nach gar nicht sein kann, weil das Historische nur einen Teil der Aufgabe zu fassen vermag: die Behandlung der Form im engeren und weiteren Sinne durch die philologische Methode. Die Hauptaufgabe aller Literaturwissenschaft ist jedoch nichts weniger als die allseitige Verwaltung dieses geistigen Besitzes eines Volkes.

Denn das Schrifttum und in ihm als sein Extrakt die Dichtung umfaßt nicht nur einen Teil des geistigen Besitzes, den ein Volk haben kann, sondern ist die Quintessenz des geistigen Besitzes eines Volkes überhaupt. Die Dichtung offenbart in ihrer Gesamtheit das Leben des Volkes zu jeder Zeit allseitig, niemals einseitig, das heißt: sowohl in der Erscheinung der jeweiligen Wirklichkeit wie auch in dem jeweiligen Verhältnis des Volkes zum Lebensbegriff überhaupt. Hierdurch wird der Literaturwissenschaft mit einem Schlage die höchste und hehrste Aufgabe, die ein Volk, ja, die die Welt bisher zu vergeben hat, übertragen.

Dies Verhältnis zur reinen Literaturwissenschaft als der Verwaltung des geistigen Volksbesitzes wird gänzlich außer acht gelassen, wenn jetzt infolge einer durch den Tod Jakob Minors und den Erich Schmidts in Wien und Berlin ausgebrochenen „Professorenkrisis“ von einer „Krisis der Literaturwissenschaft“ gesprochen wird. Faßt man die Literaturwissenschaft ihrem naturgegebenen Wesen gemäß auf, so hat sie mit

der Professorenkrisis nichts zu tun, denn diese zeigt nur eine Krisis der Literaturforschung und der historischen Disziplin an, nicht aber der universalen Literaturwissenschaft.

Die Literaturwissenschaft als historische Disziplin — noch Erich Schmidt hielt daran durchaus fest — ist vermöge ihrer philologischen Methode erlernbar und lehrbar. Ebenso die Literaturforschung als solche — mag sie nun biographisch, bibliographisch, philosophisch, psychologisch usw. betrieben werden. Sie hat es lediglich mit dem Stoff zu tun: sie hat diesen Stoff zusammenzutragen und ihn durchzuarbeiten, aber nicht hat sie den Stoff allseitig zu verwerten, lebendig zu machen und zu erhalten. Die historische Disziplin und die Forschung gehören wegen ihrer Lehr- und Lernbarkeit darum in den Kreis der Universitäten, die als Unterrichtsanstalten und Forschungsinstitute Stoff zu ergraben und zu vermitteln haben.

Anders steht es mit der Literaturwissenschaft als der Verwaltung des geistigen Besitzes. Sie ist nicht lehrbar und nur wenigen Begnadeten gegeben. Sie ist formende Kunst, entspringt innerem Beruf und hat zur Voraussetzung allseitiges Wissen, allseitiges Verstehen der Einzelheiten, während die Forschung mit zwingender Notwendigkeit zum Zerlegen, zur Spezialisierung, zum Zersplittern drängt.

* * *

Alle Literaturwissenschaft beginnt mit dem Urteil über den Wert der jeweiligen dichterischen Leistung. Dieses Urteil erwächst aus dem Erlebnis, das eine Persönlichkeit von einer Dichtung empfängt. Der Literaturwissenschaftler hat also zur Lösung seiner Hauptaufgabe eine Persönlichkeit vorzustellen, die fähig ist, das Kunstwerk aufs tiefste nachzuerleben und dies Nacherlebnis fruchtbar zu verwenden, wie Herm. Grimm, Haym, Hehn, Hettner, Vischer, Dilthey u. a. es vermochten.

Eine Definition des Begriffes „Persönlichkeit" zu geben, ist nicht am Platze, wo die Anschauung jede abstrakte Analyse überholt. Und die Anschauung strahlt aus einem Namen: Goethe. Adolf Bartels, der Weimarer Literaturprofessor, schließt daran in seiner Einführung in die Weltliteratur*) eine durchaus richtige Gedankenreihe (I, S. 1 f.): „Es liegt auf der Hand, daß eine Persönlichkeit von solch typischer Allseitigkeit wie Goethe für die Nachlebenden eine große „normative" Bedeutung haben muß, und so hat man denn auch längst das Wort geprägt: die Bildung jedes Deutschen jüngerer Geschlechter sei an seinem Verhältnis zu Goethe zu messen." Bildung sei nun, definiert Bartels gut, „Aneignung der dem Wesen entsprechen-

*) Adolf Bartels, Einführung in die Weltliteratur (von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart) im Anschluß an das Leben und Schaffen Goethes. (Drei Bände, X u. 916, 815 u. 890 Seiten, verlegt bei Georg D. W. Callwey in München 1913, Preis geheftet 21 Mark, gebunden 26 Mark.)

den Kultur. Durch sie entsteht eben das, was wir Persönlichkeit nennen, welcher Begriff wieder den der Individualität voraussetzt, aber sich nicht mit ihm deckt. Persönlichkeit, d. i. gebildete Individualität, aber hat Goethe als das höchste Glück der Erdenkinder erklärt," woraus folge: „Sage mir, wie du zu der Persönlichkeit Goethes stehst und ich will dir sagen, ob du und was für eine Persönlichkeit du bist." Diese Anschauung gilt nicht bloß im allgemeinen, sondern vor allem für den, der Literaturwissenschaft treibt oder zu treiben gedenkt. Er soll sich nicht etwa — das wäre absurd — bemühen, ein anderer Goethe zu werden, sondern den Dichter nur zum Maßstab und Gipfelpunkt der bestimmten, für alle und für ihn insbesondere vorbildlichen Gattung: „deutsche Persönlichkeit" nehmen. Diese Gattung charakterisiert sich — und hier trete ich weit von Bartels fort — durch das Bestreben nach — ich übernehme den Begriff und Ausdruck gerne von Bartels (I, S. 8, S. 13 usw.): Universalität und innerer Freiheit. Stimmt der Literaturwissenschaftler in dieses Bemühen nicht ein, so vermag er nicht jener allseitig gerechte und anzuerkennende Verwalter des geistigen Volks- und Weltbesitzes zu sein, sondern nur ein einseitiger, den einzelne Parteien anerkennen mögen. Denn Universalität allein verleiht die Befähigung, Natur und Kultur in ihrer Gegensätzlichkeit und Verbundenheit voll zu be- und ergreifen, innere Freiheit allein läßt ein gerechtes Urteil und sicheres Verhältnis zu allen Richtungen und Arten des schöpferischen Ausdrucks zu; beide Eigenschaften zusammen, die wir mit einem Bartelsschen Wort (I, 1) „normativ" nennen können, strömen jene Allseitigkeit aus, durch die Goethe gerade über Raum und Zeit hinauswächst.

Bartels hat nun einst in seiner „Geschichte der deutschen Literatur" (I, 460f.) gezeigt, wie er Goethe in dieser Allseitigkeit erfaßt hat: „Das ist kein Deutscher, der für Goethe etwas anderes als Liebe hat; wenn bei irgendeinem Dichter, so genügt auch die höchste Bewunderung nicht bei ihm, der mehr als jeder andere sich und sein Leben an sein Volk hingegeben hat, als der größte auch der wahrste, offenste und ehrlichste, ein Dichter, aber weder Rhetoriker noch Phantast, ein Kämpfer, aber kein Hasser, alles in allem nur ein Mensch, Gott sei Dank, ein Mensch gewesen ist. Ja, bei Goethe fühlt man sich zu Hause als Deutscher, ihn umgibt die Atmosphäre der absoluten Wahrheit und zugleich der göttlichen Milde, in der uns im Grunde allein wohl wird; da ist man nicht versucht, eine Maske vorzubinden oder den Kothurn unterzuschnallen, vor ihm sind wir so groß oder so klein, so schön oder so häßlich, so gut oder so schlecht, wie uns die Natur geschaffen hat — was des Lebenden Auge, das vollbringt noch immer des Toten Geist: er zwingt zur Lauterkeit. Und weder stürmisch und hitzig, noch leidend und ängstlich, ruhig und vertrauensvoll gibt man sich an Goethe hin: er ist Freund, Bruder, Vater, in allen Stunden, guten wie bösen, hat er für uns das Wort, das Wahrheit und Leben ist, kein Heiland, Retter, Erlöser, wie es Künstler und Philosophen nach ihm haben sein wollen, aber ein Mensch, Gott sei Dank,

ein Mensch. Ja, wir lieben Goethe, doch gemein machen wollen wir ihn uns nicht, wir wissen, daß er tausendmal größer und besser ist als wir, nur dann jedem von uns nahe, wenn wir mit jener höchsten Achtung vor dem Menschenbild, jener reinen Sehnsucht im Herzen kommen, die unser bester Teil ist, und auch den geringsten unter uns bisweilen über sich selbst erhebt. Er, der Mann, der das schöne Wort von der niedrigsten Menschenklasse gesprochen hat, die vor Gott die höchste ist, nimmt uns alle an, wir lernen bei ihm zu sagen, was wir leiden, lernen bei ihm, in seiner reichen Welt das Schöne zu erkennen und zu empfinden, das Urphänomen, ‚das zwar nie selber zur Erscheinung kommt, dessen Abglanz aber in tausend verschiedenen Äußerungen des schaffenden Geistes sichtbar wird und so mannigfaltig und so verschiedenartig ist als die Natur selber,' lernen leben."

Bei solch reinem und unmittelbarem Verhältnis zu unserem größten Dichter konnte der Plan des Literarhistorikers, im Anschluß an das Leben und Schaffen Goethes in die Weltliteratur einzuführen, nur gute Vorurteile wachrufen. In dem vollendeten Werke gibt er nun, folgend solchen Momenten von Goethes Leben, in denen die eine oder andere Literaturepoche in des Dichters Werden und Wachsen einspringt, stets verglichen mit den Wirkungen ihres Eintretens in die Entwicklung und den Gesichtskreis des deutschen Volkes, eine nach Kapiteln und Gruppen geordnete Sammlung der Äußerungen, die Goethe und neben ihm Lessing, Herder, Schiller, die Schlegel, Tieck, Grillparzer, Hebbel, Otto Ludwig, Heine, Keller, Theodor Fontane und andere Dichter, sowie die bedeutendsten Literaturhistoriker und reinen Historiker, wie Grimm, Hettner, Gervinus, Scherer, Treitschke, Chamberlain u. a. m. über die einzelnen Erscheinungen und Entwicklungen getan haben. Also eine große, von riesiger Belesenheit und unermüdlichem Fleiße zeugende Arbeit, die schon rein stofflich bedeutenden Wert hat, — wenn sie nicht unter gewissen Tendenzen vorgenommen wäre. Über dem nach Bienenart zusammengetragenen Stoff aber waltet eine Gesinnung, die den Leser zwingt, sich mit aller ihm zu Gebote stehenden Skepsis zu rüsten, wenn er an die Lektüre des dreibändigen Werkes herantritt. Es ist kein reiner Honig, der aus den Bartelsschen Waben quillt. Bartels zeigt sich uns nicht in jenem Verhältnis zu Goethe, nach dem er selbst beurteilt sein will. Wir vermissen jene Universalität und innere Freiheit, jene Unabhängigkeit des Geistes, die uns mit dem Begriff „Deutsche Persönlichkeit" unzertrennlich verbunden scheinen.

* * *

Ich stimme mit Bartels darin überein, daß alle Literaturwissenschaft vom Werturteil einer Persönlichkeit ausgehe. Die Persönlichkeit wurzelt im Volkstum, dem Hauptbegriff reiner Welt- und Literaturanschauung. Es ist für ihn die erste und einzige Grundlage aller Literaturbeurteilung, wie er einmal in der Schrift „Kritiker und Kritikaster" ausgeführt hat: „Es ist das deutsche Volkstum, das,

in dem deutschen Literarhistoriker sowohl als nationaler Instinkt, wie als ihrer selbst bewußt gewordene Erkenntnis wirksam, den sicheren Kompaß auf der weiten Fahrt durch das Meer der Geschichte ergibt, die subjektive Willkür einschränkt, uns von den Büchern zu den Menschen, von der rein ästhetischen Kritik zu der Persönlichkeitsdarstellung gelangen nnd in der deutschen Literaturgeschichte zuletzt etwas wie eine zusammenhängende Galerie deutscher Charaktere (!)*) entstehen läßt, die kennen zu lernen für jedermann eine nationale Notwendigkeit ist. Je deutlicher das die Charaktere verbindende Nationale, Rassenhafte von den alten Zeiten bis zur Gegenwart hervortritt, um so sicherer wird auch das historische Ideal erreicht, und so wird die Literaturgeschichte als nationale Kunstgeschichte zuletzt doch wieder der sichere geschichtliche Unterbau der großen Geistes- und Seelengeschichte der Menschheit." Hier haben wir das ganze Programm von Bartels.

Zuerst der Grundbegriff des Volkstums. Bartels erklärt ihn (Weltlit. III, 740): „Volkstum ist zunächst Triebkraft, weiter aber auch ein ungeheurer Schatz von Anlagen und Fähigkeiten, und aus ihm kommen nun durch den Individuationsprozeß die Genies und Talente eines Volkes, seiner Persönlichkeiten empor." „Volkstum ist Triebkraft", mit dieser Erklärung können wir zufrieden sein. „Weiter aber auch ein ungeheurer Schatz von Anlagen und Fähigkeiten" — ja, wenn Volkstum Triebkraft ist, so kann es doch nur die Quelle dieser Anlagen und zwar aller Anlagen, alles „Getriebenen", also des Guten wie des Schlechten, also guter wie schlechter Kunst sein?! Bartels wünscht diese Auslegung des Volkstums aber nicht; denn für ihn ist es eben nur die Triebkraft des Guten. Damit idealisiert er den Begriff, gibt ihm einen anderen als den rein wissenschaftlichen Sinn, treibt er also Literaturpolitik. In seiner Fassung ist der Begriff, durch die unrichtige Definition, unbrauchbar.

Nehmen wir ihn als „Triebkraft alles Getriebenen", so lassen wir den für den Literaturwissenschaftler geltenden Grundsatz „Volkstum und Schrifttum entsprechen sich" durchaus gelten. Er kann auch in anderer Weise Ausdruck erhalten: das Schrifttum eines Volkes offenbart Wesen und Charakter, Entwicklung und Sein des betreffenden Volkes ganz, in restloser, in universaler Weise, ohne auf Gut und Böse zu schauen. Mit dem ganzen Schrifttum eines Volkes hat es der Literaturwissenschaftler aber zu tun; er kann also den Begriff des Volkstums nur in unserem Sinne verwerten, niemals in der tendenziösen Teilung von Bartels. Sie wird noch deutlicher, wenn Bartels weiter ausführt, daß man aus dem Volkstum, dem „das Schrifttum, die wertvolle Literatur" entspreche, „den letzten kritischen Maßstab und weiterhin die Forderung: ‚alle Literatur soll national sein; ist sie das nicht, so taugt sie nichts', ableiten" müsse. „Das Schrifttum, die wertvolle Literatur" — mit Verlaub, das Schrifttum umfaßt die ganze literarische Äußerung eines Volkes, ganz gleich-

*) Alle Beifügungen in ( ) Klammern stammen von dem Verfasser dieses Aufsatzes, in [ ] Klammern von Bartels.

gültig ob sie wertvoll oder wertlos ist. Weil nun ferner das Volkstum die universale Triebkraft für alles „Getriebene" des Volkes ist, kann es nicht der kritische Maßstab für das, was ihm entstammt, sein; ein Bild veranschauliche den Widerspruch: man kann Kinder nicht als wertlos bezeichnen, weil sie nicht den Eigenschaften der Eltern entsprechen. Der kritische Maßstab liegt nur in einem Teil, dem guten, der Quelle: die guten Teile des Volkstumes, wie die Entwicklung eines Volkes sie gezeitigt hat und zeigt, können das Maßgebende sein. Der Begriff des Nationalen hat diesen Sinn und er genügt, um einen Maßstab zu erhalten, der die Literatur in Beziehung zum Volksganzen setzt. Das Volkstum ist dagegen der Boden, aus dem Kraut und Unkraut sprießt. Bartels hält diese Unterschiede nicht aufrecht, sondern vermischt beides, um so die Unterlage für seine anderen Tendenzen — besonders die dörflichen, agrarischen, kleinstädtischen gegen die industriellen, großstädtischen — zu konstruieren.

Die Definition des Nationalen kann im einzelnen auch umstritten sein. Denn „die guten Seiten des Volkstumes"? Ja, welche Eigenschaften darf man dazu zählen? Bartels (III, 742) will das Männliche und Sittliche für das deutsche Volk als vorherrschend kennzeichnen und fügt hinzu: „jedenfalls gelingt uns Deutschen das Frivole und Laszive nicht, wenn es auch an Gemeinem nicht fehlt." Auch „den Zug zur Verinnerlichung" rechnet er zu der Reihe von „Deutschheiten". Ganz abgesehen davon, daß die Engländer — allerdings auch Germanen — die Eigenschaften des Männlichen und Sittlichen, den Zug zur Verinnerlichung ebenfalls für sich in Anspruch nehmen können, wodurch wir also vom Volksmäßigen zum Rassencharakter gedrängt werden, sind solche Einteilungen und Behauptungen doch stets rein persönlich, was Bartels schließlich selbst zugeben muß (III, 742): „Aber Beweise und Herleitungen sind für die Praxis zuletzt vollkommen überflüssig (!), man sieht es und fühlt es eben, was deutsch ist." Hier erfährt man einmal in auffallendster Klarheit, wie Bartels sich zu dem Wesen der Wissenschaft, das doch das Streben nach beweisbarer Wahrheit ist, stellt und gewinnt danach ein Urteil über die Worte im „Vorwort" der Weltliteratur: „der Weg, auf dem ich die mir gestellten Aufgaben zu erreichen gesucht habe, ist immer der der Wissenschaft gewesen!"

Es bleibt also für den Wissenschaftler vom Volkstum nur der, wenn ich so sagen darf, naturwissenschaftliche Begriff: Triebkraft des Volksganzen für alle Eigenschaften und Taten des Volkes ohne Rücksicht auf ihren Wert. Daneben steht der Begriff des Nationalen: er faßt die guten Eigenschaften eines Volkes, offenbart in seinen guten Taten und Werken, zusammen. Beide Begriffe können nur lebendig werden durch die Anwendung, die eine Persönlichkeit mit ihnen auf bestimmte Objekte, in unserem Falle die Literatur, in welcher Art und Weise auch immer vornimmt. Wir können also an den Beginn aller Literaturwissenschaft nur die Persönlichkeit stellen und ihr als Kompaß nur den Begriff des Nationalen,

nicht des Volkstums, wie Bartels will, in die Hand geben. Die wichtige und allgemeingültige Anwendung des Kompasses beruht aber wieder in der Persönlichkeit. Ihr sind wir also voll anvertraut. Wir werden sehen, wie sich aus ihrem Wesen und aus ihrer Aufgabe eine bestimmte Richtschnur für die Anwendung des Kompasses organisch ergibt.

II.

Goethe und Bartels

Das Volkstum ist Triebkraft alles „Getriebenen", oder in besserem Stil gesagt: alles Ursprünglichen. Jede Persönlichkeit ist nun zuerst ursprünglich, „original", das heißt, sie hängt mit dem Wesen des Volkes, dem sie entstammt, eng zusammen. Jedes Volk ist sich durch das Erleben — nicht durch den Instinkt, denn man frage einmal einen deutschen Instinktmenschen, der Goethe nicht erlebt hat, ob er ihn als spezifisch deutsche Persönlichkeit fühlt — über Gehalt und Form seiner Persönlichkeit klar und bringt sie sich in bestimmten Menschen zur Anschauung: die Deutschen in Goethe. Das weiß jeder Gebildete in unserem Volke. Bartels analysiert darum in der Einleitung (I, 1 bis 16) zu seiner Weltliteratur den Dichtermenschen Goethe.

Die Erklärung, warum Goethe mit allen seinen Eigenschaften und „in vollendeter, harmonischer Wesenseinheit" die allseitige deutsche Persönlichkeit darstellt, kann ich übergehen. Sie ist einmal allzu flüchtig. Sodann rein hypothetisch, wenn sie behauptet, Goethe sei „die glückliche Vereinigung verschiedener deutscher Stämme, der Franken, Thüringer, Niedersachsen", da alle Rassenforschung wenigstens für unsere Zeit, für das achtzehnte Jahrhundert im Gegensatz zu ihrer Geltung für die Vorgeschichte als hypothetisch anzusehen ist. Schließlich ist die Aneinanderreihung verschiedener Milieustufen, die die Ahnen Goethes eingenommen haben, in ihrer Wirkung für die Nachkommen auch unbeweisbar. Solche Behauptungen dürfen gewiß aufgestellt werden, haben aber nie den Wert ursächlicher Erklärungen und Beweise. Die Aufgabe heißt ja auch in der Einleitung nicht, Goethes Werden, sondern seine ganze Erscheinung darzustellen. Ihr allgemeinstes Wesen trifft Bartels wie viele vor ihm, wenn er Goethe den „typischen Dichter" und „Universalmenschen" (I, S. 8) nennt und beide Begriffe als eine untrennbare, immanente Wesenseinheit hinstellt. Die Bartelssche subjektive Anschauung, die bestrebt ist, alle Dichtung in Natur- und Kulturproduktion einzuteilen — weshalb, werden wir noch sehen —, meldet sich darin, daß er den Begriff der typischen Dichter wieder auf Goethe in den Begriff des Kulturpoeten — im Gegensatze zu Shakespeare — hineinspezialisiert. Ganz abgesehen davon, daß es schwer festzustellen ist, ob Shakespeare nicht auch Kulturpoet war, denn hier mangelt das notwendigste biographische Material, schufen die Zeit und das Milieu des großen Dramatikers nicht die Bedingungen, die erst den Begriff des Kulturpoeten, seine Entwicklung zulassen. Seit dem Zeitalter der Aufklärung wird jeder Poet, sei er auch noch so naturhaft, stets

Kulturpoet, was jede tiefere Literarforschung für jede Individualität nachweisen kann und nachzuweisen bestrebt sein muß. Für Goethe kann der Begriff „Kulturpoet" also nur in Betracht kommen, um den Unterschied seines Jahrhunderts von dem Shakespeares oder reiner Naturdichter anschaulich zu machen. Die Charakteristik als „typischer Dichter" genügt ohne jede Spezialisierung für die Gegenwart.

Der typische Dichter umfaßt aber alle Gaben, die den Dichter ausmachen, also auch das Schriftstellertum in seiner Besonderheit mit dem Streben nach Publikumswirkung, das ja auch bei Goethe, dem Zeitschriftenherausgeber, Buchkritiker, Theaterdirektor usw. deutlich hervortritt. Es war demnach von Bartels höchst überflüssig, sich über Goethes Schriftstellertum mit Carlyle und Emerson, dem er überhaupt merkwürdig viel Raum in seinem Werke zugesteht, einzulassen.

Goethe selbst hat alles Dichtertum als eine große Konfession hingestellt, damit Dichtung und Leben zu jener Einheit verbunden, innerhalb derer natürlich die Entwicklung der angeborenen Individualität durch das Erleben und Sichbilden zur Persönlichkeit möglich und geboten ist. Diese Entwicklung durch Erleben und Sichbilden bedeutet nichts anderes als die Aneignung und Verarbeitung des ganzen Gehaltes der Welt und der Zeit aus der allgemeinen Form des Stoffes zur besonderen Form der Persönlichkeit, sowohl in möglichster Bewußtheit, wie auch aus innerem Drange, aus dämonischer Notwendigkeit heraus. Das Resultat dieser Aneignung ist die universale Persönlichkeit, das Universalische im Leben und Denken, Schaffen und Fühlen.

Hiermit hat der Literaturwissenschaftler den ganzen Gehalt und die Hauptrichtung seiner Vorbildung, nach der er erst seiner Hauptaufgabe näher treten kann. Adolf Bartels sieht dies Ergebnis für seine Wissenschaft allerdings nicht. Sondern er lenkt wieder — im steten Kreislauf — nach seinem Volkstumsbegriff ab. Und zwar mit dem sogenannten Haeckelschen, bereits von der Romantik entdeckten biogenetischen Gesetz: „Die Entwicklung des Individuums ist die abgekürzte Wiederholung seiner Stammesgeschichte." Dies Gesetz kann dem Historiker als Hilfsmittel dienen, um in dem Universalischen das spezifisch Deutsche oder sagen wir dafür das Nationale anschaulich zu machen. Ich betone: anschaulich zu machen, ich sage nicht: zu beweisen; denn objektive Beweise vermittelt es nicht, weil es selbst hypothetisch und objektiv unbeweisbar ist. Deshalb soll es aber nicht ganz beiseite geschoben werden. Es ist letzten Endes doch eines der vorläufigen Hilfsmittel zu einer mehr synthetischen Auffassung des geistigen Lebens in den Individualitäten und im Volk.

Indem Bartels nun das biogenetische Gesetz umkehrt: „Die Stammesgeschichte ist die verbreitetste Wiederholung der Entwicklung des großen Individuums," zerstört er jede innere Kraft des Gesetzes, da sich eine Stammesgeschichte psychologisch — und „psychologisch" ist hier die Forderung, wo es sich um individuelle „Entwicklung" handelt — nur aus den Entwicklungen der den einzelnen Stämmen angehörigen Individuen feststellen läßt. So wird das Gesetz

in der Umkehrung einfach eine Spielerei des Geistes, denn es lautet in logischer Definition: „Die Stammesgeschichte, festgestellt aus den Entwicklungen der Stammesindividuen, ist die verbreitetste Wiederholung der Entwicklung des großen Individuums." Und das ist eine Selbstverständlichkeit, die Bartels freilich nicht sieht; weil er die Konstruktion beabsichtigt, darzutun, wie „Goethes literarische und dichterische Entwicklung in der deutschen Gesamtliteratur seiner und der nachfolgenden Zeit deutlich wiederzufinden" sei. Das liegt für jeden, der hier einfach den Begriff des Universalischen zusammen mit dem des typischen Dichters verbindet, geradezu auf der Hand.

* * *

Aber Bartels will die Auslegung der Begriffe „Universalmensch" und „typischer Dichter" (I, S. 8) ja ablenken auf seine Anschauung hin, daß das Nationale das Universale überwuchern oder zum mindesten beaufsichtigen müsse. Solche Auffassung gleicht dem katholischen Standpunkt aufs Genaueste: das freie literarische Schaffen soll in seinem Weltanschauungsausdruck eine höhere Instanz anerkennen, eine allgemeine Knebelung ertragen, gegen die das deutsche Volk seit Luthers Zeiten protestiert und ankämpft. Die Tatsachen unserer gegenwärtigen Entwicklung zwingen Bartels freilich, zuzugeben, daß wir der Weltliteratur, also der universalen, nahegekommen sind (I, 13). Dies Zugeständnis schwächt er sofort und später nochmals ab, indem er Vergangenes und Zukünftiges, geschichtliche Erkenntnisse und subjektive Vermutungen vermengt, kurz: tendenziös meint I, 16 f.: „So sicher nun auch für Mittelalter und Neuzeit bei den europäischen Kulturvölkern die großen Gesichtspunkte zu gewinnen sind, zwingend kann zumal die Darstellung der Geschichte der Weltdichtung nicht so leicht werden, denn, wenn wir auch von Weltliteratur reden, gehabt in dem Sinne, daß die Produktion wesentlich im Zeichen des geistigen Verkehrs stand, haben wir sie nie, trotz zahlreicher Einflüsse hinüber und herüber ist allezeit das Beste und Bedeutendste, was die Nationalliteraturen hervorgebracht haben, in seinem Entstehen und Werden ganz selbständig, eben Nationalliteratur, völkische Dichtung gewesen." Dies „in seinem Entstehen und Werden ganz selbständig" sei, bevor wir weiter zitieren, erst einmal zurückgewiesen. Noch heute können wir z. B. in Rußland oder Japan die Beobachtung machen, daß eine Literatur, die für die Welt in Betracht kommt, erst entsteht nach der Befruchtung und Anregung durch die Dichtung der anderen Nationen! Wer die Entwicklung der deutschen Literatur im siebzehnten, achtzehnten Jahrhundert kennt, muß die gleiche Beobachtung zugeben. Etwas anderes ist es, was dann die befruchtete Nation aus dem Keim, dem Samen, der Anregung macht! Wie z. B. Grimmelshausen den spanisch-italienisch-französischen Abenteuerroman umbildet. In diesem „Wie" und „Was" zeigt sich dann das Nationale! Für die Vergangenheit treffen Bartels' Gedanken schon nicht zu; um wie viel weniger dann seine Folgerungen für die Zukunft: „Und das wird, selbst wenn wir den allseitigen Weltliteratur-

verkehr erhalten, auch so bleiben, denn wenn etwas wachsen soll, so bedarf es nicht bloß des nationalen Ackers, der die Saat aufnimmt, der Same muß auch zu dem Acker passen, muß auch wieder national sein, und nur etwa in der Bearbeitung des Bodens, in der Züchtung des Samens kann man von Fremden lernen, Sonnenschein und Regen aber, die das Gedeihen geben, sind auch noch nicht einmal ‚international', sondern in ihrem Verhältnis zueinander der Lage und Bildung des Landes entsprechend." Dies ist eine Philosophie die nach dem Prinzip verfährt: Gleich und gleich gesellt sich gern! Irgendwelche Wahrheit steckt nicht darin. Es bedarf des nationalen Ackers, gut! Muß der Same nun auch wieder national sein? Nein und abermals nein! Wenn der Same nicht unmittelbar zum Acker paßt, wird der Acker eben bearbeitet: das ist ja gerade der Inhalt allen geistigen Lebens, das Ziel aller Kultur, das Bartels freilich nicht anerkennt. Welcher Bauer wird auf seinen Acker nur den Samen säen, der von Natur her zu dem unbearbeiteten Acker paßt! Es gibt Tausende von Beispielen in der Geschichte unserer Literatur, daß fast stets internationaler Samen auf den nationalen Acker paßte, der ja immer so oder so bearbeitet war! Man denke nur an die Zeit Gottfrieds von Straßburg, der mittelalterlichen Lyrik, des Gottschedianismus u. a. m. Mehr denn je in der Vergangenheit wird aber der Acker jetzt und für die Zukunft so bearbeitet, daß er jede Art Samen zu tragen fähig ist, also universale Befruchtung zu nutzen vermag. Das Verhältnis dieser Gedankenreihe drückt sich im Bilde also wahrheitsgemäß so aus: der Boden ist national im Gehalt, aber schon universal bearbeitet, die Wurzel im Boden ist national oder international — je nach der Herkunft des Samens —, der Nährsaft ist national-universal und ebenso die Pflanze und die Frucht, beide in ihrer höchsten Schönheit und Bedeutung aber schließlich rein universal. Natürlich teilt sich die Aussaat und Befruchtung graduell ein, ist zum größeren Teile national, zum kleineren international, wie sich infolge der sprachlichen und staatlichen Gruppierungen von selbst versteht. National und international ergeben eben den Begriff des Universalen, der durch „Regen und Sonnenschein" in der Vergangenheit noch stärker national gefärbt wurde, als das in der Gegenwart bereits der Fall ist und in der Zukunft sein wird. Denn alle Kultur macht sich, in ihrem Bestreben nach dem Universalen hin, immer unabhängiger von „Regen und Sonnenschein". Jeder Beobachter des wirtschaftlichen Lebens — und hier ist die Parallele aus der materiellen Welt zur ideellen hin möglich, weil es sich um die geistigen Werte, wie sie etwa in maschinellen Erfindungen zum Ausdruck kommen, des materiellen Lebens handelt — sei er nun Agrarier oder sei er Industrieller, wird die gleiche Erfahrung machen, die etwa im „Made in Germany" politischen Ausdruck findet.

(Fortsetzung folgt)

Die Presse Indiens

Von Dr. A. Hansen

Das fast fünf Millionen Quadratkilometer große Kaiserreich Indien mit seinen dreihundertundfünfzehn Millionen Einwohnern weist nach der neuesten Statistik nur sechshundertfünfundachtzig Tageszeitungen und eintausendneunhundertundzwei periodische Blätter auf. Im Hinblick auf seine Gebietsausdehnung und relativ hohe Bevölkerungsdichtigkeit (achtundfünfzig Menschen auf das Quadratkilometer, in Deutschland sind es reichlich einhundertundzwanzig auf das Quadratkilometer) ist die Zahl der periodischen Blätter in Indien allerdings sehr spärlich. Jedoch hat man zu bedenken, daß nur ein kleiner Teil der einheimischen Bevölkerung der englischen Sprache mächtig ist, und daß im übrigen kaum 50 Prozent der Bewohner in der Lage sind, ihre heimische Schriftsprache zu lesen.

Ein Rückblick auf die Entwicklung des indischen Zeitungswesens, der im ersten Teil dieser Darlegungen geboten werden soll, ist zugleich ein interessantes und lehrreiches Kapitel in der politischen Geschichte der letzten einhundertfünfundzwanzig Jahre Indiens. Er lehrt aber auch zugleich, wie die Engländer die Presse als wichtigen politischen Faktor für die Aufrechterhaltung ihrer Herrschaft in Indien, die bekanntlich von Jahr zu Jahr schwieriger wird, einschätzen und er zeigt anderseits, daß es eine grundsätzliche Frage ersten Ranges ist, ob man in Indien die Preßfreiheit im europäischen Sinne fördern kann.

In den Blütezeiten der East-India Company wurde jede neue Gründung einer Zeitung von den obersten Verwaltungsbehörden mit großem Mißtrauen betrachtet. Eigenartigerweise waren es fast ausschließlich englische Verleger und Redakteure, die ursprünglich für eine freie indische Presse gekämpft haben. Sie waren in der Auffassung der diktatorischen Statthalter Indiens eine schlimme Bande, und man muß objektiv auch zugeben, daß dieses Urteil in manchen Fällen nicht ganz ungerechtfertigt war, denn es kamen zum Teil Zeitungen von einer ganz erstaunlichen Niedrigkeit der Gesinnung und Haltung heraus. Zur Abwehr gegen diese Auswüchse der Presse wurde eine strenge Zensur eingeführt, und die Deportation nach Europa bildete lange eine oft verhängte Strafe für mißliebig gewordene Journalisten. Dennoch konnte sich die Presse wieder verhältnismäßig frei während der beiden letzten Jahrzehnte vor dem großen indischen Aufstand äußern. Als 1858 die Besitzungen der East-India Company auf die englische Krone übergingen, setzte eine Zeit fast unbeschränkter

Pressefreiheit ein. Der einzige Vizekönig, der es während der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts für nötig erachtete, diese Freiheit etwas einzuschränken, war Lord Lytton. Sein Gesetz, betreffend die einheimische Presse, das jedoch nach einigen Jahren von Lord Ripon wieder aufgehoben wurde, sollte in erster Linie bewirken, daß die Abbildungen in den Witzblättern und satyrischen Schriften usw. sich in den von den Behörden als nötig und passend erachteten Grenzen hielten. Eine systematische Kontrolle der einheimisch-indischen Presse setzte jedoch erst 1908 unter dem Vizekönig Lord Minto mit einer besonderen Gesetzgebung für die gesamte indische Presse ein. Bis dahin hatten sich die staatlichen Autoritäten zur Hauptsache auf die Vorschriften des Aufruhrparagraphen im indischen Strafgesetzbuch gestützt, der ihnen genügend Handhabe bot, um gegen einen Redakteur oder Drucker vorzugehen, sobald er aufrührerische und sonstwie beleidigende Artikel veröffentlicht hatte. Bis zum Ablauf der Amtszeit des Lord Curzon waren derartige Anklagen jedoch ziemlich selten. Seit 1906, als sich die nationalistische Agitation so rasch ausbreitete, erschienen indische Redakteure und Drucker immer häufiger als Angeklagte vor den Gerichten, die sie zu verschiedenen langen Freiheitsstrafen verurteilten. Dieses Vorgehen hatte jedoch keineswegs den gewünschten Erfolg. So sah sich die Regierung Indiens gezwungen, neue durchschlagende gesetzgeberische Maßnahmen zu treffen.

Durch ein Gesetz vom Jahre 1908 wurde zunächst die Verwaltungsbehörde eines Bezirkes ermächtigt, die Konfiszierung mißliebig gewordener Nummern anzuordnen. Ein weiteres Pressegesetz vom Jahre 1910 übte eine noch schärfere und durchschlagendere Kontrolle dadurch aus, daß die Forderung der Kautionsstellung (in Geld) erhoben wurde für sämtliche neu zu begründenden Zeitungen. Auf Grund dieses Gesetzes müssen die Besitzer aller neuen Zeitungen darauf vorbereitet sein, daß von ihnen eine Sicherheit bis zu 133 Pfund Sterling gefordert wird, und zwar unter gleichzeitiger Abgabe einer Erklärung, daß sie die Verantwortung für das zu gründende Organ übernehmen. Geben sie dann zu irgendwelchen Ärgernissen Anlaß, z. B. durch die Veröffentlichung von Artikeln, die bezwecken, die Regierung in Mißkredit zu bringen, oder die geeignet sind, zwischen rivalisierenden Gemeinwesen Zwietracht zu säen usw., so kann die Ortsbehörde die Kaution als verfallen erklären. Gleichzeitig wird eine weitere Kaution verlangt. Der Verlust der zweiten Kaution kann bereits die endgültige Aufhebung der Zeitung und die Konfiszierung der Druckerei nach sich ziehen. Die hier soeben beschriebenen Gesetzesvorschriften sind noch jetzt in Kraft. Es ist klar, daß sie einen großen Zwang ausüben. Ja, man kann vielleicht noch besser sagen, daß sie furchterregend auf die indischen Verleger bzw. Druckereibesitzer wirken. Im Hinblick auf das Gesetz vom Jahre 1910 ist es denn auch zu erklären, daß die Position der indischen Presse heute ganz anders und viel ohnmächtiger ist, als sie es vor fünf bis zehn Jahren war. Ob es jedoch im großen ganzen betrachtet

von der autokratischen Regierung Englands in Indien weise und richtig ist, die Kanäle der einheimischen öffentlichen Meinung, die nach Freiheit ringt, zuzustopfen, ist eine Frage, deren Beantwortung nicht ganz leicht ist. Soviel dürfte jedoch sicher sein, daß die Aufrechterhaltung der englischen Herrschaft in Indien sich bei völliger Pressefreiheit noch erheblich schwieriger gestalten würde, als dies ohnehin schon heute der Fall ist.

Was hier soeben über die pressegesetzliche Entwicklung in Indien gesagt wurde, hat naturgemäß auch seinen Niederschlag in der Statistik der indischen Presse gefunden. Unter den geschilderten Umständen ist das Wachstum der Presse während der letzten fünfundzwanzig Jahre lange nicht so rasch vor sich gegangen, wie man es vielleicht im Hinblick auf die Zunahme der Bevölkerung, die Verbesserung der Verkehrsmittel, die wirtschaftliche Entfaltung des Landes usw. hätte erwarten können. Im Jahre 1875 gab es nur insgesamt vierhundertachtundsiebzig Zeitungen. Von ihnen erschienen zweihundertvierundfünfzig in einheimischen Sprachen (Tamil, Urdu, Gujarati, Marathi, Bengalisch). Diese Ziffer wurde erreicht, kurz bevor Lord Lytton sein Verbot erließ. Aus einem im Laufe des Jahres 1913 von der indischen Regierung veröffentlichten Bericht über die geistigen und materiellen Fortschritte des Kaiserreiches ist ersichtlich, daß im Jahre 1902 in Britisch-Indien sechshundertsiebenundfünfzig Zeitungen existierten. Im Jahre 1907 wuchs die Zahl der Blätter auf Grund der starken nationalistischen Bewegung auf siebenhundertdreiundfünfzig. Das war zugleich die höchste bisher in Indien erreichte Rekordziffer. Sie fiel im Jahre 1910 (Kautionsvorschrift) wieder auf sechshundertachtundfünfzig und war Ende 1913 noch die gleiche.

In den obengenannten Ziffern ist nicht einbegriffen die verhältnismäßig kleine Zahl von anglo-indischen Tageszeitungen, die von Mitgliedern der europäischen Siedlungen herausgegeben und verlegt werden. Die wichtigeren dieser Blätter wie z. B. der Pioneer (Allhabad), die Times of India (Bombay), der Statesman (Kalkutta) und die Madras Mail sind in der ganzen Welt bekannt. Sie sind reich, einflußreich und mächtig. Jedoch werden sie in erster Linie in Regierungs- und Militärkreisen sowie in den europäischen und indischen Klubs von der europäischen Bevölkerung, indischen Fürsten und allen einheimischen Indern mit höherem Lebenshaltungsniveau gelesen. Mehrere dieser Organe sind in den letzten Jahren in moderner Weise ausgestaltet worden. Obwohl manche in der Aufmachung journalistischen Sachverständigen und Kritikern, die sie mit deutschen oder englischen Blättern vergleichen, eigentümlich und primitiv erscheinen mögen, so üben sie doch einen erheblichen Einfluß aus und sie werden im allgemeinen auch in redaktioneller Hinsicht gut geleitet.

In der heimisch-indischen Presse geben die hindu- und mohammedanischen Organe den Ausschlag. Die Hindu-Organe, über die zunächst einige Worte gesagt werden sollen, wenden sich naturgemäß an ein viel größeres Publikum, als die indisch-englischen Blätter. Sie haben außerdem ein Publikum, das von den

westlichen Einflüssen und den innerpolitischen Wechselwirkungen in Europa bisher noch sehr wenig berührt worden ist. Daher kommt es denn auch, daß sie oft konservativer erscheinen als die englisch-indischen Zeitungen. Dennoch steht fest, daß sich aus ihnen die Mehrzahl der wagemutigen und agressiven Organe des neueren Nationalismus zusammensetzte. Die gut eingebürgerten Hindu-Organe halten sich meist von einer Revolutionspropaganda fern. Sie finden ihren Weg in die kleinen Städte und Dörfer, und werden dort von vielen Tausenden gelesen, die sich keine englischen Zeitungen halten können oder wollen. Die bedeutenderen dieser Zeitungen haben deshalb auch eine viel größere Abonnentenzahl als die verbreitetsten englischen Konkurrenzblätter. So hat z. B. eins der verbreitetsten englisch-bengalischen Blätter nach amtlicher Höchstschätzung nur 15 000 Abonnenten. Das führende einheimische Blatt in Kalkutta zählt jedoch doppelt so viel. Die Mitarbeiter der einheimischen Zeitungen und Zeitschriften beschränken sich fast ausschließlich auf Beiträge in der Muttersprache. Das Aussehen der Hindublätter ist oft recht komisch, weil es altmodisch anmutet, und weil die Zeitung häufig nichts anderes ist als ein einziger, unförmiger, großer Bogen bedrucktes Papier. Im allgemeinen sind die Hindublätter literarisch und stilistisch recht gut. Eines der jetzigen erfolgreichsten Organe des bengalischen Nationalismus verdankt seinen Ruf und großen Einfluß der Leidenschaftlichkeit und Beredsamkeit seiner religiös vaterländischen Aufrufe. Ein zweites, nicht minder einflußreiches Organ hat seinen Zweck wiederum erreicht durch seinen leichten, unterhaltenden Gesprächston, der zumeist auf den weniger gebildeten Leser und Hörer zugeschnitten ist. Man erkennt daraus, daß man in der indischen Presse die allgemeine Beobachtung bestätigt findet, daß neben der Qualitätspresse sich die farblose und populär gehaltene Generalanzeiger- und Sensationspresse mehr und mehr entwickelt. In welchem Maße die eine oder andere Kategorie in Indien an Oberwasser gewinnt, dafür habe ich leider nicht genügend Anhaltspunkte gewinnen können. Jedoch ist anzunehmen, daß unter dem Einfluß der jetzigen pressegesetzlichen Bestimmungen die Qualitätspresse zurückgedrängt werden muß.

Die Entwicklung der indisch-mohammedanischen Presse hat sich noch viel langsamer vollzogen, als die Entfaltung der Hindupresse. Soweit hierzu Material erlangbar war, und von einem guten englischen Kenner indischer Presseverhältnisse wird das bestätigt, gibt es in ganz Indien nur ein einziges, ausschließlich mohammedanisches Tageblatt. Es ist dies eine kleine Urdu-Zeitung, die in Delhi herausgegeben wird. Es heißt in dem erwähnten englischen Bericht, daß die mohammedanischen Unruhen des Jahres 1913 gleichzeitig von einer bemerkenswerten Ausbreitung der mohammedanischen Presse begleitet seien. Wenn diese Bewegung fortfahren sollte, zu wachsen, so würde das bedeuten, daß eine ungeheure Zahl von sechzig Millionen Menschen angefangen hat, sich mit größerer Energie öffentlich Gehör zu verschaffen, was naturgemäß von der englischen Regierung mit sehr wachsamem Auge verfolgt wird.

Über drei weitere wichtige und interessante Punkte der indischen Presse, die journalistische Befähigung der Hindu und Parsen, über den Nachrichtendienst und das Inseratengeschäft dürfte noch folgendes verdienen, hervorgehoben zu werden.

Der gebildete Inder (der Hindu wie der Parse) hat ohne Frage seither ein besonderes Talent zum Journalismus gezeigt. Er ist nicht nur ein scharfer politischer Kopf, sondern auch ein geborener Polemiker. Hierzu gesellt sich sein Sprachtalent, denn häufig trifft man eine auffallende Beherrschung der englischen Sprache an. So kommt es denn auch, daß man bei den indischen Zeitungen manchem geschickten und effektvollen Leitartikelschreiber begegnet, der in der Lage ist, die öffentliche Meinung zu formen und manchmal sogar die Regierung zu beeinflussen. Dagegen sind die indischen Journalisten fast ohne Ausnahme viel weniger erfolgreich, wenn es sich um schnelle und zuverlässige Berichterstattung und mechanische Dinge handelt. Berichterstattung und Korrekturlesen sind höchst mangelhaft, und die Organisation der regelmäßigen Berichte per Brief und Telegraph von den wichtigen Zentren aus über das ganze Land, besonders im Innern, ist einstweilen noch sehr in den Anfangsgründen.

Oft genug wird die einheimisch-indische Zeitung unter Umständen hergestellt, die wir Europäer als sehr primitiv bezeichnen müssen. Mr. Ramsay McDonald erzählt gelegentlich, wie er bei seinem ersten Besuch in Kalkutta ein Interview hatte mit einem bekannten, lästig gewordenen einheimischen Redakteur. Er schreibt wörtlich: „Ich suchte ihn in dem Eingeborenenteil der Stadt auf und fand ihn unter einer Flut von Kreaturen, die einen Europäer verwirren und kopflos machen. Es war in einem Hause, das auch ein italienischer Palast hätte sein können. Dieses Haus zeigte einen weiten Vorhof, geschmackvolle Steinmetzarbeit, Balkone und schattige Treppen. Doch es sprach Verfall aus jedem Stein." An diesem Platze arbeitete in einem ausgedehnten Betrieb mit etwa hundert Gehilfen der alte bengalische Redakteur. McDonald hätte vielleicht hier seiner Schilderung hinzufügen können, daß in dieser Umgebung und durch diese Methode der Fertigstellung das alte patriarchalische Leben so recht widergespiegelt wurde, und zwar an einer Stätte, an der die erste Druckmaschine in Indien aufgestellt wurde, um eine einheimische Zeitung für Nordindien zu liefern.

Wenn man die einheimisch-indische Presse in bezug auf den Nachrichtendienst unter die Lupe nimmt, so muß man allerdings auch hier noch einstweilen von einer großen Primitivität sprechen.

Auf die Schwierigkeiten der Übermittlung bei den jetzigen Verkehrsverhältnissen wurde soeben schon hingedeutet. Weiter muß gesagt werden, daß das teure Depeschenmaterial der englischen Reuter-Agentur noch nicht von allen heimischen Blättern gebracht wird und aus ökonomischen Gründen auch nicht kann. Was sodann die Grundsätze anlangt, die für die Auswahl und die Aktualität des Nachrichtenstoffes in Frage kommen, so sind sie einstweilen noch

so gut wie gar nicht anzutreffen. Die Stärke der indischen Redakteure besteht vor allem darin, daß sie unermüdlich in Leitartikeln immer die Hauptthemata des öffentlichen Interesses behandeln und über sie polemisieren. Die besten Artikel nehmen dann ihren Weg durch alle bedeutenden indischen Zeitungen. Es gibt keinen Paragraphen oder einen hervorragenden Artikel, der nicht unerbittlich die Runde durch den Blätterwald macht. Der Feld-, Wald- und Wiesenraub kann in Indien so erfolgreich blühen, weil es kein eigentliches Urheberrecht und auch kein geistig anerkanntes Eigentumsrecht gibt. Platz für Artikel ist immer da. Aber Nachrichten, wenn sie nicht in der Form von kurzen Auszügen in der Landessprache gebracht werden, sind einstweilen noch recht spärlich in der heimischen Presse anzutreffen.

In diesem Zusammenhange möge noch auf die politische Rolle hingewiesen werden, die vor mehr als zehn Jahren der „mohammedanischen Agentur", einer Reuterschen Gründung, zugedacht war. Die näheren Umstände liegen so, daß Reuter seinerzeit gemeinsam mit einem Inder dieses Nachrichteninstitut begründet hat, nachdem Reuter dem Inder ein Parlamentsmandat besorgt hatte. Reuter selbst hat an seinen einstigen Mitinhaber Dr. Engländer hierüber folgende Zeilen in einem Briefe geschrieben: „Ich teile Ihnen mit, daß die Wahl des Inders Navrojie mein Werk ist. Der Inder und ich haben eine ‚Muhamedaen Agency' gegründet, um die Reformbewegung im Islam, die so manchen europäischen Staatsmännern Kopfschmerzen verursacht, mit der auffälligen Erscheinung des Proselytismus in England im engsten Zusammenhange steht, politisch und finanziell zu fruktifizieren. Die Endziele sind dahin gerichtet, um bei der mohammedanischen Welt den Glauben zu wecken, daß der Islam berufen sei, noch einmal die Welt zu erobern. Weiter soll der moslemitische Proselytismus zum neuen Ausgangspunkt einer Hedschra mit den Endzielen London und Liverpool werden. Unter den mohammedanischen Bewohnern Kleinasiens soll Unzufriedenheit mit ihrem Los und der Wunsch nach Anschluß an die indischen Brüder geweckt werden." Daß an diesem Programm inzwischen fest und zielbewußt gearbeitet worden ist, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Unruhen unter der mohammedanischen Bevölkerung Indiens, Gärungen in Ägypten, Speisung der jungtürkischen Kassen mit englischen Geldern vor Ausbruch des Balkankrieges und Englands ganze Haltung gegenüber der mohammedanischen Welt während des Balkankrieges und auch jetzt sind hierfür wichtige Belege.

Über die Bedeutung des kaufmännischen Inserates in der Presse Indiens und über die rationellsten Inseratmethoden hat sich im Daily Consular Trade Report vom 9. Oktober 1913 der nordamerikanische Konsul in Indien, Henry D. Baker, in einem interessanten Spezialbericht geäußert. Die in diesem Bericht gegebenen Daten über Zahl, Auflage und Leserkreis der indischen Blätter decken sich im wesentlichen mit den weiter oben von mir gelieferten Detailangaben. Als Ergänzung sei hinzugefügt, daß die indischen Inseratpreise im Vergleich zur Auflagehöhe und zu den Preisen, die deutsche, englische und nordamerikanische

Zeitungen fordern, recht hoch ist. Dennoch ist das kaufmännische Inserat, sobald es den wirkungsvollen Organen zugeteilt ist, und damit den führenden indischen Kaufleuten zu Gesicht kommt, häufig recht erfolgreich trotz verhältnismäßig kleiner Leserzahl. Führende Blätter Indiens, wie z. B. Times of India (Bombay), verlangen etwa 2,70 Mark bis 3 Mark für die Zollspalte (1 Zoll gleich 3,3 Zentimeter). Sie gehen jedoch je nach Häufigkeit und Zahl der Aufträge erheblich herunter, z. B. bis zu 1,30 Mark für die Zollspalte bei zweiwöchentlichen Inseraten, in einer Gesamtziffer von hundertundvier im Jahre. Für besonders bevorzugte Plätze im Inseratenteil muß für das Inserat 1 Mark besonders bezahlt werden und für ein sofort auf den redaktionellen Inhalt folgendes Inserat wird ein Aufschlag von 50 Prozent zum Inseratpreis verlangt. Der erwähnte amerikanische Konsulatsbericht weist sodann darauf hin, daß es sich im Hinblick auf das indische Sprachgemisch empfiehlt, möglichst wenig Text und möglichst viel Illustrationen zu bringen. Er führt dabei aus, daß eine Anzahl neu gegründeter indischer Reklamefirmen in dieser Beziehung wesentliche Erleichterungen und Nutzen bieten könnten. Für Inserate, die für die breiten Massen bestimmt sind, und in denen einfachere und billigere Artikel angeboten werden, wird vorgeschlagen, möglichst die Abbildungen der Handelsmarken zu verwenden, denn sie könnten meist besser helfen, Geschäfte zu machen, als lange Beschreibungen, welche von der Mehrheit des einfachen Volkes doch nicht gelesen werden können.

Wilhelm Driewer, der Kinderfreund

Die Geschichte einer Tierschaunacht

Von Margarete Windthorst

(Fortsetzung)

Wilhelm Driewer kam um die Hausecke in den Garten, schob vor der kleinen, anliegenden Pforte mit gutmütigem Lachen ein paar Nachbarkinder von sich ab, die sich draußen an ihn gehängt hatten, und sagte seiner Frau einen frohen guten Abend. Ja, er sei früher heim, als es seine Absicht gewesen, antwortete er auf eine Frage Marthas, überbrachte ihr Grüße von Verwandten und Bekannten und wünschte ihr, sacht den Arm um ihre unter einer weiten Schürze versteckten Gestalt legend, ein so prächtiges Bürschchen, wie er heute bei den Verwandten über die Taufe gehalten hatte.

Die Frau wand sich errötend und mit immer noch hoch klopfendem Herzen aus seiner Umarmung, suchte Rika mit einem schnellen Blick all ihr aufblühendes Eheglück mitzuteilen und brachte Wilhelm an den Tisch, um seine liebe Gegenwart dem Gast nicht zu lange zu enthalten. Rika war aufgestanden, mußte sich aber sogleich unter den Tisch bücken, weil ihr das Knäuel entfallen war, und in dieser Stellung bot sie Wilhelm Driewer ihre Begrüßung.

„Gebt ihr euch nicht die Hand?" fragte Martha befremdet.

„Doch," sagten beide wie aus einem Munde und schüttelten sich die Hände, in einer beiderseitigen Verwirrung heftiger, als es zur Versicherung ihrer Freundschaft nötig war.

Frau Martha war danach vollkommen zufrieden und ließ sich von ihrem Manne mit allerlei kleinen Sachen beschenken, die er am Mittag für sie oder das Kind gekauft hatte. Seine plumpe, bäuerliche Hand war wunderbar geschickt mit den feinen Spielzeugen, und Rika mußte mit einem langen, heißen Blick hinsehen und denken, wie gut doch Vaterhände sein konnten, und daß ihr liebes Kind keinen Vater hatte.

Eine stumme Weile verstrich, in der Rika vom Nachhausegehen sprach, da hielt Frau Martha nicht mehr an sich mit dem, was sie am liebsten gleich gesagt hätte, weil es ihr über die Maßen gut gefiel: „Wir haben eben von dir gesprochen und dich verhandelt, Wilhelm."

Ein warnender Blick Rikas kam zu spät, denn Frau Martha fuhr eben schon in ihrer glücklichen, harmlosen Weise fort: „Rika soll zur Tierschau statt meiner gehen und eine Auge auf dich halten, daß du keine Dummheiten machst." Sie strich mit der Hand über sein rundes, gutmütiges Gesicht. „Rika sagt nur, sie traue sich das nicht zu."

Hatte Wilhelm Driewer eben die Stirn ärgerlich kraus gemacht, so zog er sie nun hoch, tat, als betrachte er eines der Spielzeuge mit gespannter Aufmerksamkeit und sagte gedehnt: „So, traut sie es sich nicht zu?" Dann die Spielware härter auf den Tisch zurückstoßend, als ihre Feinheit es erlaubte und als es seiner vorigen Art glich, stand er auf und sagte, indem er auf das Haus zutrat: „Mach du keine Dummheiten, Frau."

Als er drinnen war, schüttelte Rika den heißen Kopf. „Du machst dir selbst alles kaput. Sagt man dergleichen einem Manne, wo bleibt dann die List, mit der man ihn fangen will?"

„Laß ihn nur gehen in dem Gedanken, daß er eine Aufsicht hat," antwortete Frau Martha. „Ich will nichts mit ihm tun, worum ich ihn nicht vorher offen ansehen kann."

Als Wilhelm Driewer herauskam, hatte er sich, wie er eben sagte, „das Leben leichter gemacht", wie er es zuweilen zu tun pflege. Ein Blick auf die Frau sollte ihr näher bezeigen, was er damit sagen wollte. Sie lächelte denn auch ein wenig traurig und dachte: wenn das Kind doch nur erst da wäre!

Wilhelm Driewer hatte es sich in Wahrheit leichter gemacht, indem er Hut, Kragen und Rock in das Haus gebracht hatte, der blonde Kopf, der freie Hals und die weißen Hemdsärmel kleideten ihn alltäglich und gut. Sein Gesicht zeigte alles, was sein Leben glücklich machte: Jugend, Frische und Gesundheit, frohen Kindersinn und überschießende Manneskraft. Wen er ernsthaft anblickte, dem schwor er Treue zu, und wen er wie ein Schelm anlachte, dem verriet er seinen köstlichen Leichtsinn und Übermut, die so weit gehen konnten, daß er für Augenblicke seine Treue vergaß. Er hatte etwas an sich, das ihn überall gefällig machte, allen Menschen lieb, auch denen, welchen er, nicht mit Absicht, aber unvorsichtig weh tun konnte.

„Allen Menschen lieb, auch denen er weh tut," mußte Rika denken, als er so frei im Äußeren, so gefällig herantrat. Martha ging und besorgte ihm die Pfeife. Da kam von seinem befreiten Äußeren etwas in sein Inneres — und mochte er nun wissen, daß Rikas Blick an ihm hing, oder achtete er es nicht — er sah sie nun an und fühlte sich einen Augenblick in ihrem Gesicht froh und wie losgelassen. Rika meinte zu hören, daß er wieder wie eben sagte: „Traust du es dir nicht zu?" Da stemmte sie die Ellenbogen auf den Tisch, sah ihn dreist und trotzig an, und mit dem Kopf in den Händen, die ihr Festigkeit geben sollten, antwortete sie: „Ich traue es mir schon zu." Und mit diesem Wort gab sie zugleich der Base ihre Zustimmung zu jenem Gang zur Tierschaunacht.

Frau Martha brachte die Pfeife. Es war um den Tisch herum, um Baum und Garten und bis an die Berge ein schöner dämmriger Abend geworden. Die Blumen, die der Juni blühen ließ, dufteten so stark, als spielten sie ein Blumenmärchen und zögen im Reigen um den Tisch. Die letzte sommerliche Nachtigall sang von einer frühen Frühlingsliebe, an die kein Wort mehr rühren durfte, die aber noch nicht schweigen konnte und sich im Liede leise ausklagen mußte. Die Berge erschienen höher in der Dunkelheit. Rika mußte von ihrem Platze die Werther Egge hinaufsehen, die sich wie eine Wand vor sie hinbaute, sich wie eine Unmöglichkeit in den Weg der starken Sehnsucht des heißblütigen jungen Mädchens stellte. Nun kam der Mond und beleuchtete die Apothekerköpfe, die runden Berge am Ende des Tales, die Rikas Haus schon früh am Abend in den Schatten stellten, während Wilhelm Driewer mit seiner Frau noch in der Sonne wohnte. Er habe sich warm eingeheiratet, mußte Rika denken, und wie gut es doch einer habe, der das Leben auf leichten Schultern trage!

Wilhelm Driewer nahm mit dem Qualm seiner Pfeife Luft und Duft hinweg, da schickte Rika sich an, nach Hause zu gehen, und die Driewers brachten sie auf den Weg. Bis zur Höhe des Weges gingen sie mit. Die Hunde bellten solange in der zerstreuten Ortschaft, wie auf dem steinigen Wege ein Schritt zu hören war.

„Weißt du ein Mädchen, das sich im Grunde besser hält als Rika?" fragte Frau Martha, allein mit ihrem Mann.

„Nein," sagte Wilhelm Driewer.

„Ich möchte wünschen, daß sie mit einem ordentlichen Manne wieder ganz zu Recht käme."

„Das wünschte ich auch," stimmte Wilhelm Driewer mit seiner Frau überein.

„Glaubst du, daß der, der sie zu Unglück gebracht hat, noch einmal die Schuld bei ihr gut macht?" fragte Frau Martha.

Nein, das glaubte Wilhelm Driewer nicht.

Frau Martha hatte in den nächsten Tagen Gelegenheit, ihr Werk, die Base wieder ganz zu Ehren zu bringen, vollkommen zu machen. Ein trefflicher Bursche, der in der eiligen Heuernte bei den Driewers aushalf, sprach zu Frau Martha in ernster Weise von seiner Heiratslust und zeigte sich auf die Empfehlung der Frau nicht abgeneigt, um Rika Stratmann mitsamt ihrem kleinen Anwesen zu freien, doch das Kind —

Es war nur eine Einwendung, ein überlegendes Zögern des Burschen, und es war kaum notwendig, daß Frau Martha im Namen ihres Mannes einen guten Taufpatengroschen versprach, der dem Kinde Rikas in späteren Jahren durchhelfen sollte, um den unnatürlichen Vater zu entlasten.

Heinrich Leiting, jener Bursche, bewarb sich um Rika, wurde auch gern von ihr gesehen, sie bat ihn aber, die zwei nächsten Wochen in ernstem, beiderseitigem Bedenken verstreichen zu lassen und nicht vor dem Sonntag nach Tierschau wieder zu kommen, noch einmal zu fragen und sich neu antworten zu lassen.

„Am Sonntag nach Tierschau," versprach Heinrich Leiting.

Rika wurde nicht ganz froh mit der Wendung der Dinge, die ihr aus hellem Himmel in den Schoß fiel. Es lag ein Druck auf ihr, und damit entschuldigte sie sich auch bei Martha, als sie dieser für die neue Liebe zu danken ging und sich nicht ganz froh stellen konnte.

„Ein Druck?" fragte Frau Driewer.

„Ach, laß das unselige Fest nur erst vorüber sein, und wenn es gut abgeht, dann werde ich auch froh mit Heinrich Leiting." So redete Rika.

Driewers Knechte trieben zur Tierschau mit ihrem gehörnten Vieh, einer Stute und zwei Sauen ein prächtiges Saanelamm von Rika Stratmann mit an und brachten ihr sowie dem eigenen Hofe für Ferkel und Säue den ersten Preis mit heim. Das gäbe einen guten Heiratsgroschen, hieß es gleich in der Ortschaft, in der man um Rika Bescheid wußte; und um die ehrliche Aussicht, die ihr bevorstand, verdachte man es ihr nicht, daß sie am Spätnachmittag zum Fest aufgemacht durch die Ortschaft ging, ihren Jungen bis zum Abend der Pflege einer gefälligen Nachbarin überlassend.

Rika nahm einen gänzlichen Umweg über Driewers Hof, wo sie das Haus still und Martha allein fand. Wilhelm war seit dem Morgen auf dem Fest und nahm als Preisgekrönter das Essen mit dem Landrat und vielen anderen

hohen und niedrigen Gästen dort ein. Am Nachmittag hatte er auf eine knappe Stunde zu Hause hereingesehen und Martha gutmütig gefragt, ob er daheim bleiben solle, weil ihre Niederkunft nächster Tage bevorstand, sie hatte ihn aber weggeschickt, er möge sich gern belustigen, erzählte sie Rika, und daß es nicht darüber ginge, dafür sorge ja die Base.

Die Frau hatte bei hastigem Sprechen aufgeregt heiße Backen, ein Knecht, den Rika auf dem Fest geglaubt hatte, kam eben aus der Stadt zurück, eine Magd war eilig hin und wieder.

„Martha," sagte Rika mit zögerndem Fragen, „ist es wahr, was ich glaube? Dann gehe ich gleich, und Wilhelm ist in zwei Stunden auf dem Hofe."

„Laß das sein," fuhr die tapfere junge Frau auf. „Er braucht die ersten Stunden nicht mitzumachen, und ginge es schnell und gut mit mir, dann hätte ich ihm einen reichlichen Lohn zu geben, wenn du ihn mir heil nach Hause schaffte st."

„Jetzt beißt du dich fest in dem unsinnigen Gedanken, mich ihm nachzuschicken," sagte Rika düster. „Du weißt nicht, wie es ist, in Nöten zu liegen, wenn die Hand vom Manne nicht da ist, die einen hält, einem hilft." Und sie fügte bitter hinzu: „Du könntest es besser haben als ich es hatte."

Und doch wolle sie, daß es so sei, sie brauche es nicht besser zu haben als Rika, antwortete Frau Martha, ihren Willen durchsetzend. Sie schob Rika aus der Tür in den Hof, aber das Mädchen zögerte immer noch zu gehen und stieß endlich heraus, die Hand der jungen Frau in ihrer pressend: „Martha, ich bin feig und schlecht vor dir."

Die Frau entzog Rika ihre Hand, weil ihr Kind sie an die nächsten Stunden erinnerte, und sie trat in das Haus zurück, das sie hinter sich verschloß.

Rika ging durch den Hof und die Straße entlang, wo diese in die jenseitige, westliche Ebene führte. Sie ging unsicher, über Steine strauchelnd, fand keinen Anschluß auf dem einsamen, einstündigen Wege und hatte Zeit und Gelegenheit, über sich nachzudenken und in Zweifel an sich zu kommen.

Frau Martha wußte nicht, was sie getan, als sie Rika ihrem Manne nachschickte, sie wußte nichts von einer früheren Liebschaft jener beiden, und so wußte sie auch freilich nicht, was man im Ort kaum wahrgenommen hatte, daß sie Rika dem Vater von des Mädchens Kinde entgegenschickte.

Rika hatte ihre Liebe zu Wilhelm Driewer noch nicht soweit überwunden, um nicht über den Verlauf der heutigen Nacht in Zweifel zu sein. Sie wollte fest sein nach dem Gelöbnisse der letzten Tage, fest um Marthas willen, um ihrer beiden Kinder willen, fest um Heinrich Leiting und alle Ehre! Aber die Liebe zu Wilhelm Driewer war so leicht wieder da, wenn sie ihn sah, daß sie nun nichts beschwor. Rika hatte wegen ihrer Pflicht zu Martha den heutigen Weg zu gehen auf sich genommen, als sie nun wirklich ging, dachte sie mehr

daran, die festliche Nacht als eine Prüfung zu nehmen, ob sie die Heirat eines ehrlichen Mannes wert sei.

Der glückliche Wilhelm Driewer dachte indessen an nichts, was ihm den Tag schwer machen konnte, während er vor der Honigkuchenbude stand und den Kindern rote Herzen kaufen half, ihnen die Verse, die darauf gedruckt waren, vorlas und die Freuden des Nachmittages mit ihnen teilte.

Das Fest mit Zelten und Buden, mit nach Hunderten zählenden geputzten Gästen, nahm bei heiterem Wetter einen günstigen Verlauf. Das Kreisfest hatte wie alljährlich beim Schloß des Landrats seinen mit Fahnen geschmückten Platz inne, wo tags die Waldbuchen Bänke und Tische beschatteten, und wo abends im Schloßteich das Feuerwerk sich so natürlich spiegelte, daß es doppelt zu sehen war und eine zweifache Freude gab.

Um diese Zeit kam Rika auf den Platz und sah Wilhelm Driewer am Ufer stehen, wo er ein paar Müttern half, ihre Kinder auf den Tisch zu heben und sich selbst die beiden kleinsten auf die Schultern setzen ließ, damit sie gute Ausschau hatten, wenn nun die Feuerkugeln stiegen. Sie dachte an die Worte, die Frau Martha ihrem Manne nachgesagt hatte: „Wo ein Kind ist, kann keine Sünde sein." So kehrte sie sich um und blieb allein.

Später abends sahen sie sich im Zelt. Wilhelm Driewer tanzte leicht und gut, und die Mädchen, die er schwenkte, mit denen er einen leichten, harmlosen Scherz trieb, vergaßen seinen Ehering, vergafften sich in ihn und zeigten es ihm ohne Scham. Zuweilen, wenn er sich frei machen konnte, kam er zu Rika und sprach sie an. Das eine Mal fragte er mit seiner lieben Schalkhaftigkeit: „Paßt du auch gut auf mich auf?" Damit zeigte er ihr, wie harmlos er nun Marthas Fürsorge auffaßte. Und ein anderes Mal: „Tanzen wir auch einmal zusammen?" Er fragte das in einer Weise, als erinnere er sich nicht daran, wie sie vor zwei Jahren zusammen getanzt hatten, und die einsilbigen, ablehnenden Antworten Rikas ermunterten ihn nicht.

Er brachte ihr zu essen und bot ihr zu trinken an, und als sie ihn nicht bezahlen lassen wollte, sagte er ihr, er handle so nach Marthas Willen, und da mußte sie es annehmen. Sie fühlte, daß zwischen ihm und ihr kein inneres Band mehr bestand, darüber war sie froh und enttäuscht zugleich.

„Wir wollen bald nach Haus," sagte er um Mitternacht, da wußte sie, daß er sich als Kamerad zu ihr stellte, und sie konnte sich nicht einmal über ihn wundern, weil er es leicht mit Dingen nahm, an denen andere zu tragen hatten.

Wenn Wilhelm Driewer tanzte, sprach nichts aus seinem Gebaren, als die Lust an einem bißchen frohen Leben, und wo er einem Mädchen mit den Augen schön tat, spürte man es doch, daß er mit dem Herzen seiner Frau treu war. Auch Rika beobachtete und erkannte ihn dahin. Frau Martha hatte sie mit einer törichten Rolle beauftragt. Wilhelm Driewer verwahrte sich selbst. „Man fühlt sich doch verheiratet," sagte er einmal zu ihr. „Es hat doch keine rechte Art mehr."

Rika hätte sich heimlich nach Hause schleichen sollen, aber ihre Backen röteten sich mehr, je tiefer die Nacht wurde, sie mochte den Blick nicht gern von Wilhelm Driewer wegnehmen, obgleich er ihr Achthaben nicht mehr nötig hatte. Es war gerade, weil er sich rar machte, viel Begehrenswertes an ihm, und so blieb sie.

Wilhelm Driewer fand dann ein Mädchen, das mehr über ihn vermochte als alle anderen. Er dachte ehrlich: „Du hast eine Frau und bist bald vor aller Welt Vater von einem Kind, nimm dich zusammen, es kommt bei dergleichen doch nichts Wahrhaftiges heraus." Er kehrte sich ab, war aber immer wieder bei dem leichten Mädchen.

Rika sah seinem Schwanken zu. Sie war, sich ihrer Tänzer wehrend, ganz in den Hintergrund getreten, aber sie sah schärfer durch das trübe Saallicht, als eben, wo sie unter den Lampen stand. Alles, was je in ihr gelebt hatte und was sie hatte einschläfern müssen, wachte nun in ihr auf. Sie dachte nicht mehr an die Base Martha und an ihre Mission, sie dachte nur an Wilhelm Driewer, dem heute nacht kein Mädchen gehören sollte außer ihr. Sie hatte noch alles in und an sich, was ihm vor zwei Jahren gefallen hatte, sie forderte heute so wenig ein Ehe- und Ehrversprechen von ihm wie damals. Sie würde heute noch einmal wie damals ihre Ehre auf das Spiel setzen, um in ihrer Liebe frei sein zu können. War sie nicht ein glückliches Mädchen, daß sie den Mut hatte, um einer Stunde willen ihr Leben zu zerbrechen?

Wilhelm Driewer ging aus dem Zelt, weil eben jenes Mädchen hinausgegangen war, wohl um an der Wiese draußen auf ihn zu warten. Bis an den Weg wollte er gehen, der zur Wiese abführte, nicht weiter! Nicht weiter, obgleich seine Frau wohl schlief, sein Kind noch nicht geboren war, und obgleich die Nacht lau und schön und dunkel war. Eine Liebesnacht unter weißen, dunstverschleierten Sternen.

(Schluß folgt)

Litauiſche Volkslieder

Aufgezeichnet und ins Deutſche übertragen
von Hans Foerſter-Pelludat

1

Rauten*) ſäte ich und Nelken,
Säte ſie mit Fleiß;
Säte meine jungen Tage
Ohne Luſt und ohne Klage
Zu den Lilien weiß.

Die Rauten gieße ich, die Lilien,
Tränk' auch die Salbein;
Gieße mir die jungen Tage
Mit den Tränen mein.

Rauten pflücke ich und Lilien
Und auch rote Nelken;
Wer pflückt meine jungen Tage?
Ohne Luſt und ohne Klage
Einſam ſie verwelken.

2

Ach, heiße, heiße Tage!
Wie ſcheint die Sonne glühend! —
Mir machen Schmerzen Plage.

Und Mutter hat viel Sorgen,
Viel Sorgen hat Weißköpfchen:
Wo bleibt meine Tochter morgen?
Fährt ſie mit buntem Wagen
Zum Liebſten? Ob die Burſchen
Zum hohen Berg**) ſie tragen?

Ach, Mütterchen, nicht denket
An Hochzeit jetzt und Freuden! —
Mich in die Grub' man ſenket.
Wenn Brüderchen die Pferde
Im nächſten Frühling hütet,
Lieg' ich ſchon in der Erde;

*) Die Raute kehrt in faſt allen litauiſchen Volksliedern (dainos) wieder; ſie entſpricht, ihrer ſymboliſchen Bedeutung nach, unſerer Myrthe.

**) „Der hohe Berg" bezeichnet in Litauen immer den Friedhof. Stets iſt für dieſen dort eine der geringen Bodenerhebungen als Platz gewählt. Wie völlig die Vorſtellungen von Berg und Friedhof ineinander verwachſen ſind, zeigt köſtlich die Äußerung einer alten Litauerin: als ich ihr von Gebirgen erzählte, meinte ſie kopfſchüttelnd: „Aber das muß doch ſchrecklich ſchwer ſein, jedesmal mit dem Sarg da hinauf zu klettern." (Vgl. auch Lied 4.)

Dann kommt er an mein Grab,
Klopft an der Schwester Kreuzlein
Mit seinem Weidenstab:

Steh auf! Steh auf! Erhebe
Dich, Lilie! Du Junge!
Komm in die Stube! Webe!
Näh' uns auch Hemden! Höre!
Du schläfst so lang! Erwache!
Ach Brüderchen, nicht störe
Mich Müde! Meine Augen
Sind trüb schon. Meine Hände
Nicht mehr zur Arbeit taugen.

3

Das waren Tage!
Ach, schöne Tage!
Die ich verlebte
Beim Mütterlein:
Zum Felde ging ich,
Tat leichte Arbeit,
Nach Hause kam ich,
Hört' liebes Wort:
Mütterchen sagte mir,
Wenn sie zur Scheune ging:
Töchterchen gehe nur
Schlafen im Schatten!
Im Schatten liegend,
Blumenduft atmend,
Sah ich im Fenster
Den Mond erscheinen.
Auf Vaters Garten
Lag Sonnenfrieden,
Auf grünen Blättern,
Auf weißen Wegen — —

Ach nun sind Tage!
Ach, böse Tage:
Ein schweres Leben
Bei der Mutter vom Bürschen,
Den ich gefreit:
Ins Feld ich gehe,
Tu schwere Arbeit,
Hör', heimgekommen,
Nur harte Worte.
Die Schwieger redet,
Wenn sie zur Scheune geht:
Lauf, Schwiegertochter,
Die Füllen hüten!
Die Füllen hüt' ich,
Wate durch Sümpfe;
Durch Erlenblätter
Der Mond mir scheint.
Auf hohem Berge*)
Die Sonne vergeht,
Und meine Tränen
Keiner mehr zählt.

4

Gelb sind die Ähren,
Heiß brennt die Sonne,
Still unter Bäumen mein Mädchen ruht,
In süßem Traume
Schläft meine junge Blume.
Wer sie kann wecken
Die Traute, die Feine,
Wer mir die junge Blume erweckt,
Dem werd' ich geben
Mein schönes braunes Pferd.

*) Vgl. die Anmerkung auf S. 467.

Ach, niemand kann wecken
Die Junge, ſie ſchläft ja
Schon lange im Sarge
Auf hohem Berge.
Schon ſchwarz ſind geworden
Die ſilbernen Ringe,
Und ausgebleicht iſt
Ihr blondes Haar.

Ruſſiſche Briefe

Von George Cleinow

Berlin-Friedenau, Pfingſten 1914

Während der ruſſiſchen Oſternacht, die dieſes Jahr nur eine Woche hinter der weſteuropäiſchen folgte, fuhr ich, nach faſt vierwöchentlichem Aufenthalte in St. Petersburg, wieder heim. Bei leichtem Froſt und Sonnenſchein ging die Fahrt in der ſechſten Nachmittagsſtunde zum Warſchauer Bahnhof, vor deſſen Glaswand vor bald zehn Jahren der allgewaltige Miniſter des Innern Plehwe ermordet worden war. Wie damals auf den Straßen das zahlreiche Volk vor allem ſeine Empfindung durch Gebet zum Ausdruck brachte und dem oberflächlichen Beobachter die allgemeine und grundſätzliche Ablehnung des Mordes vortäuſchte, ſo erwecken am Oſterſonnabend jene Tauſende, Hunderttauſende von Betern, die barhäuptig in langen Reihen, des prieſterlichen Segens gewärtig, hinter ihren Oſterkuchen ſtehen, ein Bild der Einheitlichkeit im Denken der ruſſiſchen Nation, das zu den Berichten der Preſſe über Streiks in den Fabriken, Arbeiterrevolten und groben Ausſchreitungen gegen die Staatsgewalt gar nicht paſſen will. — Im gering beſetzten ruſſiſchen Zuge, der mit leiſe murmelnden Rädern nicht eben haſtig durch die vom Vorfrühling kaum geküßte Ebene eilt, läßt ſich träumen und ſinnen. Manche Erinnerung an frühere Fahrten nach Petersburg und Erlebniſſe auf ruſſiſchem Boden tauchen auf und geben dem, was ich jüngſt alles geſehen und gehört, Verbindung und tiefere Farben. — Jetzt, da ich ſchreibe, ſind wir dreißig Tage weiter und dementſprechend iſt auch die Erörterung über die deutſch-ruſſiſchen Beziehungen vorgerückt. Die Herren von Jagow und Sſaſonow haben die amtlichen Auffaſſungen von den deutſch-ruſſiſchen Be-

ziehungen vor den beiderseitigen Parlamenten dargelegt und zwei russische Gelehrte, Maxim Maximowitsch Kowalewski, ein gewiegter und geachteter Politiker von Einfluß, Mitglied des Reichsrates und Herausgeber des weltbekannten Europäischen Boten, sowie P. Mitrofanow, der, obwohl Urrusse und Deutschenfresser, nichts dabei findet, sich das deutsche Adelsprädikat beizulegen und sich Paul von Mitrofanow zu nennen, haben, jener in einem wohlerwogenen Artikel der Frankfurter Zeitung, dieser in einem gefühlvollen Briefe an den Herausgeber der Preußischen Jahrbücher, dessen Veröffentlichung Herr Delbrück dem deutschen Volke ruhig ersparen konnte, meine Ausführungen bestätigt, daß nämlich auch im russischen Volke „zwei Seelen, ach" miteinander um die Oberhand ringen. So wäre also, sollte man meinen, das Thema der deutsch-russischen Beziehungen wieder für einige Zeit erschöpft! Durchaus nicht: die meinen Lesern im ersten „Russischen Briefe" versprochene Analyse der russischen Stimmungen ist noch nicht zu Ende geführt. Noch muß manches gesagt werden.

* * *

1896 war ich zum ersten Male an der Newa. Derselbe Kutscher, der mich damals gefahren hatte, weil er schon seit geraumer Zeit meines Vaters Leib-Lichatsch war, hatte mich jetzt wieder zum Bahnhof gebracht! Seit mehr als fünfundzwanzig Jahren „steht" er vor dem von einem Deutschen trefflich geleiteten Hotel Angleterre und von diesem Platz haben ihn weder die Industrialisierungsära Wittes, noch die zahlreichen politischen Morde, noch der unglückliche Krieg von 1904/5, noch Revolution und Oktobermanifest und Volksvertretung verdrängt. —

1900, also vor vierzehn Jahren, lernte ich den Waggonschaffner kennen, der mich jetzt wieder an die Grenze begleitete. Ja, das russische Leben ist auch da noch ungeheuer konservativ, wo es in so nahe Fühlung mit dem Westen getreten ist wie in St. Petersburg und auf der Warschauer Bahn! Mein Kutscher ist ein echter Russe aus dem Gouvernement Twer, der Schaffner ein katholischer Lette. Beide sind wohl mit der Zeit älter geworden, aber der Russe trägt keine Anschauungen vor, die er nicht schon 1896 auf einer Spazierfahrt nach den Inseln, zur Pointe, wo die vornehme Welt sich während der weißen Nächte trifft, geäußert hätte. Heute ist sein starker Bart und Haarschopf fast weiß und er schläft auf dem Bock schon so fest, daß der Gast, der mit ihm fahren will, an seinem Leibgurt aus dunkelblauem Sammet rütteln muß. Er ist über sechzig! Doch als ich ihn nach sechsjähriger Zwischenzeit jetzt wieder anspreche, begrüßt er mich ohne Besinnen mit dem familiären „ss prijesdom, Georgi Markellowitsch!" (Zur glücklichen Einkehr George Marzells Sohn!) Und als ich bei einem Besuch weder Hausnummer noch Straße, sondern nur den Stadtteil anzugeben weiß und ein gelbes Einfamilienhaus, unweit des Großen Prospekt, sagt er gelassen: „snaju" und bringt mich vor die gewollte Tür. Diese Gedächtnis-

kraft ist eins der allgemeinsten Merkmale echten, unverdorbenen Russentums, ein unermeßlicher Reichtum und doch zugleich eine schwere Bürde: dies Gedächtnis steht bei aktiven Persönlichkeiten nur selten im Dienst eines wohl disziplinierten Verstandes, läßt sich aber um so häufiger und nachhaltiger vom Gefühl fortreißen. Die Gabe, Erlebnisse mit einer Zähigkeit festzuhalten, wie es der Russe tut, im Zusammenhang mit dem starken Einfluß alles Gefühlsmäßigen, das das Wesen des Erlebnisses ganz individuell ausgestaltet, bildet meines Erachtens den Ausgangspunkt für jene Erscheinungen, die von deutschen Beurteilern so häufig und unzutreffend als Unwahrhaftigkeit und Untreue bewertet werden. Im Treffpunkte von Wissen und Gefühl liegt auch wegen des starken Einflusses des Gefühls die Wurzel für Radikalismus und Fatalismus, die beide nebeneinander hergehend das russische Volk zu unerhörten Leistungen körperlicher und geistiger Art befähigen, und schließlich auch zur radikalen Scheidung der Geister ohne Kompromiß treiben. Die Spaltung des russischen Volkes in Rechtgläubige und Altgläubige ist ein großes historisches Zeugnis für diesen Radikalismus, — die großen Reformen Alexanders des Zweiten, die Art, wie sie dann modifiziert wurden, die Agrarreform Stolypins und die Art, wie unter des Grafen Witte Anleitung früher und jetzt wieder die Wirtschaftsreformen in Rußland angefaßt werden, sind die jüngsten Beweise.

Was mich nur immer wieder in Erstaunen setzt, ist, daß solche Typen, wie mein Kutscher sich in allen Schichten auch in St. Petersburg erhalten können. In diesem Menschensumpf, in dem gegen zwanzig selbständige Sprachen durcheinanderschwirren (mehr als in Moskau und San Francisco!) und mehr als fünfzig Dialekte gesprochen werden! Gerade dieser Umstand ist es, der die Bedeutung des agrarischen Charakters des Landes für die nationale Struktur des Volks recht beleuchtet. Der Russe war bis vor ganz kurzer Zeit noch eng mit dem Boden verwachsen und wenn er auch nur vier Quadratmeter Hüttenraum auf dem Dorf sein Eigen nannte.

Rußland und das russische Leben ist durch seinen agrarischen Hintergrund stark konservativ und voller Mißtrauen gegen das Fremde. Seine innere Entwicklung ging und geht langsam vor sich, trotz Eisenbahn und Automobil und drahtlosem Funkspruch und obwohl das gegenwärtig größte Flugzeug der Welt, das mit sechzehn Menschen an Bord die Kuppel der Isaakskathedrale umkreiste, von einem Russen konstruiert wurde. Die Russen lassen sich Zeit — uns Westländern scheint es fälschlich Trägheit und Indolenz — über sich und ihre Umgebung nachzudenken. Tische jedesch, skoro budesch! Fährst du langsam, wirst du schnell ans Ziel gelangen! ist eins der gebräuchlichsten Sprichworte der Russen. Erst wenn ihr Denken ins Bereich des Gefühls gerät, nehmen sie Stellung, nehmen sie plötzlich, unvermittelt, radikal Stellung und handeln entsprechend radikal. Sie kehren der Kirche den Rücken, greifen zur Mordwaffe, schließen sich Sekten an oder „bespucken sich" würdelos selbst. Turgeniew kann, wegen der schlechten Aufnahme seines Romans „Rauch" durch die Nationalisten

tief verstimmt, ohne zu erröten um die Mitte der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zu Dostojewski sagen, er sei ein Deutscher geworden und hat den für einen Russen traurigen Mut fortzufahren: „Wenn Rußland heute vom Erdboden verschwinden sollte, so würde es keinen Verlust für die Menschheit bedeuten und sie würde es sogar nicht spüren . . .", „alle Versuche, eine selbständige russische Kultur zu schaffen, seien nichts als Dummheit und Schweinerei". Und Dostojewski, der nichts dabei findet, daß „man auf allen (russischen) Stationen die Preise verdreifachte", als er und andere Verbannte auf dem Etappenwege „gefesselt" nach Sibirien transportiert wurden, nennt alle Deutschen Wucherer, Schurken und Betrüger, weil die Zimmervermieterin in Baden-Baden ihn, den leichtsinnigen Spieler, in einer finanziellen Notlage ausbeutete!

Wie der einzelne so ist auch die Regierung in Rußland dem rein Gefühlsmäßigen stärker unterworfen als etwa in England, Deutschland und Frankreich. Bismarck hat diese „Imponderabilien" für seine Friedenspolitik sehr wohl auszunutzen verstanden. Wenn ihn deshalb gerade ein Mann deutscher Abstammung, der schon erwähnte Finanzminister Graf Reutern, stark beargwöhnte, er treibe Rußland in den Orientkrieg (1877), ohne daß es die Russen merkten, so ist das kaum verwunderlich. Wenn aber die panslawistischen Kriegstreiber damals das Gefühl gehabt haben sollten, von Bismarck moralisch unterstützt zu werden, so gäbe das den Schlüssel für die Wut, die sich nach dem Berliner Kongreß gerade von dieser Seite aus gegen den Fürsten Bismarck und die deutsche Politik richtete. Die Nationalrussen fühlten sich in ihrem Vertrauen getäuscht, sie waren in ihren Empfindungen berührt, weil sie die Realitäten nicht genügend in Rechnung gestellt hatten. Wir heutigen Deutschen aber können aus der Tatsache, daß uns in Rußland vorgeworfen wird, wir hätten die Russen nicht nur um den Siegespreis von San Stefano gebracht, wo doch, abgesehen von der Macht der Umstände, Salisbury und Andrassy die Karnickel waren, sondern daß wir auch ihre Notlage im Jahre 1905 besonders ausgenutzt haben sollen, folgern, daß die Ereignisse von 1877/78 den Treffpunkt von Gedächtnis und Gefühl auch für die amtliche russische Politik bilden, von dem aus die Gesamtaktion der neuesten Phase der russischen Politik ihren Ausgang nimmt. Wenn aber Bismarck noch im Hinblick auf den Staatskanzler Gortschakow geringschätzig von verletzter Eitelkeit bei einzelnen sprechen durfte, so würde ich es für gefährlich halten, wollte man in Deutschland die Aufregung in der russischen Presse über den Ausgang der letzten großen Balkankrise, lediglich als Pikiertheit bewerten und behandeln. Der Unmut sitzt tatsächlich tiefer. Er sitzt im Gefühl. Einige historische Erinnerungen mögen meine Auffassung beleuchten.

Die regelmäßigen Leser der Grenzboten werden vielleicht noch im Gedächtnis haben, daß ich in Heft 8 den heutigen russischen Ministerpräsidenten Goremykin als einen „Jünger Tscherkassskis", der vorher ein „nationalistischer Heißsporn" genannt worden war, bezeichnete.

Erinnern wir uns weiter, daß Goremykin es war, der den bis 1906 so gut wie unbekannten, erst vierundvierzig Jahre zählenden Stolypin von seinem Gouverneursposten aus Ssamara holte und daß schließlich gerade während der Präsidentschaft Stolypins die Diplomaten Iswolski und Hartwig eine Politik treiben durften, die sich gegen Deutschland, Österreich-Ungarn sowie gegen die Türkei richtete, während Stolypin selbst vorsichtig mit den Polen Ausgleichsverhandlungen führte. Tscherkassky, Herrn Goremykins Lehrmeister, amtierte in den 1870er Jahren bis zu seinem am Tage des Friedensschlusses in San Stefano erfolgten Tode als Präsident der russischen Zivilverwaltung auf dem Gebiet des heutigen Bulgarien und Ost-Rumelien. Als durch die Bestimmungen des Berliner Kongresses eine internationale Kommission ernannt war, die Geschicke der Balkanvölker mit den Interessen der Türkei in Einklang zu bringen, was auch eine gewisse Beaufsichtigung der russischen Zivilverwaltung in Bulgarien notwendig machte, traten Reibungen ein, die noch heute in der Politik nachwirken, die jedenfalls auf die Gemütsverfassung der beteiligten Russen sehr verstimmend eingewirkt haben. Bei einer der Balkankommissionen, die Alexander der Zweite in seinen Briefen an Totleben für alles Mißgeschick der russischen Balkandiplomaten verantwortlich machte, befand sich Herr Iswolski als junger Attaché. In Philippopel aber schaltete Stolypins Vater, der noch heute in Moskau lebende General, und, wenn man Tatischtschews Angaben hierin Glauben schenken darf, scheinen gerade dort zwischen den fremden Kommissaren und den Russen „häufige Streitigkeiten und sogar Zusammenstöße" stattgefunden zu haben. Was liegt näher als der Gedanke, daß Stolypins und Iswolskis Politik von den Erinnerungen an die Tatsachen ausgeht, die in jüngeren Jahren ihre patriotischen Gefühle so stark aufgewühlt hatten? Hatte nicht auch der Balkankrieg von 1877 der revolutionären Bewegung Halt geboten? Und weiter: erscheint es sehr willkürlich gefolgert, erscheint die Behauptung, daß hinter der Agitation des Nowoje Wremja mehr stehe als die private Meinung politischer Querköpfe, als Willkür, wenn man weiß, daß Stolypins älterer Bruder Mitglied der Redaktion des genannten Blattes ist? Man kann einwenden: Stolypin ist tot! Gewiß, aber wie, unter welchen das nationale Gefühl aufwühlenden Umständen ist er gestorben? Er starb als ein Held und ist ein Nationalheld geworden, nachdem er den Russen das Selbstvertrauen wiedergegeben hat. Stolypins Vermächtnis gilt heute mehr, als sein lebendiges Wort galt. Aber derjenige, der im Jahre 1906 der ganzen Ideenwelt Stolypins Eingang in die Regierung verschaffte, steht heute wieder provisorisch am Steuer, solange bis er die geeigneten Männer für die entsprechenden Posten gefunden hat: Goremykin.

Mit diesem Hinweis seien meine Russischen Briefe als Ergebnis meiner letzten Rußlandfahrt abgeschlossen. Wer mehr aus dem Gefühlsleben der Russen erfahren will, greife zu den eben erschienenen Briefen Dostojewskis und zu den ausgewählten Aufsätzen des Philosophen Ssolowjoff, der den Krieg als ein

Erziehungsmittel zur Nächstenliebe verherrlicht*). Unsere konkrete Frage lautete: Ist die russische amtliche Politik zurzeit kriegerisch? Nein! Denn es liegen genügend innere Gründe für Rußland vor, keinen Krieg in Europa zu beginnen, der nicht sehr sorgfältig vorbereitet wäre. Rüstet man für einen europäischen Krieg? Ja! Aber ist es nicht überflüssig, die Frage so zu stellen? Rüsten nicht alle Völker und Staaten, die leben wollen, für den Kriegsfall? Berechtigter erscheint mir die Frage, ob die russische Politik aktiv ist und positiv oder passiv. Sie ist ohne Zweifel durchaus aktiv! Aktiv auf der ganzen Linie: in den diplomatischen Verhandlungen, in der Heeres- und Flottenpolitik, in der Wirtschaft. In einzelnen ihrer Äußerungen darf man sie mehr als aktiv, darf man sie ohne Übertreibung aggressiv nennen! Und darin liegt die große Gefahr für die nähere oder fernere Zukunft. Denn mögen die Friedensabsichten des Zaren und Goremykins und Ssasonows heute noch so bestimmt und gefestigt sein, wer will es verantworten, zu behaupten, daß nicht sie alle von einem vermeintlichen Volkswillen, von der nationalen Begeisterung mit fortgerissen werden, wie einst Alexander der Zweite, der nicht mehr zurückkonnte, nachdem er seine berühmte Rede an den Adel von Moskau gehalten hatte? In Rußland mehr als bei uns gilt es die Gefühlsregungen einzudämmen und zu bestimmten Zielen zu leiten. Wird die russische Regierung imstande sein, bei den Verhandlungen um den neuen Handelsvertrag mit Deutschland auf dem Boden des Sachlichen zu bleiben, nachdem schon soviel Gefühle noch vor Beginn der Verhandlungen haben mitsprechen dürfen? Wird sie nicht von dem Strome, dessen Entfesselung sie zum mindesten stillschweigend geduldet hat, vorwärts gerissen und zu einer Agressivität verleitet werden, die sachliches Verhandeln unmöglich macht? Das sind die Fragen, die bis auf weiteres offen bleiben. Eine innerlich starke russische Regierung bietet jedenfalls eine weit größere Bürgschaft für eine friedliche Abwicklung der europäischen Politik als eine schwache, die unklaren Gefühlen eines Volkes nachgibt.

*) F. M. Dostojewski, Briefe, deutsch von Alexander Eliasberg; R. Piper & Co. Verlag, München 1914 (Preis 8.— M., geb. 10.— M.). Wladimir Ssolowjoff „Die geistigen Grundlagen des Lebens", deutsch von Harry Köhler, I. Bd. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1914 (Preis 7.— M., geb. 8.50 M.).

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Erziehungsfragen

Zur Seminarreform in Sachsen. Am 4. Mai dieses Jahres ist mit Wirkung vom 1. Januar 1915 vom Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts für Sachsen eine „Bekanntmachung über die Prüfungen an den Lehrer- und Lehrerinnenseminaren und über die Wahlfähigkeitsprüfung der Volksschullehrer und Volksschullehrerinnen" veröffentlicht worden, die, da sie grundsätzliche Änderungen im sächsischen Seminarwesen trifft, von allgemeinem Interesse sein dürfte, zumal das Vorgehen des sächsischen Staates bei der anerkannten Reformbedürftigkeit des deutschen Seminarwesens leicht vorbildlich werden kann.

Die wichtigste sachliche und sicher auch in den beteiligten Kreisen mit allgemeiner Freude begrüßte Neuerung ist wohl die, daß der Unterricht in einer neueren Sprache (Französisch oder Englisch) obligatorisch geworden ist. Wenn allerdings die dazu notwendige Zeit dadurch geschaffen wird, daß man ein siebentes Seminarjahr*) unten ansetzt — die Knaben also vor Vollendung der Volksschule mit dreizehn Jahren dem Seminar zugeführt werden, so erscheint die moderne Fremdsprache recht teuer erkauft. Zwar die Führer im Kampfe werden auch diese Änderung mit Freuden begrüßen. Sind sie doch damit ihrem Ideal, das Seminar in ein pädagogisches Gymnasium umzuwandeln, wenigstens äußerlich wieder einen Schritt näher gekommen. Ob es aber richtig ist, gerade diejenigen, die dereinst einmal ihre ganze Lebensarbeit der Volksschule widmen wollen, dieser im letzten Jahre zu nehmen, das ist eine andere Frage. Pflegt doch in jeder Schulgattung das abschlußgebende letzte Jahr für die durch die Schule übermittelte Gesamtbildung von ausschlaggebender Bedeutung zu sein, und es ist darum nicht zu verstehen, wenn man gerade denen die Möglichkeit nimmt, die Krönung einer siebenjährigen Lernarbeit an sich selbst zu erfahren, die dereinst einmal berufen sind, diese anderen zu übermitteln. Ob man nicht auch Platz für die neue Fremdsprache dadurch hätte schaffen können, daß man sich hier und dort weise Mäßigung auferlegte nach dem alten, aber immer noch gerade in der Jugenderziehung so überaus weisen Prinzip: multum non multa?

Sicherlich bedeutet dieses unten angesetzte siebente Seminarjahr eine weitere Degradierung unserer Volksschule, die in starkem Gegensatz zu ihrer tatsächlichen bzw. erstrebten volkswirtschaftlichen Bedeutung steht. Zu der dieser Schulgattung von außen her durch ein ungesundes Berechtigungswesen*) aufgedrängten Entwertung tritt jetzt in Sachsen durch Entziehung gerade der geistig regsamen Elemente aus der für jede Schule so wichtigen Abschlußarbeit eine weitere Entwertung, die für den Fernerstehenden um so unverständlicher ist, weil sie ja aus dem eigenen

*) Bekanntlich unterscheidet man in Sachsen nicht wie in Preußen eine Präparanden- und eine Seminarzeit.

*) Vgl. auch meine Ausführungen: Grenzboten 72. Jahrgang, Heft 16.

Lager heraus erfolgt. Schwerlich kann man sich hier zu der Überzeugung durchringen, daß lediglich pädagogische Gründe für eine derartige Änderung maßgebend gewesen sind.

Fast noch größeres Bedenken erregen aber die Anforderungen, die an die Seminarkandidaten in der Aufnahmeprüfung zu stellen sind.

Es ist geradezu erstaunlich, was so ein kleiner dreizehnjähriger Bube alles leisten muß, wenn sich ihm die Pforten des Seminars öffnen sollen. Um die „Fähigkeit, geschichtliche Erscheinungen, besonders Gegenwärtiges und Vergangenes zu vergleichen und Ursachen und Folgen aufzusuchen", wird ihn mancher angehende Historiker beneiden. Immerhin ist hier diese Fähigkeit durch ein vorgesetztes „gewisse" etwas gemildert und verwässert. In der Erdkunde aber wird glatt die „Fähigkeit, geographische Tatsachen zu vergleichen und zu würdigen" gefordert.

Sollte wirklich der dreizehnjährige Durchschnittsvolksschüler diesen beiden nur beispielsweise herausgegriffenen Forderungen genügen? Und wenn wirklich der geweckte Junge aus der vielgegliederten Großstadtschule — auch der geistig genau so bewegliche Knabe, den das Schicksal eine Landschule besuchen ließ?

Soll etwa durch solche hochgespannten Forderungen rückwirkend auf das Niveau der Volksschule eingewirkt werden? Wenn hier aber eine Steigerung wirklich noch möglich ist, so hat sie von innen heraus zu erfolgen, und es mehren sich gewichtige Stimmen, daß die Anforderungen der Volksschule das Fassungsvermögen des Durchschnittskindes übersteigen. Die Folge derartig übertriebener Forderungen kann nur sein, daß der schon jetzt leider von ehrgeizigen Lehrern in Klassen mit Seminaranwärtern, nicht zum Vorteil für die Allgemeinheit geübte Examensdrill noch weitere Dimensionen annimmt, ja zur Notwendigkeit wird.

Oder will man überhaupt Anwärter der Volksschule ausschließen? Fast will es so scheinen, wenn man liest, daß in der Aufnahmeprüfung auch Latein verlangt wird (eine schriftliche Übersetzung [Zeit eine Stunde] aus dem Lateinischen ins Deutsche und umgekehrt), wobei Kenntnisse gefordert werden, die mindestens dem Pensum der Gymnasialsexta entsprechen. Will man, daß die Anwärter erst ein Gymnasium oder ein Realgymnasium besuchen, etwa bis Quarta? Will man also schon mit neun oder zehn Jahren die zukünftigen Lehrer ihrem ureigensten Milieu entreißen? Dem widersprechen aber wieder die sonst gestellten Anforderungen! Oder will man in Sachsen wieder das Mittelalter heraufbeschwören, wo auch der Volksschüler mit den Segnungen des Lateins beglückt wurde? In Pommern habe ich allerdings noch im vorigen Jahrhundert Volksschulen kennen gelernt, die in der sogenannten Rektorklasse Latein trieben. Soviel ich unterrichtet bin, hat man das freilich heute dort abgeschafft.

Doch quälen wir uns nicht weiter mit der Suche nach Gründen! Sicherlich werden genug Interpreten erstehen, die uns von der Richtigkeit auch dieser neuesten Reform zu überzeugen versuchen werden. Zurzeit kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß man in dem Streben, die Gleichwertigkeit der Seminarbildung im Vergleich zu anderen höheren Lehranstalten äußerlich zu dokumentieren, weit übers Ziel geschossen ist, ein Glaube, der durch die Bestimmungen für die zweite Prüfung (Wahlfähigkeitsprüfung) noch weiter gefestigt wird, wenn z. B. als besondere Arbeit für den, der sich Physik zum Wahlfach gewählt hat, „rechnerische (mathematische) Durcharbeitung eines physikalischen Gebietes, Studium wissenschaftlicher Werke über ein Teilgebiet der Physik" usw., oder wenn in Mathematik unter anderem „das Aufsuchen neuer Lösungswege" als besondere Arbeit empfohlen wird.

Ich meine, die Lehrerschaft befindet sich auf falscher Bahn, wenn sie durch solche von ihren eigentlichen Berufszielen so überaus weit abliegende und von der Allgemeinheit doch nur scheinbar erfüllbare Forderungen äußerlich die Gleichwertigkeit ihrer Vorbildung mit der auf neunklassigen Anstalten erworbenen beweisen will; dieser Beweis muß von innen heraus durch Lösen von Aufgaben, die auf dem ureigensten Boden des Berufes entstanden sind, geführt werden. Wer wollte behaupten, daß das Feld zu eng wäre?

Sonst erleben wir schließlich bei den Seminaren dasselbe Schauspiel wie bei den

Realschulen, die als segensreiche Einrichtung für den Mittelstand gegründet, in dem Streben, ihre Vollwertigkeit den anderen höheren Schulen gegenüber zu beweisen, über sich hinauswuchsen, so daß für die Erfüllung der alten Realschulziele sich die Gründung von Mittelschulen notwendig erwies.

Dr. J. Quandt

Literatur

Alternde Dramatiker. Als Frank Wedekind (wie lange ist das eigentlich her? doch höchstens ein paar Jahre!) durch Deutschland zog und sich mit Fug und Recht über seine unentwegten, prinzipiellen Gegner beklagte, fand er Verteidiger mehr als Feinde. Daß man damals in seinen Vorträgen die sanfte Klage des unschuldig Verfolgten deutlicher vernehmen konnte als das Signal zum Angriff, daß er der sentimentalen Koketterie mit seinem vermeintlichen Kleistschicksal näher war als der herausfordernden, meinetwegen frechen Geste des Kämpfers und Stürmers, das alles hat schon damals bei seinen Freunden Kopfschütteln erregt; bei denen am meisten, die in ihm mehr sahen als eine interessante, vorübergehende Erscheinung. Es kam von Werken, die niemals, auch von preußischen Hoftheatern nicht, hätten übersehen werden dürfen. Das ehrliche Fechten um Kopf und Kragen, die Hatz auf Tod und Leben vor der Meute aller großen und kleinen Hunde —, das alles, was ihn heraushob über literarisches Parvenutum, über die fette, villenbesitzende Behaglichkeit der Veteranen von 1889, das fand und findet mit Fug und Recht die besten Verteidiger, über die Deutschland verfügt.

Aber dieses Desperadotum gerade, die Kraft, die hinter einem so verzweifelten Ringen um den Erfolg steckt, die suche ich seit der „Franziska" vergeblich. Heute ist er geborgen, ist er hoffähig. Und würde er sich heute noch einen gewaltsam Unterdrückten nennen, er dürfte auf einiges Hohngelächter rechnen. Ist nun wirklich mit dem Erfolg das Alter gekommen?

Daß Wedekind die „Franziska" schrieb, war beklagenswert. Immerhin, wer das hinter sich hatte, was er, durfte getrost einmal daneben hauen. Den „Simson" durfte er nicht schreiben. Nicht weil es innerhalb zweier Jahre der zweite Fehlschuß ist, sondern weil dieses dramatische Gedicht in drei Akten das Schlimme, das die „Franziska" nur ahnen ließ, deutlicher zeigt, die Zeichen beginnenden Alterns.

Sexualität und brutale Muskelkraft sind die Triebfedern des Werkes. Kein Vernünftiger wird das dem Dichter verbieten. Wer es aber unternimmt, diese gewaltigen Triebfedern des Menschenlebens zu zeigen, soll sich klar sein, daß er ein für allemal der Lüsternheit geziehen wird, wenn er nicht Urkräfte in Bewegung setzen kann, sondern mit schwacher Hand nur zweideutigen Halbheiten zu reichen vermag. Das Epos, im Richterbuch der Bibel, erzählt höchst schlicht von Simsons unbändiger Kraft, daß er am Bache Zorek ein Weib lieb gewann, die Delila hieß, und die ihm das Geheimnis seiner Kraft entlockte: „Wie kannst du sagen, du habest mich lieb, so dein Herz doch nicht mit mir ist? Dreimal hast du mich getäuscht und mir nicht gesagt, worin deine große Kraft sei." Damit ist alles gesagt. Wer weit genug sieht, wird alles darin finden; nicht nur die tatsächlichen Voraussetzungen für die weiteren Begebenheiten der Sage, sondern auch ihre ganze symbolische Psychologie. Wedekind hat sich nicht auf die einfachen Quadern des Epos beschränkt, durfte es als Dramatiker auch kaum. Nicht nur, daß er eingehender erzählt. Er wollte etwas anderes. Er wollte einen Urmenschen Simson. Ein erotisches Ungeheuer, einen liebenswert-brutalen Muskelmenschen, der Welt und Weib sich untertan macht, niemand weiß wie. Und welch ein Simson gelang ihm? Nur das Mitglied eines Männerturnvereins, Abteilung für Schwerathletik, dem die Gunst der Bierhebe schneller zufliegt als den übrigen Stammgästen. Daß er hier, wo Urkräfte schwingen mußten, kleine Feuerwerke abbrennt, daß ich diesem Simson allenfalls einen Willen zur Erotik, nicht die Erotik selbst glaube, das verstimmt mich. Die war auch in dieser Luft aus dem Hinterzimmer einer Bierkneipe, die den ersten Akt erfüllt, nicht zu schaffen. Auch nicht damit, daß Delila vor aller Augen in Simsons Armen liegt. Auch nicht damit,

daß von den sieben Philisterfürsten sechs mit ihrem Begehren sie umschleichen wie in einer deutschen Kleinstadt ältere, skatspielende Herren eine neue Venus — mit allem dem nicht. Hier müßte vielmehr die Bildnerkraft lebendig werden, mit der etwa da Ponte das Ewige der Sexualität zeichnet, die des älteren Breughel, oder Goyas in seinen Kriegsbildern, oder — wollte der Dichter nur an sich denken — die seines „Frühlingserwachen". Da ist echte — hier nur erwünschte, am Ende geheuchelte Erotik. Alles konnte der Dichter wie „Simson" wagen und doch keusch bleiben, wie Salomos „Hohes Lied" keusch ist: aber mittels kleiner und großer Pikanterien lediglich sexuelle Urkraft vorzutäuschen, das durfte er nicht. Denn damit verließ er das Gebiet des Künstlerischen.

Wehmütig liest man die Verse, die von dem Vermögen vergangener Jahre Wedekinds zeugen. In ihnen tobt wieder, wie einst ein wildes Leid, sprüht wieder ein Dämonentum, geht es wieder in wilden Sätzen über Abgründe:

Am Webstuhl wird buntes Gespinst gewebt!
Hopsa!
Das Kind kommt im purpurnen Kleid zur Welt!
Hopsa!
Der Mann sieht im Weib einen Freudenkelch!
Hopsa!
Das Weib hat mit Küssen sein Kleid erkauft!
Hopsa!
Der Mann hat fürs Alter ein Ruhebett!
Hopsa!
Den Zuchtmeister hat sich das Weib erwählt!
Hopsa!
Dem Mann scheint verflogen die Lebenslust!
Hopsa!
Zeitlebens bezahlt den Gewinn das Weib!
Hopsa!

Sehe ich ab von der Tatsache, die dem Theatraliker von Wert sein wird, daß der blinde Simson zu diesen Versen um sein Leben zu tanzen glaubt, nicht ahnend, daß der, der Richter über dieses Lied und über sein Leben ist, inzwischen sich mit Delila, die einst ihm gehörte, davonschlich: so scheinen mir doch die Kinematographenschnelle, mit der diese grellen Einzelbilder aus dem Schicksal des Mannes und des Weibes aufblitzen und verschwinden, und die Eindrücke, die sie wie feine, tiefe Schnittwunden hinterlassen, bewunderungswürdig ... Wedekind, der einst war und der leider, augenblicklich wenigstens, nicht ist.

Von einem anderen noch ist unerfreuliches zu berichten. In den ersten Kritiken hieß es, Hauptmanns „Bogen des Odysseus" ließe wieder die alte Kraft seines Autors spüren. Merkwürdig: das heißt es nun von jedem Drama, das er schreibt. Und nach jedem Werk seit nun fast einem Jahrzehnt kam die Enttäuschung. Und mit der Enttäuschung die Vergessenheit und mit der Vergessenheit bei seinen Freunden die Trauer um einen, der einmal so viel war, so viel geben konnte und so schnell müde geworden ist. Müde, das ist das einzige Wort, das ich für dieses Werk finde. Hauptmann kennen wir alle heute gut genug, um zu wissen, daß er ein Werk nicht ohne Bruch und Sprung im Innern hinaussenden konnte, das in seiner formalen Glätte weder Widerspruch noch Zustimmung erwecken kann. War es überhaupt nötig, einen Stoff zu ergreifen, der vor Jahrtausenden in seine Formen gefügt ist? In Formen, deren Riesenabmessungen gegenüber Hauptmann immer, auch vor zwanzig Jahren, ein mittelmäßiger hätte bleiben müssen? Die Gewöhnung, aus dem Epos ganz großen Stiles sich die Kleinodien zu rauben, wird nachgerade zum groben Unfug; mit den geringen Ausnahmen der Hebbelschen „Nibelungen" und des „Tristan" hat sie uns Greuslichkeiten genug beschert: weil sie fast immer eine Verzerrung liebgewonnener Züge, im besten Falle, wie hier, ein lächerliches Mißverhältnis zwischen dem Riesenhaften dort und dem bürgerlichen Mittelwuchs hier ergeben muß.

Daß Hauptmann auch hier technische — der epischen Vorlage fremde — Fehler begangen hat, daß die Erkennungsszene bis zum letzten Akt hinausgezerrt wird und dort ihren dramatischen Zündstoff wirkungslos verpufft, daß dieser berühmte Bogen am Ende seine Pfeile in das Leere, in die Nacht hinausschießt, nicht auf ein Ziel, das mehr ist als ein Phantom, das alles soll hingehen. Hauptmann hat Werke geschrieben, die an allen dramatischen Möglichkeiten vorbeigehen und

doch das Herz im Busen bewegen. Daß er aber nichts, auch gar nichts anderes zu geben vermag als die Äußerlichkeiten des überlieferten Stoffes — diese Leere und die Tatsache, daß von dem, was er mit eigener Hand pflanzte, auch nicht ein einziges Korn zur Reife gediehen ist: das macht traurig. Odysseus kommt als Bettler heim, ist bald exaltiert, bald blöde, hat nichts von dem listigen und glänzenden Helden Homers behalten. Und nichts wächst aus diesem Neuen, Eigenen heran als etwa die schöne Szene, in der Odysseus mit dem halbverkommenen Vater Laertes in greisenhafter Ekstase tanzt und gröhlt. Dann aber wird unbekümmert bei Homer gelandet. Müde schleicht die Handlung zu ihrem Ende. Und am Schluß bleiben Fragen in Fülle, die das Drama nicht beantworten konnte und doch beantworten mußte. So bleibt Penelopes Verhalten, die nicht auf die Bühne kommt, aber durch die zweideutigen Reden des Gesindes des Ehebruchs verdächtigt wird, zu dem Heimgekehrten unberührt. Und da, wo es anheben könnte, ist das Spiel zu Ende.

Den „Michael Kramer" sah ich neulich auf einem armen kleinen Geschäftstheater; gespielt freilich von einem, der etwas zu geben hatte in dieser Rolle. Das hat Hauptmann einmal vermocht, vor vierzehn kurzen Jahren! Hat damals so zeigen können, wie der Tod zu reinigen vermag, was das Leben beschmutzte. Das war einmal!

Weshalb ist das nicht noch? Weshalb hat er uns gerade im Stich gelassen? Mehr noch: weshalb haben wir unter denen, die einst etwas versprachen und waren, keinen einzigen, der den Erfolg vertragen konnte, ohne Schaden zu nehmen an seiner Künstlerschaft? Dr. Fritz Reck-Malleczewen

Teils altvertraute, teils längst verschollene, nun neuerstandene Dichtungen sind es, die uns in **Will Espers** Sammlung **„Der deutsche Psalter.** Ein Jahrtausend geistlicher Dichtung" (Verlag von Wilhelm Langewiesche-Brandt, Ebenhausen bei München. Im Pappbande 1,80 Mark) entgegentreten. Von schlichten Versen unbekannter Dichter, die aus fernen Jahrhunderten zu uns herüberklingen, über Gesänge des Reformationszeitalters und der Romantik bis zu Friedrich Nietzsches markiger Hymne, die er dem unbekannten Gotte weiht, führt uns das kleine Buch und offenbart uns eine Fülle von Schönheit. Zugleich ist es außerordentlich lehrreich, diese geschickt ausgewählten Proben christlich-religiöser Dichtung in die Hand zu nehmen und den Abglanz religiöser Stimmung während eines tausendjährigen Zeitlaufes auf sich wirken zu lassen, denn ein Werden und Wachsen des künstlerischen Könnens liegt hier vor unseren Augen. Jede durch die Kirchenspaltung oder das Sektenwesen bedingte Tendenz ist in der Wahl und Zusammenstellung der einzelnen Dichtungen vermieden. Das Buch birgt wertvolles Gut für jeden Freund einer Kunst, die nichts mehr sein will als der schlichte Ausdruck eines wahren Gefühls. *

Philosophie

Selten hat ein Laienprediger die Ablehnung von seiten der Zunft so sehr den lächerlichen Übertreibungen seiner eigenen Streitführung zuzuschreiben gehabt wie **Fritz Mauthner.** Es gehört schon ein sehr guter Wille dazu, sich durch das „hochmütig-demütige" Abschiedswort der zweiten Auflage seiner **„Beiträge zu einer Kritik der Sprache", Teil III: Zur Grammatik und Logik** (Stuttgart und Berlin. J. G. Cotta) hindurchzulesen und dabei nicht den Willen zu verlieren, von diesem eitlen, immer sich selbst in den Vordergrund stellenden Gelehrten zu lernen. Zwar ist in dieser neuen Auflage des dritten Teils wieder wie in der des zweiten Teils, den ich den Lesern im achten Heft des vorigen Jahrgangs anzeigte, manches heftige Wort fortgelassen; aber es sind noch genug jener dumpfen, stubengrämlichen Lufthiebe gegen eingebildete Feinde übriggeblieben, an denen Mauthners Werk so überreich ist.

Und doch wäre es falsch, wollte man der Unlust, diesem subjektiven Führer zu folgen, nachgeben. Es ist immer deutsche Art gewesen, von der Schale auf den Kern zu gehen. Das hat uns noch unlängst der greise französische Philosoph Boutroux nachgerühmt. Darum hatte die Zunft auch nicht das Recht, den klugen Laien beiseite zu schieben, so ungebärdig er sich auch stellte.

Mauthner iſt in der Tat derjenige geweſen, der am eindrucksvollſten dargeſtellt hat, „daß Schlußfolgerungen nur ſprachliche Abänderungen anderer Urteile ſind," daß ſie alſo ſachlich keinen Wert haben. Er hat mit Nachdruck immer wieder betont, daß die Sprache zwar unſer einziges, aber nur ein ſehr unzulängliches Mittel ſei, uns in der Erinnerungswelt zurechtzufinden, daß es eine Logik ohne beſtimmte Sprache gar nicht geben kann, und daß die Kategorienlehre des Ariſtoteles, die wir übernommen haben, aus der griechiſchen Sprache ſtammt und für uns nur ſoweit Wert hat, als unſere jeweilige Sprache mit dem Griechiſchen übereinſtimmt. Mauthner hat einmal wieder gründlich in den Schubfächern des Denkens aufgeräumt, und das bleibt ſein Verdienſt, wenn wir auch manchmal den Eindruck haben: wo er ſagt „gegenwärtig glaubt man", muß man etwa zwanzig Jahre zurückgehen; denn zwiſchen der Konzeption von Mauthners Kritik und dem jetzigen Abſchluß ſeines Lebenswerkes liegt gerade auf Mauthners Gebiet eine fruchtbare Bearbeitung durch Gelehrte wie Bergſon und Huſſerl (um nur zwei Namen zu nennen), die Mauthner ebenſo bereitwillig überſieht, wie man ihn ſelbſt gefliſſentlich totgeſchwiegen hat. So macht ſich Mauthner hier und damit ſeinem „gegenwärtig glaubt man" den Kampf reichlich bequem; denn es iſt natürlich leicht, gegen überholte Anſchauungen zu kämpfen, indem man ſie als die heute giltigen darſtellt.

Traugott Friedemann

Nachdruck ſämtlicher Aufſätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags geſtattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuſkriptſendungen und Briefe werden erbeten unter der Adreſſe:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigſtr. 1a.
Fernſprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Deſſauer Straße 36/37.

10 Jahre schriftliche Garantie können wir für

„REGINA" Sicherheits-Goldfüllfedern

deshalb leisten, weil die durch **D. R. Patent** geschützte Konstruktion dies ermöglicht.

„REGINA" schreibt sofort und ohne zu klecksen.

Der durch 10jähr. Garantie billigste Sicherheits-Goldfüllhalter **„Regina"** kostet nur **M. 12.—** p. Stück. Mit grösseren Goldfedern **M. 20.—**, und **M. 29.—** per Stück.

Alte Halter und Goldfedern werden in **Sicherheitshalter „Regina" umgearbeitet.**

In allen besseren Geschäften erhältlich, **aber ausdrücklich „Regina"** verlangen, wo nicht, werden Bezugsquellen nachgewiesen.

Kataloge gratis und franko.

Klio-Werk G. m. b. H., Hennef 141 bei Köln a. Rhein.

Fabrikanten der vorzüglichen Taschenbleistifte „KLIO" mit Spitzer M. 1.— p. Stück.

Einige Anerkennungen:

Herr Aug. Witzigmann, Schreibwarenhdlg., Freiburg i. Br., schreibt: Zur gefl. Orientierung diene Ihnen, dass ich mich nunmehr nur noch für den Verkauf Ihrer Füllfeder-Fabrikate interessieren werde, erstens weil ich mir den Verkauf dadurch erleichtere und zweitens weil ich noch mit keinem Fabrikat **so guten Erfolg erzielte wie mit „Regina".**

Herr Oberleutnant a. D. von Goeckel, Wilmersdorf, schreibt: Hierdurch teile ich Ihnen **unaufgefordert** mit, dass der vor 4 Jahren von Ihnen bezogene Füllfederhalter **„Regina" noch immer tadellos schreibt.** Bitte senden Sie mir einen Katalog über Füllfederhalter usw. usw.

Ein reaktionärer Briefwechsel

Für und gegen das parlamentariſche Regiment

II.

Parchim, den 9. Juni 1914

Lieber Jakob!

Du kannſt Dir denken, daß ich über Deinen Brief aufs äußerſte erſtaunt war. Wie kannſt Du derartige Ketzereien ſchreiben, Dinge, die man vielleicht denken, aber nie, nicht einmal hinter gepolſterten Türen ſagen, geſchweige ſchreiben darf. Doch ich will Offenheit mit Offenheit belohnen, aber bitte, bringe den Brief nicht in die Preſſe, ſonſt ſoll der Deine auch publiziert werden, zum Schrecken Deiner liberalen Freunde.

Es iſt mir ja ſehr ſympathiſch, daß Du die Freiheit, die der moderne Staat nach Deiner Meinung haben muß und vertragen kann, nur auf den Schein, auf die Kunſt der Inſzenierung gründen willſt.

Ich empfinde es auch als dankenswert, daß Du mir die Entgegnung auf alle die Gründe erſparſt, die man zur Verteidigung des Parlamentarismus zum Überdruß gehört und geleſen hat, daß Du ſelbſt von dieſen Gründen abrückſt. Zunächſt eine Nebenfrage. Du haſt mit einer Heftigkeit ohnegleichen unſere Steuer- und Sozialpolitik angegriffen. Ich bemerke, beides iſt ein höchſt liberales Werk, gegen das ich von meinem Standpunkt gewiß manche Bedenken habe. So ſchwer wie die Deinen ſind meine Bedenken nicht. Sei dem wie dem ſei, laſſen wir Dein zum mindeſten einſeitiges Urteil darüber auf ſich beruhen. Es berührt ja das eigentliche Thema Deines Briefes nicht. Darin aber gebe ich Dir unbedingt recht: wenn unſere Steuerpolitik, unſere Sozialpolitik ſchlecht iſt, ſo iſt das Parlament daran ſchuld. Die Eigenart Deiner Beweisführung ſcheint mir nun darin zu beruhen, daß Du die Urſache des ſchlechten Gebrauches, den

das Parlament von seinem Einfluß macht, in seinem Mangel an Einfluß siehst und dem Parlament mehr Macht geben willst, weil es seine jetzige Macht nicht zu verwenden versteht. Das ist neu und originell. Ich gebe zu, daß Du einige Gründe vorgebracht hast, die diese Paradoxie weniger paradox erscheinen lassen, als ich sie eben formuliert habe. Du erwartest alles von der Verantwortung. Das hat etwas Bestechendes. Es enthält eine Wahrheit, die, auf den einzelnen Menschen angewendet, richtig ist. Bei dem einzelnen wird man, wenn man ihm mit dem Einfluß auch die Verantwortung für dessen Verwendung überträgt, damit gute Erfahrungen machen. Der einzelne fühlt seine Persönlichkeit verpfändet; und sollte auch das, demgegenüber er äußerlich verantwortlich ist, ihm keinen Respekt einflößen, so hat er doch gemeinhin vor seinem eigenen Selbst, vor dem er innerlich verantwortlich ist, einen gewissen Respekt.

Dieses Vertrauen auf die Verantwortlichkeit, die eine an dem einzelnen konstatierte Erfahrung ist, von diesem auf Versammlungen zu übertragen, ist ein verhängnisvoller Irrtum. Versammlungen haben eine ganz eigene, ganz andere Psychologie. Wenn Versammlungen so etwas wie Seele oder Persönlichkeit haben, so ist doch diese Seele viel, viel dünner und schwächer als die Seele des schwächsten einzelnen, der an ihnen beteiligt ist, sehr viel leichtfertiger, erregbarer, von Worten und Phrasen abhängiger, bald zaghafter, bald mutiger, aber immer unsachlicher, kurz und gut, keine Seele, die mit sich selbst kämpfend um die Erkenntnis des rechten ringt und, wenn sie es erkannt hat, gegen eine widrige Umwelt daran festhält. Da versteckt sich einer hinter dem anderen, wird durch die Verantwortlichkeit der Versammlung von seiner eigenen befreit. Schließlich erkennen dies Moment alle Verfassungen an, indem sie bei wichtigen Entscheidungen auf die Verantwortlichkeit des einzelnen zurückgreifen und namentliche Abstimmungen vorsehen. Also mit der inneren Verantwortung ist es nichts. Äußerlich verantwortlich ist das Parlament vor dem Volke, das heißt vor dem Volke in der durchaus unzulänglichen Form, in der allein es als eine Institution faßbar wird, vor der Masse der Wähler. Diese Verantwortung besteht heute schon. Ich gebe indes zu, daß die Parteien sich heute alle in edlem Wettstreit und mit Erfolg bemühen, die Verantwortung für alles auf die Regierung abzuwälzen.

Ich komme nun auf den Punkt, an dem Dein Beweis sich selbst verschlingt. Du führst ganz richtig das Elend des Reichs auf den Einfluß zurück, den die Wähler, ihre Stimmungen und Sonderinteressen, auf das Parlament haben. Du sagst ganz richtig, daß die Masse, der Du einen Anspruch auf den Schein der Macht zugestehst, kein Recht auf die reale Macht sowie keine Fähigkeit ihres richtigen Gebrauchs hat. Ich verstehe, daß jemand, der glaubt, das Volk finde selbst schließlich doch immer, wie das Maultier im Nebel, den richtigen Weg, sich von der Etablierung eines, die Geschäfte selbst führenden, daher für sie verantwortlichen Parlaments etwas versprechen kann. Wer diesen Glauben aber

nicht hat — Du hast ja deutlich genug ausgesprochen, daß Du ihn nicht hast, und Du hast recht, ihn nicht zu haben — wer diesen Glauben nicht hat, der kann auch nicht annehmen, daß mit der Übertragung der äußeren Verantwortung auf ein von den Sonderinteressen der Wähler so abhängiges Parlament irgend etwas gebessert werde.

Wir brauchen uns ja darüber nicht zu streiten, denn schließlich sollen wir uns ja nicht theoretisch um die Ursachen des heutigen Elends, sondern praktisch um die möglichen Mittel einer Abhilfe bemühen. Die Einführung des parlamentarischen Regimes ist unmöglich. Du magst noch so sehr an ihre Nützlichkeit glauben, diese Unmöglichkeit wirst Du zugeben müssen. Wir sind ein Bundesstaat mit einer recht komplizierten Maschinerie. Eines der wesentlichsten Stücke dieser Maschinerie ist die Personalunion zwischen dem Reichskanzler und dem preußischen Ministerpräsidenten. Die Einführung des parlamentarischen Regimes in Preußen würde bedeuten, daß der Reichskanzler durch den preußischen Landtag gestürzt werden kann; die Einführung desselben Regimes im Reiche aber die Unterwerfung der preußischen Regierung unter ein demokratisches Reichsparlament, also das Mitbestimmen süddeutscher Abgeordneter in preußischen Dingen, ohne das preußischer Abgeordneter in den Angelegenheiten der süddeutschen Staaten. Die Anhänger des parlamentarischen Regimes in der Zeit der Reichsgründung waren sich dessen auch bewußt und haben deswegen gegen diesen ganzen Aufbau, insbesondere gegen die Institution des Bundesrats gestimmt. Also das geht nicht, man müßte denn vorher das Reich gründlich umbauen, zentralisieren, den Bundesrat abschaffen, kurz und gut, etwas tun, worüber Deine Haare wohl ebenso zu Berge stehen würden wie meine.

Es käme also höchstens in betracht, daß man zwar dem Parlament nicht die Macht gibt, die Minister zu stürzen, aber sich allmählich gewöhnt, die Minister aus den Kreisen der Parlamentarier zu holen. Ach, du lieber Himmel, das wollen unsere Parlamentarier auch recht gern. Aber Hand aufs Herz, wo sind denn die Leute? Kannst Du irgendeinen nennen, der sich nicht nur für fähig hielte, sondern es auch wäre? Alle zehn Jahre ist einmal einer da — aber alle zehn Jahre ist auch bisher schon einer oder der andere auf einen Ministerposten gelangt. Wollte man diese gelegentlichen Ausnahmen zur regelmäßigen Übung machen, so würde man vielleicht den Durchschnitt unserer Parlamentarier etwas verbessern, vielleicht würde die parlamentarische Karriere dann mehr ehrgeizige und fähige Köpfe anlocken als bisher. Ganz sicher ist aber, daß, wenn auf diese Weise der Durchschnitt der Parlamentarier um ein weniges verbessert, der Durchschnitt unserer Bureaukratie um ein bedeutendes herabgedrückt würde. Gerade die besten Köpfe würden durch die Aussicht, als Geheimrat unter irgendeinem Parlamentarier zu enden, verscheucht werden. Außerdem: welche Partei kann eigentlich irgendeinem bedeutenden Mann einen Sitz im Reichstage anbieten? Mit Ausnahme der Sozialdemokratie verfügen nur drei Parteien über einige wenige sichere Sitze, die Konservativen,

die Polen und das Zentrum. Die Liberalen aber, die sogenannten Vertreter der sogenannten Intelligenz, können mit Mühe ihre Führer placieren und sind im übrigen gezwungen, die Popularität von Provinzgrößen für die Erreichung knapper Majoritäten auszuspielen.

Dem Vorschlage, die Minister aus den Kreisen der Parlamentarier zu holen, liegt die Meinung zugrunde, die parlamentarische Karriere erziele eine bessere Vorbildung, im besonderen eine bessere Auslese, als die bureaukratische Laufbahn. Ja und Nein. Die Antwort hängt ganz von der Frage ab: Auslese wofür? Die Aufgabe des Ministers zerfällt in zwei Teile: die sachliche Arbeit und die Inszenierung. Diese beiden Aufgaben decken sich nicht, im Gegenteil, wer die eine gut zu erfüllen vermag, ist in den meisten Fällen für die andere ein wenig verdorben. Die erste erfordert sachliche Kenntnisse und ruhiges Urteil — die zweite jene ganze Kunst, mit den Scheinbarkeiten umzugehen. In der ersten sind unsere Beamten unseren Parlamentariern um ein vielfaches überlegen; von der zweiten jedoch, das gebe ich zu, verstehen sie zumeist recht wenig, viel zu wenig, daher denn die Dinge bei uns zumeist besser sind als sie aussehen, während sie in anderen Ländern, z. B. in Frankreich, immer besser aussehen als sie sind. Ich gebe nun zu, daß für den zweiten Teil der Aufgabe die parlamentarische Karriere die bessere Vorbereitung ist und die bessere Auslese sichert. Sie bringt die geschickten Macher in die Höhe — auch wenn diese sachlich recht wenig verstehen. Da feiert die Routine ihre Siege. Nun gebe ich ja zu, daß die Art, wie man etwas tut, in der inneren Politik zeitweise wichtiger ist als das, was man tut, jedenfalls für die Zufriedenheit der Massen und die sogenannte Stimmung des sogenannten Volkes mehr ins Gewicht fällt. Aber wir wollen uns doch nicht täuschen, daß wir bei sachlich leidlicher Arbeit eher die Unzufriedenheit über den schlechten Schein in den Kauf nehmen können als bei einer Zufriedenheit über den schönen Schein die sachlich schlechte Arbeit. Es ist ja noch nicht lange her, daß wir darüber, namentlich auf dem Gebiet der auswärtigen Politik, einige Erfahrungen haben sammeln können. Und dann erfordert doch die größte Menge unserer Ministerien eine recht beträchtliche Menge von Spezialkenntnissen und die Bekanntschaft mit einer recht komplizierten Verwaltungsmaschine. Alles in allem: es ist ein Irrtum, zu glauben, daß die Eigenschaften, durch die man gemeinhin an die Macht gelangt, auch die Eigenschaften sind, die dazu gehören, um diese Macht auch richtig anzuwenden. Das ist keineswegs der Fall, eher das Gegenteil. Und das ist eine der verborgensten, aber bedeutsamsten Schwächen des parlamentarischen Systems. Man braucht nur z. B. in Frankreich ein wenig auf die Detailarbeit des dortigen Regierens zu schauen, um zu sehen, wohin das führt. Da werden nur unsachliche, störende, schädliche Rücksichten politischer Herkunft, und das heißt dort parlamentarischer Herkunft, in die technischen Einzelheiten hineingetragen. Du tust so, als wäre dort alles wunderschön, nur weil das Volk, dank einer geschickten

Inszenierung, sich im Glauben wiegt, sich selbst zu regieren. Wer regiert in Wahrheit? Eine Herde von Rhetoren und Geschäftsleuten. Und alle sachlich Interessierten, von Worten nicht Geblendeten blicken mit Neid auf das glückliche Deutschland, das den Parlamentarismus nicht kennt.

Also: für Dein parlamentarisches Regime kann ich mich nicht begeistern — trotz der vorurteilsfreien Gründe, die Du zu seinen Gunsten in das Feld geführt hast. Ich halte es für undurchführbar und schädlich. Wir kommen vom Regen in die Traufe. Der Wunsch nach ihm ist aus der Stimmung des Kranken geboren, der hofft, seine Schmerzen würden aufhören, wenn er sich auf die andere Seite legt. So einfach liegen die Dinge nicht — leider. Ich habe auch einige Gedanken über die Ursache der Schmerzen, die wir alle empfinden — auch über die Mittel zur Abhilfe. Meine Gedanken sind nicht ganz so einfach, übrigens auch nicht so sehr reaktionär wie die Deinen, meine Mittel vorsichtiger, weniger einschneidend, aber vielleicht wirksamer.

Wenn ich Zeit habe, bekommst Du sie demnächst zu hören. Wie kannst Du es nur, während draußen die Felder im sattesten Grün stehen, in diesem schlechtgeordneten Haufen schlechtverzierter Steine, der Berlin heißt, aushalten? Adio. Dein Joachim.

Die Grundzüge einer Literaturbeurteilung

Aus Anlaß der „Einführung in die Weltliteratur" von Adolf Bartels

Von Hanns Martin Elster

III.

Bartels, der Literaturpolitiker

Nach diesen Erkenntnissen nun erledigt sich die Frage: Soll die Literaturwissenschaft national oder international sein? Erich Schmidt gab einst — in seiner Wiener Antrittsvorlesung vom Jahre 1880: „Wege und Ziele der deutschen Literaturgeschichte" — bereits die richtige Antwort, leider in politischer Fassung: „Der Begriff der Nationalliteratur duldet gleichwohl keinen engherzigen Schutzzoll; im geistigen Leben sind wir freihändlerisch." Wir müssen die politische Fassung aufgeben, die Antwort muß heute lauten: die Literaturwissenschaft soll universal sein. Das heißt nichts anderes, als daß sie sich über die Begriffe des Politisch-Nationalen und -Internationalen zu stellen hat. Dabei wird sie in ihrem Wesen, eben weil sie aus einer deutschen Persönlichkeit entspringt, doch

soviel vom Nationalen enthalten, daß sie das Verhältnis von Nationalem und Internationalem richtig zu bewerten vermag. Die nationalen Literatur- und Kulturpolitiker kommen bei dieser Gesinnung selbst am ersten auf ihre Rechnung. Alle Politik strebt darauf hin, daß ihre Arbeit einen Nutzen zeitigt. Und so werden die Literaturpolitiker durch die nationale Universalität überhaupt erst die Mittel an die Hand bekommen, ihrer Nation zu zeigen, was gut und schlecht ist, wobei sie allerdings auch ohne Furcht und Vorurteile das Böse einmal auf seine unabhängigen Werte hin müssen untersuchen können. Sie unterscheiden sich natürlich, eben weil sie die Literatur als Politiker zu politischen Zwecken benutzen, scharf vom universalen Literaturwissenschaftler. Er hat stets und durchaus reiner Wissenschaftler ohne alle politischen Absichten zu sein und sich nur dauernd im Bewußtsein zu halten, daß er auf nationalem Boden steht und daß das für ihn „Internationale" wieder der Ausdruck anderer Nationen ist!

Bartels verkennt dieses Verhältnis vollständig, weil er diese Trennung von Literaturwissenschaftler und Literaturpolitiker nicht vorzunehmen vermag, weil er für seine Person seine politischen Staatsbürgeranschauungen nicht von seinen literarwissenschaftlichen Forschungen und Erkenntnissen scheiden kann. Er, der als Politiker ein Idealist ist — denn er kämpft in der Politik um ideale Begriffe wie den seines „Volkstumes" — wird mit seiner Literaturdarstellung zum Handlanger der praktischen Politiker, indem er von den Ansichten einer politischen Partei aus die Entwicklung der Literatur beurteilt und aufbaut, ohne selbst praktischer Politiker zu sein. Er geht dabei zuerst von der politischen Historie aus. Mit ihr vertraut zu sein, versteht sich für einen Literarwissenschaftler, der universal ist, von selbst, während er niemals einer politischen Partei seiner Zeit so angehören darf, daß dadurch seine Weltanschauung, sein Urteil beeinflußt wird. Als Staatsbürger, das sei nochmals gemerkt, mag er Parteianhänger sein, soweit er will; als Wissenschaftler hat er aber über allen Parteien zu stehen. Dies ist nun bei Bartels nicht der Fall. Er ist, als er sich mit der reinen Weltgeschichte vertraut machte, besonders durch Treitschke politischer Parteimann geworden und von den Parteimeinungen sowohl in seiner Weltanschauung wie in seinem Urteil beeinflußt, ja geradezu abhängig. Wir könnten von keinem Parteistandpunkt bei ihm reden, wenn es sich um die nationale Richtung seiner Literaturbeurteilung handelte, denn das Nationale in der von mir festgestellten Definition und charakteristischen geistigen Sonderung an sich ist niemals parteiisch und politisch, sondern ein ebenso allgemeingültiger Begriff wie der des Universalen, mit dem es sich zu der Verbindung der „nationalen Universalität" zusammenschließt, die ich anstrebe und die die Grundlage der Literaturwissenschaft, wie dargelegt, sein muß. Adolf Bartels ist darum nicht bemüht. Er macht die große Zweiteilung, die unser Volk nach seiner Auffassung zurzeit politisch erfährt, vollkommen mit. Sie geschieht für ihn einfach nach den Wirtschaftsformen: Industrie und Ackerbau, die die beiden Hauptgruppen: Liberalismus (mit dem Sozialismus) und Konservativismus

oder volkstümlich, dem Reichstag entsprechend „Links" und „Rechts" gebildet haben. Ob diese politischen Anschauungen zutreffen oder nicht, will ich nicht untersuchen. Jedenfalls ist schon ersichtlich, daß hier bereits die Konstruktion beginnt, die ebenfalls den idealistischen Politiker kennzeichnet. Ich übernehme die Zweiteilung nur der Methode halber. Bartels stellt sich entschieden auf die Seite der Rechten. Täte er das nur als Staatsbürger — wie etwa Hanns von Zobeltitz —, so könnte es uns ganz gleichgültig bleiben. Er tut es aber auch als Literaturwissenschaftler und ist damit zum größten Teil einer der Haupturheber für eine Krankheitserscheinung unseres modernen literarischen Lebens: die Politisierung der Literatur, der literarischen Produktion wie des literarischen Urteils. Solche Politisierung ist jedoch der Verderb jedes rein geistigen Lebens und damit auch des geistigen Besitzes eines Volkes, der Welt und deren Verwaltung, weil eben infolge der heutigen politischen wirtschaftlich begründeten Formen das Materielle damit Gewalt über das Ideelle erhält. Die „Ideale", die die politischen Wirtschaftsgruppen vertreten, hängen nicht mit ihrem Wesen, ihrer wirklichen Aufgabe zusammen, sondern sind nur Traditionen, von denen die Wirtschaftsgruppen sofort abrücken würden, wären sie der Festigung ihrer politischen Macht gefährlich, wären sie dem Erreichen der realen Ziele hinderlich.

Bartels behauptet nun, die Geschichte habe ihm seine konservativ-agrarische Geschichtsauffassung gelehrt. Für jeden vorurteilslosen Geschichtskenner liegt es auf der Hand, daß die Geschichte niemals die Gegnerschaft des Konservativ-agrarischen und Liberal-industriellen lehren kann, sondern es liegt hier eine Entwicklung vor, über der der Geistesmensch zu stehen hat, so daß er beiden Richtungen vermöge seiner universalen Persönlichkeit gerecht zu werden vermag. Bei Adolf Bartels zeigt sich aber ein ganz subjektiver Fall in auffallender Engherzigkeit der Entwicklung und Ausbildung: Bartels ist durch Abstammung — als Dithmarsche —, durch Jugendmilieu — Dithmarschens Bauernland — durch Erziehung und Lebensschicksale das, was wir eine konservativ-agrarische Natur nennen können. Daß diese an sich große Sympathie verdient, leugnen wir nicht, sondern wollen wir gerade hervorheben, schon wegen ihrer Bedeutung für die Entwicklung des Volkes, für das Volkstum. Aber Bartels hat in seinem ganzen Leben auch als Wissenschaftler nie danach gestrebt, sich von diesem Erbe, dieser äußeren wie inneren Tradition, dieser Abhängigkeit seines zufälligen Seins, diesen Grenzen seines Ichs, fortzuentwickeln zur nationalen Universalität, zur Allseitigkeit, sondern sich dem konservativ-agrarischen Weltbilde immer bewußter und entschlossener untergeordnet. Was er von Haus aus war, ist er geblieben: ein einseitiger Parteimensch, der die Welt gleichsam aus einem dithmarsischen Dorfwinkel heraus betrachtet und auch nichts anderes will. Dabei kann natürlich nur eine Tendenz herausschlagen, sobald solch ein Mensch ein bestimmtes geistiges Gebiet zu untersuchen, zu bewältigen beginnt, niemals jene erforderliche Gerechtigkeit, die über den Parteien steht, sowohl rechts wie

links das Gute und Schlechte sieht, im Erleben das Verstehen erreicht und im Verstehen das Erleben, wie die universale Persönlichkeit sie mit aristokratischer Souveränität besitzt und verwendet, die gerade Goethe sein Eigen nannte, der allen Mäklern entgegenwarf:

„Hätte Gott mich anders gewollt,
So hätt' er mich anders gebaut;
Da er mir aber Talent gezollt,
Hat er mir viel vertraut.
Ich brauch' es zur Rechten und Linken,
Weiß nicht, was daraus kommt;
Wenn's nicht mehr frommt,
Wird er schon winken."

Aus solcher Hingabe an die Allseitigkeit und die Kraft der Persönlichkeit, aus solchem Vertrauen, daß die gesetzte Aufgabe, die Verwaltung des geistigen Gutes, auch die naturgegebene, angeborene und ausgebildete in jedem Sinne sei, gelangt der Literaturwissenschaftler allein zu der wahren Vermittlung des Kunsterlebnisses, die nicht hinter die Werke unserer Dichter weist, sondern hinein, die „das Kunstwerk begreifen und nach Kräften erfühlen" macht, wie Oskar Walzel einmal gesagt hat.

Indem Bartels aber, wohlverstanden in seiner Wissenschaft und sie ausnutzend, als Parteigänger der Rechten, der er als Staatsbürger nach seinem Belieben ungestört sein könnte, miteintritt in den Kampf gegen die Linke, kommt er nur zu einseitigen Urteilen, Kritiken, Meinungen und Anschauungen, verwendet er einen großen Teil seiner Kräfte dazu, Literaturwissenschaftler, bei denen er liberale Gedanken findet oder auch nur wittert, zurückzuweisen und die deutsche Welt in ihrem Wesen für konservativ zu erklären, alle positiven Geister in die Reihen seiner Partei einzuordnen, z. B. auch Goethe, dem nichts ferner lag, als irgendeinen Parteiausdruck, schon weil er Universalmensch war. Und er bringt es schließlich fertig, zu schreiben (I, 692): „Auch darüber, daß Shakespeare Aristokrat oder, wie ich lieber sagen möchte, konservativ war, kann kein Zweifel sein," also die universalen Begriffe politisch zu infizieren, so daß man ihm belehren muß, daß man wohl Aristokrat sein kann, ohne einen Tropfen konservativer Anschauungen im Blute zu haben! Das ist ja gerade das Wesen des Aristokraten, daß er sich nicht um Parteiformen — höchstens beruflich oder aus Liebhaberei — kümmert, sondern jede Lebensform und -anschauung aus seinem Innern, aus seinem Leben, aus seinem subjektiven Verhältnis zur Welt holt, in souveräner Ichheit und Freiheit den Menschen gegenübersteht wie Bismarck oder Luther, die sowohl konservativ wie liberal waren. Um den Aristokraten zu verstehen und verständlich zu machen, sind die Parteibegriffe zu eng. Sie können nur Leuten ausreichend erscheinen, die die Geschichte des geistigen, menschheitlichen, nationalen Lebens und dessen Gegenwart färben, tendenziös sehen und gestalten wollen, niemals aber denen, die allseitig

zu erleben und das Erleben allseitig mitzuteilen bestrebt sind, die weder eine Freisinns- noch eine konservative Kultur ersehnen, sondern allein eine Universalkultur des Wesens, das ihres Volkes ist, die Deutschen deutschen Wesens, die Franzosen französischen Wesens usw.

Aus diesen Grundsätzen allein kann eine Politisierung des geistigen, des literarischen Lebens, der Kunst vermieden werden, womit aber nicht gesagt und dafür eingetreten werden soll, daß der Bürger nicht die so überaus notwendige und verdienstvolle politische und staatsbürgerliche Erziehung erhalten solle. Diese Erziehung ist eine Angelegenheit für sich, die mit der Politisierung des künstlerischen Lebens und Schaffens, Urteilens und Seins nichts zu tun hat. Diese zu verhindern ist die Pflicht aller Zuständigen, weil die Politisierung nicht allein der geistige, sondern auch der wirtschaftliche Verderb alles reinen Schöpfertums ist, wie wir es in der Gegenwart oft genug beobachten können, wo es der Kunst wirtschaftlich rechts oder links am besten geht, die sich den Forderungen dieser oder jener Parteianschauungen bedingungslos unterwirft, und wo die ganze Literatur sich nach links hin dirigieren muß, weil man da allein ihrem Sein und Werden die gebührende Achtung, das gebührende Verständnis entgegenbringt, während die politische Rechte mit der Kunst unserer Zeit — wenige Ausnahmen bestehen natürlich zur Bestätigung der Regel, des ganzen Verhältnisses — so gut wie gar nichts anzufangen weiß. Dafür sucht die Rechte sich freilich ihre besonderen Erklärungen, die jedoch nichts weiter als die Verlängerungen ihrer politischen Tendenzen auf das künstlerische Gebiet hinüber sind. Welche Früchte solche Behandlung der Kunst zeitigt, erleben wir in den Zensurkämpfen der Gegenwart immer wieder. Während die Zensurbehörde Kunstwerke, die sittenlose Wildheiten unserer Zeit an den Pranger stellen, verbieten, geschieht von den gesetzgebenden Faktoren nichts, die Ursachen und Anlässe der bekämpften Kunstwerke zu beseitigen. Und diese Ursachen und Anlässe bedeuten doch gerade den eigentlichen Schaden für das Volkstum, während die Kunstwerke ihn nur enthüllen und beseitigen wollen. Ich denke da an Dülbergs „Korallenkettlin" u. a. m.

Bartels nun hat seine Tendenzen hin und wieder, wenn er sie auch mit dem Nimbus geschichtlicher Notwendigkeiten zu umkleiden suchte, zugegeben, einmal in einem Aufsatze der Bayreuther Blätter (im Einzeldruck als „Deutsche Literatur, Einsichten und Aussichten" bei Ed. Avenarius, Leipzig 1907, wonach ich zitiere; S. 6): „Ich nehme an, daß die Gesamtheit des deutschen Volkes erschüttert, daß eine Dekadenz, eine Zersetzung im deutschen Leben und demgemäß auch in Literatur und Kunst vorhanden ist, und daß unser Hauptbestreben zurzeit darauf gerichtet sein muß, diese zu überwinden und jene wiederzugewinnen. Über die Ursachen der Zersetzung im deutschen Leben brauche ich mich nicht des weiteren auszulassen, die Worte Industrialismus und Judentum genügen da beinahe; ebensowenig ist es nötig, alle ihre Kennzeichen aufzuzählen, die starke Abnahme der Geburten, die (prozentuale) Zu-

nahme der Verbrechen sprechen da ganz deutlich — aber die gegenwärtige literarische Dekadenz" wolle er näher charakterisieren. Sie bestehe seit dem Ausgang der sechziger Jahre, sei seitdem öfter z. B. im Sturm und Drang der achtziger Jahre bekämpft worden, halte sich „in der Regel im Vordergrunde unserer Literatur" und beherrsche „wenigstens scheinbar das ganze literarische Leben. Doch ist die gesunde Gegenströmung im letzten Jahrzehnt immerhin stärker geworden, und heute scheint so etwas wie eine reinliche Scheidung zwischen Dekadenz und gesunder, deutscher Kunst eingetreten, die der politisch sozialen zwischen Radikalismus und Konservativismus einigermaßen entspricht". Wo bleibt bei solcher offensichtlichen Konstruktion die Wissenschaftlichkeit, die Bartels immer für sich in Anspruch nimmt? Auf diese Weise kann man auch das ganze Gegenteil seiner „Geschichtsauffassung" konstruieren: „Ich nehme an, daß wir uns auf einem Höhepunkte deutscher Entwicklung befinden . . . usw."

Jeder unbefangen die Tatsachen abwägende Kunstfreund müßte sich empört von solcher „Literaturwissenschaft" abwenden. Innerhalb seiner Partei mag ein solcher Kopf sein Wesen treiben, irgendwelche Geltung für das ganze deutsche Leben, darf er nie erringen. Nicht ein „ich nehme an", sondern Vorurteilslosigkeit, Unbefangenheit, die universale Gesinnung allein vermögen die Gesamtheit der Erscheinungen gerecht abzuwägen, aus solchem Abwägen zu einem gültigen Werturteil über den Stand der Gegenwart zu gelangen. Und dies Werturteil hat für jetzt und alle Zeiten seinen kritischen Maßstab darin, wieviel Lebensenergie eine Zeit offenbart. Und gerade die Gegenwart übertrifft wohl an Lebensenergie alle früheren Epochen. Und Lebensenergie allein ist die Gesundheit eines Volkes, einer Literatur! Alle anderen Behauptungen, Maßstäbe können nur relative Geltung beanspruchen, während für den universalen Literaturwissenschaftler nur ein absoluter Maßstab in Betracht kommt. Denn dieser absolute Maßstab allein vermag der Zersplitterung des Spezialistentums entgegenzuwirken, dessen verschiedene und vielerlei Maßstäbe relativer Gültigkeit die Quelle des Übels bilden. Der Begriff der Lebensenergie aber faßt alle Einzelheiten, alles Spezielle zusammen, weil er über allen Teilungen und Formen steht, weil er allen Teilen und Formen in gleicher Weise eigen ist. Sowohl die Gesellschaftsschichten wie die Berufsstände müssen, wenn sie ihrem Wesen und Handeln einen allgemeinen Wert beigeben wollen, die Lebensenergie als das anerkennen, was sie insgesamt gemeinsam haben, was sie zusammenkittet, was sie als die große Volkseinheit hervortreten läßt. Wie die Lebensenergie in den Parteien, in den sozialen Schichten jedesmal in Erscheinung tritt, Ausdruck wird, das charakterisiert stets das Besondere, eben die Parteien, die sozialen Schichten, den Liberalismus oder den Konservativismus, die Landwirtschaft oder die Industrie, nicht das Allgemeine: die Lebensenergie, die der stets sich selbst gleiche, in Ruhe stehende Pol in der Erscheinungen Flucht ist. Diese Erscheinungen an sich lassen kein Urteil über ihren Lebenswert zu, sondern erst die Erkenntnis vom Grade des Gehalts an Lebensenergie

in ihnen, aus denen also stets die Lebensenergie gleichsam herauszukristallisieren ist. Die ganze sich ergebende Masse solcher Kristallisationsprozesse bildet die Lebensenergie eines Volkes an sich. Von diesem Standpunkte aus gewinnen wir sofort die rechte Stellung zu allen Tages- und Zeiterscheinungen, wie zur Abnahme der Geburten, die noch keineswegs eine Abnahme der Lebensenergie — also eine Dekadenz —, sondern nur eine Übertragung der Lebensenergie auf andere Lebensäußerungen und Gebiete bedeutet, wie zur Zunahme der Verbrechen, die sogar, wenn man von allem Ethischen absieht, eine Zunahme der Lebensenergie ausdrücken kann (ich denke hier an die Zeit der italienischen Renaissance), wie zu den Wirtschaftsformen, zum Judentum, zu allem, das Bartels nur tendenziös zu beurteilen vermag, während es doch tendenzfrei beurteilt sein muß.

* * *

Der Parteimann Bartels bringt nun die einzelnen Tendenzen seiner Partei — der konservativ-agrarischen — überall zur Geltung. Wäre es wahr, was er einmal (Deutsche Literatur, Einsichten und Aussichten, S. 6) behauptet hat, daß er „auf dem Gebiete der Politik wie auf dem der Literatur den entschieden nationalen Standpunkt" einnähme, wogegen nichts zu sagen wäre, so brauchte er nicht so konsequent und einseitig gegen den Liberalismus anzukämpfen, wie er es tut. Denn man kann politisch liberal gesinnt und dabei durchaus national sein, wie z. B. Erich Schmidt es war. Die rechtsstehenden Parteien haben durchaus nicht das Nationale für sich gepachtet, das Recht, den Liberalen die nationale Art abzusprechen. Aber Bartels ist eben ein Parteikämpfer und so macht er auch in seiner „Einführung der Weltliteratur" alles Parteiische mit, wie durch einige Zitate über die einzelnen Parteitendenzen nachgewiesen sei.

Voran steht der Kampf gegen den Liberalismus oder, wie Bartels meist und schon in gegnerischer Tendenz sagt, den Radikalismus. Um den Liberalismus gruppieren sich der Industrialismus, das Großstadtwesen u. a. m., gegen die Bartels, wo er nur den Schein davon entdeckt, sofort in Abwehrstellung tritt. Wie raffiniert Bartels hier zu Werke geht, wird jeder feststellen, der auf den Sprachausdruck der Zitate achtet. Ich stelle nur — um des Raumes willen — eine kleine Auswahl zusammen und lasse gesperrt drucken, was für die Tendenz bezeichnend ist. Band I, Seite 65 heißt es: „Goethe nennt Ludwig den Vierzehnten einen ‚französischen König im höchsten Sinne' und spricht ihm Sinn für das Große zu; selbst ein liberaler, aufklärerisch gesinnter Schriftsteller wie Hettner aber leugnet nicht, daß die unumschränkte Machtstellung des Königs in jenem Zeitalter ‚eine geschichtliche Notwendigkeit und darum ein unendlicher Segen' war." — Bd. I, S. 117/118: „der republikanisch-demokratische Standpunkt" der „Persischen Briefe" Montesquieus ist für Bartels nicht nur hier, sondern überhaupt stets „unklar", und „solche Bücher wirken

immer nur als Sensation oder gar als Skandal." — I, 133: Wenn Bartels einmal einen Triumph erwähnt, den ein Autor — wie Voltaire in Paris — in einer Großstadt erringt, so hat natürlich „die Sensationssucht der Großstadt" — eine beliebte Zeitungsphrase! — dazu „ihr gut Teil" beigetragen. — I, 152: Moses Mendelssohn war der „Neuen Heloise" als Kritiker nicht gewachsen, weil er „Jude und Aufklärer" war. — I, 160: der Liberalismus erkennt die Gegenwart an, Bartels ist folglich ein laudator temporis acti: bei Beaumarchais denkt er an Sudermann (!), „nur daß der Berliner Deutsche des neunzehnten Jahrhunderts an Kultur und Geist natürlich unendlich hinter dem Franzosen des achtzehnten zurücksteht." Wozu dann der Vergleich? Nur um der Tendenz willen. — I, 281 heißt es: „Der Geist, von dem die neuen Zeitschriften (Addisons und Steeles) getragen wurden, war im ganzen der bürgerlich freisinnige, hier in England im Gegensatz zu der aristokratischen Sittenlosigkeit jedenfalls Träger der Zukunft, aber allerdings auch schon im Keime alle jene Schwächen aufzeigend, die später zu dem, was wir heute Liberalismus, Radikalismus, Industrialismus und Kapitalismus nennen, geführt haben." — I, 418 sagt Bartels: „Im besonderen ist Lessing auch der Mann des aufstrebenden Berlins und eigentlich bis auf diesen Tag der genius loci der preußischen Hauptstadt, im Guten und im Bösen (nämlich seinem Liberalismus usw.) geblieben." — I, 421 schwächt Bartels einen Vers Goethes gegen die schnüffelnden Pfaffen ab, weil solche Gegnerschaft in der Konservativen Partei nicht geduldet wird: „Wir wollen dabei nicht vergessen, daß das Pfaffentum keine kirchliche Einrichtung (wer behauptet das? es ist das Resultat gewisser kirchlicher Einrichtungen) ist, sondern eine Menschenart bedeutet, die sich auf allen Gebieten menschlicher Betätigung findet, und daß im besonderen die Pfaffen des Unglaubens im verflossenen Jahrhundert mächtiger gewesen sind und dem Seelenleben der Völker mehr geschadet haben als wahrscheinlich (!) die christlichen Pfaffen zu irgendeiner Zeit."

Ich denke diese Beispiele aus dem ersten Bande der „Weltliteratur" genügen, um zu zeigen, was Gerechtigkeit und Unbefangenheit bei Bartels bedeuten!

* * *

Mit der Tendenz gegen den Liberalismus geht die gegen das Judentum, das er bekämpfen will, „solange noch ein Blutstropfen in mir ist", Schritt für Schritt zusammen. Er zentralisiert das Judentum in der Gestalt Heines. Ich will hier nicht darauf eingehen, wie er Heines Leben und Schaffen behandelt — diese Seite von Bartels' Literaturbeurteilung ist ja schon oft genug kritisch betrachtet worden und er selbst hat sein Heinebuch einmal „grob" genannt, was ihn freilich nicht abhält, es weiter zu sein. Es ist das Hauptkennzeichen von Bartels' Tendenzart, daß er Behauptungen aufstellt, Urteile fällt, ohne sie zu begründen; schon Julius Hart hat mit Recht den Grundsatz geäußert: „das

bloße Urteil ist nichts; die Begründung ist alles". Aber um dies erste Gesetz aller Wissenschaft kümmert sich Bartels — und er will es auch nicht — nirgends, wo es sich um seine Tendenzen handelt. So finden sich denn Bemerkungen wie diese — sie im einzelnen zu widerlegen, halte ich für überflüssig, da man sieht, warum sie gemacht werden —: I, S. 5: „Man fühlt sich an die berüchtigten komischen Aufzählungen in Heines ‚Reisebildern' erinnert, ein Verständnis oder auch nur die genauere Kenntnis der Zeit Goethes, die ja übrigens (!) in zwei scharf getrennte Perioden zerfällt, blickt nirgends durch." — I, S. 179: „Er (Aretino) ist der große Vorgänger Heinrich Heines und der modernen Revolverjournalisten, Lump durch und durch, ungebildet, aber sehr begabt, eine der charakteristischsten Gestalten der Renaissance." — Bei Lukian (I, S. 549) wird Chamberlain zitiert, um die Tendenz in der Schilderung zu meiden, wie Lukian „in die ‚Judenstadt' Marsilia entweicht, wo er Vorträge und Prunkreden hält und ein reicher Mann wird;" Lukian ist einfach „ein ganz modern anmutender Semit" (I, S. 550). — II, S. 323: „Diese Elektra hat, nebenbei bemerkt, ein moderner deutsch-jüdischer Dichter aus der Sophokleischen geschaffen und sie zum Überfluß noch pervers gemacht, eine Schändung eines hohen Dichterbildes, wie sie glücklicherweise selten ist in den großen Literaturen." — II, 385 von Aristophanes: „Selbstverständlich ist er kein Moralist, sondern ein freier Geist im verwegensten Sinne des Wortes, von den Heinrich Heine und Genossen trennt ihn doch noch ein Abgrund — Heine ist einfach (!) der eitle vaterlandslose Lump, der alles ohne Unterschied beschmutzt; Aristophanes ist ein wirklicher Kämpfer, der sein Volkstum hinter sich hat. So hat denn Heine, der sich so gern mit Aristophanes verglich, auch nie etwas wirklich Bedeutendes zustande gebracht, es ist bei mehr oder minder guten Witzen und zweifelhaften Gemeinheiten geblieben, während Aristophanes in der Tat eine phantastische Welt erschaffen hat, in der alles lebt und jauchzt und von Herzen unanständig ist bis auf diesen Tag." — II, 441: „Was Heine in der ‚Romantischen Schule' über Tieck schreibt, ist oberflächlich, ja zum Teil unwahr, wie alles, was er Literaturgeschichtliches geschrieben hat." — II, S. 637 von Brentano: „Selbstverständlich hat er als Mensch denn auch nicht die Heinesche Lumpenhaftigkeit, ist eher ein ‚verrückter Kerl'." — III, S. 245: „D'Annunzio, bei dem man vielfach jüdisches Blut annimmt, ist der ganz Moderne. . . ." — III, S. 368: „Es bedeutet für jeden Deutschen ein hohes Lob, von Heine (der Uhland zumal für seine Balladen gar nicht so wenig verdankte) angegriffen und beschmutzt worden zu sein." — III, S. 596: „Wenn Heyse diese Kunst nicht erreicht hat, so war zweifellos (!) sein Berliner Halbjudentum vielfach (!) mit daran schuld."

Mit einem Zitat, das die grundsätzliche Meinung von Bartels über das Eindringen der Juden in die Literatur gibt, sei die Reihe dieser kennzeichnenden Aussprüche geschlossen. Es heißt (I, S. 502): „Vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts an wenden sich die begabten Juden den Literaturen ihrer Gast-

völker zu und üben, da sie sich von ihrem Rassetum nicht emanzipieren können, meist einen unheilvollen, zersetzenden Einfluß auf diese aus. Das charakteristische Beispiel ist der deutsche Jude Heine."

Bartels geht bei der ganzen Behandlung der Judenfrage — daß sie existiert, sieht jeder Unbefangene — von einer falschen Voraussetzung aus. Er glaubt, es sei die Aufgabe der Literaturwissenschaft, das Problem zu lösen. Und das sei sofort festgestellt, daß dieser Glaube haltlos ist. Denn die Judenfrage ist nicht durch die Literaturwissenschaft, die Dichtung, die Kunst hervorgerufen und entstanden, sondern durch soziale und politische Maßregeln. Es ist deshalb die Aufgabe der Sozialpolitiker, die Frage zu lösen.

Der Literaturwissenschaftler hat sich allein mit dem künstlerischen Ergebnis des Lebens, der dichterischen Lebensoffenbarung an sich zu beschäftigen, er hat jedoch nicht, wie Bartels glaubt, die Lebensbedingungen für solche Lebensoffenbarung zu schaffen und von diesen Lebensbedingungen sein Urteil, mit dem ja alle Literarwissenschaft beginnt, abhängig zu machen, wie das bei Bartels der Fall ist. Sondern der universal Urteilende geht allein von der Leistung aus, um deren Lebensbedingungen er sich nur für die historische und psychologische Erkenntnis zu kümmern hat, niemals aber für sein geistiges Urteil. So allein kann jene absolute Gerechtigkeit, jene rein geistige Gerechtigkeit erreicht werden, die sich für den universalen Literaturwissenschaftler von selbst versteht, und die Goethe einmal „Eigenschaft und Phantom der Deutschen" genannt, damit als das unserem Wesen immanente Lebensziel hingestellt hat. Ihm nachzustreben verleiht allein die Gabe, über allem Parteiischen zu stehen, also auch über den Folgerungen, die man aus Arbeitsbedingungen, deren eine die Rasse ist, zieht. Gerade die Rasse ist aber in den Händen der öffentlich Wirkenden zu einer Parteisache geworden, weil jede Rasse für sich die besten Werte in Anspruch nimmt. Erst wenn wir in der Lage sind, die Werte jeder Rasse unumstößlich zu beweisen, erhebt sich die ganze Rassenfrage über alles Parteiische, kann sie für den universalen Geistesmenschen ein Hilfsmittel für die Erkenntnis des Wertes einer Leistung werden. Dahin werden wir wohl niemals gelangen.

* * *

Selbst Adolf Bartels muß zugeben, daß die Rassenfrage keinen Einfluß auf die Literaturgeschichte haben dürfe, — wonach er sich übrigens nirgends richtet. So stimmt er denn auch (III, 744) den Rasseforschern, die außer der historischen und soziologischen Betrachtung auch noch die Anthropologie zur Bestimmung der Zusammenhänge zwischen Rasse und Kultur heranziehen, in der Grundanschauung zu, obwohl er zugleich behauptet, nicht wie mancher Anhänger der Rasseforscher vom Range Ludwig Woltmanns des Glaubens zu sein, „daß das bisher auf Grund von Porträts und Überlieferungen gewonnene Material, das sich wesentlich auf Feststellung der Haar- und Augenfarbe

beschränkt, schon von hoher Bedeutung für die Literaturwissenschaft geworden sei." Zu dieser abweisenden Haltung fühlt sich Bartels besonders aus einem rein persönlichen Grund veranlaßt: er will seine Volkstumstheorie nicht durch die Rassetheorie verdrängt wissen (III, 745) und gibt darum zu, daß „das deutsche Volkstum eben nicht rein germanisch, sondern nur germanisch-rassenhaft bestimmt ist". Wie weit diese Bestimmung geht, vermag Bartels — man vergleiche seine Aufsätze „Rasse", Hamburg 1909 — selbstverständlich nur hypothetisch zu behaupten. Mit heute möglicher Sicherheit läßt sich nur aus soziologischen und historischen Forderungen ein gewisses Stammestum für die Literatur feststellen, so daß der Literaturwissenschaftler bei manchen Dichtern, die aus einer in einem bestimmten Stamme lang eingesessenen Familie herkommen, von Stammeseigenschaften sprechen kann, und daß sich wohl auch hier und da eine äußerliche Gruppierung der Literatur nach Stämmen vornehmen läßt. Wer aber das ganze deutsche Wesen gestalten und dessen ganze Entwicklung jederzeit synthetisch im Auge behalten will, stellt für sein Urteil, für seine Anschauung das Stammestum in den zweiten Rang und sieht zuerst immer nur das große, gesamte Deutschtum ohne jede provinziale, partikularistische Zerklüftung. Denn dies Deutschtum in seiner Gesamtheit ist allein das, was im Ringe der Welt ein Glied bildet: ich pflege es das Weltdeutschtum zu nennen, gleichsam das reine Ergebnis der Komponenten deutschen Stammestums und deutschen Staatswesens, das in der Welt Geltung hat, mitspricht und dessen Charakter der Welt vertraut ist. Der universale Literaturwissenschaftler hat nun über das Weltdeutschtum wie über den Weltcharakter der anderen Nationen die allein Gerechtigkeit für das Urteil ausstrahlende Überschau, indem er sich auf den Gipfelpunkt, die Welt, stellt, den die Weltnationen gebildet haben. Wer die Literatur unserer Zeit wirklich erlebt, weiß, daß ich hier kein theoretisches Gebäude aufbaue, sondern die Zentrale der universalen Literaturwissenschaft für deren Methode, „völkisch" zu charakterisieren, aufzeige.

Bartels wird diesen Standpunkt freilich nie gewinnen oder zulassen, weil er zu sehr Stammesmensch ist und der Rassentheorie, wider seine Worte, ständig nachfolgt, nicht für das Ganze, stets aber für das Individuum. Für ihn ist die germanische Rasse von jeher, für jetzt und alle Zukunft die wertvollste Rasse der Welt: diese Hypothese „beweist" er, indem er alle wertvollen Individualitäten nach Möglichkeit für die germanische Rasse in Anspruch nimmt: die Genies — z. B. Dante — sind für ihn immer vorwiegend germanisch-rassenhaft bestimmt, während doch das Verhältnis so ist, daß die Universalität der Genies an sich schon, aus ihrem Wesen heraus germanische Elemente einschließt (vgl. III, 745). — So wird auch die Rassentheorie — „die Literaturen freilich stammen von Völkern, aber (!) es ist die Kraft der Rasse, die diese erhält und ihnen ihren Charakter gibt" (III, 765) — ebenfalls eine der Tendenzen in Bartels Darstellung. Wenige Zitate mögen zeigen, wie einseitig Bartels hier arbeitet, immer den Mischungserscheinungen „Wenn es" und

„Aber es" anhängt, dort, wo es ihm paßt, Einwendungen macht, abschwächt oder verstärkt und die in die Tendenz sich fügenden Tatsachen vorschiebt, hell beleuchtet, dabei alle anderen soziologischen, historischen Umstände nach Willkür benutzend oder nicht erwähnend. I, S. 162 heißt es von Italien: „Man nennt die italienische Nation gewöhnlich die ältere lateinische Schwesternation der französischen, und in der Tat, in manchem Betracht trifft diese Bezeichnung zu. Sind auch die rassenhaften Volksbestandteile der beiden Nationen nicht ganz die nämlichen, herrscht jedenfalls ein völlig anderes Mischungsverhältnis, so sind doch Sprache und Kultur von Italien nach Gallien und Frankreich gekommen, und namentlich zu zwei Zeiten, im Altertum und während der Renaissance besteht ein ganz nahes Verhältnis, das man wohl mit dem der älteren und der jüngeren Schwester vergleichen mag. Frankreich freilich hat dank der fränkischen Eroberung, der tatsächlichen Vorherrschaft der germanischen Volksbestandteile (das wagt Bartels zu sagen, wo die „keltische Frage" noch ganz ungelöst ist!!) auch ein wirkliches, kulturell selbständiges Mittelalter, Italien, politisch allezeit ein Spielball fremder Mächte und national noch sehr zerklüftet, hat ein solches nicht. Erst gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts geht die lateinische, sozusagen aus Altertumsresten bestehende Kultur bei gefestigterem Volkstum in die italienische über, erst da entsteht bei nun entwickelter, italienischer Sprache auch allmählich italienische Dichtung, Literatur. Aber nun wird hier der mittelalterliche Geist auch am frühesten in Europa überwunden: der Italiener wird nach Jakob Burckhardts Ausdruck der Erstgeborene unter den Söhnen des jetzigen Europas, der erste moderne Mensch. Wenn man will, kann man als diesen geradezu Dante bezeichnen. Ethnologische, politische, wirtschaftliche, rein geistige Ursachen wirken zusammen, eine ganz neue, von der mittelalterlichen sehr verschiedene, eine Persönlichkeitskultur heraufzuführen, bei der man die führenden Persönlichkeiten zunächst immerhin zu germanischem Individualismus in Beziehung setzen mag." — I, 204: hier werden die Wendungen „wir Germanen" und „wir Deutschen" immer in gleicher Weise benutzt, was schlechthin eine Verwirrung der Begriffe ist; sie soll ja auch zwecks der Tendenz beim Leser herbeigeführt werden. — I, 251: „Es soll hier über die Entwicklung der (englischen) Nation und Sprache nicht geredet werden." — Sobald die Sache nicht einmal den Schein der Wahrheit hat, weicht der Rassetheoretiker aus! — Zu dem germanischen Begriff tritt noch der arische, um Werke, die gar nicht in den germanischen Kreis einzubeziehen sind, wenigstens in die Nähe des Germanischen zu rücken, so I, 527: „So haben wir uns in neuerer Zeit gewöhnt, die ‚Ilias' und ‚Odyssee' vor allem auch als arische Dichtungen zu sehen, als die vollendeten künstlerischen Offenbarungen arischer Weltanschauung, und als solche stehen sie uns Deutschen viel näher als die Dichtungen der Bibel, in denen uns das semitische Volkstum doch vielfach abstößt." Hier kann es dem konservativen Parteimanne Bartels aus Rassenhaß sogar begegnen, daß er die Schranken konservativer Anschauungen,

die die Bibel nicht antasten lassen, überstürmt! — I, S. 613: „Wilhelm Grimm sieht also im ganzen (!) das Märchen doch als Rasseerbteil an. In neuerer Zeit hat man ... im besonderen eine Wandertheorie ausgebildet, zu der ich mich aber so wenig wie Wilhelm Grimm (!) bekennen kann: was nicht Rassenerbteil ist, ist aus allgemeinen menschlichen Verhältnissen zu erklären, mag auch hier und da einmal eine Wanderung stattfinden."

* * *

Neben den Tendenzen, die einer Gruppe von Gesinnungsgenossen, einer Partei, der konservativ-agrarischen, angehören, pflegt Bartels auch noch eine Reihe von Privattendenzen, auf die nur flüchtig hinzuweisen ist. Mit der Rassetendenz und seiner dithmarsischen Herkunft hängt die Tendenz zusammen, Hebbel als den typischen Germanen unter den modernen Genies und als Schiedsrichter in allen Streitfragen hinzustellen. Bartels schwört offenkundig (I, 78) zu dem Dramatiker und Tagebüchler uud nutzt dessen Äußerungen strikte für seine Anschauungen aus. (Vgl. I, 9, 69, 70, 148f., 186f., 259, 658/62, 688, 692 usw. usw.) Wir haben darauf nur zu erwidern, daß nichts gegen solchen Schwur zu Hebbel einzuwenden wäre, wenn er in universalem Geiste geschähe, aber er geschieht im Bartelsschen! Und wir setzen dem: „Wir schwören zu Hebbel" nur ein „Wir schwören zu Goethe" gegenüber, um der Universalität willen, um des Menschentums willen, das Bartels selbst einst pries (III, S. 65f.), und dessen Erhebung durch ihn wir eingangs zitiert haben.

Auch ästhetische Forderungen werden bei Bartels zu Tendenzen, weil er alle Werke, die seinen persönlichen Forderungen für die Zukunft des deutschen Schrifttums entsprechen, günstiger beurteilt. So vor allem den Realismus, den er für die erste Form der Dichtkunst erklären möchte, denn er hat seine geschichtliche Entwicklung im neunzehnten Jahrhundert erforscht und festgelegt. Der universale Literaturwissenschaftler läßt aber allen Kunstrichtungen gleiche Geltung widerfahren; das Leben läßt sich in jeder wie auch gearteten Kunstrichtung gleich intensiv erlebbar gestalten — es kommt nur darauf an, wie man das Leben erlebt und anschaut. (Zitate: I, 13; 254; 307; II, 117; III, 502f. usw.) Die gleiche Anschauung muß für die andern ästhetischen Tendenzen von Bartels gelten: die Forderungen eines historischen Dramas, eines modernen Problemdramas, des deutschen Lustspiels, des Anschlusses an die deutsche und der Menschheit Vergangenheit, des Zeit- und historischen Romanes. Solche Tendenzen haben allein den Wert, daß sie den charakterisieren, der sie vertritt und Licht auf die Zeit, in der sie entstanden sind, werfen. Niemals aber dürfen sie, wie es bei Bartels der Fall ist, das Urteil oder gar die Verwaltung des geistigen Volksbesitzes beeinflussen, indem sie zu Gesichtspunkten für die Art und Weise der Verwaltung werden.

Bartels glaubt eben in hypertrophischem Egoismus nur an sein Ich, an seine Natur. Für sie kennt er keine Aufwärtsentwicklung, sondern nur eine stete

Wiederholung im Offenbaren ihres Wesens, in jeder Tonart und Überhebung. Zahllos sind die Beispiele für diese Enge und Kleinlichkeit seines Wesens. Man braucht nur den Ton seiner Schriften zu beobachten, um sich zu sagen, daß mit solcher Ausdrucksart nicht wissenschaftlich gearbeitet werden kann. Da regnet es unsachliche Seitenhiebe, wie z. B. I, 123 bei Voltaire, der, um sein Vermögen zu vermehren, „seine Gegner in der gemeinsten persönlichen Weise bekämpft" habe „und sie sofort zu Heuchlern und Schurken zu stempeln sucht, ein Verfahren, das bei der Aufklärungsschriftstellerei übrigens bis auf diesen Tag in Gebrauch geblieben ist". Da werden persönliche Subjektivitäten in den Text hineingeflickt: er bezeichnet sich mit anderen als „ernsten Deutschen" im Gegensatze zu „unseren Entarteten" (III, 695), er redet von Julian Schmidt als von „diesem Menschen" (III, 531), und er vernachlässigt seinen Stil derartig, daß man beim Lesen auf jeder Seite über die banalsten Trivialitäten und das gewöhnlichste Dilettantendeutsch stolpert. So schilt er Nicolai einen „alten Esel" (I, 589), so baut er Sätze wie: „Das sind, in bezug auf Goethe gesagt, allgemeine Redensarten" (I, 5) oder er wirft mit solchen schönen Worten um sich wie: „Das ist zum Teil Unsinn" (I, 5). Scheltworte sind überhaupt beliebt; das „sieht auch der Blödeste" (I, 6), „Ja, lieber Gott" ... (I, 265), „der übliche Judenkram" (III, 655), solche und andere Wendungen kehren immer wieder. Wenn man schon einmal widerspricht oder polemisiert, kann man es doch in ruhiger, sachlicher Weise und in anständigem Tone tun! Wahre Bildung dokumentiert sich stets in einem tadellosen Benehmen bei jeder Gelegenheit, wo Leute ohne gute Kinderstube die Haltung verlieren. Bartels will aber diese vornehme Haltung verlieren, weil er glaubt, darin kennzeichne sich der Germane und der Deutsche. Er ahnt gar nicht, wie Goethe über solche Aufführung dachte, Goethe, der immer der vollendete Weltmann war! Und dessen Art müssen wir auch vom universalen Literaturwissenschaftler verlangen, weil er ja als Verwalter des geistigen Volksbesitzes zugleich der geistige Repräsentant eines Volkes vor der Welt sein wird. Seine Sprache, sein Stil, sein Ton haben die Verantwortung, die auf dem Literaturwissenschaftler lastet, stets als Erziehungsmittel anzuerkennen. Ein Vordrängen des „Ichs" in Überhebung und Eitelkeit verbietet sich also von selbst. Bartels lobt sich freilich ständig und betont unermüdlich seine Verdienste, die an sich ja niemand leugnen will. Er verfährt so, damit sein Publikum sieht, was für eine „Persönlichkeit" er ist. So teilt er im „Vorwort" zu seiner „Weltliteratur" seine Selbstgespräche während der Abfassung des Werkes mit (I, VII): „Dann sagte ich mir freilich wieder: was Goethe oder Grillparzer über diesen oder jenen Dichter sagt, ist jedenfalls bedeutend wichtiger, als was du, Adolf Bartels, über ihn sagen könntest; du willst ja ein Buch schreiben, das die Deutschen, jung und alt, wer das Bedürfnis hat, in die Weltliteratur einführt, und da nun nicht jeder Goethes vierzig Bände und die Werke der übrigen bedeutenderen Deutschen nach Stellen über Dichter der Weltliteratur durchsuchen kann, so

erwirbst du dir unter allen Umständen (!) ein Verdienst, wenn du eine gute (!) Zusammenstellung gibst, die doch einmal gemacht werden muß, ja eigentlich längst gemacht sein sollte. So einfach ist deine Arbeit übrigens keineswegs: es gehört großes Geschick dazu, die zu bringenden Aussprüche richtig auszuwählen, sie den Umständen nach zu erläutern und zu zusammenhängender Darstellung zu verbinden. So sagte ich mir immer wieder, und als nun das große (!) Werk endlich fertig vor mir lag und ich das Verhältnis des Fremden und Eigenen genauer übersehen konnte, da glaubte ich denn doch zu erkennen, daß meine ‚Einführung in die Weltliteratur' trotz allem auch mein ‚persönliches' Werk (wenn auch nicht in dem Grade wie meine ‚Geschichte der deutschen Literatur') geworden sei, und ich verglich mich, selbstbewußt wie ich ja nun einmal bin, einem guten Baumeister oder Mosaikkünstler, der mit fremdem Material sachgemäß (!) gearbeitet habe". Solch Selbstlob findet sich aber nicht bloß im Anfang des Werkes, sondern überall (I, 44, 75, 84, 429, 699; II, 6, 106; III, 630, 631, 640 ff. usw.). Es heißt den Marlitt-Ton in die Literaturwissenschaft einführen, wenn diese egozentrische Art weiter um sich greift.

Bartels weiß natürlich, warum er so vorgeht: er streut seinem Publikum mit dieser Tonart und Selbsterhebung Sand in die Augen, seinem Publikum, das eben das konservativ-agrarische ist, und das nur wenig Zeit und Gelegenheit hat, sich die Dichtung durch die Brillen mehrerer Literarhistoriker anzusehen. Dann würden ihm vielleicht Zweifel an Bartels' Art kommen! So aber folgt es getreu seinen Tendenzen, die sich insgesamt zu der großen politischen Parteitendenz zusammenschließen. Goethe wies freilich solche Einkreisung (I, 837) in einem Briefe an Zelter zurück: „Wie lächerlich ists ... aus einer ästhetischen Sache eine Parteisache zu machen und mich als Parteigesellen heranzuziehen, ohne zu bedenken, daß man recht gut über eine Sache spaßen und spotten kann, ohne sie deswegen zu verachten und zu verwerfen." Über alles Parteiische hat sich schon eine ästhetische Sache zu erheben. Um wieviel mehr die Verwaltung des geistigen Volksbesitzes! Sie darf einzig und allein nur ein Bestreben, das aber, weil es wissenschaftlich, also wahrheitsgetreu, ehrlich und gerecht zu geschehen hat, niemals „Tendenz" werden darf, haben: die Dichtung als Offenbarung des Lebens erlebbar zu erhalten und jedem erlebbar zu machen. Wie dies Bestreben zu erfüllen ist, muß eine Frage der Behandlung des Stoffes genannt werden, ist Sache der Methode universaler Literaturwissenschaft.

Die Illusion von Saloniki

Österreichischen Expansionspolitikern hatte die Erwerbung von Saloniki so lange als ein politisches Ideal vorgeschwebt, daß sie seinem Verlust nachgetrauert und kaum bemerkt haben, daß sie nichts als ein falsches Ideal verloren haben. Man hatte sich von der Bedeutung, die Saloniki für die Monarchie haben sollte, ein Trugbild gemacht, das nicht nur das öffentliche Urteil Österreichs und Deutschlands, sondern auch das anderer Mächte stark beeinflußt hat, und das den tatsächlichen Verhältnissen gar wenig entsprach.

Für die Ansicht, daß Österreich-Ungarn die Erwerbung Salonikis erstrebte, werden unter anderen häufig Äußerungen angeführt, die der verstorbene Kronprinz Rudolf bald nach dem Berliner Kongreß getan zu haben scheint. Aber diese Äußerungen des unglücklichen Prinzen wird man für die wirkliche Politik der Monarchie kaum als beweiskräftig annehmen, wenn man bedenkt, daß er im Jahre 1878 gerade zwanzig Jahre alt war, und daß er noch sechs Jahre später, als er seine Orientreise machte, in den dortigen Hauptstädten fremde Diplomaten durch seine große Unkenntnis der Verhältnisse überraschte. Die amtliche Politik der Monarchie kommt vielmehr in dem Vertrag zum Ausdruck, den sie 1881 mit Serbien abschloß, und worin sie diesem die Anwartschaft auf das Vilajet Kossowo und das Vardartal zuerkannte, während sie Saloniki davon ausschloß, weil sie diesen Hafenplatz den Griechen zudachte.

Auf die politische Phantasie indessen hat Saloniki bis zum letzten Balkankriege eine gewisse Faszination ausgeübt. Doch der Gesichtspunkt, aus dem man die Frage betrachtete, blieb nicht derselbe. Anfänglich hatte man an Saloniki von dem Gesichtspunkt einer politischen Kompensation gedacht, für den Fall, daß die Russen Konstantinopel nähmen. Später betonte man die wirtschaftliche Bedeutung Salonikis, und in dem neuen Jahrhundert tritt diese Betrachtung bei weitem in den Vordergrund. Unter diesen zahlreichen Darstellungen dessen, was sich österreichische Expansionspolitiker in dem letzten Jahrzehnt von Saloniki versprachen, wählen wir die des angesehenen Wiener Publizisten Leopold Frh. von Chlumetzky, und zwar greifen wir auf sein 1906 erschienenes Buch „Österreich-Ungarn und Italien" zurück, in dem wir diese Gedanken noch unbeeinflußt von den letzten Balkanereignissen dargelegt finden. Chlumetzky betont, daß das Interesse der Monarchie sowohl in Albanien als in Mazedonien in erster Linie ein negatives sei, nämlich zu verhindern,

daß dieses Gebiet unter eine fremde Herrschaft käme. Daneben aber habe Österreich-Ungarn ein sehr namhaftes positiveres Interesse in Mazedonien, nämlich „sich den kommerziellen Weg über Saloniki offen zu halten, frei von jedwedem beengenden fremden Einfluß“*).

Das ist, um es gleich vorweg zu bemerken, ein Ziel, das durchaus einleuchtet und dessen Berechtigung niemand bestreiten kann. Diese Forderung würde darauf hinauslaufen, daß erstens die österreichisch-ungarische Warenausfuhr und -einfuhr zwischen Saloniki und der Grenze unter Zollverschluß in plombierten Wagen versandt werden könnte, und zweitens, daß es auf dieser Strecke durch ein völkerrechtliches Abkommen gegen jede tarifarische Differentialbehandlung und gegen Verwaltungsschikanen gesichert würde. Österreich-Ungarn hätte nun auf der Londoner Botschafterkonferenz sehr wohl verlangen können, daß die Mächte sein Anrecht auf eine völlig ungehinderte Durchfuhr nach Saloniki anerkannten, und keine der Mächte hätte ihm dies versagen können. Es ist nicht bekannt geworden, daß dies geschehen ist. Dagegen hat die Monarchie direkte Verhandlungen mit Griechenland und Serbien begonnen; ein Handelsvertrag mit Griechenland ist dem Abschluß nahe, während die Verhandlungen mit Serbien über die orientalischen Bahnen noch wenig von der Stelle gekommen sind.

Serbien seinerseits hat ebenfalls Verhandlungen mit Griechenland eröffnet. Eine serbisch-griechische Kommission ist bereits im März zusammengetreten und verhandelt über die Errichtung einer Freihandelszone in Saloniki, wohin die serbische Warenausfuhr in plombierten Waggons direkt versandt werden soll und in der Serbien Grundbesitz erwerben darf, um Stallungen für das ausgeführte Vieh zu bauen, und ferner über eine Herabsetzung der Frachttarife.

Aber es erscheint uns zweifelhaft, ob ein solches handelspolitisches Abkommen eine so fundamentale Bedeutung für die Monarchie hätte, als Chlumetzky annimmt, und ob Saloniki wirklich eine so große Wichtigkeit als Ausfuhrhafen für Österreich-Ungarn zukommt. Betrachten wir die Voraussetzungen, von denen Chlumetzky ausgeht: „Saloniki,“ sagt er, „ist durch seine geographische Lage dazu prädestiniert, das am weitest nach Südosten vorgeschobene Ausfallstor für den südösterreichischen und ungarischen Handel zu werden. Heute bloß eine Zukunftshoffnung, wird Saloniki in dem Augenblick eine überragende Bedeutung als wichtigster Hafenplatz des europäischen Ostens erlangen, in welchem zwei bereits im Werden begriffene Werke der Vollendung entgegengehen: die Verbindung Salonikis mit Sarajewo und der Ausbau des kleinasiatischen Netzes, beziehungsweise der Bagdadbahn.“ Weiter sagt Chlumetzky, Saloniki werde dereinst der europäische Brückenkopf für den Verkehr nach dem Osten werden. Die Nähe Salonikis an Smyrna und dem Suezkanal mache es „zu dem einzigen Ausfallstor, welches der Monarchie den unmittelbaren Zutritt zum Mittelmeer gewähren könnte“. „Dereinst, von Vorderasien der Kultur

*) Chlumetzky, S. 62.

erschlossen, wenn die Eisenbahn Mesopotamien durchzieht und der Persische Meerbusen durch einen Schienenstrang mit Smyrna verknüpft sein wird, da wird Mazedonien als Durchzugsverkehr für den großen Überlandverkehr zwischen Mitteleuropa und Vorderasien wohl zu neuer Blüte emporsteigen und Saloniki zu großer Bedeutung gelangen*)."

Diese Vorstellungen sind auch in Deutschland verbreitet, aber sie beruhen offenbar auf einer optischen Täuschung, die durch das Bild der Landkarte entstanden ist. Der Gedanke von dem großen Überlandverkehr über die orientalische und die Bagdadbahn ist eine Utopie. Nur für den Personenverkehr, die Post und hochwertige und gewichtleichte Güter, die etwa in Postpaketen versandt werden können, wird diese direkte Bahnroute nach Vorderasien in Betracht kommen. Für Massengüter von schwererem Gewicht wird die Bahn niemals mit der billigen Seefracht in Wettbewerb treten können. Selbst wenn das Schicksal es anders gewollt und Saloniki in den Bereich der schwarzgelben Pfähle gestellt hätte, so würde die Stadt doch schwerlich im überseeischen Verkehr den Wettbewerb mit den Häfen aushalten, die Österreich und Ungarn an der Adria besitzen. Aber nicht nur Triest und Fiume, und nicht nur Marseille, sondern auch London und Hamburg können erfolgreich mit Saloniki wetteifern.

Die einfache Tatsache, daß die Bahnstrecke von Wien nach Triest um etwa 600 Kilometer kürzer ist als die von Wien nach Saloniki, macht Triest und nicht Saloniki zu dem natürlichen, kommerziellen Ausfallstor für diejenigen Gebiete Österreichs, die nicht bereits einen billigeren Weg zur See besitzen. Denn man muß bedenken, daß schon Triest von dem Zentrum der österreichischen Industrie zu weit abliegt. Die Entfernung von Triest nach Wien beträgt bereits 660 Kilometer Bahnfahrt. Ein beträchtlicher Teil des österreichischen Exports, zumal der in Böhmen und Mähren ansässigen Textilindustrie, wird nicht über Triest, sondern über Hamburg ausgeführt, wohin ihr die billige Wasserfracht auf der Elbe zu Gebote steht. Ebenso führt Österreich den größten Teil seines Baumwollbedarfs über Hamburg ein. Der österreichische Export nach Ostasien zieht noch immer den Wasserweg über Hamburg und Gibraltar vor. Die österreichischen Exporteure finden es also vorteilhafter, die Waren erst die ganze Elbe hinab und dann über Hamburg und Gibraltar zu senden, um die lange, kostspielige Bahnfracht nach Triest zu vermeiden. Dabei ist Triest, wie Anton von Moerl in seiner interessanten Broschüre „Das Ende des Kontinentalismus in Österreich" betont, „eisenbahntarifarisch so begünstigt, daß Hamburg, dessen Schiffe auf dem Wege nach dem Osten den Umweg um ganz Europa machen müssen, unter der größeren Anziehungskraft Triests leiden müßte"**). Aber tatsächlich verhalten sich die Dinge umgekehrt. Triest und Fiume sind die natürlichen Ein- und Ausfuhrhäfen für Südösterreich und Ungarn,

*) Chlumetzky, S. 63, 65, 66, 233.
**) S. 171.

und die Vollendung der Tauernbahn hat Süddeutschland und die Schweiz Triest näher gebracht. Aber wenn Hamburg noch immer, trotz der österreichischen Tarifpolitik, für das Zentrum der österreichischen Industrie tarifarisch näher liegt als Triest, so läßt sich aus dieser Tatsache auch entnehmen, einen wie großen natürlichen Vorsprung Triest für den österreichischen Außenhandel vor Saloniki besitzt. Man kann sich kaum vorstellen, daß Saloniki, dessen Entfernung von Wien 1250 Kilometer (Bahnstrecke) beträgt, mit Triest ernstlich wetteifern könnte, selbst wenn man die sehr hohen Gütertarife der orientalischen Bahnen gar nicht berücksichtigt. Man hat seinerzeit ausgerechnet, daß der Seetransport von Marseille nach Saloniki etwa ein Zehntel der Bahnfracht von Marseille nach Belgrad ausmacht. Saloniki hat als Seehafen gewiß eine bedeutende Zukunft vor sich. Aber sein eigentliches Hinterland ist Serbien und Mazedonien, und nicht Österreich-Ungarn, und noch viel weniger Deutschland.

Die ganze Frage von Saloniki ist von einem Teil der deutschen Presse so behandelt worden, als ob Deutschland an dem Handel von Saloniki und an einer schließlichen Einverleibung der Stadt in die Donaumonarchie beinahe ebenso interessiert sei als unsere Bundesgenossen selbst. Wir haben es hier mit jenen Ideen zu tun, die teils wirtschaftlichen, teils politischen Ursprungs sind, und die eine Identität der deutschen und österreichischen Interessen am Balkan voraussetzen. Zeitlich stammen diese Ideen aus der Periode vor 1866, und sie sind österreichischen, bezw. großdeutsch-österreichischen Ursprungs. Sie wurden von neuem belebt durch die Beziehungen der Zentrumspartei nach Österreich, ferner durch alldeutsche Sympathien für die Deutschen in Österreich, und zuletzt durch die wieder von Österreich ausgehenden Bestrebungen, „Mitteleuropa" als ein eigenes wirtschaftliches Interessengebiet zu konstituieren. Die ursprüngliche Idee war, daß die drei Weltreiche: das britische Reich, die Vereinigten Staaten und Rußland, sich von der übrigen Welt durch hohe Zollmauern abschließen würden, und daß sich daher das festländische Europa ebenfalls zollpolitisch einigen müßte, wenn es wirtschaftlich lebensfähig bleiben wollte. Namentlich hat der verstorbene Alexander von Peez in diesem Sinne gewirkt, der zweifellos eine bedeutende Persönlichkeit und ein guter Deutscher war, der aber nicht reichsdeutsche, sondern österreichische Interessen vertrat, und der durch seine gänzlich falsche Beurteilung Englands, das er gar nicht kannte, die öffentliche Meinung in Deutschland lange ungünstig beeinflußt hat. Die Entwicklungen der anderthalb Jahrzehnte, die auf die Veröffentlichung seiner „Studien zur neuesten Handelspolitik" gefolgt sind, haben die Unrichtigkeit seiner Prognose dargetan. Vor allem hat England am Freihandel festgehalten. Rußland hat sich gegen den „mitteleuropäischen", zumal den deutschen Handel keineswegs abgesperrt, und noch viel weniger gegen das deutsche Kapital; und wenn wir vielleicht damit rechnen müssen, daß der nächste Handelsvertrag mit Rußland weniger günstig ausfällt als der von 1904, so ist damit noch lange nicht bewiesen, daß Rußland bald in die Lage kommen wird, sich gegen

uns hermetisch abzuschließen. Auch ist Ostasien außerhalb der russischen Zollgrenzen geblieben. Was endlich die Vereinigten Staaten betrifft, so hat ihre Zollpolitik der MacKinley- und Dingleytarife eine gewisse Rückbildung erfahren. Südamerika steht dem deutschen Handel noch immer offen, und für die Beurteilung der gesamten Lage fällt ins Gewicht, daß Amerika gegenüber die wirtschaftlichen Interessen „Mitteleuropas" (in diesem Fall Deutschlands) und Englands nicht auseinander-, sondern zusammengehen. Vor allem aber haben die letzten beiden Jahrzehnte nicht zu einer Trennung der Weltwirtschaft in eine Anzahl wasserdicht getrennter Abteile geführt, sondern vielmehr zu einer außerordentlich intensiven Durchdringung der Volkswirtschaft aller Länder, und damit eine weltwirtschaftliche Gemeinsamkeit geschaffen, die früher nie in diesem Maße bestanden hat. Und wie steht es mit der Interessengemeinschaft Mitteleuropas? Diese Einheit wird stets eine Utopie bleiben, da Frankreich sich nicht zum Anschluß entscheiden wird, solange der § 11 des Frankfurter Friedens in Kraft bleibt. Und die beiden „mitteleuropäischen" Länder kalexochen, Deutschland und Österreich-Ungarn? Durch die falsche Vorstellung, als ob die Interessen Deutschlands und Österreich-Ungarns im nahen Orient die gleichen seien, wird die Tatsache verhüllt, die aus den Konsularberichten, den Handelsvertragsverhandlungen und sonstigen wirtschaftlichen Berichten deutlichst hervorgeht, daß wir und Österreich am Balkan wirtschaftliche Konkurrenten sind. Das ist eine durchaus normale und gesunde Konkurrenz unter guten Freunden, in die sich glücklicherweise kein überflüssiger Handelsneid hineinmischt.

Besonders deutlich tritt diese Konkurrenz in der Geschichte der handelspolitischen Beziehungen zwischen Österreich und Serbien zutage, für die die handelspolitischen Schriften des Vereins für Sozialpolitik genügend beweiskräftiges Material zusammengetragen haben. Diese Dinge sind auch deshalb interessant, weil sie die österreichische Balkanpolitik nach dem Berliner Kongreß heller beleuchten. Die österreichische Balkanpolitik strebte damals in Serbien eine wirtschaftliche Vorzugs-, wenn nicht Monopolstellung an; und Deutschland hat diese Ansprüche Österreich-Ungarns wiederholt durch Verträge anerkannt. Auf dem Berliner Kongreß suchte die österreichische Diplomatie Serbien zu einer Zollunion mit der Monarchie zu bewegen, und noch im Jahre 1878 wurde eine Präliminarkonvention geschlossen, die eine solche vereinbarte. Aber die Skuptschina verwarf sie, und die serbische Regierung schloß, um der gefürchteten wirtschaftlichen Aussaugung durch die Donaumonarchie zu entgehen, mit England und anderen Ländern Meistbegünstigungsverträge. Österreich beantwortete diesen Widerstand Serbiens mit einer Viehsperre. Das Ergebnis war, daß die endgültigen Meistbegünstigungsverträge, die Serbien einging, die meistbegünstigten Nationen von den Vorteilen ausschlossen, die Serbien seinem Nachbarn im Grenzverkehr einräumen wollte. Die Bestimmung über den Grenzverkehr bildete den wichtigsten Teil des Handelsvertrages, der 1881 zwischen Österreich und Serbien geschlossen wurde. Da hier nämlich keine

bestimmte Ausdehnung der Grenzzone ausgemacht war, so wurden die sehr bedeutenden Grenzerleichterungen, die der Vertrag festsetzte, tatsächlich auf den ganzen Umfang der beiden Staaten ausgedehnt. Österreich hat infolgedessen, solange der Vertrag in Kraft blieb, eine Monopolstellung in Serbien besessen. Aber es hat diese Monopolstellung nicht behaupten können. Serbien gewann gegenüber dem übermächtigen Nachbarn ein bescheidenes Maß von Unabhängigkeit, als die orientalischen Bahnen ausgebaut und eine Bahnverbindung zwischen Saloniki und Belgrad hergestellt war (1889). Serbien, das ja ringsum nur Landgrenzen hat, gewann jetzt eine Bahnverbindung an das Meer. Der nächste Handelsvertrag zwischen Österreich und Serbien (1893) machte der Monopolstellung Österreichs ein Ende, indem er die Grenzzone, außerhalb deren die Grenzerleichterung bestehen sollte, auf 10 Kilometer beschränkte. Es ist bemerkenswert, daß sich diese Demarkierung der Grenzzone auch in den beiden Handelsverträgen befindet, die Deutschland mit Österreich und Serbien 1893/94 abschloß. Deutschland nahm in diesen Verträgen auch weiterhin auf sich, daß sein Meistbegünstigungsrecht dem Abschluß einer Zollunion zwischen beiden Staaten nicht hindernd im Wege stehen sollte; aber die beiderseitigen Zollerleichterungen wurden auf ihr normales Maß zurückgeführt und durften die Meistbegünstigung Deutschlands in Zukunft nicht mehr beeinträchtigen. Wir haben also die wirtschaftliche Vorzugsstellung Österreichs in Serbien nur für den Fall anerkannt, daß sie die Form einer Zollunion annähme. Von einer solchen ist Österreich-Ungarn indessen heute weiter entfernt denn je. Schon bald nach dem ersten Vertrag mit Serbien (1878) bekämpften die ungarischen Agrarier die Zollunion aufs heftigste. Und wenn Serbien 1878 bis 1881 unter ungleich schwierigeren Verhältnissen die Unabhängigkeit seiner Zoll- und Wirtschaftspolitik sichern und sie länger als ein Menschenalter behaupten konnte, so wird es jetzt nicht einer Zollunion beitreten, wo es die Bahnverbindung nach dem Ägäischen Meer besitzt und eine neue nach der Adria erhalten soll. Ohnehin haben die letzten Kriege den serbischen Nationalstolz bedeutend gesteigert, so daß eine Zolleinigung als Folge einer friedlichen Entwicklung ganz ausgeschlossen erscheinen muß. Aber als Grenznachbar und als bester und Hauptabnehmer der serbischen Einfuhr kann Österreich-Ungarn noch immer einen recht beträchtlichen Druck auf die wirtschaftspolitischen und mittelbar auf die politischen Entschlüsse Serbiens ausüben; und es wäre für die Monarchie auch schwer, auf diesen Einfluß verzichten zu müssen, wenn die Beziehungen zu dem unruhigen Nachbarn im Süden im Gleichgewicht erhalten werden sollen. Das Hauptgewicht des österreichischen „argumentum ad hominem“ liegt darin, daß die Ausfuhr von lebendem Vieh aus Serbien unter allen Umständen mit erheblichen Verlusten verbunden ist, wenn sie zur See geschieht. Aber schon während des „Schweinekrieges“ von 1905 hatte sich Serbien, indem es neue Handelsverbindungen über See, namentlich mit Griechenland, Italien, Malta und Ägypten, anknüpfte, von Österreich-Ungarn soweit unabhängig gemacht, daß es nicht von jeder Aus-

fuhrmöglichkeit abgeschnitten war, wenn Österreich-Ungarn seine Grenzen schloß.

Die Tatsache, daß unser Handel am Balkan mit dem österreichischen konkurriert, geht besonders deutlich aus den Ergebnissen der Handelsverträge von 1893 und 1894 hervor. Nachdem die österreichisch-serbische Grenzerleichterung auf das richtige Maß beschränkt war, und wir in den vollen Genuß unseres Meistbegünstigungsrechts gelangten, ging die österreichische Einfuhr, die jetzt jenes Schutzes entbehren mußte, zurück, und zwar nicht nur zugunsten der französischen und englischen, sondern auch ganz ebenso zugunsten der deutschen Einfuhr. Und ebenso wie in Serbien, sind wir die Handelskonkurrenten Österreichs in Bulgarien und Rumänien.

Man vergleiche folgende Ziffern: im Jahre 1884 fielen von der Gesamteinfuhr Serbiens 62 Prozent auf Österreich-Ungarn und 15 Prozent auf Deutschland; im Jahre 1910 kamen auf Österreich 20 Prozent und auf Deutschland 41 Prozent. Von der Gesamteinfuhr Rumäniens fielen im Jahre 1884 auf Österreich-Ungarn 44 Prozent, auf England 19 Prozent, auf Deutschland 14 Prozent und auf Italien 1 Prozent; dagegen im Jahre 1910 auf Österreich-Ungarn 23 Prozent, auf Deutschland 33 Prozent, auf England 13 Prozent und auf Italien 5 Prozent. Von der Gesamteinfuhr Bulgariens kamen 1886 auf Österreich-Ungarn 26,50 Prozent und auf Deutschland 3,30 Prozent und im Jahre 1910 auf Österreich-Ungarn 26,80 Prozent und auf Deutschland 19,20 Prozent.

Nun haben wir gesehen, daß Frhr. von Chlumetzky bei seiner Beurteilung der Bedeutung Salonikis weit über diesen Hafen selbst hinausblickt, indem er ihm durch seine nahe Seeverbindung mit Smyrna eine entscheidende Stellung in dem Landverkehr zwischen „Mitteleuropa" und Vorderasien zusichert. (Wobei übrigens gar nicht ersichtlich ist, weshalb der große „Überlandverkehr" nicht über Konstantinopel gehen sollte, sondern statt dessen die geringe Ersparnis — bei zweimaliger Umladung — des Wasserweges Saloniki—Smyrna nehmen sollte.) Dieser große „Überlandverkehr" ist eine völlige Utopie.

Wenn schon der Handel zwischen Deutschland und Rumänien, soweit Massengüter in betracht kommen, den Wasserweg über Hamburg und Gibraltar wählt, so wird er noch viel mehr die etwa 2500 Kilometer lange Strecke der Bagdadbahn scheuen. Der Handel wird immer nur Teilstrecken der Bagdadbahn benutzen — was übrigens keineswegs ausschließt, daß diese Benutzung der Teilstrecken erheblichen Gewinn abwerfen wird. Aber der Verkehr mit Massengütern wird immer den Wasserweg nach Smyrna, Adana, Alexandrette oder Basra nehmen, und niemals die direkte Landstrecke der orientalischen und der Bagdadbahn benutzen. Die „Ausfallstore" werden für den österreichischen Handel Triest und für den deutschen Handel Hamburg bleiben, und Saloniki wird schwerlich jemals die große Rolle des Vermittlers im europäischen Handelsverkehr erreichen, die die österreichischen Expansionspolitiker ihm erträumt haben.

Wilhelm Driewer, der Kinderfreund

Die Geschichte einer Tierschaunacht

Von Margarete Windthorst

(Schluß)

Wilhelm Driewer stand an dem Wege, der zur Wiese abführte, als sich unversehens eine Hand unter seinen Arm schob und ein Gesicht sich dicht an seines drängte.

„Wilm!"

Er fuhr herum. Er hatte an Rika nicht mehr gedacht, aber nun war sie dicht genug bei ihm, daß sie ihm genugsam einfiel und ihm schwer und lästig am Arm hing mitsamt ihrer Mission. Ein unangenehmes Gefühl stieg in ihm auf. Er mochte sich seiner Frau nicht unwertig machen vor diesem Mädchen, und wieder wollte er zeigen, daß die Frau und dieses Mädchen keine Macht über ihn hatten, wenn er auf seinem Wege frei sein wollte.

„Nun gerade," sagte er so laut, daß es schien, er müsse hinter dem Lauten seine Unsicherheit verstecken und suchte seinen Arm aus Rikas Hand frei zu bekommen.

„Wilm!" nannte Rika ihn noch einmal, ohne ihn zu lassen.

Da fiel ihm ihre Stimme auf, ihr naher, heißer Atem an seiner Backe, und als er sie ansah, erkannte er ihr wildes, junges Gesicht, wie er es auch zwei Jahre früher mit einem einzigen Blick erkannt hatte. Er schlang mit einem unsachten Griff, der nach nichts mehr fragte, den Arm um sie, und sie duckte sich ganz an seine Gestalt, verbarg ihr Gesicht an ihm und lachte so dicht bei ihm, daß er die Wärme ihres Atems durch seinen Rock auf der Brust fühlte, und daß das glückliche Lachen ihn ganz durchdrang, bis ins Innere, wo sein eigenes wohnte und sich aufreizen ließ. So lachten sie zusammen, sie lachten über Martha Driewer und ihren freundlichen, unbefangenen Sinn, sie lachten über sich selbst, daß sie sich sozusagen nicht hatten finden wollen, über alles, was sie trennte, lachten sie, über die Welt und ihr Gaukelspiel, er nannte sie die Geiß, die den Kohlkopf bewachen sollte, indessen sie ihn auffraß, und wie sie lachten, lachten sie endlich wie frohe Kinder über nichts.

Die Lampen waren fern und die weißen verschleierten Sterne gaben kein Licht, sie standen wie eine Person in der Dunkelheit, und Rika wunderte sich, daß es nicht hell um sie wurde bei ihrer ungehaltenen brennenden Liebe.

Rika machte sich eine neue Weltordnung in dieser Stunde. Danach gab es keine Pflicht und keinen Stolz, und, was sie tat, war groß und frei und einzig.

O du glückliche, sternenblasse Nacht, in der es hell um sie war, während es in weiter Welt vielleicht Menschen gab, die, auf den Knien liegend, ein einziges Licht von Gott erbaten.

Wenn sie sich nicht besonders küßten, so geschah es, weil sie sich lachend sagten, es solle alles wie vor zwei Jahren sein, wo sie mit klopfendem Herzen und Hand in Hand heimgegangen, bis zur Haustür Rikas, wo sie ihn um zwei Uhr in der Nacht als Gast eingeladen habe. Sie war heute noch freier als damals, weil sie das Haus allein inne hatte, damals lebten die Alten noch, und der Vater hatte am Morgen nach jener Tierschau die Katze vom Milchnapf gejagt, weil sie in der Nacht ihre Pflicht nicht getan hatte, wie er sagte, indem sie die Mäuse auf der Heudiele förmlich habe tanzen lassen.

Sie gingen den dunklen Tannenweg nach Hause, der von Heimkehrenden bewandert war, so daß sie nur selten ihre Hände ergreifen und stumme Sprache halten konnten. Als sie an der Stadt vorbeigingen, schlug es ein Viertel vor zwei vom Turme. Hinter der Stadt hatten sie keinen Weggesellen mehr. Der Kirchhof wollte sie noch an das Ende aller Freuden gemahnen, aber sie nahmen das nicht ernst. Es lag viel Duft über den Roggenfeldern, der machte die Luft so leicht, daß die beiden meinen mochten, der steigende Weg habe plötzlich Gefälle, so frei schritten sie dahin. Nun waren sie in den Bergen. Vom höchsten Wegepunkt hatten sie einen Blick über ihre Ortschaft im Tale; Rikas Haus lag unten so nah, daß man es mit einem Stein von hier aus treffen konnte. Wenn es in der Stadt zwei Uhr schlug, würden sie vor der Tür sein. Es gab einen Richtweg seitlich durch das Strauchwerk hinunter.

Da, ehe sie hinunterstiegen, besann sich Rika und warf einen Blick über die Ortschaft. Ihre Hand zuckte in der Wilhelm Driewers.

„Es brennt ein Licht in eurem Hofe," sagte sie laut. Ihr Gesicht veränderte sich und wurde farb- und glanzlos wie die Sterne, aber die Dunkelheit zeigte das nicht.

Wilhelm Driewer sah nach seinem Hof hinunter. Er zweifelte einen Augenblick an dem Licht, dann fiel ihm die Erklärung ein.

„Die Frau hielt sich Knecht und Magd daheim, weil sie glaubte, die Sau werfe Ferkel heute Nacht. Weiter ist es nichts."

„Wenn es doch um was anderes ginge?" wendete Rika ein. Das Licht hatte ihr den Kopf klargemacht. „Martha, Martha!" rief es in ihr. Seine Hand, die sie zog, lag jetzt wie eine Fessel um ihr Handgelenk.

„Es ist nichts anderes," redete Wilhelm Driewer leicht.

Sie wollte sich nicht ziehen lassen. „Wilhelm!“ sagte sie.

Es kam ihm wie ein Notschrei vor. „Was glaubst du denn, was es ist?“ fragte er ungeduldig.

„Nichts,“ antwortete sie endlich, und als sie ihm den Richtweg hinunter folgen wollte, war es, als müsse sie, indem sie die Füße hochhob, Wurzeln aus der Erde ziehen, so hatte sie wie ein Baum still dagestanden.

Sie hatte ihn mit ihrem gänzlichen Zurückbesinnen auf sich selbst ein wenig aus dem Taumel gebracht, aber sie sagte sich, er müsse so wach werden wie sie, doch sie brachte das Wort nicht heraus, das ihm heimgeleuchtet hätte, wie ihr das Licht aus Marthas Kindeskammer heimgeleuchtet hatte.

Sie überhörte das Schlagen der Turmuhr hinter den Bergen, als sie ihr Haus aufschloß und Wilhelm Driewer mit sich kommen ließ. Ihre Ohren waren wie taub, ihre Glieder wie gelähmt. Endlich sagte sie: „Bleib hier, daß ich erst Licht mache, der Heuwagen steht auf der Deele, der noch nicht abgestochen ist.“

Sie trug das Stallicht in gehobener Hand heran. Wilhelm packte sich ein paar Arme voll Heu vom Wagen auf die Deele in eine leere Ecke ab, wo es wie Bettheu lag, und er warf sich hinein, sagte mit wachen Augen, er sei müde vom Fest, und ob sie nicht auch müde sei und die Augen mit ihm zutun wolle.

„Gleich,“ antwortete sie. Sie mußte ihn noch einmal ansehen, um zu fühlen, wie lieb sie ihn hatte. Aber auf der Berghöhe eben war über ihrer Liebe ein Licht aufgegangen, welches ihr zeigte, welchen Weg sie zu gehen hatte.

Wilhelm Driewer wurde unruhig in seinem Heu, sprang auf und wollte das Mädchen zu sich herabziehen. „Wenn du dich jetzt zierig machst, bin ich stärker als du!“ drohte er wild.

Sie besänftigte ihn, indem sie, die Hand auf seine Schulter legend, ihn von sich abhielt. „Ich sage dir mein Wort, daß ich gleich wieder da bin, wenn du mich jetzt für einen Augenblick auf die Stube gehen läßt.“ bat sie ihn. Da ließ er sie los.

Sie ging, zögerte noch einmal in der Tür nach ihm zurück und trat hinein. Eine Stimme tönte aus der Kammer zu Wilhelm Driewer herüber, nicht Rikas Stimme, sie war nur ein Laut, der nach einem Wort verlangte und doch noch keines zu geben wußte. Dann kam Rika heraus und trug ihr Kind auf dem Arm. Sie setzte sich auf die Deichsel des Heuwagens Wilhelm Driewer gegenüber, legte den Knaben an ihre Brust und sagte: „Er hat am Abend meiner entbehren müssen, und nun muß er vorab zu seinem Recht kommen.“

Wilhelm Driewer widersprach dem nicht. Er hörte zu, wie Rika von ihrem Kinde erzählte, von seinem Heranwachsen und Gedeihen, von seinen Einfällen und allem Glück.

„Bringst du es gleich wieder weg?“ fragte er, scheu nach dem kleinen lieben Wesen blickend.

„Gleich,“ versprach sie.

Er legte, während sie sprach, seine Hand um ihren Fuß, den er von seinem niedrigen Platz aus ergreifen konnte, aber als sie seine Nähe durchfuhr, ließ das Kind erschrocken von ihr ab, und Wilhelm wagte sie nicht mehr anzurühren. Sie behielt es noch auf dem Arm, als es längst zufrieden war, machte es kregel und zeigte Wilhelm das Gesicht des Kindes, das dem seinen ähnlich war.

„Ich dachte, du wolltest mich leichtsinnig machen. und nun läßt du mich fühlen, wieviel Schuld ich gegen dich habe, und machst mich schwer,“ sagte er.

Das wollte Rika nicht wahr haben. Sie sprachen sich dann zum ersten Male in ruhiger und offener Weise um ihre Liebschaft und deren Folgen aus. „Rika,“ sagte Wilhelm Driewer, indem ihm die Augen feucht wurden, „du bist mein Schatz gewesen mehr als die Martha, vor dem Herrgott und dir kann ich es nicht ablügen. Wäre ich zu Hause der Anerbe gewesen, so wärest du als Bäuerin auf dem Hofe eingezogen. Aber ich war es nicht und habe doch als großer Bauer angesehen werden wollen. Da nahm ich es nicht schwer, daß ich an dir handelte wie ein gemeiner Knecht an einer ehrlichen Magd.“

Rika hörte ihm ruhig zu, um ihn dann zu verbessern. „Ich hätte dich um deine Schuld vor keinem Gericht verklagen können. Du hattest mir nichts versprochen, darum bliebst du mir nichts Eigentliches schuldig. Vergiß das nicht.“

Er antwortete: „Wir wollen uns nichts vormachen, Rika. Beim Gericht gehen sie nicht soweit. Aber wir haben noch ein anderes Gericht in uns, das ist das Gewissen.“

„Rede nicht,“ lehnte Rika ab. „Es ist alles längst gut gemacht, nicht durch dich, aber durch Martha. Sie gibt mir alle Ehre wieder, die ich um dich aufgab. Sie tut es unbewußt in deinem Namen, das ist das Wunderbare, das Schöne dabei.“

Wilhelm Driewer sagte weiter: „Ich bot dir damals an, ich wolle mich offen zu dir und dem Kinde bekennen. Du hättest das annehmen sollen.“

Da lächelte sie. „Warum fragtest du? Du kanntest mich und wußtest, daß ich es abwies. Hättest du es ehrlich tun wollen, so hättest du statt zu fragen handeln müssen.“

Wilhelm Driewer bekam einen roten Kopf, weil das Mädchen ihm zeigte, daß er kein großer Mann war, wenn es in heiklen Dingen von ihm gefordert wurde. Es war aber nicht ihre Absicht, ihm in dieser Weise heimzuleuchten, sie wußte, daß von denen, die zuviel geliebt wurden, nicht viel wiederzufordern war, darum erklärte sie ihm die Zwecklosigkeit seines damaligen Angebotes.

„Die Lüge, die ich mir um des Kindes Vater ausdachte, gab weniger unter den Leuten zu reden, und weil es leicht ist, Martha zu belügen, war es besser so."

Wilhelm Driewer sagte: „Dann hättest du die Auszahlung für das Kind annehmen sollen, die ich dir anbot, ich konnte sie geben und hätte es gern getan, schon um das Kind."

Rika stiegen die Tränen in die Augen. „Du hattest mich niedrig genug gemacht, dadurch, daß du dir von mir sagen ließest, wie gern ich dich hatte, um mich dann abzuladen. Niedriger konnte ich mich nicht machen lassen, und wäre ich so arm gewesen, daß ich mit meinem Kind zusammen verhungert wäre."

Sie hob ein wenig den dunkeln, hübschen Kopf, und Wilhelm Driewer, der ihr doch eigentlich vorwerfen konnte, daß sie sich an ihn weggeworfen habe, mußte schon zu ihr aufsehen, weil sie mehr Stolz zeigte, als es von einem Mädchen ihres Standes zu erwarten war.

„Du solltest es jetzt als ein Patengeschenk vor Marthas Augen annehmen," sagte Wilhelm Driewer, dem es am Herzen lag, gutzumachen, soviel er konnte.

Es sei ihr nicht recht, daß er an dem Kinde teil haben solle, antwortete sie abweisend. Wer um sie freie, der freie zugleich um das Kind. „Zudem — was soll Heinrich Leiting? Wenn du willst, daß ich das Kind gleich fort bringe, dann ist es um einen Vater für es geschehen."

„Du bist gescheit, Rika," sagte Wilhelm Driewer, dem es einfiel, warum Rika den Knaben geholt hatte. Er erhob sich. Er stand ihr einen Augenblick in der Weise gegenüber, wie Rika oben auf der Berghöhe gestanden und in das Licht gesehen hatte. Er sah auf das Kind wie auf ein Licht. Und wie er zögernd stand, zuckte es ihm im Arm, und er streckte ihn aus, um sich das Kind geben zu lassen. Aber es bangte vor ihm zurück, und Rika mußte es besänftigen.

„Es kennt keine Mannsleute," lachte sie, und fügte wehmütig hinzu: „Und kennt keinen Vater."

Wilhelm Driewer zähmte das Kind mit seinen guten, geschickten Händen, mit seinem kinderlieben Herzen. Rika freute sich an dem Bilde, wie er das Kind nahm und mit ihm vertraut wurde. Sie fragte ihn, wie das zuginge, daß er sich zum Freund aller Kinder mache, wer ihn das gelehrt habe?

„Das hat mir Gott geschenkt," antwortete er.

Rika stand auf und machte Feuer in der Maschine an. Sie mußte etwas zu schaffen haben, damit sie nicht in Versuchung kam, ihm das Kind weg zu reißen, um gleich selber bei ihm zu sein. Er hatte es leichter als sie, er hatte das Kind, das wie ein Engel Wache bei ihm hielt, indessen sie sich allein zusammenhalten mußte. Es war wie immer, mußte sie denken, er ließ sich den Weg leicht machen und fragte nicht, ob andere dafür über Dornen gingen.

Sie machte den Tisch mit Brot, Butter und Milch zurecht, holte Tassen heran und brühte einen köstlich duftenden Kaffee auf. Dann rief sie ihn, und als er sich über ihr Tun wunderte, sagte sie lächelnd, sie wollten es halten wie damals, daß er ihr Gast sei, er möge zugreifen, es sei ein sauberes Brot, welches sie heute gebacken habe. Es war bitter für sie, zu denken, daß er ihr Gast am Tische war, während er das Kind noch auf dem Arm hielt, welches ihm glich, so daß ihr einfallen mußte, sie säßen wie eine kleine glückliche Familie in ihrem Hause im frühen Schatten der runden Berge.

Draußen fing der Tag an zu grauen, da mußte sie ihn erinnern, daß er als heimlicher Gast bei ihr war und daß er ungesehen an den Nachbarhäusern vorbei müsse. Sie hätte ihn halten mögen mit ihren Armen fest wie Stricke und mußte inwendig doch noch mehr Kraft haben, indem sie ihre Arme an sich hielt. „Es ist nicht für dich," sprach sie sich Kraft zu. „Was läge an dir? Es ist für dein Kind und für Martha Driewer ihr Glück."

Sie nahm ihm das Kind ab und brachte ihn unter die Tür. Als er draußen den Tag sah, fiel ihm ein, mit welchen Wünschen ihn die Nacht in dieses Haus gebracht hatte. „Rika, ich weiß nicht, soll ich dir böse sein, weil du mich genarrt hast, oder soll ich dir danken?"

„Du bist mir heute so wenig schuldig gewesen wie je," antwortete das Mädchen, „was ich tat, tat ich für mein Kind und für Martha. Gehe heim und danke nur deiner Frau, daß sie dir Rika mitgegeben hat, sage ihr, Rika habe dich bewahrt und schicke dich ihr zurück."

Sie schob ihn durch die Tür und schloß sie hinter ihm. In der Kammer legte sie ihr Kind in das große Bett, das sie mit ihm teilte, deckte es zu und wartete, bis es einschlief. Dann kniete sie vor dem Bett nieder und weinte in die Kissen. Sie weinte wie vor Übermüdung, wie vor Einsamkeit. Sie mußte sich noch einmal ausweinen um alles, was sie vor zwei Jahren beweint hatte: darum, daß sie als Mädchen in das Leben gestellt war und daß es doch von ihr gefordert wurde, geistig stärker als ein Mann zu sein, stärker als ein Wilhelm Driewer. Sie weinte noch einmal wie aus Kummer darum, daß sie ihn lieben mußte, ihm alles geben zu müssen, um wenig wieder zu haben, nicht einmal das an ihm zu sehen, was einen Mann der Frau liebenswert macht: Stärke und Mannestat. Sie weinte endlich darum, daß sie all das Geringe von ihm dachte, von ihm, der gut wie keiner neben ihm war, weil ein Kind Gewalt über ihn hatte. Sie streichelte ihren schlafenden Knaben und dachte: „Ich wußte es, daß keine Sünde über ihn kommen konnte, wenn ich ihm das Kind brachte." Und dann dankte sie Gott, dankte ihm für die Kraft, die er ihr gegeben hatte, ihm das Kind heranzutragen.

Sie schloß in dieser Nacht mit ihrer Liebe ab. War er damals von ihr gegangen, so hatte sie noch an ihm hängen müssen, weil sie sich nicht von ihm hatte loslösen können. Heute hatte sie die Kraft gehabt, ihn von sich weg zu schicken, und einmal gesiegt über sich selbst war sie sich ihres Sieges für immer

gewiß. Eine ruhige Freude kam über sie, daß sie nun des Glaubens wert war, den die ehrliche Base Martha auf sie baute, daß sie ihre Geschenke nehmen und behalten durfte, ohne sich arm zu fühlen, weil sie in dieser Nacht reich gewesen war, indem sie wiederschenken konnte. Sie stand auf, trocknete ihr Gesicht ab, entkleidete sich und legte sich zu ihrem Kinde in das Bett. Sie schlang ihren Arm um den kleinen Knaben, und glücklich, wie Martha Driewer wohl ihrem Manne ein Kind versprach versprach sie ihrem Kinde einen Vater. —

Die junge Frau Martha Driewer erwartete mit der Morgendämmerung ihren Mann. Auch sie hatte es in dieser Nacht nicht leicht gehabt, aber nun war sie wie Rika siegesfroh, und als ihr Mann heim kam, zeigte sie ihm sein Kind, das sie für ihn geboren hatte.

Wilhelm Driewer sank vor dem Bett der Frau nieder und brachte kein Wort heraus, weil das Glück wie ein goldener Berg über ihn fiel. Sie legte die Hand auf seinen Kopf und überließ ihn für eine Weile seiner Freude. Dann fragte sie: „War es gut, daß Rika mit war?"

„Ja," antwortete er.

Das Wort zog ihr schwer durch die erschlafften Glieder, doch sie faßte sich und fragte weiter: „Hat Rika es dir um die rechte Stunde gesagt, daß ich heute nacht mit dem Kinde niederkam?"

„Nein," antwortete Wilhelm Driewer.

Frau Martha mußte die Augen schließen, um nachzudenken, mit welchem Wort Rika ihren Mann im Zaum gehalten haben mochte, aber sie besann sich in ihrer Schwäche nicht, lächelte und öffnete die Augen wieder, um ihn mit dem glücklichsten Ausdruck anzusehen. Sie stäubte gedankenlos, und nur wie gewöhnt, immer um ihren Mann tätig zu sein, ein paar graue Heufäden von seinem Anzug.

„Jetzt haben wir ein Kind, Wilhelm," sagte sie. „Nun wird unser ganzes Leben schön und groß. Du hast doch die Kinder gern, freust du dich aber nicht mehr an deinem eigenen als an allen fremden zusammen?"

„Ja," antwortete er. „Und ich will es wert sein, das Kind, das verspreche ich dir heute nacht, Martha."

Frau Martha glaubte, sie habe ihren Mann heute nacht gewonnen, wie in einer Bude, wo ein Glücksrad läuft, und wo man aufschlägt und gewinnt, oder Rika habe für sie aufgeschlagen und für sie gewonnen. Es war eine glückliche Nacht, nun, wo alle Mühsal vorbei war, nach der man nicht mehr fragt, wenn sie überstanden ist.

Wilhelm Driewer dachte, wie wunderbar und wie von selber sich doch sein Leben zum Guten füge: auf ein Haar, und er wäre dieser Frau und seines Kindes nicht wert gewesen. Er fühlte, daß sein Inneres heute nacht eine Wendung erfahren hatte. Er erhob sich und stand stolz wie ein Held vor dem Bett seiner Frau, in seinem glücklichen Sinn nicht bedenkend, daß er das, was er war, nicht aus sich selber hatte, sondern daß es ihm verliehen worden war

durch Frauenliebe und Mädchenkraft und durch Kindesmacht. Und um aller Liebe willen, die über ihm wachte, mußte es geschehen, daß er als Held vor den Stärkeren her die Geschichte einer Tierschaunacht nach seinem Namen nennen ließ.

Er nahm sein Kind auf den Arm, und wie er es betrachtete, schwor er, daß ihn nichts mehr von Weib und Kind trennen sollte. Er hatte heute nacht an Rikas Knaben gut gemacht, was er ihm schuldete: er hatte Rika gelassen, weil der Knabe den Vater haben sollte. Aber kein Kind sollte fortan einen Vater haben wie Marthas Kind und seines, Wilhelm Driewers, des Kinderfreundes.

Draußen kam die Sonne über die Egge und lachte warm in das glückliche kleine Tal zwischen den Bergen. Da schraubte Wilhelm Driewer das Licht in der Kammer aus, das genugsam durch die Nacht geleuchtet und gewacht hatte.

Mozart, Österreich und wir

Von Fritz Reck-Malleczewen

Daß Mozart für Salzburg ein Mittel zur Hebung des Fremdenverkehrs geworden ist, wie die angebliche Gemütlichkeit für Wien, das alles hat mich nicht verstimmt. Ich schlage auch vor Weimarer Schaufenstern grundsätzlich die Augen nieder und bin also mit leidlicher Gelassenheit durch die Reihen der Bierkrüge, Vasen und Spazierstöcke gegangen, die man mit Mozarts Haupt schmückt. Vor Mozarts Geburtshaus, dachte ich mir, hört der Galanteriewarenhandel ja wohl auf.

Daß unten in den Gewölben des alten gotischen Hauses Herr Scio ein Kaffeegeschäft betreibt, daß in den übrigen Geschossen kleines Volk wohnt, lasse ich mir auch noch gefallen. Ich liebe nicht „Museen", in denen statt der Lebenden die Philologen eingezogen sind. Daß Herr Scio seinen Kaffeeladen „Zum Mozart" nennt, war mir schon peinlicher; immerhin: ich freute mich, daß über die uralten Steintreppen, die, ach, schon von Jahrhunderten zu erzählen wußten, als hier ein kleiner zierlicher Kerl im bunten Rokokogewand herumlief und leider so wenig zum Spielen herunter durfte, weil man doch schon mit neun Jahren sechs Violinsonaten komponieren mußte und Konzertsorgen hatte — daß also über diese uralten Steinfliesen noch immer Kinderfüße trappeln und jedes Jahr noch armes Volk seine Kinder zur Taufe oder zu Grabe trägt, wie einst Leopold Mozart seine sechs Erstgeborenen — das alles hat mich gefreut.

Auch, daß man die Räume oben leidlich unverändert gelassen hat. Daß man auf denselben Dielen geht, auf denen Wolfgang Amadeus' Wiege stand und des Vaters Billard. Das und die wenigen Reliquien: die Haarlocken und die Briefe und die Partituren, die hier liegen. Meinetwegen auch die Bilder. Daß von diesem just, der wie ein Feuerstrudel in seinem Leben war, der scheinbar nie ermüdete, immer und wiederum scheinbar mühelos produzierte, bis das Schicksal ganz plötzlich, mitten noch im frohen Mahl, die Rechnung präsentierte, daß gerade von diesem so fürchterlich wenig vorhanden ist, was an den Lebenden erinnert, das scheint mir, müßte ein Vernünftiger und einigermaßen Feinfühlender, wenn er ein Mozartmuseum zusammenstellte, betonen, mehr als verbergen. Österreich geht den umgekehrten Weg. Denn einmal ist nachträglich das Gewissen erwacht. Das böse Gewissen: es sind doch am Ende erst einhundertundzwanzig Jahre her, daß man einen vom allergrößten Format so ganz sorglos, wie man nun einmal ist, ins Massengrab beförderte. Weil das Wetter zu schlecht war, dem Sarg auf den Friedhof zu folgen und den Totengräber an dieser summarischen Behandlung zu hindern. Und weil auf dem St. Marg.-Friedhof schon damals der Platz nicht ganz leicht zu erschwingen war. Jedenfalls für diesen Musikanten nicht. Also ein klein wenig Scham mag dabei sein. Außerdem aber: Reliquien müssen wir nun einmal haben. Weil Österreich bekanntlich von einem Volk bewohnt wird, dessen Phantasie so spielend leicht über einen Mangel an Greifbarem, an Materiellem, an Sinnlichem hinwegsetzt ... Jeder Kirche ein Schulterblatt des heiligen Franziskus. Mindestens eins. Also ein Mozartmuseum ohne Mozartschädel? Diesem hier hat Hyrtl, einst Anatom der Wiener Universität, einen roten Beglaubigungszettel aufs Schläfenbein geklebt. Und an der Wand hängt unter Glas und Rahmen ein Attest, in dem ein angeheirateter Stiefzwilling Hyrtls die Echtheit — der Handschrift Hyrtls bezeugt. Also: wir haben den Mozartschädel. Wie Weimar den Schillers. Neben ihm liegt unter Glas die rührende Geschichte von dem Totengräber, der sich (auf dem Bezirk des Massengrabes!) genau die Stelle merkte, wo er Mozarts Sarg einsenkte. Von diesem treuen Totengräber, der zwar nach sieben Jahren, als die liebende Konstanze in unerklärlicher Witwentreue dem Toten einen Grabstein zu setzen gedachte und sich zu diesem Zweck auf den Kirchhof bemühte, nicht mehr die Stelle kannte, wo das fragliche Massengrab gelegen habe; der aber, sowie die Mozartkonjunktur nach einer weiteren Zeitspanne einsetzte, sich eben genau der Stelle erinnerte, wo er .... Man sieht, der Sinn für Fremdenverkehrsartikel war schon damals hoch entwickelt ....

Und wir haben nicht nur diesen Schädel. Wir haben noch mehr in diesen Räumen, die dem großen Toten geweiht sind. Wir haben einen Kranz der Dresdener Liedertafel, den sie zu Füßen seiner wundervollen, erst vor acht Jahren vom Staub gereinigten Gipsbüste niederlegte. Und auch einen Kranz der Berliner Männergesangvereine. Und sogar einen des Sängerbundes von Salzburgs organisierter Arbeiterschaft. Und auf jeder Kranzschleife steht ein sinniger Spruch. Etwa:

Treudeutschen Schwur mit Herz und Hand
Dem großen Kind vom Salzachstrand.

Zur weiteren Vervollständigung schlage ich vor: eine vollständige Sammlung von Grammophonaufnahmen der gangbarsten allgemeinen Redensarten über Mozart. Die vorhandenen, von bildender Kunst geschaffenen Erinnerungen zu vervollständigen, ist nicht mehr möglich. Denn es hängen an den Wänden von Leopold Mozarts Wohnzimmer die Photographien aller Mitglieder der k. k. Hofoper in Wien, die, ich glaube vor siebenundzwanzig Jahren, Mozart gesungen haben. Ebenso fehlt es nicht an einem lebensgroßen Porträt des Herrn Sternecker, der bekanntlich einmal Präsident des Mozarteums war. Und außerdem hat sich die neuere Kunst des Meisters in unzähligen symbolischen Meisterwerken angenommen, die hier in ihren Originalen zu bewundern sind. Mozart am Klavier und ein rosenwangiger Plockhorstengel, der ihn mit Lorbeer kränzt. Oder Mozart, wie er mit irgendeiner großen pathetischen Kompositionsgebärde vor einer Kommission prachtvoll gekleideter, zu diesem Zweck offenbar feierlich geladener Augenzeugen stirbt. (Er starb, liebe Freunde, mit einem bitteren Wort, das Österreich noch ein paar Jahrhunderte in den Ohren klingen sollte: „Gerade jetzt soll ich gehen, wo ich ruhig leben könnte, gerade jetzt meine Kunst verlassen, wo ich nicht mehr Sklave der Mode und der Spekulation bin.") Aber wie gesagt, das Museum ist in dieser Hinsicht vollkommen. Und höchstens die lebensgroßen Porträts aller seiner Kastellane fehlen ....

In Berlin und in München bilden wir, Regisseure, Kritiker, Musikanten, Musikwissenschaftler, zwei große Gruppen, die dem schneller zum Leben verhelfen wollen, was — rasend wächst die Fülle der Zeichen, die dafür sprechen — kommen wird: eine neue Epoche Mozarts. Die erste vielleicht, die seine Welt ganz umfaßt. Weil unsere Festspiele, seit Jahren sorglich gehegt, immer mehr zu diesem Fühlen der Zeit sprechen, weil wir die besten Mozartausgaben, die besten Regiepläne für seine Opern haben, wird Österreich eifersüchtig; erinnert sich der Unterlassungssünden von einst und von heute, läßt aber die Sammlung klassischer Erinnerungen an ihn in diesem unglaublichen Wust von Kitsch und Schund verkommen, vernachlässigt ihn an seiner Hofoper ebenso, wie es ihn vor dreißig Jahren vernachlässigte. Und wird trotzdem eifersüchtig auf uns. Hermann Bahr, der auch hier wieder einmal die Konjunktur ein wenig schneller erkannt hat als seine Landsleute, schilt uns, weil wir ihn seiner Heimat entfremden. Mit gutem Grunde: wir können diese Sammlung (die eine von Mozart bitter gehaßte Stadt birgt) nicht an uns reißen. Können und wollen es nicht. Werden aber durch bitteren Spott dafür sorgen, daß Österreich aus dieser Provinz seines heiteren Traumreiches gerüttelt wird. Durch Spott und Kritik nicht nur, sondern vor allem durch die positiven Taten unserer Bemühungen um die Kunst eines Genius, der bisher zwischen Inn und Leitha tauben Ohren gesungen hat. Und dann wird vielleicht sich das unwiderruflich vollzogen haben, was der kluge Wiener heute fürchtet: die Entführung Mozarts nach Deutschland.

Hoetzsch: Rußland

Von George Cleinow

Der Blick, den wir jüngstens hinter die Kulissen der russischen Politik geworfen haben, wird manchen unserer Leser mit dem Wunsche erfüllen, mehr und zusammenhängenderes über Rußland und die Russen zu erfahren. Da will es nun ein erfreulicher Zufall, daß gerade in den letzten Monaten drei Bücher über Rußland in deutscher Sprache erschienen sind, die, von einem Russen, einem Deutschen und einem Tschechen geschrieben, zusammengenommen, ein ziemlich abgerundetes Bild vom heutigen Rußland, von seinem Wollen und Wesen geben. Ich empfehle sie in folgender Reihe zu lesen: Fürst G. Trubetzkoj, Rußland als Großmacht (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1913. Preis 4 Mark), Otto Hoetzsch, Rußland, Eine Einführung auf Grund seiner Geschichte von 1904 bis 1912 (Druck und Verlag von Georg Reimer, Berlin 1913. Preis 10 Mark) und Th. G. Masaryk, Zur russischen Geschichts- und Religionsphilosophie. Soziologische Skizzen (2 Bände. Verlag von Eugen Diederichs, Jena 1913/14. Preis 25 Mark).

Fürst Trubetzkoj, ein als Publizist lebender früherer Diplomat, kennzeichnet recht freimütig die großen Richtlinien einer volkstümlichen russischen Politik, die nichts weniger als pazifistisch, nichts weniger als europa-müde oder sonst entsagend anmuten. Masaryk, der geschätzte tschechische Gelehrte, gewährt uns einen tiefen Einblick in das politische Unterbewußtsein, in die religiösen Stimmungen und Anschauungen der Russen, die er als Philosoph und Historiker fein erfaßt hat, die er zergliedert und in ihren äußeren Wirkungen darstellt. Sein Werk wird durch einen Fachphilosophen, der Rußland kennt, in den Grenzboten besonders gewürdigt werden. Schließlich Hoetzsch. Sein Werk ist ein Tatsachengerippe oder, wie Claus in der Konservativen Monatsschrift es nennt, ein Nachschlagebuch, voll von interessanten Einzelheiten. Während Trubetzkoj in großen Zügen sein Bild entwirft, während Masaryk mit behaglicher Breite darstellt und das kleinste Fältchen russischen Empfindungslebens liebevoll ausmalt, schafft Hoetzsch ein Mosaik: die Steine liegen vielfach ungeschliffen nebeneinander, nicht durchweg einwandfrei miteinander verbunden, nicht immer am richtigen Platz. Hoetzsch nennt seine Arbeit den Versuch einer Einführung.

Er gibt kein Forschungsergebnis, eher schon einen Rechenschaftsbericht, eine Inventur über das Material, das er persönlich während vorübergehender Aufenthalte in einzelnen Orten Rußlands, vor allen Dingen in Petersburg, und in den Baltischen Provinzen gefunden hat.

Angesichts der Art des Buches, das auch eine Sammlung von Aufsätzen genannt werden könnte, weil die zwölf Kapitel mehr aneinander gereiht als miteinander verbunden sind, ist es schwer seinen Inhalt darzustellen, man müßte denn gerade das Inhaltsverzeichnis abschreiben; damit aber würde man der Arbeit des anerkannten Berliner Universitätsprofessors nicht gerecht werden. Ich gehe darum von der Aufgabenstellung aus und erlaube mir eine Ergänzung in die Darstellung von Hoetzsch hineinzufügen, die dem Gedankengange des Autors entspricht.

* * *

Hoetzsch selbst hat sich die Aufgabe gestellt, eine Einführung auf Grund der Geschichte Rußlands von 1904 bis 1912 zu geben.

Was müssen wir von einer Einführung in ein Wissensgebiet verlangen, was insbesondere von einer Einführung in russische Verhältnisse?

Eine Einführung in ein Wissensgebiet geben heißt: das bis zu einem gewissen Zeitpunkt dafür vorhandene Material, in unserem Falle das literarische und die zugänglichen Akten von Regierung und Parteien, kritisch darstellen. Bei einer Einführung in die Verhältnisse eines sich mitten in Verfassungskämpfen befindenden Staates wird sich eine solche Einführung zweckmäßig darauf beschränken, ein Momentbild von den sich widerstreitenden Gedanken, Wünschen, Plänen, Programmen und Forderungen zu geben. Dies Bild kann durch die Darstellung der Geschichte der momentanen politischen und wirtschaftlichen und sozialen Kämpfe mit ihren Ausstrahlungen auf alles Leben im Zusammenhang mit einer geschichtlichen Entwicklung der einzelnen Ideen und Parteien erläutert werden. Der geehrte Autor hat versucht, seine Aufgabe auf diesem Wege zu lösen, sie im Vorwort aber beschränkt durch den Hinweis, daß er von Studien in der Verfassungsgeschichte ausgehe.

Das beweist das Kapitel „Erbteil der Vergangenheit". Angelehnt an Hinzes Auffassungen über Staatenbildung zieht er hier eine interessante Parallele zwischen dem Werden Preußens und Rußlands und zeigt die historischen Voraussetzungen für die Spannungen, die in der Konstruktion des heutigen russischen Staatsbaues wirken. Das erste Kapitel wäre, weiter ausgeführt und dadurch leichter lesbar, der wertvolle Bestandteil eines umfangreicheren Werkes über Rußland geworden. Das scheint dem Autor aber erst zum Bewußtsein gekommen zu sein, als er im zweiten Kapitel an die Epoche der russischen Geschichte kam, die durch die Regierung Alexanders des Zweiten bezeichnet wird. Er wird, so denke ich mir, plötzlich überrascht vor der Tatsache gestanden haben, daß diese Epoche, die das reichste Material für die Verfassungskämpfe und damit für die

Entwicklung der russischen Verfassung enthält, trotz der vielen über sie vorhandenen Arbeiten, noch so gut wie unerschlossen ist. Besonders über die Persönlichkeiten Alexanders des Zweiten und seines Ministers, Graf Dmitri Tolstoj, ist noch keine wissenschaftlich einwandfreie Untersuchung vorhanden, ein Umstand, der mir selbst beim Studium der Polenfrage die größten Kopfzerbrechen verursachte und mich zu Vorarbeiten zwang, die ich bei Aufnahme der Polenfrage nicht vorausgesehen hatte. Wieviel wichtiger muß diese Epoche für eine Arbeit, wie Hoetzsch sie unternommen hat, sein! Das Material über beide Männer ist in Hunderten von Zeitschriftheften verstreut. Wollte Hoetzsch wirklich von der Epoche 1904 bis 1912 aus einführen und dazu die Verfassungsgeschichte auf der breiten von ihm gewählten Grundlage benutzen, wollte er das Wesen des jüngsten offenen Ausbruchs der Revolution erfassen, so mußte er vor allen Dingen Rechenschaft über die Epoche der russischen Geschichte von 1864 bis 1880 geben. Nun er es nicht getan hat, erscheinen seine im übrigen einwandfreien Angaben über die achtzehnhundertsiebziger Jahre so dürftig, daß der mit der Materie nicht vertraute Leser leicht zu dem Eindruck kommen kann, als habe die Regierung Alexanders des Dritten das russische Volk von vor 1881 vom Erdboden vertilgen können. Davon kann nun natürlich nicht die Rede sein. So schwer das System, das die Namen Alexanders des Dritten, Pobjedonoszews, Wittes, Plehwes e tutti quanti trägt, auf Rußland lastete, die Gedanken der Befreiungsära vermochte es nicht zu ersticken, und während es Hunddertausende in Bergwerken und Gefängnissen schmachten und verkommen ließ, die Führer der jüngsten Verfassungsbewegung waren doch Veteranen aus der Zeit Alexanders des Zweiten. Die Programme von 1905 knüpfen direkt an die Gedanken an, die bereits im Jahre 1880 formuliert waren. Die Regierungspolitik des Zar-Befreiers, der bei der von Hoetzsch gewählten Aufgabestellung ein Drittel des ganzen Werkes hätte eingeräumt werden müssen, wird auf einigen wenigen Seiten abgetan. Und doch liegen gerade dort, besonders in den Jahren vom polnischen Aufstande (1863/64) bis zur Ernennung des Grafen Dmitri Tolstoj, erst zum Oberprokuror des Heiligsten Synods (1865), dann auch zum Minister für Volksaufklärung (1866), die „Voraussetzungen" der permanenten Revolution, in der Rußland seit der ersten Hälfte der 1870er Jahre bis zur Ermordung Stolypins im Jahre 1911 gestanden hat. Die Erscheinungen der jüngsten Jahre sind nichts als die Fortsetzung der Kämpfe, in deren Mittelpunkt die Seelenkämpfe Alexanders des Zweiten, des Selbstherrschers, standen. Dmitri Tolstoj hatte die beiden Posten, die ihn zum unumschränkten Verwalter über die Geisteswelt der Russen machten, bis 1880 ununterbrochen inne; 1882 ward er Minister des Innern. Ihm gegenüber stand der Terror! Aber zwischen den beiden Extremen gab es eine konstitutionelle Verfassungspartei, die zeitweilig den Zaren selbst auf ihrer Seite hatte.

Wollte Hoetzsch aus bestimmten Gründen den zur Durchführung seiner Aufgabe notwendigen Vorarbeiten aus dem Wege gehen, dann mußte er auch

das erste Kapitel preisgeben und seinen Materialberg von einer anderen Seite her anbohren. Dann wäre er zweifellos bis an den Kern gekommen, der jetzt seiner Arbeit fehlt: an die Geschichte der konstitutionellen Verfassungspartei.

Anerkannter Führer der heutigen Konstitutionalisten ist nämlich seit etwa 1876 J. J. Petrunkewitsch, ein Sjemstwomann aus Tschernigow. Hoetzsch erwähnt diese Seele der konstitutionellen Sjemstwobewegung zum ersten Male 1903 und gibt, gestützt auf eine englische Quelle, an, die Vorbereitungen gingen auf 1894 zurück. Nun wäre es ja für eine Einführung vielleicht unerheblich, ob die Darstellung einer politischen Bewegung, hier in der Landschaft, zwanzig Jahre früher oder später begonnen wird. Im vorliegenden Falle ist es aus verschiedenen Gründen ein Fehler, der bloßgelegt werden muß: gerade das Auftreten der Sjemstwo in den siebziger Jahren unter Führung von Petrunkewitsch ist für die Haltung der Regierung gegen die Sjemstwo maßgebend geworden. Zweierlei hat die Regierung den Sjemstwomännern besonders verübelt: daß sie erstens alle Parteien der Opposition, also auch die Terroristen, zum Zusammenschluß und gemeinsamen Kampf für die Konstitution aufforderten, und zweitens, daß sie ständig mit den Polen und Ukrainophilen in Verbindung standen, die als Föderalisten für nationale Autonomie der im russischen Reich vereinigten Völkerschaften eintraten. Petrunkewitsch aber war die Seele des Kampfes. Er hatte 1878 in Kijew mit Polen, Ukrainophilen und Terroristen jene Vorbesprechungen eingeleitet, die die Preisgabe des politischen Mordes zum Zweck hatten. Als einige Monate später in Charkow eine Gedächtnisfeier zu Ehren des kleinrussischen Patrioten und Schriftstellers Kwitko-Osnowjanenko stattfand, war es Petrunkewitsch, der die etwa fünfzig anwesenden Sjemstwomänner von Tschernigow, Twer, Charkow, Poltawa und Ssamara zur Bildung eines Sjemstwo-Bundes veranlaßte. Petrunkewitsch wurde aus Tschernigow verbannt; dennoch konnte er schon im April 1879 mit Goltzews, des späteren Herausgebers der Russkaja Myssl, Hilfe, die Vertretungen von sechzehn Sjemstwo in Moskau vereinigen, die die Berufung einer Volksvertretung forderten. Als im Februar 1880 Loris-Melikow die Petersburger Gesellschaft zum Kampf gegen den Terror aufrief, entstand in Moskau die Wochenschrift Sjemstwo, an der die aus dem Jahr 1905 wohlbekannten Männer Muromtzow, Baron Korff u.a. als Konstitutionalisten mitarbeiteten. 1881 arbeitete der Sjemstwoverband sein Programm aus, dessen einer Punkt die Forderung enthielt: eine allgemeine Volksvertretung als vollberechtigtes gesetzgebendes Organ, gewählt mittels allgemeiner Stimmabgabe. Neben dieser Reichsduma sollte eine Bundesduma bestehen; aus dem Wortlaut des Programms ist schwer zu ersehen, ob damit der Sjemstwo-Bund oder ein Bund der Nationalitäten oder beides berücksichtigt war. Die Tatsache, daß das Organ des ukrainophilen Föderalisten, Professors Dragomanows, später (1882) zum offiziellen Organ des Sjemstwo-Bundes im Auslande gemacht wurde, spricht jedenfalls für die Richtigkeit der amtlichen Auffassung, daß die Sjemstwo und Petrunkewitsch Föderalisten waren. Die Feststellung aber, daß es auch unter

den Großrussen einflußreiche Kreise gibt, die das föderative System für Rußlands staatlichen Aufbau gutheißen, ist für das Verständnis der innerrussischen Kämpfe von großer Bedeutung und gäbe Hoetzschs Kapitel „Erbteil der Vergangenheit" eine für die Einführung praktische Bedeutung, die der Leser jetzt nicht ohne weiteres festzustellen in der Lage ist. In der offenkundigen Hinneigung bedeutender Sjemstwomänner zum Föderativsystem liegt der wichtigste Grund, weshalb alle noch so wertvollen Dienste der Selbstverwaltung seitens der Regierung nicht entsprechend hoch eingeschätzt wurden und werden, und daß sich die gesamte Regierungskunst von 1882 bis 1904, und seit 1906 von neuem darauf richtete, jenen zentrifugalen Bestrebungen eine um so rücksichtslosere Zentralisation in Finanzen und Verwaltung entgegenzustellen; hieraus erklärt sich auch das Bestreben der Regierung, direkten Einfluß auf die Sjemstwoversammlungen zu erhalten und ihn durch die Adelsmarschälle ausüben zu lassen. Wenn Hoetzsch dennoch des Auftretens des Adelsmarschalls von Tschernigow, Muchanow, im Herbst 1904 und des scharfen Verweises, den er dafür vom Zaren öffentlich erhalten hat, nicht gedenkt, so ist auch das ein wichtiger Beweis dafür, wie notwendig gerade für die Einführung auf Grund der Geschichte von 1904 bis 1912 das eingehende Studium der konstitutionellen Sjemstwobewegung als Vorarbeit war.

Die Berechtigung meiner Forderung für die Durchführung der von Hoetzsch gestellten Aufgabe schöpfe ich im übrigen aus der Bedeutung, die die konstitutionelle Sjemstwopartei für die Entwicklung aller Zweige des kulturellen und sozialen Lebens in Rußland gehabt hat. Es gibt kein Gebiet, das durch die Tätigkeit der Sjemstwo nicht berührt worden wäre: Agrarfrage, Schulpolitik, Finanzen, Kirche, Sozialpolitik; auf die Nationalitätenfrage wurde schon hingewiesen, — mit einem Wort alle die Fragen, die Hoetzsch in seinem Buche erörtert. Von der Sjemstwobewegung ausgehend, wäre die Aufgabe auch für das erste Kapitel leicht gewesen; sie hieß: die Feststellung dessen, worum in den Jahren 1904 bis 1912 gekämpft wurde und wie sich die kämpfenden Parteien zusammensetzten. Hie Selbstherrschaft! hie Volksvertretung! Hie Zentralisation! hie Dezentralisation! Dabei war festzustellen, wie sowohl die Anhänger der Selbstherrschaft wie die Konstitutionalisten in sich tief gespalten waren, vor allen Dingen, was bei Hoetzsch nicht genügend herausgearbeitet ist, der Kampf, den seit Wittes Eintritt in das Finanzministerium dieses gegen das Ministerium des Innern führte. Einen für die Verfassungsentwicklung des Zarenreichs höchst bedeutsamen Gedanken läßt Hoetzsch nur anklingen, wenn er auf Seite 132 schreibt: „Nachfolger ... wurde Wittes entschiedener Gegner Goremykin, in dem man gegenüber dem industriefreundlichen, für liberal geltenden Witte den konservativen Vertreter der Landgentry ..., also der agrarisch-großgrundbesitzlichen Interessen sah." Witte erscheint mir heute — übrigens in Übereinstimmung mit Hoetzsch (Seite 350) — mehr, wie der industriefreundliche Finanzminister: er ist es, der den kühnen Versuch macht,

den Zaren, den „Großgrundbesitzer von Rußland", zum allein maßgebenden großkapitalistischen Unternehmer in Rußland umzuwandeln und so die moderne Wirtschaftsentwicklung in die Vorstellungswelt der Slavjanophilen und des Selbstherrschers zu pressen. Damit aber wäre die Brücke zwischen meinen Wünschen und den Darlegungen von Hoetzsch hergestellt, die sich im Kapitel „Neue Wirtschafts- und Finanzpolitik seit 1912" finden. Das waren auch in der Zeit von 1904 bis 1912, wie schon seit 1863 und noch früher, die Leitmotive, die dem Verfassungshistoriker besonders eindringlich in das Ohr klingen. Der Autor hätte dann frei bestimmen können, wie weit er in der Geschichte zurückblättern wollte: bis 1902, 1894, 1882, 1863 oder 950. Er hätte dann die Wahl gehabt, einen Band oder sechs Bände zu schreiben.

Der Mangel eines eingehenden Studiums der Sjemstwobewegung ist meines Erachtens auch der Hauptgrund dafür, wenn das Urteil von Hoetzsch vielfach abhängig ist von Männern, die dem Wesen des Russentums und des russischen Staates fern stehen. Baltische Grundherren, die in den Anschauungen des römischen Rechts erzogen sind, haben ihm vor allen Dingen die Wege gewiesen. Russische Einflüsse lassen sich in den Darlegungen von Hoetzsch nur wenig erkennen. So nur lassen sich einige direkt irreführende Angaben erklären, die ich wegen ihrer politischen Bedeutung hervorhebe. Es heißt bei Hoetzsch: „Die große Verfassungsbewegung innerhalb der Kirche selbst . . . ist im Sande verlaufen . . . . . Die Gedanken an eine Reichssynode und eine Wiederbelebung des Patriarchats sind rasch wieder verflogen." Diese Darstellung entspricht nicht den Tatsachen. Um das Patriarchat wird mit steigender Heftigkeit am Hofe und im Heiligsten Synod gekämpft, nur hat die strenge Handhabung der Zensur den literarischen Kampf um die Kirchenreform vorläufig in die amtlichen Denkschriften zurückgedrängt. — Die Behauptung, das regierende Zarenhaus sei deutsch, läßt sich vom biologischen Standpunkte aus nicht ohne weiteres aufrecht halten, besonders nach Veröffentlichung der Memoiren der Kaiserin Katharina der Zweiten; aber selbst, wenn der sein Material kritisch würdigende Historiker diese Memoiren als historisches Dokument ablehnen wollte, so war doch in einer „Einführung" der Hinweis erforderlich, daß eine russische Gelehrtenschule glaubt, die russische Herkunft des Zaren wenigstens im männlichen Stamm nachgewiesen zu haben, und daß diese Feststellung seitens der moskowitischen, monarchisch gesinnten Kreise politisch benutzt wird. Peter der Dritte, der Holsteiner aus Gottorp, wird also als Stammvater abgelehnt. — Der Behauptung des Autors, daß Rußland seit 1905 in die Reihe der konstitutionell regierten Staaten eingerückt wäre, steht die Auffassung der russischen Regierung gegenüber, daß sich an den Grundlagen der Verfassung seit Alexander dem Zweiten nichts geändert habe, weshalb man verstehen kann, daß die Volksvertretung nicht als gesetzgebende, sondern als beratende Körperschaft behandelt wird.

Auch im Buchstudium hat Hoetzsch sich nicht immer genügend an die Russen gehalten. Die für die Erkenntnis Rußlands unentbehrliche Zeitschriften-

literatur hat Hoetzsch ebenso ignoriert wie die zahlreichen Memoirenwerke, die bis 1911 erschienen waren. So wird es zu erklären sein, wenn Männer von der Bedeutung eines W. A. Goltzew oder M. M. Stassjulewitsch nicht mit einem Wort erwähnt sind. Bei Erörterung des Schulwesens ist Pirogows, des großen russischen Pädagogen, nicht gedacht, bei Skizzierung der Polenfrage ist der 1906 verstorbene, hochbedeutsame W. D. Spassowitsch nicht genannt, dagegen sein weniger einflußreicher lebender Redakteur E. Pilz.

Nachdem ich hiermit die beim Studium der Einführung von Hoetsch zu beachtenden Gesichtspunkte herausgehoben und so den Blick des Lesers geschärft habe, halte ich mich für berechtigt, das Werk im übrigen zu empfehlen. Es ist ein sehr interessanter Versuch, der „russischen Sphinx" näher zu kommen. Die beiden ersten Kapitel: „Erbteil der Vergangenheit" und „Die Voraussetzungen der Revolution" geben einen knappen historischen Überblick; die Kapitel drei und vier („Krieg mit Japan" und „Die drei ersten Dumen") stellen das darüber bekannte Material übersichtlich, aber nicht erschöpfend zusammen. Kapitel fünf, „Agrarfrage und Agrarreform", beruht hauptsächlich auf den Anschauungen des Baron Meyendorf, eines bedeutenden Dumaabgeordneten, der praktisch viel in der entsprechenden Gesetzgebung mitgewirkt hat. Der Leser wird meines Erachtens in diesen Teil des russischen Lebens besser durch die Arbeiten von Professor Dr. Auhagen eingeführt, der fünf Jahre ununterbrochen dem Studium der Agrarfrage in Rußland selbst widmen konnte. Recht gut ist auch das Buch des Straßburger Professors Dr. W. D. Preyer „Die russische Agrarreform" (Jena, Verlag von Gustav Fischer. 1914), das die gesamte umfangreiche Literatur der Sjemstwoleute berücksichtigt und die Frage in allen ihren kulturellen Ausstrahlungen von russischen und europäischen Gesichtspunkten aus klar und anregend, freilich mit starker Sympathie für den Grafen Witte vor uns entrollt. — Bei den Kapiteln sechs bis acht wird der Leser gut tun, die beiden Bände von Masaryk fleißig mit zu benutzen, damit er Fleisch auf das von Hoetzsch gegebene Gerippe bekommt. Auch die bei Eugen Diederichs in Jena 1914 erschienenen „Geistigen Grundlagen des Lebens" von Wladimir Solovjeff werden zum Verständnis der Darstellung von Hoetzsch beitragen. — Sehr gut, wenn auch, wie das ganze Buch, unter allzu scharfer Zusammenpressung des Stoffs leidend, ist Kapitel neun, das die Volkswirtschaft und Wirtschaftspolitik in den verfassungsmäßigen Rahmen stellt. — Alles übrige ist ein übersichtlich zusammengestelltes Material, von dem der für die russischen Dinge interessierte Leser mit Nutzen für weitere Studien ausgehen kann.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Bildung und Erziehung

Nationale Idee und staatsbürgerliche Erziehung. Unsere Zeit glaubt wieder an das Dogma von der Omnipotenz der Erziehung. Anders sind die Erscheinungen auf dem Gebiete der Pädagogik nicht zu erklären. Denn wer würde nach Erziehung in dieser oder jener Hinsicht rufen, wenn er nicht glaubte, der Übelstand würde dadurch abgestellt, wenn er nicht restlose Hilfe von der Erziehung der Jugend erwartete!

Auf einem Gebiete wird die Forderung nach einer Neugestaltung der Jugenderziehung besonders laut und dringend erhoben, auf dem der staatsbürgerlichen Erziehung. Und es ist keineswegs zu leugnen, daß das Verständnis für den Staat und seine Aufgaben nicht im Verhältnis zur Entwicklung des Staates und seiner Kräfte gewachsen ist. Wie könnten sich sonst weite Volksschichten, ganze Parteien der Einsicht verschließen, daß es unter allen Umständen Pflicht des Staates sein muß, sich einen gesunden, lebenskräftigen Bauernstand zu erhalten und damit der Verindustrialisierung des Volkes entgegenzuarbeiten, daß es in anderer Hinsicht aber auch nicht möglich ist, alle Pflichten, die früher der einzelne auf sich nahm, auf den Staat als den Allvater zu werfen.

Die neue Staatsidee hat die Erziehung in der Jugend lebendig zu machen. Was tut es da, ob der Jüngling und die Jungfrau wissen, wie es in einer Gerichtsverhandlung zugeht — offen gestanden: man kann ein ganz hervorragender Staatsbürger sein und nie auch nur den Zipfel eines Richtertalars gesehen haben — wie die Verhandlungen in einer Stadtväterssitzung sich hinschleppen oder rasch vorwärtsschreiten, welchen Instanzenzug man bei einer Klage wegen tätlicher Beleidigung einzuhalten hat. Das alles ist meines Erachtens nicht maßgebend. Das eine kann ich mir in meiner Phantasie auf Grund von Mitteilungen wohl ausmalen — oder ist die Phantasie unserer heutigen Jugend so lendenlahm, daß sie da versagt? —; das andere werde ich mir im gegebenen Falle wohl erarbeiten können. Es ist eine geradezu verhängnisvolle Überschätzung des Wissens, die aus derartigen Forderungen spricht.

Wie das Mädchen, das im letzten Schuljahre im Haushaltungsunterricht Kochen gelernt hat, nach einer Geschäftstätigkeit von sechs Jahren nicht mehr weiß, wie man ein Schellfischkotelett zurichtet, so findet sich auch der junge Mann, der einen vorzüglichen Staatsbürgerunterricht genossen hat, in einer bestimmten Rechtslage vollkommen von seiner Weisheit verlassen.

Denn daran wollen wir trotz aller Proteste, trotz aller Reformierung gegen Parteien und Individuen festhalten: den Staatsbürger macht nicht das Wissen vom Staate, ihn macht das Staatsgefühl. Ein echter deutscher Träumer, ein Schwärmer!

hör' ich rufen. Mit nichten! Aber meint man, daß die Freiheitskämpfer gegen Napoleon ins Feld zogen, weil sie ihr Wissen vom Staate in die Wirklichkeit umsetzen wollten, oder daß die Kanonen 1871 gegen Paris donnerten, weil die Kanoniere meinten, sie brauchten nun endlich eine einheitliche Strafprozeßordnung, eine durch Reichsgesetz geregelte Konkursordnung? Die Deutschen erstrebten das Reich nicht um des Staates willen, sondern um der Nation einen festen Rückhalt zu ihrer Wirksamkeit zu geben. Nicht staatliche Rücksichten trieben zur Staatenbildung, sondern nationale.

Aber es ist heute so: wer mit Gefühlswerten operiert, wird sofort etwas von der Seite angesehen. In der Gegenwart herrscht die Technik, der rechnende Verstand. Unsere gesamte Erziehung mit ihrer Forderung der naturwissenschaftlichen Erkenntnis, der verstandesmäßigen Auffassung aller Dinge ist vollkommen davon durchsetzt. Und die staatsbürgerliche Erziehung unserer Tage macht keine Ausnahme. Mit diesem verstandesmäßigen Erziehungsbetriebe aber kommen wir in die Gefahr, wertvolle Ideale zu vernichten, sie der Einwirkung auf die begeisterungsfähige Jugend zu entziehen. Das sind die nationalen, die völkischen Ideale.

Von ihnen ist in der Literatur zur staatsbürgerlichen Erziehung wenig zu finden. Zwar sucht man in der Jugend Verständnis für den Wert der Kolonien, der Marine, des Landheeres und anderer hierhergehöriger Faktoren zu wecken. Aber der Hauptwert wird doch nur auf die verstandesmäßige Auffassung gelegt, der wirtschaftliche Gesichtspunkt ist maßgebend. Indem man zur Erziehung zum Staatsbürger drängt, kann das Ziel gar kein anderes sein; der Staat ist ja oft nur der Faktor zur Ausbreitung der wirtschaftlichen Macht.

Sollte das deutsche Volk aber nicht irren, wenn es damit seine Wirksamkeit für erledigt ansieht? Eine der größten Taten der künftigen deutschen Geschichte wird die Ausbreitung der deutschen Kultur sein. Der Träger dieser Kultur ist aber nicht der Staat, sondern die Nation; der Staat kann ihr nur die Machtmittel zur Ausbreitung, seine starke stützende Hand leihen.

Wenn nun die Forderung nach einer einseitigen staatsbürgerlichen Erziehung in der Gegenwart aufgestellt, ihre Richtigkeit allenthalben anerkannt, ihre Durchführung energisch betrieben wird, müssen wir uns fragen, ob der richtige Weg zur Weiterentwicklung Deutschlands gegangen wird. Entbehren die vorstehenden Ausführungen nicht der Beweiskraft, so kann kein Zweifel darüber obwalten, daß wir ihn nicht für den einzig möglichen und unbedingt rechten halten, obwohl man sich gegenwärtig den Anschein gibt, als wäre ohne die landläufige staatsbürgerliche Erziehung an ein Heil für Deutschland nicht zu denken.

Die staatsbürgerliche Erziehung ist unseres Erachtens zu eng, sie entbehrt des großen Rahmens, in dem man das Bild von der Entwicklung Deutschlands sehen muß.

Sie ist zu intellektualistisch bestimmt, als daß von ihr starke Impulse ausgehen könnten; sie entbehrt des durchschlagenden Elans des nationalen Gedankens. Denn damit kann es doch tatsächlich nicht getan sein, daß wir Reichstagswähler von klarem, bestimmten Wollen bilden, obwohl auch das von Wert ist.

Sie ist zu sehr auf die Nöte einer kurzen Gegenwart zugeschnitten. Weil man auf Unverständnis für staatliche Verhältnisse stößt, weil man den Staat in seiner jetzigen Form sichern, auf der anderen Seite ihn aber vernichten will, fordert man überall die staatsbürgerliche Erziehung. Aus der Verschiedenheit der Zielpunkte ergibt sich der Widerstreit der Anschauungen. Und daran wird sie letzten Endes, trotz aller Bemühungen, scheitern.

Da nun die Ausbreitung der deutschen Kultur die Aufgabe des jetzigen und der nächsten Geschlechter ist, kann uns die staatsbürgerliche Erziehung nicht befriedigen. Zumal hier unter Kultur vor allem die geistige zu verstehen ist. Zur Erfüllung dieser Aufgabe, die über Sein oder Nichtsein des Deutschtums entscheiden wird, kann das deutsche Volk nur stark gemacht werden durch eine nationale, eine völkische Erziehung.

Ihr wohnt der hochfliegende Enthusiasmus inne, ohne den nichts Großes geschaffen werden kann. Auf ihrem Boden können sich alle Wesensrichtungen vereinen. Hier könnte die Probe gemacht werden, ob die Liebe der Sozial-

demokratie zum Vaterlande, zur Nation echt, oder ob die Partei ein konsequenter Feind des deutschen Volkstums ist, was anzunehmen sehr nahe liegt.

Wenn Deutschland auf dem kühnen Wege zur höchsten Höhe fortschreiten will, dann darf das Ziel der Jugenderziehung nicht der einseitig staatsbürgerlich gebildete Deutsche, sondern der nationalbegeisterte, sein Volkstum über alles liebende, für die Ausbreitung der deutschen Kultur wirkende deutsche Mann sein. Wir wollen weniger Staatsbürger als staatsbürgerlich orientierte gute Deutsche mit starker Schätzung ihres Volkstums erziehen. Nicht der deutsche Staatsbürger, sondern der staatsbürgerliche Deutsche gewährleistet die Zukunft des Deutschen Reiches, des deutschen Volkes.

Und hauptsächlich um das letzte handelt es sich. Das Volkstum ist das Grundlegende, das Primäre. Es ist die Voraussetzung, nicht die Folge des Staats. Indem aber die staatsbürgerliche Erziehung es in den Hintergrund schiebt, kehrt sie das Verhältnis zwischen Volkstum und Staat um. Ob das dem deutschen Volkstum zum Vorteil gereicht?

Obwohl ich nicht die Begeisterung vieler für die amerikanische Erziehung teile, meine ich doch, daß wir hier von ihr lernen können. Ihr Ziel, soweit sie ihre Wirksamkeit entfaltet, ist nicht der amerikanische Staatsbürger, sondern der nationale, der für sein Volkstum und dessen hervorragende Stellung für die Menschheitskultur begeisterte Amerikaner. Besonders augenfällig wird das in der Stellung zur körperlichen Ertüchtigung, zum Sport. Nicht staatliche Rücksichten treiben den Amerikaner dazu, sondern nationale.

Was man für das Volkstum tut, kommt immer dem Staate zugute. Aber nicht in allen Fällen schließt das staatliche Wohl das nationale ein. Ein noch so guter Staatsbürger kann unter Umständen den Niggerboxer Johnson auf seinen Schultern im Triumphe herumtragen, nimmer aber ein nationalerzogener Deutscher.

Unsere Gegenwart verlangt mehr als die Erziehung zum staatsbürgerlichen Gedanken, die zur nationalen Idee. Hier packen wir das Deutsche Reich an seiner tiefsten Wurzel. Im Fichtejahr ist es unsere Pflicht, daran zu erinnern, daß es „die Kraft des Gemüts ist, welche Siege erkämpft", daß aus der nationalen Idee, aus der Liebe zum Vaterlande „der mutige Vaterlandsverteidiger und der ruhige und rechtliche Bürger von selbst folgt", daß darum in der staatsbürgerlichen Erziehung unserer Tage diese enthusiastischen Momente mehr als bisher zur Geltung gebracht werden müssen*). Braune

Die Schulfeier in der Fortbildungsschule. Durch die Novelle zur Gewerbeordnung vom 27. Dezember 1911 ist der bisherige § 120 in der Bestimmung abgeändert und erweitert, daß die Pflicht zum Besuch einer Fortbildungsschule, soweit nicht noch ein Landesgesetz besteht, durch statutarische Bestimmung einer Gemeinde oder eines weiteren Kommunalverbandes für die im Absatz 1 dieses Paragraphen bezeichneten Arbeiter eingeführt werden kann, daß ferner diese Pflicht auch für die Zeit ihrer Arbeitslosigkeit besteht. Außerdem ist die Bestimmung hinzugefügt, daß die Unterrichtszeit von der hierfür nach Landesrecht zustehenden Behörde festgesetzt und bekannt gemacht werden soll. Es fragt sich, ob diese Pflicht zum Besuch einer Fortbildungsschule auch die Pflicht umfaßt, die Schulfeiern, insbesondere patriotische Feiern, wie z. B. die Kaisergeburtstagsfeier, zu besuchen und die Teilnahme an solchen Feiern mit Strafe erzwungen werden kann. Meines Erachtens ist diese Frage zu verneinen. Der gesetzliche Grund in der betreffenden Bestimmung ist der, daß die gewerblichen Arbeiter nach Beendigung ihrer Schulzeit sich in den für die Gewerbe nötigen Elementar- und sonstigen Fächern vervollkommnen. Es ist daher im Absatz 1 des § 120, der durch die erwähnte Novelle keine Änderung erfahren hat, lediglich vom Unterricht und Unterrichtsstunden die Rede, nicht aber von Schulfeiern. Wenn

*) Wer von unseren geehrten Lesern sich für den hier zum Ausdruck gebrachten Gedanken interessiert hat, wird auch gern den Aufsatz „Prolegomena zu aller Weltpolitik" in Heft 16 vom 22. April d. J. lesen.

G. El.

das Gesetz beabsichtigt hätte, auch den Schülern den Besuch von Schulfeiern als gesetzliche und erzwingbare Pflicht aufzuerlegen, so hätte sicherlich der Gesetzgeber dies zum Ausdruck gebracht und nicht lediglich von Unterricht gesprochen. Dies um so mehr, als die erwähnte gesetzliche Bestimmung sogar den Unterricht an Sonntagen regelt, indem sie ausspricht, daß am Sonntage der Unterricht nur stattfinden darf, wenn die Unterrichtsstunden so geregelt werden, daß die Schüler am Besuche des Hauptgottesdienstes nicht gehindert werden. Die Gerichte haben, soviel ich sehe, zu dieser Frage noch keine Stellung genommen. In einem Spezialfalle, wo ein Schüler wegen Versäumnis einer auf den Nachmittag eines Sonntags angesetzten Kaisergeburtstagsfeier mit einer polizeilichen Strafe belegt war und dagegen auf gerichtliche Entscheidung angetragen hatte, hat das Kammergericht es dahin gestellt gelassen, ob eine solche Feier mit Zwang zur Teilnahme daran auf Grund des § 120 der Gewerbeordnung angeordnet werden könne, selbst wenn dieser als ein Teil des Unterrichts der Fortbildungsschule anzusehen wäre. Offenbar hat also das Kammergericht auch in früheren Urteilen keine Stellung hierzu genommen. Meines Erachtens kann aber diese Frage auf Grund der einzig und allein in Betracht kommenden gesetzlichen Bestimmung des § 120 der Gewerbeordnung nur verneint werden. Es kann daher die Teilnahme an einer solchen Feierlichkeit nicht erzwungen und die Versäumnis einer solchen Feierlichkeit nicht bestraft werden, selbst wenn das Ortsstatut der betreffenden Gemeinde den Besuch einer Schulfeier anordnen und den Nichtbesuch derselben unter Strafe stellen sollte. Auf alle Fälle kann der Besuch einer Schulfeier dann nicht erzwungen werden, wenn die Feier lediglich vom Leiter der Schule oder vom Schulvorstande angeordnet und den Schülern nur von dieser Seite aus bekannt gegeben ist; denn nach dem oben erwähnten, durch die Novelle vom 27. Dezember 1911 neu eingeführten Absatz 5 des § 120 der Gewerbeordnung sind die Unterrichtszeiten von der hierfür nach Landesrecht zuständigen Behörde festzusetzen und bekannt zu machen. Die zuständige Behörde ist nach dem Erlaß des Preußischen Ministers für Handel und Gewerbe vom 13. Februar 1912 betreffend Gesetz über Änderung der Gewerbeordnung vom 27. Dezember 1911 — Ministerialblatt für Handel und Gewerbe Seite 58 und Gewerbearchiv für das Deutsche Reich Band II Seite 514 ff. — niemals der Leiter der Schule oder der Schulvorstand, sondern der Gemeindevorstand, also in Städten der Magistrat. Nur der letzte kann die Unterrichtszeit und somit, wenn eine Schulfeier als Teil des Unterrichts der Fortbildungsschule angesehen werden könnte, was aber meines Erachtens nicht der Fall ist, die Zeit der Schulfeier bestimmen. Ferner genügt nicht allein die Festsetzung der Unterrichtszeit durch die zuständige Behörde, also in Preußen durch den Magistrat der betreffenden Gemeinde, sondern die Zeit muß auch von dieser Behörde bekannt gemacht werden. Daher ist nicht ausreichend, wenn der Magistrat die Unterrichtszeit festsetzt und der Schulleiter sie in der Schule bekannt macht; denn die Bekanntmachung ist vom Magistrat auszugeben und hat in der Weise zu geschehen, wie der Magistrat seine Bekanntmachungen sonst zu erlassen pflegt. In dem oben erwähnten Spezialfalle hat denn auch das Kammergericht in seinem Urteile vom 2. Oktober 1913 dahin erkannt, daß der Leiter der Schule zur Festsetzung der Zeit für die Kaisergeburtstagsfeier und zu ihrer Bekanntmachung nicht befugt gewesen sei, und aus diesem Grunde den Angeklagten wegen Versäumnis der Kaisergeburtstagsfeier freigesprochen.

Der durch die Novelle vom 27. Dezember 1911 neu eingeführte Absatz 5 des § 120 der Gewerbeordnung hat übrigens die allgemeine Bedeutung, daß bei Versäumnis des Unterrichts eine Bestrafung niemals eintreten kann, wenn die Unterrichtszeiten vom Magistrat nicht festgesetzt und von diesem nicht bekannt sind. Wenn daher die Gemeinden einen Zwang zum Besuche der Fortbildungsschule durch Strafe herbeiführen wollen, tun sie gut daran, ihre betreffenden Ortsstatute mit dieser neuen Bestimmung der Gewerbeordnung in Einklang zu bringen und die Unterrichtszeiten selbst festzusetzen und selbst bekannt zu machen und nicht, wie

es wahrscheinlich meistens der Fall ist, eine Festsetzung dem Schulvorstande oder sogar dem Schulleiter zu überlassen und von einer Bekanntmachung ihrerseits überhaupt abzusehen, da sonst eine Versäumnis des Unterrichts der Fortbildungsschule nicht bestraft werden kann.

Rechtsanwalt Dr. Vonschott

Literatur

Tschun. Roman von **Elisabeth v. Heyking.** Verlag Ullstein u. Co., Berlin-Wien. 3 M.

Ein Zufall ließ dieses Buch auf den Schreibtisch eines Outsiders gelangen, der nicht gewohnt ist, den Richter in literarischen Dingen zu spielen und nicht belastet ist von der Pflicht täglichen Rechtsprechens. Es gibt viele Stufen auf der Leiter zur Kunst, und der Kenner hat die Pflicht, jedem Werke seine Stelle auf der Folge der Gradus ad Parnassum zu weisen. Wer nicht die Last der Verantwortung eines Richteramtes fühlt, darf sich ein rascheres Urteil anmaßen und begnügt sich mit der Feststellung, daß dieses Buch so wenig mit der Kunst zu tun hat wie mit verschwindenden Ausnahmen die ganze übrige Sündflut der Unterhaltungsliteratur, die in jedem Jahre, das der Herr werden läßt, durch die Druckerpressen geht, daß es aber so gut wie viele andere das lesehungrige Publikum über ein paar leere Stunden hinwegtäuschen wird. Als Zeitungsroman war Tschun bereits ein unbestrittener Erfolg. Die großen Plakate mit ihren feierlichen Lettern, die an allen Litfaßsäulen Berlins prangten, ließen darauf schließen, daß kundige Verleger in dem Worte eine Zauberkraft vermuteten.

China ist große Mode. Einen Roman aus der Zeit der Boxerunruhen muß jeder gelesen haben. Angenehm läßt sich da nachholen, was man seinerzeit versäumte. Denn weder die Zeitungen noch das Publikum hatten damals die rechte Vorstellung von der Tragweite der Ereignisse. Heute gehört es zum guten Ton, etwas von äußerer Politik zu wissen, aber den dicken Band, der die Geschichte der Kaiserinwitwe von China auf Grund der Quellen und Dokumente eingehend schildert, entschließt man sich doch nicht so leicht zur Hand zu nehmen wie einen lesbar zubereiteten Roman. Die Verfasserin kennt ihr Publikum. Sie macht einen jungen Chinesen — der Sauberkeit halber wird er zunächst einmal gut christlich getauft — zum Helden ihrer Erzählung und projiziert ihr Wissen um die Ereignisse und ihre Kenntnisse von Land und Leuten in das Hirn dieses Boys, um in hinkenden Nebensätzen trotzdem ihren europäischen Lesern die nötigen Erklärungen nicht entgehen zu lassen.

Die Kunst eines solchen Buches sollte es sein, ein Wissen zu verbergen, das hier auf jeder Seite zur Schau gestellt wird. Es gehört schon eine feinere Hand dazu, ohne direkt beschreibende Worte Menschen zu zeichnen. So bleiben alle Personen, mit denen Tschun in Berührung kommt, wesenlose Schatten, und er selbst ist das leblose Sprachrohr der Verfasserin. Auch dazu braucht es intimere Kenntnis und ein besser verstehendes Einfühlen, einen Menschen fremder Rasse lebendig werden zu lassen. Wenige haben das gekonnt. Mag sein, daß der Verfasserin selbst ein größeres Vorbild die Anregung zu ihrem Versuche gab. Auch der Titel ihres Buches hat einen deutlichen Anklang an Kiplings Kim. Dort lebt ein Stück Indien. Hier spazieren verkleidete Europäer und chinesische Statisten auf einer möglichst echt ausstaffierten Bühne, und hinter den Kulissen macht die Theatermaschine einen Höllenlärm. Es ist alles höchst korrekt in diesem Buche, aber von der „Seele Chinas", die der Prospekt verheißt, spürt der Leser kaum einen Hauch.

Dr. Curt Glaser

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 8630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Ludwig Krähe †

Schriftleitung und Verlag der Grenzboten wurden heute von einem harten Schlage betroffen. Unſer Mitarbeiter, Dr. phil. Ludwig Krähe, iſt, fünfunddreißig Jahre alt, in der Nacht von Sonntag zu Montag an den Folgen einer Gasvergiftung geſtorben.

Ludwig Krähe, ein Berliner Kind und beſonders reich mit den ſympathiſchen Seiten dieſer Menſchenklaſſe ausgeſtattet, war der Sohn eines Stadtſchulrats in Halle a. S. Er hatte in München, Bonn und Berlin fröhlich Philoſophie und Literaturgeſchichte ſtudiert und gehörte zu dem literariſchen Kreiſe von Erich Schmidt. — Seine Neigungen lagen auf äſthetiſchem und muſikaliſchem Gebiet. Mächtig zog es ihn zum Theater. In den Konzertſälen Berlins war die hagere Geſtalt mit dem kleinen Kritikerkopf, dem auch die ſcharfen Augengläſer das Wohlwollen als markanteſtem Zug des Geſichts nicht verwiſchen konnten, wohl bekannt.

Das Amt als Redakteur bei den Grenzboten, das als eine Lebensaufgabe für ihn gedacht war, hat er mit großer Sachkenntnis, Umſicht und Wärme ausgefüllt. Ein lieber Geſelle, den wir gern Freund genannt hätten, iſt von uns geſchieden. Ehre ſeinem Andenken!

Berlin, den 22. Juni 1914.

Das Wiederaufleben des Mittellandkanals

Im März 1914 ist den Mitgliedern des preußischen Abgeordnetenhauses eine vom Ministerium der öffentlichen Arbeiten verfaßte Denkschrift über die in der Zeit vom 1. April 1911 bis 31. März 1913 erfolgten Bauausführungen an den natürlichen und künstlichen Wasserstraßen des Landes zugegangen, über deren Regulierung und Herstellung dem Landtage besondere Vorlagen gemacht worden sind.

Es dürfte hierin ein Anzeichen zu erblicken sein, daß der Ausbau des norddeutschen Wasserstraßennetzes, das ja in seinen wichtigsten Teilen zum weit überwiegenden Teil auch ein preußisches Wasserstraßennetz ist, bald aufs neue gefördert werden soll. Die Zeit ist hierfür anscheinend besonders günstig, wird doch die nahe bevorstehende endgültige Betriebsübergabe der beiden wichtigsten im Bau befindlichen Kanäle, des Rhein-Herne-Kanals und des Berlin-Stettiner Großschiffahrtswegs*), ohnehin das Jahr 1914 als ein besonders wichtiges für die Geschichte der deutschen Binnenschiffahrt erscheinen lassen! Da auch die Vollendung des Rhein-Hannover-Kanals nicht lange mehr auf sich warten lassen wird, werden in absehbarer Zeit die wichtigsten Teile des im Kanalgesetz vom 1. April 1905 aufgestellten Programms erledigt und damit der Weg zu neuen Aufgaben frei sein.

Unter diesen neuen Aufgaben gibt es mehrere, die von einschneidender Bedeutung für die deutsche Volkswirtschaft und auch für Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft sind. Kein anderes Problem aber kann sich an allgemeiner Wichtigkeit auch nur annähernd mit demjenigen messen, das schon in den Kanalkämpfen des Jahres 1899 im Brennpunkt der öffentlichen Erörterung stand und das nun, nachdem es durch das Kanalgesetz vom 1. April 1905 einstweilen abgetan war, aufs neue mächtig an die Pforten des Landtags klopfen muß und wird: mit der Vollendung des Mittellandkanals. Schon regt es sich an vielen Orten, zum Beweis dafür, daß diese wichtigste Aufgabe der gesamten norddeutschen Binnenschiffahrt, der in Süddeutschland nur die geplante Fortführung der Rheinregulierung bis zum Bodensee als ebenbürtig zur Seite gestellt

*) Inzwischen am 17. Juni als „Hohenzollernkanal" eingeweiht.

werden kann, bald aufs neue die öffentliche Meinung beschäftigen wird. Ist doch schon ein eigener Verein gegründet worden, der lediglich für die Vollendung des Mittellandkanals Propaganda machen will und an dessen Spitze der Geheime Kommerzienrat Zuckschwerdt in Magdeburg steht. Dazu kommen aber als zwei neue, sehr gewichtige Faktoren: einmal das merkliche Nachlassen des agrarischen Widerstandes gegen den Kanal, also gerade desjenigen Einflusses, der im Jahre 1899 und in der Folgezeit die Schaffung der Wasserstraße vereitelt hat, und weiterhin das lebhafte Eintreten der militärischen Fachkreise für den Mittellandkanal, der sich für die Schlagfertigkeit und Verproviantierung des deutschen Heeres im Kriegsfall als ein strategisches Mittel ersten Ranges erweisen könnte*).

Schließlich ist auch die Sachlage gegenüber der Situation von 1899 insofern sehr viel günstiger, als damals von dem ganzen sogenannten Mittellandkanal, der Rhein, Weser und Elbe miteinander verbinden soll, nur das verhältnismäßig kurze Stück des Dortmund-Ems-Kanals vorhanden war, während jetzt in einigen Monaten der Kanal von Duisburg bis Hannover schon fertiggestellt sein wird, so daß alsdann nur noch das kurze und mit verhältnismäßig geringen Kosten zu schaffende Stück von Hannover bis zur Elbe neu ins Leben gerufen werden müßte.

Die trotz idealer Geländebeschaffenheit noch allenthalben vollständige Trennung der Elbwasserstraße von dem westdeutschen, nun bald bis Hannover reichenden Fluß- und Kanalnetz ist wohl unzweifelhaft die größte Absonderlichkeit, die sich in irgendeinem Kulturland der Erde auf dem Gebiete der Binnenschiffahrt finden läßt. Von der Elbe bis zur Memel und noch weit ostwärts darüber hinaus bis in das innere Rußland hinein und nach dem Schwarzen Meere hinab gibt es ein einheitlich zusammenhängendes Binnenschiffahrtsnetz; anderseits kann man vom Rhein und von der Weser, bald auch von Hannover auf Binnenwasserwegen mit genügend kleinen Fahrzeugen bis an den Fuß der Pyrenäen, zur Rhônemündung und sogar (durch den freilich völlig veralteten bayerischen Ludwigskanal) bis zur Donaumündung gelangen. Hamburg und Lübeck können mit Cherson oder Riga, Bremen und Hannover mit Marseille oder Galatz auf Binnenwasserwegen verkehren, aber von Hannover nach Magdeburg ist jede Wasserverbindung unmöglich, und da der Güterverkehr erfahrungsgemäß die Wasserwege bevorzugt, wo immer es nur angängig ist, so kann man auch ohne zahlenmäßigen Nachweis leicht ermessen, was für volks- und weltwirtschaftliche Nachteile das Fehlen des Wasserüberganges aus der Elbe in die Weser nach sich zieht. Die Verstümmelung des Mittellandkanals zum Torso ist in ihren Wirkungen um so fühlbarer, als die Elbe auch sonst von ihren Stromgebieten zur Linken in geradezu hermetischer Weise abgeschlossen ist. Im letzten Dezemberheft der Monatsschrift Weltverkehr und Weltwirtschaft ist auf die sehr wenig bekannte Tatsache hingewiesen worden, daß es in Europa noch

*) Über die hohe strategische Bedeutung des Mittellandkanals vgl. einen Aufsatz Oberst von Kurmatowskis im Juliheft 1914 der Monatsschrift „Weltverkehr und Weltwirtschaft".

zwei vollkommen scharf ausgeprägte und gänzlich undurchbrochene „Wasserscheiden der Binnenschiffahrt“ gibt, die von Meer zu Meer reichen und als chinesische Mauern des Wirtschaftslebens wirken: die eine verläuft vom Finnischen Meerbusen zum Schwarzen Meer zwischen Dnjepr und Don, und die andere von der Nordsee zum Schwarzen Meer durch Deutschland und Österreich hindurch, zwischen der Elbe einerseits, dem Rhein und der Donau anderseits.

Der Grund, weshalb die Agrarier im Jahre 1899 den Mittellandkanal zu Fall brachten und auch seine Aufnahme in das Kanalgesetz von 1905 vereitelten, war nach der offiziellen Angabe die Befürchtung, daß ausländisches Getreide leichter als bisher den deutschen Markt erobern und dem deutschen Getreide einen schlimmen Wettbewerb bereiten könne. Ganz klar ist diese Befürchtung nicht, denn die Konkurrenz des russischen Getreides bleibt vom Mittellandkanal unberührt und soweit amerikanisches und anderes Getreide zu fürchten ist, vermag es über Hamburg nach dem deutschen Osten zu gelangen, gleichviel ob der Mittellandkanal die Elbe und die Weser verbindet oder nicht. Einsichtige Ostelbier sind denn auch schon längst zu der Erkenntnis gekommen, daß die Erdrosselung des Mittellandkanals ein sehr untaugliches Mittel zum Schutze der deutschen Landwirtschaft war, ja, daß diese unter Umständen von dem fertigen Kanal sogar große Vorteile haben könnte, da ihr eigenes Absatzgebiet, das heute über die Elbe nur in bescheidenem Maße hinausgeht, sich dann in erfreulicher Weise weiter westwärts ausdehnen ließe. Heute ist ostpreußisches Getreide oder Obst meist nicht in der Lage, im Rheingebiet den entsprechenden amerikanischen Produkten, die die billige Wasserfracht voll ausnutzen können, Konkurrenz zu machen. Der Mittellandkanal wird daher der deutschen Landwirtschaft im Kampf mit der fremden gerade den Rücken stärken. Es hat aber überhaupt den Anschein, als ob der erfolgreiche Widerstand der konservativen Partei des preußischen Abgeordnetenhauses gegen den Mittellandkanal im Jahre 1899 mehr von dem Wunsche diktiert wurde, der verhaßten Industrie ein Schnippchen zu schlagen, als von der Sorge um die Bedrohung landwirtschaftlicher Interessen. Jedenfalls sprechen gar manche Anzeichen dafür, daß eine neue preußische Mittellandkanalvorlage im Landtag ein wesentlich anderes Schicksal als in den Jahren 1899 bis 1904 haben würde.

Ein berechtigter Widerstand gegen den Mittellandkanal würde jedoch heute, wie ehedem, von der Provinz Schlesien und ihren Vertretern ausgehen. Die schlesische Kohle z. B. sähe sich in ihrem Absatzgebiet durch die ohnehin übermächtige rheinische Kohle empfindlich bedroht, und die Wahrung der schlesischen Interessen war es denn auch nicht zum wenigsten, die die Regierung schließlich auf das Mittellandkanalprojekt verzichten ließ. Kommen aber neue, wichtige Gesichtspunkte hinzu, die die Ausführung des Planes wünschenswert erscheinen lassen, so müssen sich schließlich Schlesiens Interessen dem Wohle des Ganzen unterordnen und können dann durch Kompensationen schadlos gehalten werden.

Und solche neuen Gesichtspunkte sind allerdings heute vorhanden; sie liegen zum Teil auf wirtschaftlichem Gebiete, in noch höherem Maße auf strategischem, wie schon angedeutet. Die Verstümmelung des Mittellandkanals hat auch insofern zu einer höchst seltsamen Schwierigkeit geführt, als die Stadt Hannover sich mit Recht weigerte, zu einem „Endhafen" beizusteuern, da sie über kurz oder lang doch nur ein „Durchgangshafen" im Kanalverlauf sein dürfte.

Der entscheidende Gesichtspunkt, der den Stein aufs neue zum Rollen bringt, wird jedenfalls wohl der militärische sein. Das Fehlen des entscheidenden Verbindungsstückes im Mittellandkanal muß geradezu strategisch als ein bedenklicher Fehler angesehen werden. Bei den parlamentarischen Debatten der Jahre 1904 und 1905 wurde der strategische Wert des Mittellandkanals bereits hervorgehoben, ohne daß damit dem Schicksal der Kanalvorlage gewehrt werden konnte. Heute aber würde der Wert des Mittellandkanals im Kriegsfall noch ungleich größer sein als vor acht oder zehn Jahren. Selbst ein Nichtdeutscher, der österreichische Hochschulprofessor Oelwein, betonte im Sommer 1913 in einem in der Neuen Freien Presse veröffentlichten Aufsatz, daß die Fertigstellung des Mittellandkanals im strategischen Interesse Deutschlands unerläßlich sei und geradezu gefordert werden muß. Zur Begründung hebt er die folgenden bedeutsamen Gesichtspunkte hervor: „Bei der Schnelligkeit, mit der die binnenländischen Armeekorps gegebenenfalls an die westliche und östliche Grenze befördert werden müßten, sind die Eisenbahnen viel früher an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt als zur Zeit, wo Budde Eisenbahnminister war. Natürlich kann man nicht die mobilen Truppen mit Binnenschiffen befördern, da dieser Transport ein zu langsamer wäre; auch müssen diese Truppen ihre Pferde, Geschütze, Munitions- und Fouragewagen als unentbehrlichen Train mit sich führen. Dagegen muß aber Proviant, Fourage und Munition ununterbrochen nachgeschoben werden.

Im Kriege muß aber das übrige, von demselben nicht betroffene Land auch leben können. Für den Transportbedarf des wirtschaftlichen Lebens werden die Eisenbahnen nicht viel leisten können, denn Mobilisierung und Krieg werden so ziemlich die volle Leistungsfähigkeit der Eisenbahnen in Anspruch nehmen. Dieses wirtschaftliche Leben soll aber nicht lahmgelegt werden, wenn der ununterbrochene Kräftezuschuß, dessen der Krieg ohne Verzögerung bedarf, nicht ernst Schaden leiden soll . . . Wenn die deutschen Seehäfen blockiert sein sollten, woher wird das Inland seinen Bedarf an Rohstoffen decken, wenn nicht über die neutralen Häfen Rotterdam und Antwerpen, die durch Wasserstraßen mit dem deutschen Wasserstraßennetz verbunden sind? Wie will man die Ausfuhrerzeugnisse auf den internationalen Märkten zu Geld machen, wenn nicht mit Hilfe der neutralen Häfen? Zur Zeit, wenn die Eisenbahnen durch den Krieg in Anspruch genommen sind, wird die Binnenschiffahrt also ganz unentbehrlich werden. Das Fehlen des Bindegliedes Hannover—Magdeburg wird sich dann verhängnisvoll rächen."

Dieser eine Gesichtspunkt ist von so durchschlagender Bedeutung, daß er allein einen erneuten Versuch, dem Mittellandkanal zum Leben zu verhelfen, wahrscheinlich bereits den Sieg sichern würde. Aber auch sonst drängt alles geradezu dahin, das Kaiserwort vom August 1899 über den Mittellandkanal wahr zu machen: „Gebaut wird er doch!" Wenn der Kanal erst vom Rhein bis Hannover in Betrieb ist, wird man wohl jeden Monat bereuen, den die Inangriffnahme der Verlängerung bis zur Elbe auf sich warten läßt, und es kann wohl gar keinem Zweifel unterliegen, daß das in den Kanaldebatten des Jahres 1905 im Parlament gefallene drastische Wort sich nach der Fertigstellung des Rhein-Hannover-Kanals überraschend schnell bewahrheiten wird: „Bauen Sie in Gottes Namen den Kanal nur bis Hannover, ich tröste mich damit, daß diese Dummheit viel zu groß ist, um nicht schon einige Jahre nach Vollendung dieses Kanals durch seine Fortsetzung bis an die Elbe korrigiert zu werden. Die Regierung denkt sich das gleiche, nur sagt sie es nicht!"

Zur Frage der deutschen Einheitsschule

Von Dr. Julius Voigt

Die Leitsätze über die deutsche Einheitsschule sind von der deutschen Lehrerversammlung in Kiel in der Form, die ihnen Oberstudienrat Kerschensteiner gegeben hat, einstimmig angenommen worden, und es bleibt nur zu bedauern, daß sich niemand gefunden hat, der darauf gedrungen hätte, diese Leitsätze von den vielen Fremdwörtern, die sich aufdringlich in ihnen breit machen, zu reinigen und ihnen eine Fassung zu geben, welche die Reinheit unserer deutschen Sprache besser bewahrte. Wenige Tage zuvor hatte sich der preußische Kultusminister zu derselben Frage geäußert und unter Zustimmung des überwiegenden Teiles der preußischen Volksvertretung festgestellt, daß an die Einführung der Einheitsschule vorläufig nicht zu denken sei.

Schon die Gegenüberstellung dieser beiden Tatsachen läßt uns wiederum erkennen, daß zwar im Geist gar leicht die Gedanken beieinander wohnen, daß aber hart im Raume sich die Sachen stoßen. Daß der Gedanke der Einheitsschule hauptsächlich idealen Beweggründen entspringt, daß mit ihm in erster

Linie dem Wohle unseres Volkes gedient, die Fülle der in ihm schlummernden Kräfte zu freiem Wettbewerb losgebunden werden soll, braucht nicht bestritten zu werden. Es fragt sich aber, ob neben den Gründen äußerer, vor allem finanzieller Art, wie sie bei den Beratungen des preußischen Abgeordnetenhauses zur Geltung kamen, nicht auch sehr gewichtige Gründe grundsätzlicher Art gegen die Einheitsschule sprechen und ob es denn in der Tat durchaus wünschenswert sei, daß der Gedanke der Einheitsschule zur Verwirklichung gelange.

Als die erste Stufe, die zu jenem Ziele führen soll, ist im allgemeinen die Beseitigung der sogenannten Vorschule gedacht. Die Gründe, die man dafür geltend macht, sind wohl bekannt genug. Daß durch die Beseitigung der Vorschule und den Zwang, alle Kinder in die allgemeine Volksschule zu senden, ein großer Fortschritt in der Erziehung der oberen Klassen zu sozialem Empfinden erreicht werde, scheint mir fraglich. Wenigstens hat man bisher noch nichts davon gehört, daß in Städten ohne Vorschulen das soziale Verständnis besser entwickelt wäre und sich lebhafter betätigte als in solchen, wo diese Einrichtung besteht. Wenn sich ein Nutzen in der erwähnten Richtung ergibt, so liegt er jedenfalls mehr auf seiten der Eltern, die bei dieser Gelegenheit an die Zusammengehörigkeit mit den anderen Volksschichten erinnert werden, als auf seiten der Kinder, für die bis zum Alter von zehn Jahren, wo sie die Volksschule verlassen, eine soziale Frage, dem Himmel sei Dank, im allgemeinen gar nicht gibt.

Wenn nun aber im Kampf gegen die Vorschule gerade dieser Punkt beständig angeführt wird, so ist man wohl berechtigt, einmal die Frage aufzuwerfen, wie man dazu kommt, eine Angelegenheit, die in erster Linie schultechnischer Art ist, nach Gesichtspunkten zu entscheiden, die in das Gebiet der Sozialpolitik gehören und mit dem Wesen der Schule an sich nichts zu tun haben. Gewiß ist es höchst erfreulich, wenn sich eine Nebenwirkung sozialen Charakters wie die oben erwähnte als ungezwungene Begleiterscheinung von selbst ergibt. Für die Frage aber, welche Schule ein Kind am besten besucht, darf nur die Erwägung ausschlaggebend sein, auf welcher Schule das Kind am leichtesten und sichersten die erforderlichen Kenntnisse erwirbt, und es muß entschieden dagegen Einspruch erhoben werden, daß man versucht, diesen Kernpunkt durch Rücksichten anderer Art, die mit dem Wesen der Sache im Grunde nichts zu tun haben, in den Hintergrund zu drängen. Da nun auf der Vorschule die Vorbereitung auf den Besuch der höheren Schule sicherer und in kürzerer Zeit erreicht wird als auf der Volksschule — daß dies der Fall ist, werden auch die Anhänger der Einheitsschule nicht bestreiten —, so ist damit auch die Daseinsberechtigung für die Vorschule erwiesen. Sollten also die Anhänger der Einheitsschule die gesetzliche Abschaffung der öffentlichen Vorschulen durchsetzen, so würde damit nur erreicht werden, daß sich mit demselben Augenblick ebensoviele oder mehr private Anstalten dieser Art auftäten. Das Schulgeld dieser würde wahrscheinlich niedriger, ihr Besuch stärker werden, und daß

unter solchen Umständen irgend etwas gebessert wäre, dürfte niemand behaupten. Dann bliebe nur das eine Mittel übrig: die Gesetzgebung auch gegen die privaten Vorschulen aufzubieten. Das aber stünde — genau so wie im Grunde bereits das Vorgehen gegen die öffentlichen Vorschulen — mit dem gerade von den Anhängern der Einheitsschule vertretenen Grundsatz der Erziehungsfreiheit im Widerspruch, wonach die Staatsgemeinschaft private Schuleinrichtungen außerhalb der allgemeinen öffentlichen Schule zu genehmigen hat, „a) solange oder soweit die privaten Erziehungsabsichten nicht dem Gesamtwohle der Gemeinschaft zuwiderlaufen, b) soweit die privaten Erziehungseinrichtungen mindestens das gleiche leisten, wie die öffentlichen, c) solange die Mitglieder keine öffentlichen Mittel für ihre nicht allen gleichmäßig zugänglichen Einrichtungen verlangen." Es bleibt somit abzuwarten, wie die Anhänger der Einheitsschule ihren Kampf gegen die Vorschule weiter führen wollen, ohne gegen ihre eigenen Grundsätze zu verstoßen und ohne ihre Haltung lediglich vom Standpunkt der Volksschule aus zu begründen.

Wenn nun die Freunde der Einheitsschule in folgerichtiger Entwicklung ihres Gedankens fordern, daß jedem mittellosen Begabten durch Schulgelderlaß und Erziehungsbeihilfen die Möglichkeit geboten werde, sich eine höhere Bildung anzueignen (Kerschensteiner, Leitsatz 6), so klingt dies gewiß sehr schön und bestechend; denn wer sollte sich nicht freuen, wenn er dazu verhelfen könnte, wohlbegabten fleißigen Schülern den Weg zur Höhe freizugeben! Und doch erheben sich auch hier wieder die schwersten Bedenken. Es ist genügend bekannt, wie gerade die höheren Berufe die längste Vorbereitungszeit erfordern und wie der studierte Mann kaum mit dreißig Jahren hoffen darf, wirtschaftlich auf eigenen Füßen zu stehen. Schon den Familien des sogenannten guten Mittelstandes wird es schwer genug, einen Sohn oder gar mehrere durch das Studium hindurchzubringen. Wovon will nun der mittellose Begabte die Kosten der Studienjahre bestreiten? Denn die erwähnten Erziehungsbeihilfen können sich doch nur auf die Dauer der eigentlichen Schulzeit erstrecken. Anderseits, einem jungen Menschen bis zur Pforte der Universität durchzuhelfen und dann ihn mittellos sich selbst zu überlassen, das ist doch weit grausamer, als ihn gar nicht erst auf den Weg zur höheren Bildung zu führen. Mir selbst ist es geschehen, daß eine Mutter, deren Sohn durch Freistellen und durch Erziehungsbeihilfen freundlicher Gönner durch die Schule gebracht worden war, kurz vor der Prüfung zu mir kam und mich vorwurfsvoll fragte: „Und was nun?" Sollen also Freischule und Beihilfen nicht geradezu zur Grausamkeit werden, so müssen sie dem mittellosen Begabten bis zur Erlangung einer wirtschaftlich ausreichenden Stellung weiter gewährt werden. Welche Belastung der öffentlichen Mittel dadurch bedingt werden würde, entzieht sich meiner Schätzung, dürfte aber nicht unerheblich sein.

Nehmen wir aber an, die erforderlichen Mittel würden aufgebracht, welche Folgerung ergäbe sich nun für die Volksschulen? Wie bisher würden die meisten

Kinder der sogenannten besseren Familien die Volksschule mit dem zehnten Jahre verlassen, um auf die höhere Schule überzugehen; ihnen schlössen sich jetzt aber die meisten, wenn nicht alle begabten Schüler an, die bisher wegen Mittellosigkeit der Eltern auf der Volksschule verblieben waren, und es stellt sich in erhöhtem Maße ein, was man jetzt gegen die Volksschule einwendet, daß nämlich nicht nur die Kinder der gesellschaftlich besser gestellten Kreise, sondern fast alle begabten Kinder der Volksschule verloren gehen, daß diese geistig verödet, zu einer Lehranstalt zweiten Ranges herabsinkt und unter den zurückbleibenden Schülern die Unzufriedenheit weit größer wird, als sie bisher gewesen ist.

Im Anschluß hieran kann man wohl noch eine andere bedeutsame Frage aufwerfen. Ist es in der Tat gut, wenn solche Kinder aus den Verhältnissen, in denen sie geboren und aufgewachsen sind, herausgerissen und wurzellos gemacht werden? Wenn sie sich der eigenen Familie entfremden und doch in den Kreisen, für die sie herangebildet werden, kaum die volle Gleichberechtigung erlangen? Denn solange wir nun einmal unsere jetzige Gesellschaftsordnung mit ihren übereinander gelagerten Schichten haben, wird ein so weiter Sprung, wie ihn für manches Kind die Erziehung zum höheren Beruf bedeutet, von dem Aufsteigenden aus mancherlei Gründen, nicht nur äußerer Art, fast immer mit zahlreichen schweren Enttäuschungen erkauft werden.

Ist es ferner gut, wenn alle Begabung nur den höheren Berufen zugeführt, den mittleren und unteren aber entzogen wird? Wir beklagen, daß jetzt alles den höheren Berufen, möglichst der Beamtenlaufbahn, zudrängt; wir bemühen uns, den Handwerker- wie den ganzen Mittelstand und die Arbeiter nach Möglichkeit zu heben. Geschieht dies nun wirklich, handeln wir tatsächlich im wohlverstandenen Interesse dieser Stände, wenn wir ihnen diejenigen nehmen, die kraft ihrer besseren Veranlagung zur Führerschaft und zur Mitarbeit an der Hebung ihres Standes berufen wären, wenn wir diesen Kreisen nur die stumpfe Masse übrig lassen? Mir will es vielmehr im Interesse einer möglichst gleichmäßigen Hebung aller Schichten unseres Volkes durchaus ratsam erscheinen, daß wie bisher einem jeden Stande der ihm angemessene und zugehörige Teil von höherer Begabung verbleibe, als der Sauerteig, der die ganze Masse durchdringt, als das Salz, welches das Brot erst schmackhaft macht. Viel wichtiger als die Einführung der Einheitsschule dünkt mir deshalb die Förderung solcher Anstalten, durch welche dem Mittelstand wie der Arbeiterbevölkerung eine tüchtige Berufsausbildung vermittelt wird, der sich zur Hebung der Gesamtpersönlichkeit zweckmäßig noch weiterer Unterricht in den allgemein bildenden Fächern anschließt. Volksbibliotheken, geeignete volkstümliche Vorträge, Theateraufführungen usw., deren Einrichtung eine Ehrenpflicht der Gemeinden, der gemeinnützigen Vereine und der wohlhabenden Gebildeten wäre, hätten der Weiterbildung der Erwachsenen zu dienen. Solche Anstalten und Veranstaltungen sind bereits an zahlreichen Orten vorhanden; ihre tatkräftige Förderung wäre

das beste Mittel, dafür zu sorgen, daß auch die unteren und mittleren Klassen der Bevölkerung über das Alltagsleben hinausgehoben würden und Teil an dem geistigen Leben unseres Volkes, an den Fortschritten der menschlichen Kultur gewännen, ohne daß sie darum aus den ihnen vertrauten und angemessenen Kreisen herausgerissen würden, wie dies bei der Einführung der Einheitsschule mit den sich daraus ergebenden Folgerungen zu befürchten stände.

Belassen wir es deshalb ruhig bei der jetzigen Gestaltung unseres deutschen Schulwesens, welches sich in den Grundzügen durchaus bewährt hat, wenn es auch wie alles Menschenwerk im einzelnen der Verbesserung fähig und bedürftig ist! Belassen wir es auch bei der besonderen Stellung der höheren Schulen, die nach der Zusammensetzung ihres Schülermaterials viel weniger Standesschulen sind, als die Anhänger der Einheitsschule Wort haben wollen! Bleiben sich aber anderseits alle diejenigen, denen der Weg über die höhere Schule zur Universität offen steht, allezeit bewußt, daß ihre höhere Bildung nicht ein Vorrecht bedeutet, welches ihnen erlaubt, verächtlich auf die anderen herabzusehen, sondern einen Vorzug, den sie sich durch erhöhte eigene Leistung und durch freudige Arbeit zum Wohle des Ganzen stets wieder von neuem zu verdienen haben! Wollen wir aber durchaus die Einheitsschule haben, so besitzen wir sie ja bereits, wenigstens für den größeren Teil unserer männlichen Jugend, in unserem deutschen Heere. Denn in ihm ist der Kern des dem Plan der deutschen Einheitsschule zugrunde liegenden gesunden Gedankens nebst allen den sozialen Nebenwirkungen, die man von ihr erhofft, auf einer viel geeigneteren Altersstufe und in einer viel wirksameren Form, als es in der deutschen Einheitsschule geschehen könnte, bereits verwirklicht.

Ein gefährdetes Schutzgesetz

Von Dr. jur. Gustav Westberg

Besser denn köstlich Öl
ist ein guter Name
Prediger Kap. 7 V. 1

Noch nicht zwanzig Jahre ist es her, daß nach langen wissenschaftlichen Kämpfen und vielem Für und Wider endlich in unserem deutschen Vaterlande ein neues Rechtsgut geschaffen wurde: das Recht des einzelnen an seinem Namen. Von nun an sollte auch des Gesetzes Schutz diesem Rechte gewährt werden, selbst wenn es sich nicht um vorsätzliche oder gar strafrechtlich zu ahndende Verletzungen des Namens handeln würde.

Das Reichsgericht in Leipzig hatte allerdings schon seit Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts wiederholt dahin erkannt, daß die Befugnis, einen bestimmten Familiennamen zu führen, als ein im Rechtswege verfolgbares Privatrecht anzusehen sei. Auch zahlreiche bedeutende Rechtslehrer, an ihrer Spitze Gierke, hatten die gleiche Ansicht nachdrücklichst verfochten. Alles das schlug jedoch nicht durch, weil — besonders im Gebiete des gemeinen Rechts — diesbezügliche Gesetzesbestimmungen fehlten.

Auch die Gesetzgeber des ersten Entwurfes zu unserem Bürgerlichen Gesetzbuch hielten die positive Anerkennung dieses privatrechtlichen Verbietungsrechtes des Namensberechtigten gegen denjenigen, welcher unbefugt den gleichen Namen führt, nicht durch ein Bedürfnis geboten. So ging dann der erste Entwurf dieses bedeutsamen Gesetzeswerkes ohne diesbezügliche Bestimmungen in die Welt.

Doch schon die Kommission für die zweite Lesung kam — angeregt durch die Kritik namhafter Sachkundiger — zu der Überzeugung, daß ein Bedürfnis für den privatrechtlichen Schutz des Namens sowohl in familienrechtlicher als in gewerblicher Beziehung anzuerkennen sei, und daß die bisherigen Schutzmittel des Privatrechts — Feststellungsklage der Zivilprozeßordnung und Schadensersatzklage bei vorsätzlicher Verletzung — nicht ausreichend seien, um die Namensberechtigten auch gegen objektiv unbefugte Namensbeeinträchtigungen zu schützen. Denn jeder Namensberechtigte, so führen die Gesetzgeber in ihrer Denkschrift*) aus, habe ein Interesse daran, daß ihm „nicht infolge des Mißbrauches seines Namens und einer dadurch herbeigeführten Verwechslung der Person das Verhalten, die Hand-

*) Denkschrift zum Entwurf eines Bürgerlichen Gesetzbuches, S. 4.

lungen und Leistungen eines anderen zugerechnet werden", ebenso wie jedes Familienmitglied ein Interesse daran habe, daß „nicht ein anderer durch Anmaßung des Familiennamens sich den Anschein der Zugehörigkeit zur Familie des Berechtigten gebe".

Als Endergebnis solcher Erwägungen finden wir im § 12 des Bürgerlichen Gesetzbuches folgendes niedergelegt:

> „Wird das Recht zum Gebrauch eines Namens dem Berechtigten von einem anderen bestritten oder wird das Interesse des Berechtigten dadurch verletzt, daß ein anderer unbefugt den gleichen Namen gebraucht, so kann der Berechtigte von dem anderen Beseitigung der Beeinträchtigung verlangen. Sind weitere Beeinträchtigungen zu besorgen, so kann er auf Unterlassung klagen."

Wahrlich, man sollte meinen, daß nunmehr im Zusammenhalt mit den oben bereits erwähnten Schutzbestimmungen ein jeder deutsche Staatsbürger seit 1900 in Sicherheit sich seines guten Namens erfreuen könne, und daß alles, was ein jeglicher dafür täte, um seinen — sei es durch Geburt, sei es durch Heirat erworbenen — guten Namen sich und seinen Nachkommen in Ehren zu erhalten, seiner Sippe zugute käme.

Leider, leider ist dem nicht so! Der Entwicklungsgang hat sich ganz anders gestaltet.

Es erklärt sich das aus den zwei Seiten, die das Namensrecht aufweist. Dasselbe wird geregelt einerseits durch privatrechtliche, anderseits durch öffentlich-rechtliche Normen. Der einzelne hat zwar das Recht, durch das sprachliche Mittel des Namens sich von seinen Mitmenschen unterscheiden zu lassen; er hat aber auch die Pflicht, dem Staate gegenüber eben diesen und keinen anderen Namen zu führen. Der Staat hat seinerseits Machtmittel, einen einzelnen zur Führung gerade des ihm zukommenden Namens anzuhalten, und jedem einzelnen seiner Angehörigen, falls es die Umstände erfordern, einen Namen beizulegen, zwecks Unterscheidung von anderen, wie z. B. Findelkindern.

Keinem deutschen Staatsbürger steht es heute mehr zu, willkürlich seinen Namen zu ändern, sondern überall ist die Annahme eines neuen Namens abhängig gemacht von obrigkeitlichen Akten.

Soweit nun das Namensrecht privatrechtlichen Normen unterliegt, finden wir es auf Grund Artikel 4 der Verfassung des Deutschen Reiches geregelt durch Reichsgesetze, wie z. B. im Bürgerlichen Gesetzbuch in der Zivilprozeßordnung.

Eine Zuständigkeit des Reiches ist aber nicht gegeben für die Beaufsichtigung oder die gesetzliche Regelung des Verfahrens bei Namensänderungen, obgleich Artikel 4 der Reichsverfassug auch die Gesetzgebung auf manchem öffentrechtlichen Gebiete, wie z. B. Personenstand, Strafrecht, auf das Reich übertragen hat.

Dieser Zwiespalt der maßgebenden Gewalten über das Namensrecht zeitigt unerfreuliche Früchte.

Wie wir in dem obenerwähnten § 12 des Bürgerlichen Gesetzbuches lesen, hat der zum Namen Berechtigte einen Schutzanspruch nur dann, wenn der „andere unbefugt den gleichen Namen gebraucht". Von einem „unbefugten" Gebrauch eines Namens kann natürlich dann nicht die Rede sein, wenn dem andern das Recht an dem Namen auch zusteht. Das ist aber der Fall, wenn dem andern im Wege

eines obrigkeitlichen Aktes, also z. B. durch landesherrliche Genehmigung, der betreffende Name auf dem Wege der Namensänderung verliehen worden ist.

Dazu kommt noch, daß die landesrechtlichen Vorschriften betreffend Änderung eines Familiennamens in den einzelnen Bundesstaaten ganz verschieden sind.

Im größten deutschen Bundesstaate, Preußen, beruht die gesetzliche Regelung der Namensänderung auf einen Ministerialerlaß, der noch aus dem Jahre 1867 stammt. Diesem Erlaß sind zahlreiche andere mit teils abändernden, teils ergänzenden Vorschriften gefolgt. Außerdem sind in Preußen für die Materie auslegend zu berücksichtigen eine Anzahl Entscheidungen des Königlichen Kammergerichts und des Oberverwaltungsgerichts, so daß es selbst den Behörden nicht leicht ist, sich hindurch zu finden. In manchen Bundesstaaten, wie z. B. in Hamburg, fehlen positive Gesetzesvorschriften über das Verfahren bei Namensänderungen überhaupt, dort begnügt man sich mit gewohnheitsrechtlichen Normen; in anderen wieder bestehen zwar Verordnungen neueren Datums, aber meistens nur in der Form von Ausführungsbestimmungen zum Bürgerlichen Gesetzbuch. Schon bezüglich der Zuständigkeit der einzelnen Behörden weisen aber alle diese Regelungen die größten Abweichungen auf. So sind z. B. in Preußen für die Entscheidung zuständig die Regierungspräsidenten, in Baden und Württemberg dagegen die Justizministerien, in Mecklenburg-Schwerin das Ministerium des Innern, in Lübeck der Senat, in Elsaß-Lothringen der Statthalter. In manchen Bundesstaaten ist außerdem zur Namensänderung landesherrliche Genehmigung erforderlich wie z. B. in Bayern, während andere sich mit rein behördlichen Maßnahmen begnügen.

Daß die Entscheidungen bei dieser Buntscheckigkeit der maßgebenden Gewalten ganz verschiedenartig ausfallen, ja daß vielfach in einem deutschen Ländchen für zulässig erklärt wird, was in einem anderen nicht gestattet wird, ist natürlich.

Als ein besonderer Mangel aller diesbezüglichen Gesetzesregelungen hat sich herausgestellt, daß wohlerworbene Rechte Dritter an ihrem Familiennamen durch sie viel zu wenig geschützt werden. Zwar schreiben einige von den Landesgesetzen vor, daß Gesuche auf Namensänderungen, ehe ihnen stattgegeben werden kann, veröffentlicht werden sollen und daß daran anschließend eine Einspruchsfrist für etwaige schon am Namen Berechtigte gewahrt werden müsse. Die diesbezüglichen Vorschriften sind aber gänzlich unzureichend, indem z. B. eine Veröffentlichung nicht vorgeschrieben, sondern nur in das Ermessen der zuständigen Behörden, wie z. B. in Hessen, gestellt ist, oder aber daß die inne zu haltende Frist viel zu kurz ist, wie z. B. drei Wochen in Baden.

Außerdem sehen die diesbezüglichen Vorschriften fast ausnahmslos nur Veröffentlichungen in Landesblättern vor; draußen im Reiche wohnenden Trägern gleichen Namens wird also keine Gelegenheit gegeben, sich dagegen zu wehren, daß in einem deutschen Nachbarstaat mit ihrem guten Geschlechtsnamen eine vielleicht durchaus unwürdige Persönlichkeit in Zukunft sich schmücken wird.

Es bedarf keiner Erläuterung, daß eine solche verhältnismäßige Schutzlosigkeit des Namens nicht gerade dazu beiträgt, im Volke den Sinn für Hochhaltung dieses Gutes zu heben.

Aber auch innerhalb der ihnen gesetzten weiten Schranken scheint die Handhabung der verschiedenen Landesregierungen bei Namensänderungen keine feste zu

sein, keine, die sich dessen bewußt ist, was der gute Name für den einzelnen bedeutet oder wenigstens bedeuten sollte. Vor allen Dingen muß in dieser Beziehung darauf hingewiesen werden, daß die Behörden im allgemeinen sich viel zu entgegenkommend gezeigt haben gegen fremdvölkische Elemente und deren Wünsche auf Annahme deutscher Familiennamen.

Die Kreuzzeitung, der man doch sicher nörgelndes und mißgünstiges Kritisieren von obrigkeitlichen Maßnahmen nicht nachsagen kann, brachte Ausgang des Jahres 1913 mehrere Leitartikel unter der Rubrik „Schutz dem deutschen Bürgernamen"*), in der unter Beibringung reichen Materials darauf hingewiesen wurde, wie durch die Stellungnahme der Behörden zur Frage der Namensänderung Familien- und Geschlechtersinn im Bürgertum systematisch untergraben würde. Auch die Zusammenstellung, die Körner im Deutschen Herold**) über die zahlreichen Namensänderungen allein aus dem Jahre 1913 im Bromberger Regierungsbezirk gibt, spricht nicht dafür, daß auf alte gute deutsche Familiennamen und deren berechtigte Träger angemessene Rücksicht genommen wird.

Hier möge übrigens eingeschaltet werden, daß der Zweck dieser Arbeit vor allen Dingen der ist, auf die Gefahr hinzuweisen, der der deutsche Bürgername ausgesetzt ist. Mit dem Schutz adeliger Namen, die als Standesvorrecht auch besonders gesetzlich geschützt sind, ist es besser bestellt, insbesondere auch deswegen, weil in Adelsfamilien naturgemäß der Sinn und die gegenseitige Hilfsbereitschaft gegen diesbezügliche Beeinträchtigungen schärfer ausgeprägt ist als im Bürgerstande. Immerhin sind auch da bewegliche Klagen laut geworden***), insbesondere wegen des Mißbrauches, dem die adeligen Namen durch sogenannte „Namensheiraten"†) und durch die Adoption zur Erschleichung von Adelsprädikaten ausgesetzt sind.

Nun ist es richtig, daß eine durchgängige Vereinheitlichung des Verfahrens bei Namensänderungen für das gesamte Deutsche Reich sich nicht wird beschaffen lassen, solange der obenerwähnte Artikel 4 der Reichsverfassung eine Zuständigkeit des Reiches für die Beaufsichtigung oder gesetzliche Regelung des Verfahrens nicht vorsieht. Auch der Verfasser dieses Aufsatzes ist gleich anderen Sachkundigen††) der Ansicht, daß — für das erste wenigstens — die diesbezüglichen Fragen nicht so brennend sind, um nur deswegen den umständlichen und einschneidenden Schritt einer Verfassungsänderung des Reiches zu tun. Doch findet sich vielleicht einmal bei einer anderen Veranlassung auch dazu Gelegenheit.

Wohl aber läßt sich durch eine Neugestaltung des Verfahrens im Wege der Landesgesetzgebung oder durch Erlaß einer allgemeinen Verordnung mehr Einheitlichkeit und vor allen Dingen eine wirksamere Wahrung wohl erworbener Rechte Dritter am Namen erzielen. Selbstverständlich müßten im Vorwege die einzelnen

*) Neue Preußische Zeitung (Kreuzzeitung) 1913, Nr. 440 und 441.

**) Aprilheft 1914, S. 89.

***) Deutscher Herold, Juli 1913, S. 187.

†) Vgl. dazu Mothes, Recht 1904, S. 66, und Schmidt-Gibichenfels, Politisch-anthropologische Revue 1913, S. 398.

††) Vgl. Colberg, Recht des Namens nach § 12 B. G. B. und den in Preußen bestehenden Vorschriften über Namensänderung, Inaug.-Diss. Leipzig 1910, S. 49 und die dort angeführte Literatur.

Bundesregierungen nach Sammlung und Sichtung des einschlägigen Materials sich über gemeinsame Grundsätze für das Verfahren bei Namensänderungen einig geworden sein.

Es ist hier nicht der Platz, um eingehende Reformvorschläge zur Sache zu bringen. Nur einige Richtlinien anzudeuten, möge erlaubt sein.

Ein jeder Antrag auf Namensänderung muß eingehend begründet werden. Die Prüfung desselben hat sich auch darauf zu erstrecken, ob er nicht lediglich au geschäftliche Interessen zurückzuführen ist. In diesem Falle würde der Antrag ohne weiteres durch Vorbescheid abzuweisen sein, ebenso wenn sich Bedenken erheben, ob derselbe nicht durch irgendwelche unlauteren Motive veranlaßt worden ist. Falls der Antrag einer solchen Prüfung standgehalten hat, ist derselbe zu veröffentlichen, und zwar nicht nur am Wohnorte des Antragstellers und in dessen Heimatsstaat, sondern auch im gesamten deutschen Staatsgebiet einschließlich unserer Kolonien. Bekannte Namensinhaber sind direkt zu befragen, ob sie, gegebenenfalls was sie gegen den Antrag einzuwenden haben. Nach Veröffentlichung des Antrages muß eine reichlich bemessene Einspruchsfrist — vielleicht ein Jahr — innegehalten werden, während der jedes bekannt gewordene schutzwürdige Interesse eines Dritten an der Ablehnung des Antrages zu berücksichtigen ist. Als ein schutzwürdiges Interesse dürfte es übrigens grundsätzlich nicht anzusehen sein, daß der Träger eines sogenannten Vulgärnamens, z. B. Meier, Müller, Schulze, einer Annahme seines Namens im Wege der Namensänderung widerspricht*). Erscheint der Einspruch des bisherigen Namensträgers begründet, so ist über den Antrag ablehnend zu entscheiden. Die Entscheidung muß mit Gründen versehen sein. Gegen diese Entscheidung der erstinstanzlichen Behörde, die gegebenenfalls in gleicher Weise wie der Antrag zu veröffentlichen ist, muß für alle Beteiligte ein Rechtsmittel innerhalb einer angemessenen Frist — vielleicht zwei Monate — an eine höhere Instanz gegeben sein. Die Rechtsmittelinstanz ist an die tatsächlichen und rechtlichen Feststellungen der Vorinstanz für ihre Entscheidung nicht gebunden. Die sämtlichen Kosten des Verfahrens hat der Antragsteller zu tragen mit Ausnahme der Kosten, die dem bisherigen Namensträger erwachsen, sofern sein Einspruch oder sein Rechtsmittel als unbegründet zurückgewiesen ist.

Ein Verfahren, das so viele Umstände und so viel Zeit erfordert, mag nach den heutigen Anschauungen schon aus diesem Grunde Widerspruch hervorrufen. Trotzdem dürfte es berechtigt erscheinen gegenüber der Tatsache, daß es dem Schutze eines Gutes dienen soll, um das oft Generationen sich bemüht und für das sie Jahrhunderte hindurch Opfer gebracht haben, damit ihr Name ihren Nachkommen rein und fleckenlos überliefert werde.

*) So mit Recht Colberg a. a. O.

Die Grundzüge einer Literaturbeurteilung

Aus Anlaß der „Einführung in die Weltliteratur“ von Adolf Bartels

Von Hanns Martin Elster

IV.

Die universale Literaturwissenschaft

Der Stoff, der universal verwaltet werden will, ist zuerst die Dichtung eines Volkes, sodann die aller Völker, die Dichtung der Welt. Ich sage ausdrücklich: die Dichtung und nicht die Literatur, denn zur „Literatur“ eines Volkes und der Welt gehört auch das ganze Schrifttum der Wissenschaft, der Geistesforschung. Dieses darf aber, obwohl es in den üblichen „Literaturgeschichten“ Brauch geworden ist, nicht in den Kreis der Literaturwissenschaft an sich hineingezogen werden, weil dort nur das aufgenommen werden muß, was der Literaturwissenschaftler nacherlebt hat und, aus dem Nacherlebnis heraus neu gestaltet, wiederzugeben vermag. Er wird dazu bei der wissenschaftlichen Literatur nie imstande sein und ist es auch nie gewesen, wie die stets rein bibliographischen Aufzählungen und Übersichten über die außerdichterische Literatur, die an die Darstellungen oder Dichtungen lose angeknüpft werden, beweisen. Solche Bibliographien sind aber für den, der die Werke nicht kennt, wertlos, weil das bloße Buchtitelwissen unfruchtbar bleibt, und auch für den, der die Werke kennt, weil die Zusammenstellungen flüchtig, oberflächlich nur das Notwendigste zusammenraffen. Adolf Bartels macht die Unsitte mit, er benutzt freilich auch diesen bibliographischen Zweig für seine Tendenzen (III, 623, 641 usw.). Die wissenschaftliche Literatur steht unter Selbstverwaltung; sie hat den Literaturwissenschaftler nur zu kümmern, soweit es sich um sein „Fach“ handelt.

Die Dichtung — der Stoff — bietet sich nun vom synthetischen Erlebnis aus zur Analyse verschiedenster Art dar: rein stofflich den Motiven nach, philologisch den Formen, der Sprache nach, philosophisch, psychologisch, ästhetisch, historisch usw. Allen diesen Eigenschaften hat die Verwaltung der Dichtung voll zu entsprechen. Sie bedarf dazu im Wissenschaftsbetriebe der Hilfsdisziplinen: der Philologie, Psychologie, Philosophie, Ästhetik, Kultur- und reinen Geschichte, Nationalökonomie, Bibliographie, Biographie usw. Erst durch die Zusammenarbeit dieser Hilfsdisziplinen ersteht die Lite-

raturwissenschaft, die universal zu nennen ist. Solche Zusammenarbeit wurde bisher im literaturwissenschaftlichen Betriebe nur dort erreicht, wo eine universale Persönlichkeit ihm vorstand. Das war selten genug der Fall. Denn die Literaturwissenschaft erkor bisher immer durch Schule und Tradition die Philologie zu ihrer Hauptdisziplin und -aufgabe, wie noch Erich Schmidt nach Schererschem Vorbilde es tat. Die Literatur darf aber nicht nur philologisch betrachtet werden, sondern auch all ihren anderen Eigenschaften gemäß. Nur durch solche allseitige Behandlungsweise vermag der Literaturwissenschaftler das gehabte Nacherlebnis fruchtbar zu verwenden, zu ihm hinzuführen.

Die Berechtigung der Hilfsdisziplinen anzuzweifeln, hieße die Wissenschaftlichkeit der Verwaltung untergraben. Und sie ist durch ihren Wahrheitsgehalt das erste Gebot für den Verwalter, für den, der es werden will, und für die Behandlung. Niemals aber darf, wie es jetzt meist geschieht, eine der Hilfsdisziplinen Selbstzweck werden: dadurch wird der Sinn der Aufgabe verschoben, wird die Gesinnung derer, die die Aufgabe lösen wollen, getrübt, auf „Ideale" gelenkt, wie das Spezialistentum sie pflegt. Spezialist aber soll sein und werden, wer nicht den Beruf für die Hauptaufgabe in sich fühlt, dessen Begabungen nicht ausreichen. Denn Spezialisten sind auch notwendig für die Literaturforschung und für die Grundlagen, die Unterlagen der Wissenschaft selbst. Wir haben also gegen spezialistische Philologen, gegen spezialistische Literaturphilosophen, -psychologen, -ästhetiker, -historiker usw. nichts einzuwenden, wenn sie nicht die Geltung beanspruchen, die allein dem Literaturwissenschaftler zukommt, der über allem Spezialistentum steht vermöge seines Besitzes einer universalen d. h. alle Hilfsdisziplinen und die Gabe des Erlebens umfassenden Bildung und Ausbildung.

Diese Bildung und Ausbildung zeigt sich darin, daß der Literaturwissenschaftler ein Vollmensch seiner Zeit ist, der mitten im Leben der Gegenwart steht, deren Bildung innerlich besitzt, nicht als ein Kopfwissen für die Einzelheiten, sondern einem tiefen Erleben gleich, aus dem der Gehalt und die Form der Eigenpersönlichkeit organisch herauswächst. Jenes Kopfwissen für die Einzelheiten wird ja von den Spezialisten und Methodikern in Handbüchern, Lexikas, Enzyklopädien usw. derart aufgestapelt, daß jeder mit der Technik aller Lexikographie Vertraute sofort das Notwendige nachschlagen und präzisieren kann. Denn nicht das Gedächtnis zeigt den Grad des Bildungsbesitzes absolut an, sondern der ganze Mensch in seiner Lebensform.

Solcher Einheit des Bildungsbesitzes entbehrt Adolf Bartels gänzlich, wie schon aus seiner Anwendung von Tendenzen hervorgeht. Er besitzt nur die Bildung, deren Erwerb eine einseitige, parteiische Natur zuließ. Wenn er also gegen das Überwuchern einzelner Hilfdisziplinen wie z. B. gegen die Philologie in ihrer Vormachtstellung Front macht, geschieht es nicht aus der universalen Anschauung vom Wesen der Literaturwissenschaft heraus, sondern allein, weil ihn seine Natur dazu drängt, eine andere, ihr mehr liegende „Hilfsdisziplin" wie

z. B. die Ästhetik einseitig zu bevorzugen. Bartels verfügt ja auch nicht über die universale Ausbildung: seine philologischen Schwächen machen sich in der Darstellung der älteren deutschen Literatur besonders bemerkbar, seine philosophischen bei der Romantik, seine psychologischen vor allem in der Gegenwartsbehandlung, ebenso seine nationalökonomischen Mängel; seine Geschichtskenntnis wurde in ihrem weiten Umfang durch die Tendenzen beeinträchtigt. Was auf all diesen Gebieten auffällt, ist immer wieder, wie Bartels allein seiner norddeutsch-dithmarsischen Natur, seiner ländlich-dörflichen Abstammung gehorcht, niemals aber dem notwendigen Streben nach Universalität.

Grundsätzliche Erkenntnisse für die Lehrmethode der Literarturwissenschaft unter den Anfängern, deren Begabung für die Hauptaufgabe noch nicht feststeht, lassen sich aus diesen Beobachtungen bei Bartels gewinnen. Die Ausbildung des Literaturwissenschaftlers in den Hilfswissenschaften hat nicht theoretisch, nicht vereinzelt, sondern in ihrer Gesamtheit gemeinsam am Objekte praktisch zu erfolgen. Das heißt: das Objekt, das einzelne Dichtwerk oder auch die Dichtung im Ganzen ist nicht in diesem Seminar philologisch, in jenem philosophisch, in einem dritten ästethisch usw. zu betrachten, sondern in einem Seminar zugleich auf alle Weisen zu behandeln. Wo starke Persönlichkeiten und Universalmenschen in den literarturwissenschaftlichen Seminaren tätig sind, ist diese Behandlungsart auch schon im Schwange, wenn auch noch immer mit zünftlerischem Vordrängen alles Philologischen, das allein weder dem zukünftigen Gymnasiallehrer des Deutschen noch dem Literaturwissenschaftler einen Begriff von einer Dichtung zu geben, geschweige denn ihr Erlebnis zu vermitteln vermag.

* * *

Die Behandlung des Stoffes durch die Hilfsdisziplinen fordert bei Bartels verschiedentlich die Kritik heraus. Doch ist hier zuzugestehen, daß Bartels mit seiner „Einführung in die Weltliteratur" nicht eine wissenschaftliche Darstellung der Weltliteratur in ihrer gründlichsten Vollständigkeit geben will, sondern eben nur eine wissenschaftliche Einführung die „erste Vertrautheit" mit dem Stoffe verleiht. Dabei kommt es immer mehr auf den Standpunkt an, von dem aus die Einführung geschieht, als auf die stoffliche Vollständigkeit und letztmögliche Gründlichkeit.

Der Standpunkt für die Behandlung wird gewählt von der Persönlichkeit des Einführenden. Seine Anschauungen machen sich, wie wir sahen, subjektiv bemerkbar, in Gehalt und Form. Sie traten auch in den ästhetischen Tendenzen zutage, die noch dazu mit den Fragen der Moral verknüpft werden.

Die Beziehungen zwischen Kunst und Sittlichkeit wendet Bartels ebenso parteiisch wie alle anderen Erkenntnisse. Wir können für das universale Werturteil in der Kunst den Begriff des Sittlichen nicht verwenden, da die Kunst der Niederschlag allen Lebens, des moralischen wie unmoralischen, ist, und da der Begriff des Sittlichen abhängig von den Zeitströmungen ist. Ein

Wort Goethes zu Eckermann, der bezweifelte, daß aus Byrons Schriften ein entschiedener Gewinn für reine Menschenbildung zu schöpfen sei, erhelle meine Auffassung: „Da muß ich Ihnen widersprechen," sagte Goethe (16. Dezember 1828), „Byrons Kühnheit, Keckheit und Grandiosität, ist das nicht alles bildend? Wir müssen uns hüten, es stets im entschieden Reinen und Sittlichen suchen zu wollen. Alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden." Dieses Große, das unabhängig vom Sittlichen ist, ist das Ausschlaggebende für das geistige Urteil. Bartels ordnet es freilich dem Sittlichen absolut unter. Nur das ist groß für ihn, das seinen Sittlichkeitsbegriffen entspricht. In welcher Enge seine Sittlichkeitsanschauungen sich aber bewegen, mögen einige Zitate veranschaulichen; bei Lafontaine (I, 95) möchte er nicht gerne Sittenprediger sein, spricht aber von den „etwas frivolen contes," die „Stoffe aus dem Boccaccio, aus Ariost, alte französische Novellen, leichtfertige mit besonderer Vorliebe" behandeln, „aber (dies „aber" charakterisiert Bartels!) die Erzählungs- und Plauderkunst ist so groß, daß man über die stoffliche Anstößigkeit in der Regel (!) hinwegkommt." Zum Schluß fügt er dann — seiner Leser wegen! — doch noch an: „Selbstverständlich (!) war die Geistlichkeit aber doch im Recht, als sie von dem alten und kranken Dichter Reue und Abbitte wegen seiner lüsternen Erzählungen forderte." — I, S. 136 heißt von „La religieuse" Diderots: „nur die Partien, die die unnatürlichen Neigungen einer Äbtissin mit augenscheinlichem Behagen schildern, sind tadelnswert." (Welche Schulmeisterei!) — I, 142: während Grillparzer von Choderlos de Laclos' „Liaisons dangereuses" sagt, sie seien zu fein, als daß sie wahr sein sollten, nennt Bartels sie bloß „berüchtigt" und später „geistreiche Wollüstelei." — I, S. 409: als Klopstock sich unberufen in Goethes Lebensführung mit einer Mahnung drängte und Goethe die Mahnung schroff zurückwies, bedauert Bartels dies Verhalten Goethes, indirekt Klopstock Recht gebend.

Wer sich der Kunst klopstockisch gegenüberstellt, wird ihr nie unbefangen gerecht. Man kann Lasziviät als Lasziviät charakterisieren, braucht deswegen aber noch nicht ein Kunstwerk, das laszive Stoffe behandelt, für ästhetisch, geistig minderwertig zu erklären. Das Verhalten ganzer Völker, oft der Welt spricht ja auch häufig genug gegen solche Urteile, indem derartig abgelehnte Werke kräftig weiterleben. Ihre Lasziviät „schadet" echter Lebensenergie nie, zumal wenn eine reine Kunstform sie in die ästhetischen Betrachtungskreise rückt.

Bartels überläßt sich aber lieber den Moralanschauungen des Philisters. Dessen Engherzigkeit ist jedoch der Tod aller Literaturbeurteilung. Denn aus ihr gehen Behandlungsformen wie die Pedanterie, das Vollständigkeitsideal hervor, denen auch Bartels nachstrebt. Man braucht in seiner „Einführung" nur die Stellen zu beobachten, in denen er Gebiete darstellt, die ihm nicht „liegen", oder die er nur bibliographisch kennt oder die ihm sonst unzugänglich sind. Den Sinn solcher hohlen Kompilationen von

Namen, Zahlen, Buchtiteln usw. — selbst in deutschen Literaturepochen, z. B. der des Humanismus bei Bartels auftretend — vermag ich nicht einzusehen (I, 30, 233 ff., 244 ff.) (Humanismus I, 495, 657, II, 165, 327 usw.). Solche Bibliographie, solche Kompilationen sind auch nichts weiter als erste Hilfsmittel, die in ein Handbuch gehören, nicht aber Teile der Darstellung bilden dürfen.

Das Gleiche gilt für das sich nur auf äußere Angaben beschränkende Biographische. Erst wenn die Behandlung der Lebensgeschichte eines Dichters psychologischen Gehalt für das Verständnis des Werkes ergibt, wirkliche allgemein menschliche Resultate erwirkt, wird sie ein Teil des literaturwissenschaftlichen Organismus, in dem ja die ganze Frage des Verhältnisses von Dichter und Mensch in der ganzen Erscheinung des einzelnen Schaffenden eine Hauptstelle inne hat. Bartels nimmt den Grundsatz: „der große Dichter ist immer ein großer Mensch," für absolut gültig an, von dem Gedanken ausgehend, daß es keine menschlichen Eigenschaften gäbe, die für die Kunst indifferent seien. (II, S. 383.) Warum dieser Gedanke zutrifft — des Erlebens halber — sieht er nicht, sondern er wendet ihn ins Moralische: „Unvergleichlich hohe künstlerische Vollendung ist unmöglich, wenn nicht ein an sich vollendeter Mensch hinter dem Kunstwerk steht." Einmal macht er hier den großen Fehler eines großen Teils der bisherigen Literaturwissenschaft mit, hinter das Kunstwerk, nicht hinein zu weisen. Dann kehrt er aber die Richtung des Grundsatzes um, denn es ist wohl wünschenswert, daß hinter einem vollendeten Kunstwerk auch immer ein vollendeter Mensch stehe, nicht aber den Tatsachen entsprechend. Mancher als Mensch unvollendete Künstler kommt zu einem vollendeten Erlebnis und vermag es vollendet zu gestalten; Beispiele dafür sind Balzac, Verlaine, Grimmelshausen, Bürger, Schiller und viele andere. Schließlich aber läßt Bartels, der nun sein Urteil über das Kunstwerk von dem Grade der menschlichen Vollendung des Künstlers abhängig macht, vollkommen jene Bescheidenheit vermissen, die ich als eines der ersten Gebote für den Literaturwissenschaftler ansehen muß: daß die Verwaltung des geistigen Besitzes ein Nichts ist gegenüber der Vermehrung. Mit der Bartelsschen These gelangen wir einfach zu einem Phariſäertum unangenehmster Art, denn nie können wir Nichtschaffenden ganz erfassen, was für die schöpferischen Geister menschliche Vollendung heißt und heißen muß. Aber die Bürgermoral von Bartels bedarf ja solcher Willkür, da sie sonst im Urteil, in der Anschauung und Darstellung versagt. Der universale Literaturwissenschaftler kann nur folgendes festhalten: des Erlebnisses wegen, das Goethe in seiner Bedeutung für den Dichter aufzeigte, ist für die Kunst nichts Menschliches indifferent. Dies Menschliche setzt sich aber nicht bloß aus einer Menge biographischer Tatsachen zusammen, sondern auch aus der Gesamtheit von Künstler und Kunstwerk, aus der Einheit von Persönlichkeit und Schaffen. Oskar Walzel hat vollkommen recht, zu sagen (Berliner Tageblatt, 31. August 1913, Nr. 441): „Wilhelm Dilthey stellte

Goethe in den Mittelpunkt, als er weitblickend und feinfühlig den Sinn des Erlebnisses für die Dichtung erwog und das innere Verhältnis von Erlebnis und Dichtung prüfte. Er vermied den Fehlgriff, künstlerisches Erlebnis aus einer möglichst großen Menge biographischer Tatsachen erschließen zu wollen. Wohl steht bei Goethe äußeres Erleben mit künstlerischem Schaffen in besonders enger Beziehung. Darum konnte Goethe die Entstehung seiner Jugendschöpfungen aufzeigen, indem er seine Jugend erzählte. Allein Goethe ist ein Ausnahmefall. Das wurde schon von Dilthey hinlänglich dargetan. Sein Leben war, mindestens in seiner Jugend, so reich und so schön, daß es ihm zur Poesie werden konnte. Anderseits ist ein Grundzug von Goethes Poesie, daß sie äußerem Leben nahe bleiben und doch den Eindruck erwecken konnte, von künstlerisch gestaltender Phantasie durchflutet und durchwärmt zu sein. Darum geht uns Goethes Kunst nicht verloren, wenn wir sie mit seinem äußeren Leben in Beziehung bringen. Schon bei Schiller trifft Gleiches nicht zu. Dichter aber und Künstler wie Heine, Richard Wagner oder auch Hebbel werden, soweit Verständnis ihrer Kunst in Frage ist, uns nur fremder und fremder, je emsiger wir ihren äußeren Schicksalen nachgehen. Die Vorsicht, die der Ergründung der Kunst eines Dichters angesichts des äußeren Lebens dieses Dichters muß walten lassen, wurde jedoch nicht nur da außer acht gelassen, wo zwischen Leben und Dichtung geradezu ein starker und bewußter Gegensatz herrscht, wie bei Heine, Wagner, Hebbel, sondern auch Goethes Biographie wurde in einem Umfang der Deutung seiner Werke dienstbar gemacht, den er selbst nie gebilligt hätte, weil es dabei vom Versuche künstlerischen Verständnisses zu zwecklos indiskreter Enthüllung von Lebensgeheimnissen weiterging." Adolf Bartels wird diese Behauptung, daß bei vielen Künstlern ein Gegensatz zwischen Leben und Dichtung bestehe, nie zugeben, obwohl auch er, der willigste Hebbelanbeter, noch nicht die Einheit von Hebbels Leben und Dichtung restlos hat nachweisen können. Ebenso hat er sich — besonders im Fall Heine — „vom Versuche künstlerischen Verständnisses", ich möchte lieber sagen: universalen Neuerlebens ganz „zur zwecklos indiskreten Enthüllung von Lebensgeheimnissen" abdrängen lassen. So darf das Biographische nie verwandt werden, denn sonst wird die Literaturwissenschaft abhängig von der Menge der biographischen Tatsachen, die von einem Dichter erhalten sind. Wie wollte man denn Kunstwerke gerecht verwalten, deren Dichter nach ihren Lebensumständen unbekannt sind?! Einen Gottfried von Straßburg, die Sänger der großen Nationalepen, Dichter der früheren Jahrhunderte und des Altertums?! Der Literaturforschung bleibt natürlich die Aufgabe, das Leben der Dichter den Tatsachen nach zu erschließen. Die Literaturwissenschaft hat aber diese Tatsachen ihren psychologischen Resultaten nach nur insoweit zu benutzen, als sie für die Erlebnisfrage und für die allgemeine Erkenntnis der Dichtersprache, der Schaffensbedingungen usw. Wert haben, und das in universaler Gesinnung, nicht vom Standpunkt engherziger Bürgermoral, wie bei Bartels, der sich nur dann ein wenig von seinem Pharisäertum befreit, wenn er es

bewußt will, z. B. Hebbel gegenüber, während er sonst maßlos einseitig ist — man vergleiche seine tolle Äußerung über Rich. Voß (III, 609) —, und zwar stets für die Gegenwart, was fast schon zum Prinzip bei ihm geworden sein dürfte. Er versteht die Literatur unserer Zeit nicht, weil er sie nicht vorurteilslos, sondern nur im Sinne seiner Tendenzen, zum Zwecke seiner Parteiziele und deren Erreichen anschauen kann.

Es ist zweifellos ein guter Grundsatz, daß die Vergangenheit aus der Gegenwart erhellt werden soll. Scherer stellte ihn auf und befolgte ihn. Wirklich allseitig fruchtbar kann die Gegenwart als Hilfsmittel für das Vergangene aber nur werden, wenn sie in vorurteilsloser Gesinnung und Unbefangenheit erlebt und verstanden wird. Bartels betrachtet sich nun als Vertreter der Gegenwart; er spricht stets von „wir heute" (z. B. I, 210) und charakterisiert „unsere" Stellung im Vergleich mit den Stellungen, die andere Epochen zu gewissen Erscheinungen einnehmen. Seinen Tendenzen gemäß aber können wir ihn nicht als Vertreter für die ganze Gegenwart anerkennen, sondern nur für einen Teil, eine Partei der Gegenwart, über die er sich leider nur hin und wieder in seinen Äußerungen „Wir heute . . ." emporhebt. Vor allem schon deswegen nicht, weil er das Mittel „Gegenwart" zur Erkenntnis der Vergangenheit nicht allseitig erkennt, sondern nur einseitig. Er würde in das Wesen unserer Zeit objektiver eindringen, wenn er den Grundsatz für alle gerechte Beurteilung der Gegenwartsliteratur befolgte: die Privat- und Lebensverhältnisse, das äußerlich Biographische des lebenden Autors haben den zeitgenössischen Literaturwissenschaftler nirgends zu kümmern, sondern nur das Schaffen des Autors, seine Leistung und sein Werk. Dieser Grundsatz allein verhütet jede Beeinflussung des Urteils durch Anekdoten, literarischen Klatsch, Cliquenwesen, verhütet jede literarische Vettermichelei, die auf der Rechten wie der Linken der Gegenwartsliteratur gleich ausgebreitet und gang und gäbe ist. Solange ein Autor lebt, hat das geistige Bild seiner Persönlichkeit ganz aus seinen Werken zu erwachsen. Tritt dazu biographisches Material, so darf dies nur insoweit in Betracht gezogen werden, als es hilft, das Werk zu verstehen und zu erleben, nicht aber zu beurteilen, denn objektives, d. h. allseitig vorhandenes biographisches Material darf allein für das Urteil zusammen mit dem ganzen Lebenswerk in Betracht kommen und auch dann noch mit bestimmten geistigen Vorbehalten. Biographisches Material erreicht aber erst, wenn der Autor tot und sein Lebenswerk abgeschlossen ist, objektiven Wert, vorher niemals. Wir können der Kunst eines Gerhart Hauptmann, seiner geistigen Persönlichkeit nur gerecht werden, wenn wir uns von allem biographischen Detail emanzipieren, ja die höchste Gerechtigkeit, das absolute Werturteil, die universale Stellungnahme erreichen wir erst nach dem Tode des Dichters, nachdem es möglich ist, seine Persönlichkeit, sein Werk und den Geist seiner Zeit als eine Einheit zu sehen und zu verstehen.

Damit soll gar nicht zu einer Betrachtungsweise der Erscheinungen der Gegenwart gedrängt, die unsere Zeit in eine künstliche historische Distanz rückt, sondern nur die Forderung befolgt werden: alle Beurteilung der Gegenwartsliteratur hat sich von allem Subjektiven frei zu halten, nur um die geistige Leistung zu kümmern, nur geistiger Art zu sein. Nur dann allein vermag sie den universalen Charakter auch für die Gegenwart, für das unmittelbar um sie aufbrausende Leben zu bewahren und positive Arbeit zu tun. Auf solche positive Arbeit kommt es aber an, nicht auf Bartels' negative Ablehnungsmethode; solche positive Arbeit wird in der und für die Gegenwart unternommen, hat also nur relative Gültigkeit. Bartels aber maßt sich an, als Literarhistoriker schon über die Erscheinungen der Gegenwart ein absolut gültiges Urteil zu besitzen! Das heißt verschiedene Maßstäbe anwenden: die Vergangenheit sieht er, zugegebenerweise, wie es nicht anders möglich ist, vom Standpunkte der Gegenwart aus an und die Gegenwart vom Standpunkte der Vergangenheit! Wie er den Standpunkt der Vergangenheit erreicht, vermag er nicht zu sagen, auch nicht ihn zu charakterisieren, denn solch Unterfangen ist unmöglich, erweckt freilich, wie Parteileute es wünschen, den Schein der Objektivität, der nichts weiter ist als subjektive Willkür. Einige Blicke in seine Weltliteratur werden meine Worte bezeugen. III, 632 spricht er von Frank Wedekind: „Auch Hannoveraner, wie Hartleben und Tovote, ist Frank Wedekind [geboren 1864], der etwas wie eine dramatische Klownkunst, in der Naturalismus und Symbolismus zusammenlaufen, geschaffen hat. Sie steht zurzeit an der literarischen Börse ziemlich hoch im Werte." Das ist alles: tendenziöse Behauptungen ohne Beweis und Begründung! Und dabei müßte Bartels schon deswegen auf Wedekind näher eingehen, weil dieser Dichter einen Anschauungskreis von Zeitgenossen, eine Seite des Gegenwartslebens vertritt und kennzeichnet, die kein anderer Künstler zu gestalten und zu charakterisieren vermag. Andere eigenartige Erscheinungen werden (III, 633) „einfach" mit Schlagworten, wie z. B. Dehmel als Haupt der Symbolisten, abgemacht oder nur, wie Rainer Maria Rilke, mit Namen angeführt, während die Bartels genehmen Heimatskünstler, wie z. B. Heinrich Sohnrey (III, 635), die meist keine symptomatische Bedeutung für das deutsche Gegenwartsleben besitzen, mehr Raum erhalten! Die ganze Tendenz von Bartels' Art, unsere Zeit zu sehen, bricht in den kurzen Worten hervor (III, 639 f.): „Soll man die heutige Situation der deutschen Literatur schlagend [!] kennzeichnen, so muß man wohl sagen, daß sich eine ästhetizistische, vielfach dekadente und eine gesunde, neurealistische Richtung gegenüberstehen." So wird die ganze wunderbare Vielfältigkeit unseres modernen literarischen Lebens auf eine Formel rein äußerlicher Art gebracht und jeder Philister und Dilettant kann nun die Schafe von den Böcken scheiden, je nach seinen Parteianschauungen. Wir danken für eine solche Darstellung der deutschen Gegenwartsliteratur in einer „Einführung in die Weltliteratur", die den Namen Goethes in Anspruch nimmt. Um Goethes willen danken wir!

Solch eine Willkür und Einseitigkeit kann auch nur der Partei schädlich sein, der Bartels angehört, ist gewiß aber allen nationalen Anschauungen schädlich. Für jeden ehrlichen nationalen Geist muß es darum heißen: Los von Bartels! Da sonst noch die nationale Gesinnung mit den subjektiven Tendenzen, der subjektiven Willkür des Weimarer Literaturprofessors verwechselt wird! Und wir wollen uns durch den Einfluß eines einseitigen Geistes nicht unserer nationalen Gesinnung einst schämen müssen, sondern sie pflegen in aller Ehrlichkeit, Unbefangenheit und Vorurteilslosigkeit allen Erscheinungen unserer Zeit gegenüber, in wahrer Goethescher Nachfolge!

So allein dienen wir dem Leben und dem Volke am besten. Wir wollen die großen Ideale der Klassikerzeit nicht eintauschen gegen die kleinen „Ideale" eines einseitigen Subjektivismus, einer engherzigen Parteipolitik, die schließlich nur, um ihr Ziel zu erreichen, alles unter die Bestrahlung durch Tendenzen setzt, auch unseren geistigen Besitz, wie Adolf Bartels es tut. Er vertritt kleinlichen Chauvinismus; er vertritt schmächtige Parteipolitik, wir wollen weite, zukunftheischende Weltpolitik; er vertritt bäuerlich-konservative Anschauungen, wir wollen weder diese noch die liberalen, radikalen, sondern allein die, die aus unserem geistigen Volks- und Weltbesitz hervorgehen, das sind die universalen deutschen Wesens und deutscher Herkunft. Unsere Ideale gehen ins Große und Weite, ins Allseitige und Allumfassende, sie sind nicht wesenlos, sondern so voller Kraft und Lebensenergie, voller Wirklichkeitstreue und Wahrheitsliebe, wie die Ideale der Klassiker nur je gewesen sind.

Warum folgt Bartels nicht der universalen Gesinnung, den Idealen, die er um die Gestalt Goethes mit den am Eingang unserer Arbeit angeführten Worten aus seiner „Geschichte der deutschen Literatur" gruppiert? Wie kommt er dazu, die eine Gruppe des Volkes, die sich in Handel und Industrie um die Größe und das Ansehen des Vaterlandes, des deutschen Namens mühten, für eine „niedrige Menschenklasse" gegenüber den Bauern und Landleuten anzusprechen? Warum glaubt er, durch Vertretung einzelner Volksgruppen dem ganzen Volke zu dienen? Warum lehrt er uns nicht das Schöne erkennen und empfinden? Warum zeigt er uns nicht das ganze deutsche Leben und Erleben durch das Mittel der heimischen und fremden Literaturen? Warum ist er Hasser, wo er nicht einmal Kämpfer zu sein braucht? Warum bindet er eine Maske vor, wo eine absolute Wahrheit herrscht, wo göttliche Milde zum Verstehen führt? Warum ist er Parteimensch, wo er selbst „nur" Mensch zu sein nötig hat? Warum unterwirft er sich mit all seinen Kräften und seinem Können den subjektiven, parteiischen Tendenzen, wo keine Tendenzen herrschen dürfen? Warum strebt er nicht nach jener Universalität und inneren Freiheit, die allein für den nachgoethischen Deutschen die höchsten Ziele der Persönlichkeitsbildung sind? Warum dient er nicht dem ganzen Volke und damit der ganzen Welt?

Alle, die eine universale Literaturwissenschaft deutschen Wesens ersehnen, alle, die im Goethischen Sinne weltdeutsch und national zu sein streben, müssen

über diesen Mann den Stab brechen, auch wenn sie verstehen, wie Bartels zu seinem Werk und zu seinen Anschauungen gelangt ist. Nicht dieses Verstehen aber entscheidet, sondern die absolute Wahrheit.

Und diese absolute Wahrheit, soweit sie unter Menschen möglich ist, wäre für die Dichtung und ihre Verwaltung zu erreichen gewesen, wenn Bartels seinen Gedanken, im Anschluß an das Leben und Schaffen Goethes in die Weltliteratur einzuführen, sinnentsprechend ausgeführt hätte. Dazu wäre er freilich seiner Anlagen und Arbeitsart wegen, die sich vom bloßen Stoff nicht zu befreien vermögen, unfähig gewesen. Ein wirklich großes und einzigartiges Werk wäre entstanden, wenn hätte gezeigt werden können, wie die Weltliteratur — soweit sie an Stoff zu Goethes Zeiten vorlag und Goethe nahetrat — von Goethe erlebt ward, wie Goethe dies „Nacherlebnis" fruchtbar verwendete, wie die Weltliteratur sich in Goethes Persönlichkeit wiederspiegelte und wie sie im einzelnen mit dem Sein und Schaffen Goethes zu vergleichen ist! Solche „Einführung" in die Weltliteratur böte jene als Ideal und Ziel von der Literaturwissenschaft ersehnte Synthese dar: alle Dichtung der Welt in einer Seele, in einer universalen Seele deutschen Wesens wie in einer konzentrischen Linse aufgefangen!

Wisby

Ein Beitrag zur Geschichte der Stadt und ihres Handels

Von Dr. Richard Winter

Nachdem das weströmische Kaiserreich unter dem Ansturm der Germanenscharen vernichtet worden war, sank Rom zur Provinzialstadt herab, und Konstantinopel, das den unmittelbaren Zusammenhang mit der Kultur des Altertums bis an die Schwelle der Neuzeit bewahrt hat, trat das Erbe Roms auch als Handelsstadt an. Vom goldenen Horn führten zwei Handelsstraßen nach Europa, die eine westwärts nach Italien, Frankreich, Spanien und weiter hinaus, die andere ostwärts nach dem Schwarzen Meere. Da fahren mit ihren leichten Schiffchen die griechischen Händler den Dnjepr hinauf. Etwa in der Nähe des heutigen Smolensk ziehen sie diese aus dem Wasser und tragen sie über die nicht 100 Kilometer breite Wasserscheide zwischen Dnjepr und Düna. Etwa bei Witebsk (Βιτεσ Ζαβή) lassen sie ihre Barken wieder zu Wasser in die Düna,

und fahren diese bis an die Küste der Ostsee hinab*). Was wollen sie hier? Was lohnt die ungeheuren Anstrengungen und Gefahren der Reise? Begehrenswert sind ihnen die Erzeugnisse des Nordens. Hier wächst ja das Gold des Nordens, der Bernstein, hier tauscht der Nordländer Pelze, Fische, Wachs, Getreide, Wolle, Zinn, Leinwand und Farbstoffe, Gegenstände, die er durch Feldbau oder Jagd, Haus- oder Bergwirtschaft erwarb, gegen morgenländische Seiden- und Duftstoffe, Seifen, Arzneimittel und Edelsteine ein. Da erzählt der gerissene Grieche von den goldschimmernden Palästen von Byzanz, und bereits im sechsten Jahrhundert ziehen Scharen nordischer Germanen nach Miklagard und verdingen sich dort den Griechenkaisern als Leibwachen. Durch Regenschauer und Winterstürme hindurch wagen sich die Griechen über das Baltische Meer. Dann geht die Fahrt weiter um das südliche Schweden, man durchquert das südliche Jütland oder umsegelt Kap Skagen und reicht den Genossen, die auf der Westfahrt durch die Säulen des Herakles und dann durch den Ärmelkanal kamen, die Hände. Der Kreis der Handelsstraßen um Europa ist geschlossen.

Einen Stützpunkt dieses nordischen Handels bildet schon in früher Zeit die Insel Gotland, etwa zweidrittel Wegs zwischen der kurländischen und schwedischen Küste gelegen. Heute erreicht sie der Dampfer in etwa zehnstündiger Fahrt von Stockholm aus.

Die geschichtlichen Beweise für die Handelsbeziehungen Gotlands innerhalb des geschilderten Netzes der Handelsstraßen weisen in weite Fernen zurück. Nicht bekannt sind mir freilich die Beweise für die Behauptung, schon die Menschen der jüngeren skandinavischen Steinzeit hätten, wie auch später die der Bronzezeit, deren Ende gegen 1700 v. Chr. angenommen wird, mit den Anwohnern aller Ostseeküsten in Handelsbeziehungen gestanden. Jedenfalls sind

*) Es hat im wesentlichen zwei Verbindungswege zwischen dem Schwarzen Meere und der Ostsee gegeben. Der erste ist der oben geschilderte. Es mag allerdings auch wohl vorgekommen sein, daß man den Dnjepr verlassen hat, die Beresina hinaufgefahren ist, die etwa 80 Kilometer breite Landbrücke zwischen Beresina und Düna überquert hat und dann die Düna hinab in die Ostsee gefahren ist. Ein anderer, aber sicher weniger benutzter Weg hat damit begonnen, daß man den Don ein Stück hinaufgefahren ist. Darauf hat man sich etwa in der Nähe von Kalatsch nach der Wolga gewendet und ist auf diesem Wege in das Herz Rußlands gedrungen. Funde zahlloser griechischer und nordischer Münzen längs dieser vereinigten Land- und Wasserstraßen sind Zeugen für deren einstige Bedeutung als Verkehrswege zwischen Byzanz und Skandinavien. (Vgl. Schmidt, „Geschichte des Welthandels", S. 33.) Der Byzantinerkaiser Konstantinos Porphyrogennetos (912—959) berichtet fesselnd über die Dnjeprfahrten der Waräger. Ferner sagt die Gutasaga im 1. Kapitel: Da zogen sie das Wasser hinauf, welches heißt Dijna, und weiter hinauf durch Rußland, und soweit zogen sie, daß sie nach Griechenland kamen." Am Ende des zweiten Kapitels wird berichtet, der heilige Olof sei aus Norwegen über Gotland nach „Jerzlafs i Holmgarthr" geflohen. Wenn ich richtig vermute, daß darunter Jaroslawl an der Wolga gemeint ist, so wäre damit der Beweis so gut wie erbracht, daß den Gotländern auch der Lauf der Wolga als Straße nach dem Süden bekannt gewesen ist. (Vgl. hierzu Müller, Altgermanische Meeresherrschaft.)

aus der Römerzeit auf Gotland Münzen gefunden worden, woraus ohne weiteres der Einschluß Gotlands in das Netz der Handelsstraßen des Altertums erschlossen werden kann. Eine ziemlich genaue Kenntnis einer uralten Kultur der Mittelmeerländer verrät der Name einer kreisrunden, labyrinthischen Steinsetzung nördlich Wisbys: der Trojaborg. Wahrscheinlich ist sie ein kultischer Tanzplatz aus altheidnischer Zeit, auf dem Reigen etwa in der Weise geschritten worden sein mögen, in der die Römer ihre Trujaspiele geritten haben. Auf Beziehungen Gotlands zu Ländern an der äußeren Peripherie des Mittelmeeres weisen die Funde kufisch-arabischer Münzen, die heute noch dort in Mengen gemacht werden.

Seit Urzeiten sitzen Germanen auf dieser Insel, und zwar, wie ihr Name besagt, Goten. Noch heute sprechen sie ihre eigene Sprache, das Gutnisch, das dem Festlandsschweden kaum verständlich ist. Die Gutasaga berichtet von dem sagenhaften Ursprung der Insel Gotland. Eine Insel sei sie gewesen, die das Licht zu scheuen gehabt habe. Bei Tage bedeckte sie die Flut, nachts tauchte sie aus dem Wasser hervor. Da kam Thjelvar und fand die Insel. Der zündete ein heiliges Feuer an, und seitdem versank die Insel niemals.

Die Gutalag, ein wohl von Geistlichen im elften Jahrhundert geschriebenes Rechtsbuch, gibt fesselnde Aufschlüsse über die rechtlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse auf der Insel; denn trotz der verhältnismäßig späten Aufzeichnung der Rechtssätze spiegeln sie uralte germanische Anschauungen über Staat, Recht und Gesellschaft. Königtum, Adel, Beamte oder sonst einen bevorrechteten Stand gibt es nicht*), wohl aber Sklaven, in der niederdeutschen Übersetzung des Rechtsbuches drelle geheißen. Einzig und allein die Thingversammlungen der Kirchspiele sind eine Art behördlicher Einrichtung. Die angesehensten Hausväter, die in Urkunden seniores oder domare, Richter, genannt werden, leiten sie. Auffällig ist, daß bei Tötung eines Menschen nicht von Wiedervergeltung die Rede ist. Dafür tritt das altgermanische Wergeld ein. „Eines gotländischen Mannes Buße ist 3 Mark Goldes, wenn er getötet wird. All der anderen Männer Buße ist 10 Mark Silbers“**). So lauten die lakonischen Strafbestimmungen für Totschlag.

*) Das ist merkwürdig; denn Tacitus berichtet in der Germania, daß die Goten von Königen regiert werden, und zwar etwas straffer als die übrigen Germanenstämme.

**) 1 Mark Silbers entspricht dem heutigen Metallwerte von 10—12 Mark. Ihre Kaufkraft beträgt aber das sechs- bis achtfache. Das Wertverhältnis des Goldes zum Silber war etwa 11 : 1. In den dänischen Zusätzen zur Gutalag, die unter Johann dem Zweiten von Dänemark 1492 zu Wisby gemacht worden sind, ist das Bußgeld bei Menschentötung auf 24 Mark Silbers erhöht worden, wie es scheint für Gotländer und Nichtgotländer in gleicher Weise gültig. Von der Todesstrafe wird in diesen Nachträgen mit dem ausdrücklichen Hinweis auf bisher geübte Gepflogenheiten abgesehen. „Es war der Richter und des Volkes Begehr, daß es so sein und bleiben möchte, der alten Sitte gemäß.“ Erst die Zusätze Christians des Dritten vom Jahre 1537 verhängen über jeden Totschlag, der nicht aus Notwehr oder aus „Verhängnis“ geschieht, die Todesstrafe, die mit der Einziehung des Vermögens des Totschlägers und der seines Anteiles am Familienvermögen verbunden ist.

Die Geistlichkeit spielt in der Gutalag eine untergeordnete Rolle. Zwar kann Abgötterei von der Landesversammlung mit einer Strafe bis zu 12 Mark Silbers belegt werden, trotzdem scheint es anfänglich wenigstens keinen landsässigen Stand der Geistlichen gegeben zu haben. Es scheint vielmehr, als ob bald nach der endgiltigen Einbürgerung des Christentums auf der Insel im Anfange des elften Jahrhunderts (um 1025 durch den heiligen Olof) Wanderpriester die bedeutenderen Kulthandlungen, wie Weihungen von Kirchen, vorgenommen haben. Jeder angesehene Mann hatte außerdem das Recht, sich eine Kirche zu bauen. Daher scheint sich die für Schweden ganz ungewöhnlich hohe Anzahl von 91 Kirchen auf Gotland zu erklären. Obwohl seit 1209 Gotland zum Sprengel des Bischofs von Linköping gehörte, waren ihm von den Eingesessenen der Insel nur Visitationsreisen in dreijährigem Abstande eingeräumt worden. Zwar gab es einige wohlhabende Klöster auf der Insel, doch war man ihnen gegenüber sehr zurückhaltend. Man gewährte ihnen wohl gesetzlichen Schutz, doch war genau festgelegt, wieviel an Gütern der einzelne dem Kloster schenken oder vermachen durfte, und zwar nur mit dem Einverständnis seiner Erben.

Der Sage nach haben die Gotländer selbst den Schutz der in Upsala sitzenden Könige von Swea Rike durch die Entrichtung eines jährliches Schoßes von 60 Mark Silbers erkauft, wahrscheinlich zur Sicherung der von Gotland überallhin führenden Handelsstraßen; denn viele Könige, so heißt es in der Gutasage, stritten gegen Gotland, solange es heidnisch war. Schon im zwölften Jahrhundert fassen Deutsche „van mannigherhande tunghen" Fuß auf der Insel. Denn Kaiser Lothar der Sachse (1125 bis 1137) gibt nach der Einleitung der Wisby Stadslag diesen deutschen Einwanderern Rechte und Gesetze, die sein Enkel Heinrich der Löwe 1163 bestätigt. In Wisby, einem uralten, heidnischen Opferplatze, lassen sich die Deutschen nieder, und es scheint, als ob Wisby als Stadt von den Deutschen gegründet worden sei. Denn Papst Honorius der Dritte verspricht 1227 den „deutschen Bürgern von Visbu", sie, ihre Stadt und ihren Hafen in des Heiligen Petrus und seinen Schutz zu nehmen. Freilich fließen die Quellen schriftlicher Überlieferung äußerst spärlich. Denn was die Brände der Stadt und der Übereifer christlicher Glaubensboten an Urkunden verschont haben, hat Hans Braske, der Bischof von Linköping, im Jahre 1527 bei Gelegenheit einer Kirchenvisitation an sich genommen. Er ist nach Danzig und dann nach dem polnischen Kloster Lenda weitergereist. Dort ist er gestorben; seine Hinterlassenschaft an Büchern und Handschriften ist verschollen.

Lebhaft sind die Beziehungen Gotlands zur gegenüberliegenden südlichen Küste. Schon im elften Jahrhundert finden sich urkundlich nachweisbar Gotländer in Nowgorod, und seit alters verwaltet die Landgemeinde von Gotland den Gotenhof in Nowgorod. Zum Bau des Schlosses Üxküll in Livland werden um 1158 Maurer und Steinhauer aus Gotland geholt, und Engelbert von Buxhövden bevölkert 1202 das eben gegründete Riga mit Kaufleuten und

Handwerkern aus Gotland und vor allem wohl aus Wisby, und verleiht seinen Bürgern die Rechte Gotlands, d. h. wohl Wisbys. Bischof Nikolaus gestattet ihnen 1238, diese Rechte zu verbessern, nach denen sie „von der ersten Gründung der Stadt gelebt hätten". Die russischen Fürsten von Smolensk und Nowgorod schließen Handelsverträge mit dem „Gotischen Ufer" ab, wie Wisby in jenen Schriftstücken genannt wird. Die in Wisby ansässigen deutschen Kaufleute sind Kern und Seele der in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts mächtig aufblühenden Stadt, in der sich mit gleichen Rechten auch Goten ansiedelten.

Wisby gehörte zwar seinem staatsrechtlichen Verhältnisse nach dem schwedischen Staatsverbande an, doch zuletzt hatte nach der Einleitung zur Wisby Stadslag König Magnus der Zweite Erikson um 1288 die der Stadt Wisby erteilten Rechte erneuert und bestätigt. Es heißt nämlich da*): „Und hiernach erneuerte und bestätigte uns König Magnus von Schweden, von Norwegen und von Schonen unser Recht und Freiheit und gab uns, daß wir zwei Bücher haben sollten, eins in Gotisch und eins in Deutsch, beide von einem Sinn und Rechte über alle Zeit ... und gab uns, daß wir haben sollten ein Insiegel von beiden Zungen." Sechsunddreißig Ratsherren von beiden Zungen sollten an der Spitze der Stadt stehen, zwei Vögte, ein Gote und ein Deutscher, sollten das Recht bewahren auf dem Markte. Wisbys Glanz ist indes ohne den Anschluß an die deutsche Hansa nicht denkbar. Es hat sogar bis zum Emporkommen Lübecks die Führung der deutschen Städte im Ostseehandel gehabt. Ungeahnte Reichtümer sind hier aufgehäuft worden. Denn noch heute weiß das Volkslied zu singen:

Nach Zentnern wogen die Goten das Gold,
Zum Spiel dienten edelste Steine,
Die Frauen spannen mit Spindeln von Gold,
Aus silbernen Trögen fraßen die Schweine.

Und in der Tat verbieten gotländische Zusätze zur Gutalag alle Vergoldung, Gold- und Seidenband, Scharlach und Silberzieraten an Weiberkleidern bei einer Strafe von 12 Mark Silbers.

Wie hoch übrigens Treu und Glauben im Verkehr der Volksgenossen untereinander und mit dem Kaufmann bewertet wurden, beleuchtet folgende Gesetzesbestimmung: „Borgen unter Dorfnachbarn ist verboten. Kaufe niemand mehr, als er gleich danach bezahlen kann. Wer etwas hiervon bricht, büße 12 Mark Silbers dem Lande."

Nach verhältnismäßig kurzer Blüte als Hansestadt tritt indes ein Stillstand der Entwicklung und bald auch ein Rückgang der Stadt ein. Im Jahre 1293 beschließen nämlich auf einer Tagfahrt die sächsischen und wendischen Städte, daß von nun an Nowgorod, in gewissem Sinne die Tochterstadt

*) Aus dem Niederdeutschen ins Neuhochdeutsche übertragen.

Wisbys, Berufungen in gerichtlichen Entscheidungen an den Rat zu Lübeck richten solle, und 1299 machen in Lübeck Sendboten der Seestädte im Einverständnis mit Abgeordneten westfälischer Städte aus, daß „der gemeine Kaufmann von Gotland kein Siegel mehr führen dürfe; denn es könne damit gesiegelt werden, was den anderen Städten nicht gefalle." Brutaler Krämerneid also brach die Blüte Wisbys. Wohl besuchte noch „der gemeine Kaufmann" Gotland, doch die Glanzzeit Wisbys war unwiederbringlich dahin. Es wird eine schwedische Provinzstadt, fest an das wechselnde Schicksal der schwedischen Krone gefesselt. Im vierzehnten Jahrhundert ist es abwechselnd in schwedischem und dänischem Besitze.

Dem Untergange nahegebracht wird die reiche Gotenstadt durch den tatkräftigen Dänenkönig Waldemar den Vierten Atterdag. Erst nach schweren Kämpfen mit dem Adel des Landes durch die Hilfe der Hanse zu Krone und Reich gekommen, faßt er den verwegenen und kühnen Plan, die wirtschaftliche Vormacht der Hanse zu brechen, die Ostsee zu einem dänischen Meere zu machen. Er führt eine Flotte gegen Gotland und macht am 27. Juli 1361 einen Angriff auf Wisby. Anstatt daß man aber die Feinde an den festen Mauern der Stadt die Köpfe sich blutig rennen läßt, tritt ihm ein Heer von gotischen Bauern und von Bürgern Wisbys in offener Feldschlacht entgegen und erliegt den krieggeübten Dänen. Ein mehr als mannshohes Radkreuz aus Kalkstein bezeichnet heute noch die Stelle, wo auf breiter Heide vor Wisbys Toren eintausendachthundert Goten und wohl auch Deutsche unter den Händen der Dänen ihren Tod gefunden haben. Unermeßliche Schätze soll der Dänenkönig davongeführt haben. Von jetzt ab wird aus der bisher noch immer regen Hansestadt Wisby die stille Stadt am Meer.

In der Zeit der schweren Wirrnisse, die nach der Wahl Margaretas, Waldemars des Vierten Atterdag Tochter, zur Regentin von Schweden die nordischen Reiche erschütterten, nisten sich seit 1392 in Wisby und den Felsklüften seiner Umgebung die Vitalienbrüder ein, die mit Kaperbriefen ausgestatteten Parteigänger der an Schweden stark interessierten Herzöge von Mecklenburg. Wisby sinkt zum Seeräuberneste herab. Im Jahre 1398 entreißt aber Konrad von Jungingen, der Ordensmeister des Deutschritterordens, den Vitalienbrüdern die Insel. Bis 1410 bleibt sie im Pfandbesitze des Ordens. Dann kauft sie ihm Margareta für sechstausend Rosenobel ab und verleibt sie Dänemark ein. Dieser zeitweiligen deutschen Herrschaft über Gotland verdankt übrigens die niederdeutsche Übersetzung der Gutalag ihr Dasein. Johann Techewicz, der vom Orden eingesetzte Hauptmann von Gotland, hat nämlich die gotische Fassung des Rechtsbuches durch den „Erbaren heren Svure, eynen vörstenden des spytalis zu sente Jörghen" im Jahre 1401 ins Deutsche übertragen lassen. Als die erbitterten Kämpfe des Unionskönigs Erichs des Dreizehnten, des Pommern, mit den Grafen von Holstein und einem Teile der Ostseestädte um den Besitz von Schleswig mit der Entsetzung dieses Königs

beendigt worden waren, schlug er sich 1438 nach Gotland, wo er sich 1411 am Südende Wisbys die starke Feste Wisborg Slott erbaut hatte. Nach ihm hatte bis zum Jahre 1478 als dänischer Lehnsherr Ivar Axelsson Thott seinen Sitz auf Wisborg Slott und trieb von hier aus auf eigene Rechnung Seeraub. Unter der zunehmenden Unsicherheit der Wasserstraßen litt Wisbys Handel furchtbar. Im Jahre 1470 wurde es zum letzten Male zu einer Tagfahrt der Hansestädte berufen.

Zu des sechzehnten Jahrhunderts Beginn hallt die Ostsee wider von Waffenlärm und Kampfgetöse. Lübeck macht einen letzten Versuch, sich als nordische Großmacht zu behaupten. Der letzte Unionskönig Christian der Zweite (1513 bis 1523) strebte mit Ehrgeiz und Tatkraft nach einer festen Angliederung Schwedens an Dänemark, nach der Festigung der unmittelbaren Königsmacht mit Vernichtung des Einflusses von Adel und Geistlichkeit und nach der Aufhebung der hansischen Handelsvorrechte in den nordischen Reichen. Damit war ein Kampf aller gegen alle auf und an der Ostsee gegeben. Mit Lübecks Hilfe, die er allerdings durch große Pfandschaften und Handelsvorteile erkaufen mußte, beseitigte Gustav Wasa mit der Eroberung Stockholms 1521 die Dänenherrschaft in Schweden und wurde auf dem Reichstage zu Strengnas am 6. Juni 1523 zum Könige von Schweden gewählt. Christian der Zweite war 1523 abgesetzt worden und wurde in Sonderburg gefangen gehalten. Sein Oheim wurde an seiner Statt als Friedrich der Erste von Lübecks Gnaden König von Dänemark. Nach dessen Tode versuchte sein Sohn, Christian der Dritte, die Vormacht der Hanse zu brechen, indem er sich auf den Lübeck feindlich gesinnten holsteinischen Adel stützte, sich mit seinem Oheim, dem deutschen Kaiser Karl dem Fünften, verband und den Niederländern die Ostsee öffnen wollte. Da wurde Jürgen Wullenwever, der Führer der lutherischen Demokratie gegen die katholische Aristokratie Lübecks, Bürgermeister der Stadt. Er faßte den großartigen und weitsichtigen Plan, die Vormachtstellung der Hanse in den nordischen Reichen durch Eroberung der Küstenstriche zu befestigen. Dem Grafen Christoph von Oldenburg versprach er die Regentschaft in Dänemark nach Christians des Dritten erstrebter Absetzung bis zur Wiederbesetzung des dänischen Thrones durch Christian den Zweiten. Da ferner Gustav Wasas Beziehungen zu Lübeck immer gespannter wurden, suchte und fand es einen Gegenspieler gegen ihn in Gustavs eigenem Schwager, dem Grafen Johann von Hoya. Man versprach ihm den schwedischen Thron. Das ist die Grafenfehde, die schließlich mit Wullenwevers Sturz und Lübecks Niederlage einerseits, der inneren Festigung der nordischen Reiche anderseits endigte. Zunächst schien es freilich, als ob Lübeck siegreich sein sollte. Zwar hatten die niederländischen Stände im September 1533 eine Flotte mit der Aufgabe in die Ostsee geschickt, Lübecks Handel lahmzulegen. Sie plünderte die hansischen Niederlassungen in Schonen und brachte einige wenige heimkehrende lübische Bergenfahrer auf. Diese Maßnahmen empfand Lübeck als Nadelstiche. Denn ihnen zum Trotz

nahm Lübecks Flotte am 15. Juli 1534 Kopenhagen und besetzte die dänischen Inseln. Damals schrieb lübischer Bürgertrutz an die Kopenhagener Rathaustür die stolzen Worte, die ein Zufall dem lübischen Chronisten Hans Reckeman zugetragen hat.

Lubeck, kleyn unde reyn, vorsage nicht,
Is Hollant grot, de boven sind blot, se doet dy nycht.
Wente twe konnyge hefft du gemaket
Unde den derden uth demme Lande dreven.
Noch synt gy weldige heren tho Lubeck gebleven.
Lübeck, klein und doch herrlich, verzage nicht.
Ist Holland groß, die Buben sind bloß, sie tun dirs nicht.
Denn zwei Könige (Gustav Wasa und Friedrich den Ersten) hast du gemachet
Und den dritten (Christian den Zweiten) aus dem Lande getrieben.
Noch seid ihr gewaltige Herren zu Lübeck geblieben.

Der gefährlichste der Feinde Lübecks war „der alte Seelöwe" Sören Norby, der als von Christian dem Zweiten bestellter Hauptmann auf Wisborg Slott saß und „dessen Gesundheit es erforderte, in den Kramkisten der Lübecker zu wühlen und an ihren Kräutersäcken zu riechen." Die Schädigung der lübischen Seefahrt muß ungeheuer gewesen sein. Denn Kort Wibbekink, ein lübischer Ratsherr, war 1525 nach Gotland geschickt worden, mit dem Auftrage, Norby unschädlich zu machen. Wisby wurde, nach des Chronisten Bericht, mit Gewalt erobert und der nördliche Teil der Stadt zerstört. Damals fiel als erste der schönen Kirchen Wisbys der Dominikaner Kloster und Kirche zu St. Nikolai der Zerstörung anheim. Severin Norby wurde „wyckhafftych", und den Lübeckern wurde vom Könige Friedrich dem Ersten der Besitz Gotlands mit Wisby und Wisborg Slott auf vier Jahre übertragen. Es kam aber schließlich an Dänemark, und Lübeck wurde mit dem Besitz Bornholms auf fünfzig Jahre entschädigt. Schweden gab aber seine Rechte an der Insel nicht auf und versuchte immer wieder, sich ihrer zu bemächtigen. Im Stettiner Frieden, der 1570 den nordischen siebenjährigen Krieg zwischen Schweden und Dänemark beendete, wurde Gotland letzterem zugesprochen. Aber nicht gar zu lange sollte es sich seines Besitzes freuen. Denn der für Dänemark ungünstige Friede von Brömsebro vom Jahre 1645, der dieses Land an die zweite Stelle der nordischen Reiche hinabdrückte, gab Gotland für immer der schwedischen Krone wieder. Nur zweimal noch sah der Goten Insel vorübergehend Fremde als Herren. Schweden war als Verbündeter Ludwigs des Vierzehnten im zweiten Raubkriege vom Großen Kurfürsten 1675 bei Fehrbellin geschlagen worden. Zwar ging Schweden aus dem unglücklichen Kriege mit Brandenburg und Dänemark ohne wesentliche Einbuße an Land hervor, mußte aber zusehen, wie nach der Niederlage des schwedischen Admirals Heinrich Horn im Jahre 1676 der dänische Admiral Niels Juel Wisby beschoß, es eroberte und es bis 1679 besetzt hielt. Wahrscheinlich bei ihrem Abzuge sprengten die Dänen das feste Schloß Wisborg in die Luft. Um diese Zeit mögen auch die Kirchen Wisbys zu verfallen

begonnen haben. Denn das Stadtbild, das Johann Ludwig Gottfried in seinem 1632 erschienenen Inventarium Sueciae auf Seite 59 bringt, zeigt noch elf unversehrte Kirchen.

Eine Stadt mit deutscher Umgangssprache ist Wisby jedoch bis weit in das achtzehnte Jahrhundert gewesen. Das geht aus zahlreichen Grabinschriften hervor, die ich auf dem ehemaligen Kirchhofe von St. Marien gesehen und gelesen habe. Weit ausgesponnen sind noch die Schiffahrts- und Handelsbeziehungen der Stadt auch in späterer Zeit gewesen, als ihr Stern längst untergegangen war. Das bezeugt folgende Grabschrift: „Anno 1630, den 16. Juli, starb de erbare Man Kaptein Hans Fleming mit siner Fruwen Arne, Jurgen f[?] Agers dochter, beide in Schotland geboren. Der Seelen Got gnedig si." Wie lebhaft übrigens in den Hansestädten die alte kaufmännische Überlieferung gewesen sein mag, sieht man auch daraus, daß die Gilde der Nowgorodfahrer zu Lübeck im Jahre 1768, also beinahe dreihundert Jahre nach der Schließung des dortigen „Kontors", in der Marienkirche zu Lübeck einen Leuchter aufgehängt hat. Ein Beweis für das hansische Zusammengehörigkeitsgefühl späterer Zeit ist schließlich auch das Haus, das sich im Jahre 1661 der lübische Ratsherr Hans Burmeister in Wisby auf der heutigen Strandgata hat bauen lassen.

Bilder von unsagbarer Schönheit und märchenhaftem Zauber stellt mir die Erinnerung an Wisby, die hochgebaute Stadt, immer wieder vor die Seele. In mondheller, sternenklarer Nacht bringt mich die „Thjelvar" nach Gotland. Das Wühlen der Schiffsschraube in den Wogen, die in regelmäßigen Zeitabständen eintönig an das Schiff prallen, das Surren des Logs an der Logleine, das Stampfen der Maschinen sind die einzigen Geräusche, die an mich herandringen. Sonst ist tiefer Friede über den Wassern. Da blitzen die Blinkfeuer von der Küste Gotlands auf. Gespenstisch weiß ragen die steilen Kalkwände im Mondlichte aus der blauen Tiefe heraus. Wälder und Wiesen sind darüber zu erkennen. Der Tag bricht an. Vom Frührot umglüht und bald vom grellen Sonnenlichte übergossen steigen schroff und steil die Karlsinseln vor uns auf. Wir halten unentwegt den Kurs nach Norden, und immer begleitet uns die gotländische Steilküste. Keine menschliche Niederlassung ist sichtbar, nur ab und zu hat ein liebliches Wiesental Bresche in die eintönige Linie und Fläche der Küste gelegt. Da tauchen in der Ferne die Türme von Wisby aus dem Morgennebel, rätselhaft und gespenstisch zugleich. Endlich laufen wir in Wisbys kleinen Hafen ein. Ein Bild mit einer verwirrenden Fülle von Eindrücken breitet sich vor uns aus. In einer Mulde liegt die Stadt und zieht sich breit den Berg hinauf. Es ist, als ob ein Holzstich Albrecht Dürers räumliche Gestalt angenommen hätte. Wo soll der Blick haften bleiben? An den holländischen Windmühlen, die südlich der Stadt hoch auf der Uferhöhe stehen? Oder an den hohen Türmen von Sancta Maria Teutonicorum? Oder am Galgen, dessen drei Steinsäulen nördlich der Stadt auf hohem Kalk-

felsen drohend in den Himmel bringen? Endlich kann das Auge sondern und sichten. Hier ragt der Staffelgiebel der Alten Apotheke frei und kühn über das armselige Häusergewimmel um ihn heraus. Dort sucht der Palast eines hansischen Handelsherren es ihm gleich zu tun. Mörtel und Putz sind freilich zum großen Teil vom Wetter abgenagt, und das nackte Gestein klagt die Verständnis- und Pietätlosigkeit der jetzigen Herren an. Trutzig und sicher, fest und breit strebt die letzte Giebelwand von Wisborg Slott empor. Zeugen längst entschwundener Pracht und regen kirchlichen Lebens sind die Ruinen der Kirchen. Deren achtzehn hat es einst gegeben, elf sind in Trümmern erhalten. Eine herbe, kraftvolle Schönheit bringen sie zum Ausdruck, und die wehmutvolle Stimmung, die über den Resten entschwundener Herrlichkeit liegt, teilt sich dem Beschauer mit. Freilich, wo einst fromme Meßgesänge erschallten, da gurren die Tauben, oder es klingt traumverloren der Ruf eines Finken oder einer Goldammer durch das Kirchenschiff. Wilder Wein und Efeu wuchern an Pfeilern und Giebeln empor oder hängen voll und schwer in die Fenster herein. Ebereschensträuche mit glühroten Beerenbüscheln fristen an Wänden oder auf Gewölberippen ein kärglich Leben.

Grabsteine aus Kalkstein oder Basalt liegen hin und wieder verstreut umher, wer kann heute noch ihre Zeichen deuten? In dem geheimnisvollen Halbdunkel der Kirchen halten die vergangenen Jahrhunderte verschwiegene Zwiesprache. „Tand, Tand ist das Gebilde von Menschenhand", so raunt es drinnen. Ganz deutsch muten einen die Kirchen in ihrem zielsicheren und stolzen Aufbau an neben dem charakterlosen Ausdruck der Häuser der jetzigen Bewohner Wisbys. Es scheint, als ob es vor sechshundert Jahren in die See versunken und jetzt — ein vergessenes Stück Mittelalter — wieder aufgetaucht sei. Noch heute geht der Besucher Wisbys durch die Bremer, Rostocker, Hamburger, Danziger, Lübecker, Nowgoroder Gränd oder trinkt einen Schoppen schwer eingebrauten Pilsner oder Münchener „Öls" in einer „Bierhalle". Noch heute umläuft fast in ihrem alten Zustande die mit Türmen bewehrte Mauer bergauf, bergab die Stadt und umschließt einen Bezirk, der für die neuntausend Einwohner Wisbys viel zu groß ist. Noch heute sind vor der Nordmauer dreifache Wall- und Grabenanlagen zu sehen, von zinnengekrönten Türmen bewacht wie vor Zeiten.

Das ist Wisby, „die Stadt der Ruinen und Rosen", die einstige Bannerträgerin des deutschen Gedankens in der Ostsee.

Wisby ist nach Ed. Heycks Urteil die einzige Stadt, die das den deutschen Städten des Mittelalters eigentümliche Stadtbild bis auf den heutigen Tag unberührt und unverfälscht erhalten hat.

Goethetage in Weimar

Von Adolf Teutenberg

Alljährlich, wenn der Flieder Wohlgerüche durch das Land strömt und die großen Blütendolden der Kastanie wie Opferkerzen an Altären brennen, hat Weimar seine großen Tage. Goethetage! Aus allen Enden des Reiches kommen sie angefahren, die Herren von der Goethe-Gesellschaft, beleben mit ihren entzückt umherblickenden Damen die sonst so stillen Straßen, füllen Theater und Versammlungssaal, machen die meist menschenleeren Erinnerungsstätten der Alt-Weimarer Vergangenheit zu gefährlich werdenden Zentren des Verkehrs und streben zuletzt, nachdem das Tagungsprogramm absolviert und die Feierlichkeiten verklungen sind, hinaus auf Höhen Ettersburgs, in Tiefurts Tal, oder auch in den naturschönen Park von Belvedere, oder auch in die entlegenere Landschaft Thüringens, um hier, im grünen blühenden Wald Pfingsten, das liebliche Fest, auf eine goethisch-frohe Weise noch einmal zu feiern.

Diesmal schien der Gott der Wolken und der Winde die Freude an Wald und Flur nicht also liebreich begünstigen zu wollen wie sonst wohl. Als man händeschüttelnd Wiedersehen feierte, machte der Weimarer Himmel dazu sein griesgrämigstes Gesicht, und von Stunde zu Stunde troff es in langweiligen Bindfäden draußen so auf goetheähnliche wie auf goetheunähnliche Menschenkinder nieder.

Aber drinnen glänzten heitere Bilder auf: drinnen im Hoftheater, das die Mitglieder der Goethe-Gesellschaft am Vorabend der großen Versammlung mit irgendeinem Webestück aus der übervollen Schatzkammer des Meisters aller Meister zu ergötzen pflegt. Es war nicht eines von den großen Gewirken, auf dem Gestalten schreiten, Schicksale sichtbar werden, Helden ringen und fallen, was das Hoftheater diesmal herausgestellt hatte. Vielmehr ein Tableau, das bloß Rahmen war — Rahmen für kostbares Kleingeschmeide Goethescher Dichtkunst, das man in goldene Töne gefaßt buntfarbig aufleuchten ließ. Man hatte, von dem Einerlei erschlaffender Gewohnheit ablassend, die Schauspielkunst beurlaubt und an die Stelle des üblichen Dramas ein Konzert gesetzt, die Tagung festlich einzuläuten — ein „Konzert im Stile von Goethes Hausmusik". Dem Theatergast, der sich dabei leise schaudernd auf den Anblick schwarzbefrackter Herren, dekolletierter Sängerinnen und ausdrucksloser Choristenmienen gefaßt gemacht hatte, erlebte eine freudige Überraschung, als der Vorhang langsam auseinanderrauschte. Man sah in ein blumig hell austapeziertes Zimmer im Zierstil der Zopfzeit, bevölkert von einer bunten Schar von Damen und Herren, wirkungsvoll aufgereiht und graziös sich gebend in der heiterstimmenden Tracht des Biedermeier. Sie stehen, Chor und

Solisten, in Gesangspositur und lassen eine große Chorballade hören, die Goethes Freund Zelter nach Goethes „Johanna Sebus“ komponiert hat. Ist es die ebenso klangmalerische wie herzgewinnende Musik oder ist es das Kostüm der Zeit, in die das Bühnenbild zurückversetzt? — urplötzlich ist eine Stimmung in dem freundlichen Schmuckkästchen des Hoftheaters, wie sie selten ist. Die Klänge verstummen und die Masse zerteilt und verliert sich in hintere und seitliche Räume, in denen sie sich zwanglos fortbewegt, wie Leute tun, die geladen sind. Sie stehen beieinander, setzen sich, plaudern leichthin. Und wie nun einer vortritt, an den biedermeierisch stilisierten Flügel von braunglänzendem Mahagoni, und mit voller Tenorstimme drei schöne Liedchen singt in einer alten, längst nicht mehr üblichen Weise, da horchen sie auf. Denn sie sind Gäste, Gäste Goethes, und wir schauen mitten hinein in die gute, uns entschwundene Zeit Alt-Weimars, schauen in eine Abendgesellschaft des Goetheschen musikalischen Kränzchens. Er selbst ist unsichtbar, der Meister, denn keiner untersteht sich, ihm nachzuäffen. Und doch ist er da. Sein Geist ist da. Sein Wesen ist da. Sein Wort erklingt, und seine Gebärde spricht aus all der ungezwungenen Heiterkeit und sanften Lust, die da in leise bewegten Wellenschlägen vor uns auf- und niederwallt ...

Eindrücke ungleich anderer Art ergab die Einleitung der tags darauf in der Morgenfrühe stattfindenden Festsitzung. Man sah diesem Akt mit einiger Neugier entgegen. Zum erstenmal sollte der an die Stelle Erich Schmidts gewählte neue Vorsitzende seines Amtes walten. Zum erstenmal ein hoher preußischer Beamter, gewesener Finanzminister und Oberpräsident der industriellsten deutschen Provinz, eine Gesellschaft von Goethegelehrten und Goetheenthusiasten anführen. Zum erstenmal ein Mann, von dem böse Zungen behaupteten, er habe zu Goethe, habe zu der Welt der ästhetischen Kultur keinerlei Verhältnis, das Erbe Goethes sozusagen verwaltend in die Hand nehmen. Würde ein Triumph oder ein Fiasko daraus werden? ... von Rheinbaben, der neugewählte, ergreift das Wort zur Begrüßung. Ein energisch geschnittenes Gesicht, dem die Kinnwülste des Alters nur wenig von seinem forschen Ausdruck nehmen, blickt mit beweglichen Äuglein in die Versammlung. Ungerufen stellt der Gedanke sich ein: ein Ulanenoberst, dem Gehrock und Zylinderhut die Physiognomie und den guten Lebenshumor verderben; man möchte diese kühne Adlernase unter einem Tschako und vor einer Reiterschwadron kennen lernen ... Aber laßt ihn uns hören! — Er beginnt mit einem Dank und einer Huldigung an das Großherzogliche Paar, das der Goethe-Gesellschaft wie am Vorabend im Theater die Ehre seines Besuches angetan hat. Keine sonderlich über die offizielle Tonart hinausgehenden Worte. Aber Worte von Ehrfurcht getragen, die im Herzen sitzt. Folgt ein Gruß an die Manen Erich Schmidts, des erlauchten Vorgängers. Allgemeines Aufhorchen. „Selten in meinem Leben habe ich das Wort mit einem solchen Bangen ergriffen wie heute, da ich an der Stelle eines Mannes stehe, der wie keiner berufen war, zur Nachfolge Goethes aufzurufen“ ... „Nachfolger eines Erich Schmidt zu sein, ist keine kleine Aufgabe“ ... „Als ich in meinen Jugendjahren den ‚Faust‘ meinem Herzen einzuprägen suchte, habe ich mir immer geträumt, einmal ein Diener am Wort Goethes zu werden. Allein diesen Traum hat ein arbeitsreicher Dienst für den preußischen Staat nicht verwirklichen wollen. Das ‚travailler pour le roi de Prusse‘ erfordert eben den ganzen Menschen ... Und so bin ich mir meiner

Unzulänglichkeit, das Amt Erich Schmidts weiterzuführen, sehr bewußt" ... Und er bittet um Nachsicht und um Unterstützung ... Was an diesen Worten — anscheinend überall — so sympathisch berührt, ist jener Unterton der Wahrheit, der die Beugung vor der überlegenen Persönlichkeit und Größe Erich Schmidts über den oratorischen Trick gespielter Bescheidenheit hinaushebt. Und dieser Eindruck der Wahrhaftigkeit kehrt später noch einmal wieder: beim Festmahl auf der Wartburg, wo von Rheinbaben ein auf ihn ausgebrachtes Hoch an die Vorstandsmitglieder zurückgibt, die die eigentlichen Arbeiter im Weinberge Goethes seien ... Aber weiter! Ein dritter Gedanke wird angesponnen, und hier kommt die verhängnisvolle Stelle, über die nicht jeder Goethefreund weg kann. „Wer prüfenden Auges die Entwicklung unseres Vaterlandes beobachtet, wer den Geist der Goethezeit mit unserem Zeitgeist vergleicht, dem müssen tiefgehende Unterschiede auffallen. Erwerb, Genuß und äußerer Gewinn sind die Triebfedern des heute lebenden Geschlechts" ... (Man findet, daß es anders eigentlich nie gewesen ist, daß es im übrigen ganz natürlich und der menschlichen Natur gemäß ist: man befrage die Wirtschaftsgeschichte und lese bei Schmoller nach. Und man findet weiter, mehr nebenbei, daß die Jagd nach Amt und Ehren keinem anderen Trieb der menschlichen Brust entspringt als die Jagd nach Gut und Geld ...) „Ein guter ausländischer Beobachter hat mir einmal gesagt: nichts sei merkwürdiger, als die Umwandlung des Deutschland von Hegel in das Deutschland Bismarcks. Aber diese Entwicklung zur realistischen Lebenserfassung hin ist weitergegangen. Wir sind heute da angelangt, wo die realistische Auffassung des Lebens sich mit irgendeiner Art von Idealismus nicht mehr vertragen will" ... (Fragezeichen. Idealismus ist ein vieldeutiger Begriff, man kann alles damit vergolden, und man kann alles damit anschwärzen. Vorwand. Bei Politikern sehr beliebt, Rechtsern und Linksern. A und O aller Kriegervereine und Sozirummel. Wir sind doch nicht ...? Aber nein, in einem Goethe-Lexikon ist das dumme Wort ja nicht zu finden!) ... „Hier muß die Wirkung Goethes und das Wirken der Goethe-Gesellschaft einsetzen" ... (Um Gotteswillen!) „Wir müssen wieder aus dem alten Brunnen des Idealismus schöpfen. Wir müssen den Schatz Goethes an das Herz des Volkes tragen" ... (Doch nicht um es regierungsfromm zu machen?) „Aber wir dürfen uns dabei nicht nur an einzelne Kreise wenden, wir müssen auf den großen Kreis der Gebildeten und nach Bildung Strebenden abstellen, an die ganze Breite der Nation müssen wir uns wenden" ... (Lebhaftes Bravo im Herzen aller, die die Kultur Goethes als wirksamstes Gegenmittel gegen den deutschen Parteiklüngel jedweder Observanz erfunden haben. Die Kultur Goethes. Nicht: den „Idealismus" Goethes.) „Aber ich gehe noch einen Schritt weiter. Wir wollen auch die Jugend wieder in den geheiligten Bann Goethes ziehen" ... (Oh! ... Der Kulturfreund seufzt aufs neue auf ... Haben wir doch den allzusehr vom Schicksal umschmeichelten Herrn Geheimbderat von Goethe in unserer Jugend so gar nicht gemocht. War doch unser Held und Abgott jener darbende, ringende Rufer zum Streit, dem der Idealismus, das heißt das Emporstreben zu den Werten der moralischen Einbildungen, wirklich eine lebendige Flamme im Busen war. Und müssen wir doch heute unserem Deutschlehrer, der es eine Affenschande nannte, mit Sekundanern und Primanern den Egmont und die Iphigenie und Hermann und Dorothea traktieren zu müssen, überzeugt und

lebhaft beistimmen . . .) Freiherr von Rheinbaben deutet den Weg in seiner Rede an, auf dem die Jugend an Goethe herangeführt werden könne. Er erzählt von einem rheinischen Freunde, der ihm, als er einmal die Anregung zur Verteilung von Goethebüchern an die bessere Schuljugend gemacht habe, sans phrase 10 000 Mark für diesen Zweck zur Verfügung stellte. Dieses Beispiel rufe zur Nacheiferung auf, und diese Nacheiferung werde gewiß auch aus den Kreisen der Goethe-Gesellschaft kommen! . . . Hier ist die Wendung in der Rede, die das Echteste und Beste des Redners sichtbar werden läßt. Das Finanzgenie spricht. Und sogleich wird offenbar, daß dem Säckel der Goethe-Gesellschaft fortab gesegnete Umstände erblühen werden. Man hat bereits, hinter den Kulissen her, vernommen, daß der Ausgabenetat, der sich auf rund 40 000 Mark beziffert, in den Vorstandssitzungen einige kräftige Abstriche erfahren hat. Und später, gelegentlich eines Antrages auf Unterstützung des Schillerbundes für die Jugendfestspiele in Weimar, der übrigens angenommen wird, sieht man den Vorsitzenden mit großem Ernst den Finger auf ein Mißverhältnis in der Finanzgebahrung der Gesellschaft legen: das Mißverhältnis, das zwischen dem zu hochgeschraubten Ausgabenetat (40 000 Mark) und dem Reservefond (rund 79 000 Mark) klaffe. „Ich habe immer noch die Erfahrung gemacht," hört man da aus Finanzministers Munde, „daß Vereinigungen und Bewegungen, die nicht auf einem festen finanziellen Untergrunde standen, im Sande verlaufen sind; nichts, was Menschen fester zusammenkittet, als ein ansehnlicher gemeinsamer Besitz" . . . Hier nun in der Eingangsrede, läutet ebenso lieblich der Klingelbeutel, wie dort, in den Vorstandssitzungen, die Sparbüchse rasselnd geschlossen ward. Wohl der Goethe-Gesellschaft, die dieses Schatzmeisters sich rühmen kann! Wir brauchen Geld, ruft Herr von Rheinbaben, um den kommenden Aufgaben der Goethe-Gesellschaft gerecht werden zu können. Und in diesem Sinne bittet er um kräftiges Werben neuer Mitglieder, deren Zahl im letzten Jahr um einige fünfzig zurückgegangen ist. Worauf er, einen Gemütston riskierend — es ist bei ihm ein Riskieren, denn er liegt ihm nicht —, mit einem Appell an die Gesellschaft, in echt Goethescher Freundschaft zusammenzustehen, die eine Freundschaft des Herzens verbunden mit Liebe sei, seine beifällig aufgenommene Rede beschließt.

Man fühlt aus alledem ein von schönem Ernst durchdrungenes Bestreben, der Sache der Goethe-Gesellschaft mit allen Kräften zu dienen. Aber man fühlt auch, daß die Sache der Goethe-Gesellschaft von Herrn von Rheinbaben in einem ganz anderen, als dem bisher üblichen, in einem fremden, durchaus ungoethischen Sinne aufgefaßt wird. Uns ist sie die Sache Goethes, das heißt eine Sache der Kultur der Persönlichkeit. Herrn von Rheinbaben ist sie eine Angelegenheit, die „zum Heile des Vaterlandes" auszugestalten sei. (So sagt er einmal, wörtlich.) Immer wieder klingt diese Saite seiner Goetheauffassung an. So auch auf der Wartburg, wo er zwar, ein hübsches Wort Karl August aufgreifend, der „Verschmetterlingung" unserer überbürdeten Seelen das Wort redet, dann aber doch wieder ein politisch Lied anstimmt, das zwar keineswegs garstig — es ist von unseres lieben Vaterlandes Einigkeit und Eintracht die Rede —, aber eben doch goethefern und von Goethe entfernend ist . . . Soll dies heißen, daß wir unser herrliches Vaterland weniger im Herzen tragen als der Vorsitzende der Goethe-Gesellschaft? Mitnichten! Auch uns sprach es auf jener Wartburg in tausend Zeichen und Wunder-

barkeiten. Nur soll man wesensfremde Dinge nicht vermengen. Nur soll man die beiden Seelen, die in uns wohnen — die Seele für das irdische Reich unserer äußeren Wohlfahrt und Größe und die Seele für das unirdische Reich unserer gesteigerten Menschlichkeit — nicht durcheinanderschütteln wollen. Herr von Rheinbaben ist, wer wüßte es nicht, eine starke Persönlichkeit der politischen Arena, dem gewisse politische Ideale — für uns gleichgültig, welche — im Herzen brennen, gewiß auch in echten, naturgenährten Flammen und nicht als bengalisches Feuerwerk. Aber wenn nun diese Ideale, in dieser oder jener Draperie oder Verkleidung, in eine Kulturgesellschaft hineingetragen werden, die nichts will als jenem dritten Reich der schönen Menschlichkeit einen breiteren Raum gewinnen auf dieser noch vielfach unmenschlich-häßlichen Erde, so kann nichts anderes als ein Niedergang daraus werden. Schon auf dieser Tagung der Goethe-Gesellschaft hat sich gezeigt, daß jede auch nur in der Ferne sichtbar werdende Gebärde, die an hohe oder niedere Politik zu erinnern scheint, Unruhe und Uneinigkeit erzeugt und die stillen Kreise der Arbeit im Geiste Goethes stört. Von Berlin aus, wo die vorjährige Wahl des Herrn von Rheinbaben ihres politischen Beigeschmackes wegen offensichtliche Unzufriedenheit geweckt hat, lag ein Antrag (Dr. Kastan) vor, der auf Abänderung der Satzungen in dem Sinne drang, daß der Vorsitzende fortab aus dem Plenum und nicht, wie bisher, vom Vorstand gewählt werde, und zwar durch geheime Stimmzettelabgabe. Herr von Rheinbaben ließ diesen gegen ihn persönlich gerichteten Vorstoß an sich abgleiten, indem er ihn, weil ihm die nach § 7 der Satzungen erforderliche „gehörige" Begründung fehle, nicht zur Diskussion stellte. Er hat damit eine in jedem Fall unangenehme Debatte auf ein Jahr verschoben, ohne seine Chancen zu verbessern. Man mag nun über die Reformbedürftigkeit der Satzungen der Goethe-Gesellschaft denken wie man will: sicher ist, daß das Bedürfnis danach nur durch die Wahl des Freiherrn von Rheinbaben hervorgerufen worden ist, und sicher ist weiter, daß diese Wahl nur deshalb Mißfallen erregt hat, weil Herr von Rheinbaben eine ausgesprochen politische Persönlichkeit ist, und sicher ist endlich, daß Herr von Rheinbaben, wäre sein Jugendtraum von der Nachfolge Goethes wirklich in Erfüllung gegangen, diese ausgesprochen politische Persönlichkeit nicht sein könnte . . .

Jede Persönlichkeit, und gerade die starke und ausgeprägte zu allermeist, ist von einer Aura umgeben, die Beruf und Beschäftigung, Blickrichtung und Zielstrebigkeit ihr beigeben. Wenn Erich Schmidt, der Unvergeßliche, zur Goethe-Gesellschaft sprach, so fühlte man einen geistigen Sprungquell spielen, der seinen Überfluß durch tausend versteckte Wasserarme in anmutigst tänzelnden Strahlenwindungen aufhüpfen ließ — er war die vollkommenste Vereinigung von sachlichem Ernst und persönlicher Worthandhabung, von weltmännischer Beweglichkeit und in sich blickendem Gelehrtentum, und so schlug er jeden in den Bann seiner allesdurchdringendem Persönlichkeit. Wenn Albert Köster redet, fühlt man ähnlich lebendigmachende Wirkungen, nur fehlt die Unmittelbarkeit der Improvisation, der Reichtum der Töne und der Nachdruck, den Redners Stirn und Gestalt erzeugen. Wenn Wolfgang von Oettingen spricht, wird man alsbald in ein intimes Verhältnis verstrickt, das die brückenlose Distanz des „großen" Redners überschlägt und in eine von aller Feierlichkeit befreiende Heiterkeit einmündet — mitten im ernsthaft berichtenden Wort wird ein blinzelnder Schalk sichtbar, der über alles

großgewaltige Welt- und Akademieweſen mit einigen behenden Sprüngen hinwegturnt . . . Allen dieſen wie anderen Führern der Goethe-Geſellſchaft wohnt die befreite und befreiende Gewalt einer Mitteilung inne, die von Menſch zu Menſch verbindende Fäden ſchlägt. Man horcht hin: angezogen, gefeſſelt, mitgenommen, emporgehoben . . . und fühlt eine Gemeinſchaft um ſich her, die Gemeinſchaft der Freien, Verſtehenden, aufs Innermenſchliche Gerichteten, die Gemeinſchaft der feſſelloſen Geiſter, der freiſchweifenden Seelen, der ſcheinweltüberhobenen Menſchen. Wenn nun aber Herr von Rheinbaben den Mund auftat, ſo mochte es bedeutend oder unbedeutend, hingehörig oder nichthingehörig ſein — es fehlte der ſeelenverbindende Unterton des allumfaſſenden Lebensgefühls, fehlte die goethebenachbarte Höhe der Weltbetrachtung, die auf das Chaos der Dinge niederblickt, anſtatt es in das Reine bringen zu wollen. Hingegen vernahm das unterſchiedsempfängliche Ohr faſt immer jenen an öſtliche Heimatzonen erinnernden Oberton, den man ja gerne vernimmt, wenn es gilt, Bataillone in Bewegung zu ſetzen. Hier tat er dem Ohre weh. Denn wenn man uns die Sonne Homers zitiert, fühlen wir uns nicht gerade bewogen, die Hacken zuſammenzuſchlagen . . .

Daß man von gewiſſen, dem Zeitgeiſt feindlichen Grundideen beſeſſen, das nach dem der Welt immanenten Entwicklungsgeſetz Gewordene heftig negieren und dabei noch von einem tiefen, wenn auch eigenwilligen Goetheverſtändnis durchdrungen ſein kann, bewies der Feſtvortrag der diesjährigen Tagung der Goethe-Geſellſchaft, den der in jüngſter Zeit vielgenannte Germaniſt an der Univerſität Berlin, Profeſſor Dr. Guſtav Roethe aus den unterirdiſch rollenden Tiefen ſeines gewaltigen Temperaments hervordonnerte. Das ſchwere Pathos dieſes wuchtig aufklirrenden Geiſtesrecken möchte man ſich um die Beſchwörung eines Schiller, eines Hebbel, eines Shakeſpeare mühen ſehen — Gedankenſchleuderer, denen Roethes Natur wahlverwandt ſein mag, weshalb er ſie denn auch eingangs ſeiner Rede als die eigentlichen Tragödiendichter über Goethe hinaushebt. Eine ſo naive abſichtsloſe, aus dem wechſelnden Erlebnis und der bunten Fülle der Sinnenwelt ſchöpfende Natur wie die Goethes aber wird gar zu leicht vergewaltigt, wenn man ihr freies, widerſpruchsvolles Kräfteſpiel auf eine Gedankenreihe feſtlegen will, die, mag ſie noch ſo großzügig entworfen ſein, doch immer letzten Endes Produkt ordnender Willkür iſt, während ein Genius vom Schlage Goethes zwecklos wie die Natur ſelber erzeugt: was er webt, das weiß kein Meiſter . . . Dies vorausgeſchickt, mag die bis in den Nebenſatz gedankenüberquellende Rede Roethes „Goethes Helden und der Urmeiſter“ in einem knappen Auszug hier folgen. Wobei es dem geneigten Leſer überlaſſen bleibe, die willkürliche Deutung Roethes, die ich meinesteils in einer Verkleinerung des Wilhelm Meiſters der „Lehrjahre“ zugunſten des Urmeiſters erblicke und auf den Heroenglauben Roethes zurückführe, für ſich ſelber von der objektiven Wirklichkeit zu unterſcheiden.

Wir haben in Goethe, ſo etwa läßt ſich Roethe einleitend vernehmen, nicht einen Dichter gleich Shakeſpeare, Schiller oder auch Hebbel, der in der großen Tragödie Welt und Menſchen in grandioſer Objektivität zur Darſtellung brächte. Goethe hat es weder verſtanden noch auch erſtrebt, ſeine Geſtalten von ſich zu eigenem Leben loszulöſen. Seine Helden erleben, was er, der Dichter, erlebt hat. Und ſo ſind es nicht die harten Stöße, die Leben und Tod auf die Spitze eines Wortes, einer Szene ſtellen, was uns in ſeinen Dichtungen ergreift, ſondern viel-

mehr die leisen und doch schicksalsvollen Wandlungen, die der Mensch durchmacht im Bilden seines Selbst. Der Heroismus Goethes ist Begeisterung zur Selbsterfüllung. Und darum ist der Held Goethes, in Leben und Kunst, der Einzelne: ihn stellt er dar, nicht im Durchschnitt, sondern in der heroischen Steigerung.

Den ersten heroischen Aufschwung bringt die Liebe in Goethes Leben: aus der Glut seines liebenden Herzens steigt die reine Flamme seiner Genialität gen Himmel. Und da nur der Held den Helden mit Lust preisen und nennen kann, so ist sein Heldenideal in der Sturm- und Drangepoche Genie und Schöpferkraft. Fruchtbarkeit und Kraft kennzeichnen die Helden dieser Zeit, und zwar Kraft, die sich Selbstzweck ist. Mag die Kraft an der Welt oder die Welt an der Kraft zugrunde gehen — wenn nur die Kraft ihre mächtigen Glieder recken darf. Und daraus folgt denn, daß der Untergang des Helden fast so viel ist wie seine Krönung: alle diese Helden der Sturm- und Drangzeit scheiden schmerzlos, als Siegende. Das legt der Redner dar an den Gestalten des Caesar, des Ewigen Juden, des Egmont, des Prometheus, ja selbst des Werther, dessen Tod nicht nur Erlösung, sondern auch Erfüllung ist. In ihnen allen triumphiert die Treue gegen sich selbst. Es ist eben die Natur dieser kraftgenialischen Menschen, daß sie dem Dämon ihres Wesens blindlings folgen, ohne nach einem Ziele zu fragen. Die Egmont, Götz usw. stehen unter dem Zwange ihrer Wesensart, und diesem Zwange gehorchen sie ohne Rücksicht auf Gesetz, Schönheit, Mitleid, Zwecksetzungen. Aber eben darum gelangen sie auch nicht zur Vollendung einer Tat. „Groß beginnet ihr Titanen!" — mit diesem Wort spricht Goethe seinen Helden und sich selbst ein Urteil. Denn was er in dieser gärenden Jugendzeit an Helden geschaffen hat, sind nicht eigentlich fertige Gestalten, sondern nur Ansätze dazu. Vollendet hat er nur halbe Helden, wie den Clavigo und Fernando, und zu voller Rundung gelungen ist ihm nur die weibliche Genialität der Liebeskraft, die vernichtend in Adelheid, rettend und voll beseligenden Enthusiasmus in Stella ist. (Von Götz sagt Roethe an dieser Stelle, seine altfränkische Redlichkeit und sein biederes Reckentum entbehre doch der eigentlichen Kraft jugendlicher Genialität; von Werther, er sei ein Held des Gefühls, nicht aber der Kraft.) So ist es erklärlich, daß dem Dichter die Krafthelden nicht dauernd genügen. Als Goethe sein Schifflein Weimar zusteuert, ist er zwar noch heroisch durch und durch, aber er vertraut nun doch „landend oder scheiternd seinen Göttern" — also nicht mehr seiner genialischen Kraft.

In der nun anhebenden Epoche wird das Thema des Helden in eine andere Sphäre gehoben. Es verdichtet sich zu der Frage nach dem Verhältnis des großen Künstlers zur Welt. Die eine Hauptgestalt dieser Epoche ist Tasso. In ihr spricht sich die vollzogene Abkehr Goethes vom Ideal des kraftgenialischen Helden aus. Denn Tasso ist, wie wir ihn heute kennen, eigentlich mehr ein Kranker als ein Genie. Seine Krankheit ist eine weltfremde Nervosität, die nicht in großer Leidenschaft, sondern in kleinlicher Empfindlichkeit sich ausgibt. Die andere Hauptgestalt der mittleren Lebensepoche ist Wilhelm Meister. In ihm zeichnet sich ein neues heldisches Ideal markant ab.

Wenn wir von Wilhelm Meister sprechen, so können zwei voneinander grundverschiedene Gestalten gemeint sein: der Wilhelm der Urschrift und der Wilhelm der späteren Umwandlung des Goetheschen Romans. Roethe will nun einzig und allein den sogenannten Urmeister als einen Helden verstanden wissen. Jener

andere ist nicht mehr als ein liebenswürdiger Junge ... ein krasser Dilettant, der Seifenblasen nachguckt, ihrem schillernden Glanz allerlei artige Namen gibt, unselbständig bis in die Knochen, Erziehungssubstrat für alles, was ihm in die Nähe kommt; aus kindischem Streben gerät er in ein liebenswürdiges Schlendern: hübsch, gutherzig, eifrig, aber innerlich unfruchtbar und von wesenhafter Unreife. Nichts von Natur, von Charakter: Talent in jenem eigenen ironisch schillerndem Sinne, der von dem unausgesprochenen Gegensatze gar nicht zu lösen ist. Und dieser Jüngling führt wie einen Spott die Namen „Wilhelm" und „Meister", die fast aufdringlich an Höchstes (Shakespeare) theatralischen Könnens gemahnen.... Aber diese Namen, tröstet sich Roethe, wurden ja nicht für die „Lehrjahre", sondern eben für „Wilhelm Meisters theatralische Sendung" erfunden, ein Werk, das schon in seinem Titel den Helden ansagt, da es auf eine Erfüllung hinweist, die die Voraussetzung echten Heldentums ist. Hier ist Wilhelm der eigentliche Mittelpunkt. Alle jene anziehenden, lebensvollen Frauengestalten, die in den „Lehrjahren" Wilhelm die beherrschende Stimmung geben, ordnen sich ihm in der „Sendung" als ausgesprochene Nebenfiguren unter, und noch mehr überragt er die Männer. Mignon und der Harfner ziehen ihn von der Bühne nicht ab, sie führen ihn in schwankenden Augenblicken seiner idealen Welt wieder näher. Die lehrhaften Eingriffe, die Warnungen und Anzeichen, die in den „Lehrjahren" den Vorwärtsträumenden beirren, hier fehlen sie samt und sonders. Und so empfänglich auch den jüngeren Wilhelm Zufall, Schicksal, Neigung und Klugheit finden, im Grunde tastet er doch auf eigene Faust seinen Weg entlang weiter. Sein eigentlichstes ist der Trieb zur Weiterentwicklung. Er ist, recht im Gegensatz zu den dramatischen Helden der Geniezeit, ein Werdender. Das Genie als dramatischer Held erlebt vor unseren Augen seine Katastrophe, in der sich alle seine Größe zusammendrängt. Die Meisterschaft der Kunst aber, der Wilhelm zustrebt, ist das Ergebnis zäher Treue, begeisterten Ausharrens, stiller Entwicklung. Sein Weg ist ein langer....

Roethe legt diesen Weg der Entwicklung Wilhelms, jede Stufe ableuchtend und jede Phase ausdeutend, im weiteren ausführlich dar. Das Resultat ist, daß Wilhelm unbefriedigt jeden Augenblick, nach einem ihm innewohnenden Gesetz immer weiter steigen muß. Jeder Höherstieg führt zu einem Höhepunkt, der neue Enttäuschung, aber auch neue Ziele bringt. Und jedesmal steht er reifer, gefestigter da. Und so sollte er nach den Grundplänen der „Sendung" gewiß auch noch weiter steigen, als da er steht, wo das Fragment abbricht. Roethe wirft die gefährliche Frage auf, wo und wie Wilhelm denn nun nach Goethes Grundplänen enden sollte, und glaubt diese Entwicklung bezeichnen zu dürfen. Es ist für Roethes Denkweise charakteristisch, wie er sich Wilhelms Mission vollendet denkt. Er sagt: der Adel war berufen, ihn weiterzubilden, wie Goethe sich selbst in Weimar durch ihn gebildet fühlte. Die Amazone sollte an Wilhelm tun, was sein Dichter in warmer Dankbarkeit von Charlotte von Stein erfahren. Gewiß: von jener großen adeligen Familie der „Lehrjahre" weiß die „Sendung" nicht viel, nur Lothar und die Amazone huschen vorüber, und was dieser Kreis in den „Lehrjahren" sonst verbreitet, ist der „Sendung" ganz fremd. Und so glaube ich nicht, meint Roethe, daß Wilhelm durch diese adelige Gruppe seinem Beruf entzogen werden sollte. Aber er wird in diesem Berufe weiterstreben. Schon ist er vom Puppenspiel,

vom Liebhabertheater über eine wandernde Schmiere zur großen stehenden Stadtbühne gelangt. Aber dieses kann den Traum eines deutschen Nationaltheaters keineswegs erfüllen. Die Entwicklung der deutschen Bühne weist vielmehr, von Hamburg und Gotha zu Mannheim, auf das Hoftheater als nächsthöhere Stufe hin. Auf dieser Stufe tritt Wilhelm alsdann in engste Beziehung zum Adel. Auf dieser Stufe wird seine Amazone ihm rettend und helfend zur Seite stehen. Auf dieser Stufe wird über der Nachahmung Corneilles und der Bearbeitung Shakespeares sich das deutsche Nationaldrama aufbauen. Und damit erfüllt sich die „Sendung", wird der „Geselle" zum „Meister". Noch einmal blickt Goethe von hier auf den nachherigen Wilhelm der „Lehrjahre", den er als einen armen Teufel zu bedauern scheint. Als Goethe zu seinem Helden nach achtjähriger Pause zurückkehrt, war das theatralische Ideal für ihn verblaßt, schon deshalb, weil er nun die Weimarer Hofbühne leitete. Den Dichter hat die Wirklichkeit ernüchtert, sein warmer Held wie sein begeisterndes Ziel sind ihm überwunden. So behandelt Goethe seinen jungen Freund jetzt ironisch, liefert ihn einer wunderlichen Geheimgesellschaft pädagogisch aus, macht ihn kleiner, indem er die Nebengestalten hervortreten läßt und bringt einen Knick in sein Streben, das nun die feurigen Jugendträume völlig verleugnet. In den Wanderjahren vollends ist des Heldentumes letzter Hauch von Wilhelm genommen. Das Heldentum Wilhelms leuchtet nur im Urmeister. Mit diesem Entwurf haben wir den warmherzigen Enthusiasten wiedergewonnen, dem in fröhlich stetem Aufstieg der Sieg beschieden ist. Hier wollte Goethe einen Jüngling gestalten, der die eigene Unreife besiegt wie den Widerstand der stumpfen Welt, dem die Wange sich rot färbt in ewiger Jugend. Die heitere Treue gegen sich selbst, die auch Goethe schmückte, ist dieses Wilhelm Mitgift. Er ist der werdende Held, der den Genius der Sturm- und Drangzeit abgelöst hat.

Der Schritt vom Kraftgenie zum Meister, den Wilhelm tut, spiegelt schon ganz jenen Geist, der Goethes klassizistisches Schaffen beherrscht. Die Helden, die dieses Schaffen gebiert, sind Wilhelm wesensverwandt. Keine grenzenlos stürmenden Genies, keine gesetzesvernichtenden Ausnahmemenschen, sondern vielmehr Urbilder, Vorbilder des vollkommenen Mannes — Meister! Sie ordnen sich dem Werden des Welt- und Menschheitsganzen ein, gehorchen den Gesetzen, verschmähen das Absurde und bleiben im Schönen. Goethe hat nicht umsonst in Italien jenen schönen Begriff von Freiheit und Maß gelernt, den er bewundernd gleichmäßig in Kraft und Natur erschaut. Jenes moralische Genie der Schönheit aber verkörpert sich ihm besonders im Weibe, und so tritt an die Stelle des männlichen Heldentums, das des Dichters Sympathien einbüßt, das stillere Heldentum der entsagenden Frau. Die typische weibliche Heldengestalt Goethes ist Iphigenie, die mit ihrer Reinheit die ganze Umwelt durchdringt. Aber auch die Frauen der Goetheschen Revolutionsdichtung tragen, von dem üblen Gespenst des Zeitgeistes unberührt, den Stempel reiner Menschlichkeit. So scheint das männliche Heldentum eine zeitlang bei Goethe entthront. Aber bald ringt der alte ideale Besitz im Dichter doch wieder nach neuen Heldengestalten. Der Begriff der Tüchtigkeit taucht auf. Sie unterscheidet sich von der weltumspannenden Genialität, indem sie Beschränkung verlangt und auf bestimmte Ziele hinarbeitet. An dieser Tüchtigkeit haben Hermann und der Gerichtsrat ihr Teil. Herakles, dem jungen Goethe

ein Vorbild verschwenderischer Kraft, wird jetzt der Männer Tüchtigster und Schönster, ein geborener König. Auch der titanische Schöpfer Prometheus ist im der „Pandora" ganz der „Tüchtig-Tätige" geworden: fast ein Handwerker, der freilich sein Handwerk zur Kunst adelt. Einseitigkeit, Parteilichkeit gehört zum Behagen des tätigen Mannes. Aber dennoch wächst der Tätige noch einmal zur Riesengröße empor: im Faust.

In ihm, dem Faust des letzten Aktes — nur dieser ist gemeint —, haben wir die künstlerische Gestaltung von Goethes letztem Heldenideal, die letzte und höchste Seinsart des Goetheschen Helden. Er lebt in dem großen Herrscher, im „fürstlichen Mann". Noch einmal ertönt das volle, rückhaltlose Bekenntnis zur genialen Schöpfernatur, in den höchsten Stil symbolischer Kunst erhoben. Den großen Herrscher hatte schon Goethe der Knabe kennen gelernt, als er mit dem Vater in Frankfurt fritzisch fühlte, hatte ihn als Mann bewundert, indem er in Berlin beobachtete, wie das Uhrwerk des Preußenstaates durch „diese alte, große Walze, FR gezeichnet, bewegt und bestimmt ward", und nun, in gereiftem Alter, richtete sich Napoleons Gestalt zu gigantischer Größe vor ihm auf. Und sein Schöpfergeist fühlt innerste Verwandtschaft ... Die künstlerische Gestaltung dieses Herrschertypus ist der Faust des letzten Aktes geworden. Faust hat alles in sich, was sein Dichter an Heroischem geglaubt und erlebt hat. In brausend-heißer, fordernder und zerstörender Kraft durchrennt er seinen ersten Lebensabschnitt. Erst mit dem Reifen des Dichters reift sein bekenntnisreichster Held. Das Drängen und Toben und Sehnen formt sich in klassischem Geist zum Streben. Die große Entwicklung von Wort zu Sinn, von Kraft zur Tat steigt auf, eine Genesung bereitet sich vor, wie sie Orest beschieden war. Auch in Faustens Leben tritt bedeutend die Heroine, ihre fruchtbare Schöne macht ihn produktiv. Jeder Genußtrieb weicht: Genießen macht gemein. Aber auch die Drommeten des Ruhmes locken nicht mehr: die Tat wird alles, die Tat, die seine Spuren in Äonen wahren soll. Der Geist, der stets verneint, erliegt dem positiv tüchtigen Wollen. Dies Wollen ist gemeinnützig, aber heroisch und persönlich. Die Flamme aus Philemons Hüttchen verrät den Einschlag napoleonischer Tyrannei. Das Genie hat sich wiedergefunden. Aber der Gott, der ihm im Busen lebt, kann jetzt nach außen viel bewegen, denn die Kraft hat gelernt, sich zur Tat zu vollenden. Die himmlischen Chöre künden uns nur, was uns ohnehin Gewißheit ist — denn nie noch hat sich Liebe dem echten Helden versagt: sie gehört znm Wesen seines Schöpfertums.

Vom Helden Faust gleitet der Blick noch einmal zurück zum Helden Wilhelm Meister. Der greise Faust ist von dem stolpernden und tastenden Knaben Wilhelm weltenweit entfernt. Die Wallfahrt dieses Knaben zu einer auf die Kunst beschränkten Meisterschaft klingt im Faust kaum an: sein großes Werk gilt Problemen, die das ganze Leben umfassen, nicht nur der Erziehung zur Kunst und durch die Kunst. Aber dennoch hat der Faust eines der geistigen Etappe des Urmeisters zu verdanken: die Gestaltung des werdenden Helden. Vor der „Sendung" hatte Goethe nur das geborene Genie in seiner sicheren Vollkraft gezeichnet, nicht die unsichere Vorstufe des werdenden Meisters. Faust aber wächst strebend, mehr im zweiten Teile noch als im ersten, zu dem heran, was seines Daseins Blüte und Frucht wird, und in diesem sich selbst bildenden Streben ist er Wilhelm

Meisters Bruder — nur daß Faust sein hohes Ziel erreicht, dem Wilhelm lediglich zustrebt.

Mit einer Verherrlichung des Helden, der alle diese Heldentypen in einem herrlich emporstrebenden Leben geschaffen hat und mit einer Neigung vor dem genius loci findet Goethe einen prächtigen Schlußakkord. In dem Bilde des zwar nicht anlangenden, aber doch wacker und unbeirrt vorwärts schreitenden Urmeisters erkennen wir den Knaben und Jüngling aus „Dichtung und Wahrheit", der gleichermaßen treuherzig und hoffnungsreich dahingeht und durch Erfahrungen und Enttäuschungen schönen Idealen der Kunst entgegenwächst, umschlungen von einem gleichartigen Reigen anmutigster Frauen und tüchtiger Berater. Der werdende Künstler ist aus dem Roman in die Biographie übergetreten. Er kehrt auf höherer Stufe in das Leben zurück, aus dem er gekommen war. Goethes eigenes Leben gibt uns die Antwort auf die Frage, die das Bruchstück des Urmeisters unbeantwortet läßt. Auch Wilhelm hat seine künstlerische Sendung im höchsten Sinn erfüllt, als Goethes Weimar der geistige Mittelpunkt geworden war, an dem sich ganz Deutschland in allen Stunden des Zweifels neue Gesundheit, neues Vertrauen und neue Kraft bei seinem größten geistigen Helden holen durfte.

Der langanhaltende, wiederholt aufrauschende Beifall, der dieser Rede folgte, war ein lebendiger Beweis, daß die Versammlung von der Kraft und Fülle der Gedanken Goethes gewissermaßen aufgerüttelt und begeistert war. Oder war, was hier wirkte, nur die packende, ja hämmernde Gewalt des Vortrags? Fühlte man nur die herkulische Kraft, die diese Gedankenblöcke keuchend und arbeitend in die Weite des Festsaales schleuderte? Überflüssig zu entscheiden. Der Sturm weckte ein hallendes Echo, nicht minder vielklingend und nachhaltig, als jene leiseren Laute es geweckt hatten, die tags zuvor im Theater die Goethetagung so glücklich eingeläutet hatten.

Festlich und gesellig wie der Eingang war der Ausgang dieser Tagung. Man hatte die Mitglieder diesmal in die entlegene Wartburg hinaufgeladen, die der Großherzog Wilhelm Ernst für die Goethe-Gesellschaft freundwilligst zur Verfügung gestellt hatte. Aus dem weitab von Weimar führenden Ausflug wurde ein heiteres Fest, das reinster Naturgenuß und die Weihe des Ortes hoch über die Alltäglichkeit eines Vereins-„Bummels" hinaushob. Mit heller Wiedersehensfreude wird die ehrwürdige, erinnerungsgeheiligte Stätte begrüßt. Voll still betrachtender Lust durchwandern alle, die gekommen sind, die kostbaren Innenräume, die so viel zu erzählen wissen vom Kunstkönnen, vom Glanz und von der Herrlichkeit lang verklungener Heldenzeiten, wobei die sogenannten Reformationszimmer und Speisezimmer, die sonst als Privatzimmer des Großherzoglichen Paares den Besuchern gesperrt sind, besonders eingehend besichtigt werden. Von innen durch die prächtigen Burghöfe und Burggärtchen schreitend, kann sich der eben vom Hauch des Mittelalters umwehte Wanderer nun nicht genug tun in Betrachtung der Gegenwartswelt, die da vor ihm liegt: eine just ins Abendrot sinkende Hügellandschaft mit Tannenspitzchen übersät, mit Waldlaub durchschattet, mit Wiesengründen ausgefüllt, mit einem putzigen, dachroten Städtchen aufs lieblichste geschmückt.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Geschichte

Theodor von Sosnosky, „Die Balkanpolitik Österreich-Ungarns seit 1866." Erster Band. Mit zwei Karten und einem Anhange. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin 1913. Geheftet 6,50 Mark, in Leinen gebunden 8 Mark.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, eine übersichtliche, zusammenhängende Darstellung der Balkanpolitik Österreich-Ungarns seit 1866 zu geben. Es ist gerechtfertigt, mit diesem Jahr eine neue Phase der österreichischen Orientpolitik anzusetzen; ihr eigentlicher Träger sollte allerdings nicht der damals leitende Staatsmann Beust, sondern erst sein Nachfolger, Graf Julius Andrassy, werden. Die Niederlage im Kampfe um die Vorherrschaft in Deutschland, die Verluste in Italien haben Österreich-Ungarn die Möglichkeit, ja die Notwendigkeit eröffnet, sich in Zukunft den orientalischen Angelegenheiten und vornehmlich dem Balkan mit verdoppelten Kräften zuzuwenden. Überschaut man den Ablauf der Dinge in den letzten Jahrhunderten, so zeigt die habsburgische Politik mehr als einmal ihren Januskopf. Das eine Gesicht sieht nach Osten, wo das Erbe des kranken Mannes lockt, das andere sieht nach Westen. Hier gilt es, die Hegemonie in Deutschland und in Italien zu behaupten. Diese Doppelheit der Aufgaben und der Interessen hat sich nicht nur einmal als verhängnisvoll erwiesen, und die eigentlich heroische Zeit der Monarchie war es, als sie unter Leopold dem Ersten den Kampf gegen zwei Fronten wagte. Damals warf sie sich den Ansprüchen Ludwigs des Vierzehnten auf die europäische Vorherrschaft entgegen und zugleich wehrte sie den letzten Anstoß der Osmanen ab. Der habsburgische Kaiserstaat beschritt die zukunftsvolle Bahn nach Osten, schuf die Grundlage seiner Großmachtstellung. Aber in der Folge haben die verschiedenen Ziele, die man an der unteren Donau und anderseits am Rhein und Po verfolgte, mitunter Lähmungen hervorgerufen. Denn es war schwierig, beiden Sphären gerecht zu werden. Metternichs Versäumnisse in der Orientpolitik, sein Mangel an zugreifender Energie, sein Zurückweichen vor Rußland sind gewiß nicht bloß der Ausdruck ideologischer Befangenheit und seines Legitimitätsdogmas, das ihm nicht erlaubte, aufständische Balkanvölker zu unterstützen; diese vielgetadelten Fehler seines Systems gehen zu einem guten Teil auf eben jene eigenartige Doppelstellung des habsburgischen Staates zurück, der Bismarck und Cavour ein Ende bereitet haben. Das aus Deutschland und Italien verdrängte Reich Franz Josefs mußte im Osten und Südosten Ersatz für das Verlorene suchen. Das Orientproblem gewann jetzt das überwiegende Gewicht. Beust hat zwar noch ein paar Jahre lang dem Entschwundenen nachgejagt, sich in einer unfruchtbaren Revanchepolitik verbraucht und den verheißungsvollen Weg nach Osten nicht eingeschlagen. Die Gründung des Deutschen Reiches hat aber die eingetretene europäische Verschiebung besiegelt. Nach dem Sturze Beusts hat Andrassy die Konsequenzen aus der Lage der Donaumonarchie gezogen, er hat die Basis für die moderne Orientpolitik Österreich-Ungarns geschaffen.

Sosnosky entwirft zunächst eine Skizze der Entwicklung vom Anfang des sechzehnten Jahrhunderts ab. Er konnte sich dabei auf wertvolle Vorarbeiten, so die von Adolf Beer, Carl von Sax und Friedjung, stützen. Während der Autor hier die im wesentlichen bekannten Tatsachen aufreiht, schildert er in dem folgenden Kapitel über den Aufstand der Bocchesen (1869) eine Episode, deren Einzelheiten bis heute weniger bekannt sind. Es

treten darin schon die besonderen Schwierigkeiten hervor und die eigenartigen militärischen Aufgaben, die Österreich später in der bedeutenderen und gefährlicheren Insurrektion von Bosnien und Herzogowina zu bewältigen hatte. Auch politisch gesehen, muten diese Ereignisse an wie das Vorspiel zu den kommenden Verwicklungen in den Nachbargebieten. Die Bocchesen fanden an Montenegro Rückhalt. Wie weit hier zielbewußte panslawistische Agitation im Spiele war, Rußland etwa anspornend hinter den Kulissen stand, scheint mir Sosnosky nicht hinreichend geklärt zu haben. Aber seiner Verurteilung der damaligen, höchst schwächlichen Wiener Regierungspolitik muß man zustimmen.

Der Verfasser hält auch gegenüber der Andrassyschen Politik an einzelnen Stellen mit Tadel nicht zurück. Die Kritik ist durchaus angebracht; denn der Biograph dieses Staatsmannes, Eduard von Wertheimer, ist geneigt, in ihm nur das Vollkommene zu sehen, er kann sich seinen besonderen ungarischen Stimmungseindrücken nicht ganz entziehen und setzt die psychologische Sonde nicht fein und tief genug an. Mir scheint indes, daß die Schatten, die in dem Wertheimerschen Buch fehlen, bei Sosnosky wieder zu stark hervortreten, und seine Urteile über Andrassys Leitung des Auswärtigen dürften doch nicht ganz einheitlich abgewogen sein. Allerdings leidet Andrassys Politik an einer gewissen Zwiespältigkeit, sie hat unklare Momente, es bestehen Widersprüche zwischen seiner schonenden Taktik gegenüber der Türkei und dem Wunsch, eine aktive Politik zu treiben. Als widersinnig, wie Sosnosky einmal behauptet, kann man sie denn doch nicht bezeichnen. Einen Eroberungskrieg um Bosnien und Herzegowina wollte der Minister nicht führen, sonst hätte er sie im gemeinsamen Krieg mit Rußland gegen die Türkei holen können. Er zog es also vor zu warten, bis ihm die beiden Provinzen als reife Frucht zufielen. Die Anklage, daß diese verhältnismäßige Passivität gleichbedeutend sei mit staatsmännischer Impotenz schießt weit über das Ziel hinaus. Es war allerdings zu optimistisch gerechnet, wenn Andrassy beim Ausbruch der bosnischen Wirren auf eine Beschwichtigung durch die Türkei hoffte, aber den Versuch, die Türkei vorerst auf ein Reformprogramm zu verpflichten, wird man trotzdem gelten lassen müssen. Sosnosky hat augenscheinlich die Schwierigkeiten der allgemeinen Weltlage nicht hoch genug eingeschätzt; sie und insbesondere der neu sich erhebende Antagonismus zwischen Rußland und Österreich, haben Andrassys vorsichtig zögernde Haltung zweifellos mitbestimmt, selbstverständlich auch, wie Sosnosky selber andeutet, die Überlegung, daß die damals herrschenden parlamentarischen Majoritäten einem Zuwachs slawischer Elemente abhold waren.

Es ist hier wie auch sonst deutlich, daß Sosnosky mit seinen historischen wie mit seinen persönlichen Sympathien auf der Seite steht, die den Großmachtscharakter der habsburgischen Monarchie am energischsten zum Ausdruck bringt. Er rügt daher auch mit Recht die Verspätung der militärischen Besitznahme durch Österreich, die sich dann bei der Erhebung der bosnischen und herzegowinischen Bevölkerung bitter gerächt hat. Diese kriegsgeschichtlichen Partien werden auf Grund der Fachliteratur sorgfältig und eingehend behandelt. In dem zweiten Band des Werkes, der hoffentlich bald erscheint, wird die politische Gesinnung des Verfassers, seine Stellung zu den Fragen der Gegenwart wohl schärfer hervortreten. Die Richtung ist freilich schon in dem vorliegenden Teil zu erkennen, so wenn mit bitteren Worten die leisetretende Hofratspolitik beklagt wird, die in Österreich endemisch geworden ist. Sosnosky hat in seinen bisherigen Ausführungen die diplomatischen Verhandlungen den militärischen Vorgängen untergeordnet. Die jüngsten Balkanereignisse haben seine offenbar angeborene Abneigung gegen das Handwerk der Diplomaten verstärkt. Man kann nun mit dem Verfasser der Meinung sein, daß letzten Grundes die Waffen, eben Machtentscheidungen die Geschicke Europas bestimmen. Und man kann von der lebenschaffenden, von der schöpferischen Bedeutung des Krieges durchaus überzeugt sein. Indes, die unliebsamen Überraschungen, die beim Ausbruch und während der jüngsten Balkankämpfe einige Vertreter der europäischen Kabinette erfahren haben, berechtigen doch noch nicht dazu, das Kind mit dem Bade

auszuschütten und der Diplomatie geradezu jede Existenzberechtigung abzusprechen. Der Verfasser schlägt in der Einleitung polternde Töne an, in der Art etwa, wie sonst wohl alte Haudegen über das wichtigtuerische Schreibervolk der Diplomaten loszufahren pflegen. Der Historiker braucht die Einseitigkeit solcher Vorurteile nicht eigens zurückzuweisen. Er spricht nur die Hoffnung aus, daß solche Stimmungen die Erkenntnis nicht trüben mögen, die uns die Fortsetzung des Werkes verspricht. Dr. W. Andreas

Sprachwissenschaft

O. Dittrich, Die Probleme der Sprachwissenschaft und ihre gegenwärtigen Lösungsmöglichkeiten. Leipzig 1913. Quelle und Meyer. 148 S., geb. 3,80 M. Es ist erfreulich zu sehen, wie in unserer Zeit Sprach- und Literaturwissenschaft immer mehr psychologisch vertieft werden. Dort sind es die Anregungen W. Wundts, hier die Gedanken des feinsinnigen W. Dilthey, die die Forschung neu beleben. Man sucht nach den geheimnisvollen Zusammenhängen zwischen Sprache und Weltanschauung. Das Wesen der Sprache will man ergründen und diese Einsicht auch für die Methode der Spracherlernung verwerten. Es ist kein Zufall, daß sich die pädagogischen Reformbestrebungen im Unterricht der lebenden Sprachen um die letzte Jahrhundertwende scharen. Für alle Bemühungen um die Erkenntnis des Wesens der sprachlichen Gebilde bietet das Buch von O. Dittrich eine wertvolle wissenschaftliche Unterlage. In seiner strengen Wissenschaftlichkeit (und auch schwierigen Terminologie!) aber ist es kein Buch für die Hand des Laien.

Eine „Revision" der vorhandenen Grundbegriffe und Begriffsbestimmungen (Delbrück, Paul, Wundt) führt den Verfasser zu der Auffassung: „Man sehe die Sprachpsychologie nicht einseitig entweder nur als eine der Psychologie zugehörige oder aber als eine an die Sprachwissenschaft von der Psychologie abzutretende Disziplin an, sondern als eine echte und rechte Grenzwissenschaft, die einerseits an der Sprachwissenschaft, anderseits an der Psychologie Anteil hat." Damit wird das Arbeitsgebiet des Sprachforschers gewaltig ausgedehnt. Sprachgeschichte ist nicht allein historische Grammatik. Sie hat schließlich den Zusammenhang der Sprache mit der gesamten geistigen Entwicklung der Menschheit zum Gegenstande.

Innerhalb der Sprachpsychologie grenzt der Verfasser drei Problemgebiete gegeneinander ab: 1. Das ontogenetische Problem der Sprachbildung. Es ist der wissenschaftliche Ausdruck für die Psychologie der Sprache, sofern „der Sprechende, um etwa einen Satz oder ein Wort zu bilden, zunächst keinerlei Nachhilfe von seiten des Angesprochenen bedarf und daher also von diesem sprachlich augenblicklich unabhängig zu denken ist." 2. Das phylontogenetische Problem. Es besagt, daß, „wenn auch an dem sprachlichen Grundphänomen prinzipiell nur zwei Individuen beteiligt zu sein brauchen, dabei doch offenbar der Keim zur Beteiligung einer größeren Masse (einer Schar, φῦλον) von Individuen gelegt wird, aber anderseits auch immer noch deutlich die Wirksamkeit des Einzelindividuums (ὄν) ersichtlich ist." 3. Die Sprache als phylogenetisches Problem, d. h. als Produkt von „Massenwirkungen, also Wechselwirkungen größerer oder kleinerer, die Zweiheit übersteigender Massen von sprechenden Individuen." Damit ist der Rahmen für die psychologische Untersuchung gespannt. Dem Sprachforscher bietet das Buch — wie auch die früheren sprachpsychologischen Schriften des Verfassers — viel Anregung. Besondere Beachtung verdient Kapitel II. Durch die hier gegebene, an Gomperz sich anlehnende scharfsinnige Analyse des sprachlichen Bedeutens wird allem unberechtigten Formalismus (auch im Sprachunterricht!) der Boden abgegraben. Die eigentümliche Auffassung und Gestaltung der Welt des einzelnen und der Gemeinschaft in der Sprache, und damit der innere Zusammenhang zwischen Sprachwissenschaft und Literaturwissenschaft wird hier in der Analyse der Bedeutung geklärt. Dr. Hermann Schmitt

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1 a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Das polnische Problem und die preußische Ostmarkenpolitik

Von George Cleinow

Der unerwartet eingetretene Tod des bisherigen Oberpräsidenten von Posen und die Ernennung seines Nachfolgers hat die übliche Erörterung über die Zukunft unserer Ostmarkenpolitik ein wenig belebt und die berufsmäßigen Pessimisten wieder einmal stärker zu Worte kommen lassen. Man weiß vom preußischen Ministerpräsidenten, der für die Ernennung des Herrn von Eisenhart-Rothe die Verantwortung hat, zweierlei, was ihm von den radikalen Nationalisten recht übel genommen wird: während seiner kurzen Amtszeit als Regierungspräsident in Bromberg hat er sich jede Einmischung in seine Amtstätigkeit, die, wie Frau Fama erzählt, von einzelnen Mitgliedern des Ostmarkenvereins, besonders mit Bezug auf Stellenbesetzung versucht wurde, energisch verbeten und dann gilt er als entschiedener Gegner des Enteignungsgesetzes; es ist bekannt, daß Herr von Bethmann seinerzeit sowohl vom Fürsten Bülow wie von seinen Vortragenden Räten geradezu berannt werden mußte, ehe er sein Votum entsprechend der Bülowschen Politik abgab. Kein Geheimnis ist es, daß ihm das Enteignungsgesetz heute mehr noch wie vor sieben Jahren als eine ungeeignete Maßregel zum Kampf um die Ostmark erscheint. Es mag Herrn von Bethmann heute vielleicht gar als ein großer Fehler erscheinen, daß er damals nicht in der Opposition blieb, — jetzt hat er ihn jedenfalls selbst auszubaden, und wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, daß er ernstlich entschlossen ist, wieder gut zu machen, was noch gut zu machen ist. Solche Feststellung genügt unseren aggressiven Ostmarkenpolitikern, um die gesamte Ostmarkenpolitik durch einen neuen Regierungskurs als gefährdet hinzustellen und den Kanzler der nationalen Schwäche zu verdächtigen. Ich habe Vertretern dieser Anschauung Gelegenheit gegeben, sich in den Grenzboten auszusprechen (siehe Heft 34 vom 20. August 1913); heute möchte ich meinen eigenen Standpunkt in der Ostmarkenfrage näher kennzeichnen, auf die Gefahr hin, nicht bei allen meinen

Freunden Zustimmung zu ernten, aber doch in der Hoffnung, Verständnis bei ihnen zu finden.

Mit einem Ausflug in die große Politik sei begonnen.

Am 1./12. März 1877 berichtete der auf einer Rundreise durch Europa begriffene russische Botschafter Graf N. P. Ignatjew an seinen Chef, den Staatskanzler Fürsten Gortschakow, über eine Unterredung mit dem Fürsten Bismarck: „Nach den Worten des Kanzlers sind es nur die Polen in Rußland und die Ultramontanen in Deutschland, die sich bemühen eine Verschiedenheit der Meinungen (zwischen Rußland und Deutschland, G. Cl.), die vorübergehend auftauchen könnte, zu unterstreichen, in der Auffassung, daß ihnen ein Zusammenstoß zwischen uns von Nutzen sein würde." Bismarck machte also damals dem russischen Diplomaten gegenüber einen Unterschied zwischen den russischen und preußischen Polen, ließ durchblicken, daß die preußischen Polen loyal zum jungen Reich halten würden und gesteht nur zu, daß er den Ultramontanen nicht traue, die, wie wir wissen, damals auch eine besonders feindselige Haltung gegen Rußland einnahmen (Zukunft Polens Bd. II), also gewissermaßen ein gemeinsamer Feind waren. Bismarck mochte damit andeuten wollen, daß die russischen Polen bei einem Zusammenstoß der beiden Mächte nicht auf der Seite Rußlands kämpfen würden. In einer Anmerkung fügt Ignatjew dem amtlichen Bericht hinzu: „Fürst Bismarck erklärte, daß die Vergrößerung der Zahl der Polen und Juden, Deutschland, das davon so schon genug habe, keinerlei Vorteil bringen würde, infolgedessen denke auch niemand an eine Angliederung Polens, ‚wenngleich die Weichsel, von strategischen Gesichtspunkten aus angesehen, keine schlechte Grenze für den Osten abgäbe ... Deutschland kann weder an der französischen Seite, noch an der entgegengesetzten, das ist an der russischen Eroberungen machen, derentwegen es sich verlohnte Krieg zu führen ...'" Aus den Mitteilungen von Moritz Busch wissen wir daneben, daß Bismarck selbst noch gegen Ende des Jahres 1870 mit der Möglichkeit rechnete, den Polen eine Rolle in seinen Plänen zuweisen zu müssen, die seiner späteren Haltung ihnen gegenüber direkt widersprach. Bismarck schätzte den Dienst, den Alexander der Zweite Preußen durch seine wohlwollende Neutralität im Kriege gegen Frankreich erwiesen hatte, augenscheinlich so hoch ein, daß er sich entschloß, alle Kombinationen mit den Polen, und dazu gehörte auch das bereits vorbereitete Bündnis mit dem Papst, hinzugeben und sogar die Brandfackel des Kulturkampfes in das deutsche Volk zu schleudern. — Ähnlich verfuhren russische Staatsmänner vierzig Jahre später. Im letzten Jahre seiner Amtszeit und seines Lebens (1910/11) hatte der russische Ministerpräsident Stolypin mit dem Führer der polnischen Dumafraktion Roman Dmowski ein Abkommen getroffen, das darauf hinauslief, dem russischen Reiche die loyale Mitwirkung der Polen in einem etwa möglichen europäischen Kriege sicherzustellen, gegen das Versprechen der Gewährung der Autonomie für die von den Polen kulturell beherrschten Landesteile. Weder sein Amtsnachfolger Kokowtzow noch Herr Goremykin sind ernsthaft auf

diese Vereinbarung zurückgekommen, obwohl von französischer, angeblich heeresamtlicher Seite den Russen im vorigen Jahre nachgewiesen worden ist, daß sie ihre Streitkräfte an der Westgrenze ohne weiteres um dreihunderttausend Mann durch die Polen vermehren könnten, wenn sie den Polen die Autonomie im Königreich gewähren wollten. So darf man zwar feststellen, daß die Notwendigkeiten der praktischen Politik immer noch über die Köpfe der Polen hinweg zu einer Verständigung zwischen Deutschland und Rußland geführt haben, daß aber doch immer wieder Momente eingetreten sind, die die Polen als wichtige Bundesgenossen in Fragen der großen Politik erscheinen ließen, woraus denn gefolgert werden darf, daß solche Momente auch späterhin immer wieder einmal werden eintreten können. Es ist selbstverständlich, daß sich die Polen dieser Eigentümlichkeit ihrer politischen Stellung zwischen den herrschenden Völkern wohl bewußt sind und daß sie daraus als lebensvolles, selbstbewußtes Volk die Pflicht für sich herleiten, für den großen Augenblick, in dem sich ihr Schicksal erfüllen könnte, gerüstet zu sein.

Des Zusammenhanges der preußischen Ostmarkenpolitik mit den Fragen der europäischen Politik, wie er in den angeführten Tatsachen zum Ausdruck kommt, wird sich jeder preußische Staatsmann und Politiker erinnern, der eine sichere Basis für die Beurteilung unserer Ostmarkenpolitik zu gewinnen strebt. Gelingt ihm das, so wird ihm auch ohne weiteres einleuchten, daß wir es bei den preußischen Polen nicht allein mit einem Bevölkerungssplitter von etwa vier bis viereinhalb Millionen Menschen zu tun haben, der für sich genommen wohl von einem fünfzehnmal größeren Volke allmählich aufgesogen werden könnte, sondern mit einem organischen Teil des Zwanzigmillionenvolkes, das zu assimilieren den Deutschen ein Ding der Unmöglichkeit ist. Der Staatsmann und Politiker, der dies Verhältnis zwischen der Zahl der Polen und der Deutschen in den Rahmen der großen Politik einzusetzen weiß, wird kaum die Verantwortung dafür übernehmen wollen, einer der beiden radikalen Parolen, die bei uns ausgegeben werden, also entweder der sogenannten Ausrottungspolitik oder einer Versöhnungspolitik zu folgen. Ein Volk von zwanzig Millionen mit der nationalen Regsamkeit der Polen läßt sich durch keinerlei Gewaltmaßregeln ausrotten, schon weil es eine Idee verkörpert, die nicht an den Leib gebunden ist; ein Fünftel dieses Volkes aber sich durch versöhnliche Politik assimilieren wollen, ohne dabei die übrigen vier Fünftel zu berücksichtigen, käme dem Versuch einer Amputation gleich, den man praktisch nicht höher bewerten dürfte, wie den Ausrottungsversuch.

Man muß sich diesen Ideengang einmal in Ruhe klargemacht haben, um daran anschließend zu der Feststellung zu gelangen, daß es nur böswillige Verleumdung sein kann, den Führern des Ostmarkenvereins vorzuwerfen, sie wollten die Polen in Preußen ausrotten! Man findet solche Behauptung in der polnischen Presse, die sie zur Agitation braucht, um das hier und da vielleicht erlahmende Nationalbewußtsein bei den Polen immer von neuem zu beleben.

Die verständigen Polen glauben jedenfalls ebensowenig daran, wie wir. Im übrigen haben die Vorwürfe nur die praktische Bedeutung, daß sie die im deutschen Lager an und für sich schon herrschende Uneinigkeit über die Polenpolitik durchaus zum Schaden der nationalen Sache vergrößern.

Diese Feststellung führt nun noch lange nicht dazu, denen Recht zu geben, die da meinen, wir brauchten die Polen nur in ihren nationalen Empfindungen zu schonen, ihre Religion und Sprache anzuerkennen und es ihnen selbst zu überlassen, ob sie die deutsche Sprache lernen wollten oder nicht, um sie in gute deutsche Staatsbürger umzuwandeln. Wer so denkt, übersieht zunächst, daß die Polen in Preußen weder in Sprache noch Religion beengt werden, der achtet aber auch die nationale Kraft der Polen gar zu gering, — dem ist sicher auch nicht gegenwärtig, daß der staatlich in der Republik vereinte Haufe, der einst die Teilungen zuließ, sich in den abgelaufenen hundertundfünfzig Jahren zu einer Nation im besten Sinne des Wortes, zu einem Volk mit eigener hoher Kultur, eigenen politischen Zielen und nationalen Organisationen umgewandelt hat, in ein Volk, das zwar gezwungen ist, in drei Staatswesen Bürgerrecht zu nehmen, das aber nichts weniger als in drei Teile gespalten ist. Derjenige von den drei Teilungsstaaten, der die Polen „versöhnen" wollte, müßte ihnen behilflich sein, das große Ziel ihres nationalen Sehnens, den staatlichen Zusammenschluß, die staatliche Selbständigkeit zu erreichen. Das Geheimnis der österreichischen Politik, die uns stets als vorbildlich hingestellt wird, ist schnell entschleiert. Sowohl die geographische Lage, wie die Staatsorganisation der Habsburgischen Monarchie, wie schließlich der praktische Gegensatz zwischen der russischen und österreichischen Politik seit dem Krimkriege, gestatten es der Reichsregierung, den Polen vorzugaukeln, als unterstütze sie deren Ambitionen, ohne es doch je ernsthaft getan zu haben. Man müßte schon auf die ganz großen historischen Richtlinien zurückgreifen, wollte man ähnlich von einem deutsch-russischen Gegensatz sprechen. Man müßte auf die staatsbildenden Tendenzen des achtzehnten Jahrhunderts in Preußen und Rußland zurückgehen, die mit den Festsetzungen des Wiener Kongresses ihren Abschluß fanden, wollte man die Basis für eine praktische Versöhnungspolitik zugunsten der Polen gewinnen. Diese Basis bedeutete den Bruch mit Rußland und Inaugurierung einer Politik ähnlich der, wie sie die Herren Bobrinski und Konsorten unter den Ruthenen in Österreich treiben, worüber wir unsere Leser in Heft 1 d. J. eingehend unterrichtet haben*).

Ein Wort der Erläuterung scheint hier am Platze.

Als Friedrich der Große in die von der habsburgischen Diplomatie angestrebte erste Teilung der zum Werkzeug Rußlands herabgesunkenen polnischen Republik willigte, war sein großes Ziel, Raum zu schaffen für die Ausdehnung Preußens: die russische Westgrenze sollte nicht an den Stadtmauern Berlins entlang laufen.

*) „Der Angelpunkt des österreichisch-russischen Gegensatzes".

Schon im Jahre 1746 hatte der König geschrieben: „Von allen Nachbarn Preußens ist das russische Reich der gefährlichste, sowohl durch seine Macht, wie durch seine örtliche Lage."

Gilt dieser Satz heute noch oder heute wieder? Der große König begründete damals seine Ansicht mit dem Hinweis auf „die ungeheure Zahl ihrer leichten Truppen, die Preußen von Grund aus zu verwüsten imstande wären, während man ihnen den Schaden, den sie anrichten, nicht vergelten kann." Mit dieser Begründung ist heute sicher nichts anzufangen, wenn auch in Rußland, wie ich in meinen „Russischen Briefen" nachgewiesen habe, Stimmungen wirksam sind, die uns fast gewaltsam zu den Auffassungen des großen Königs zurückführen. Immerhin: stellt man die Verschiebung der politischen Konstellation seit den Unterredungen zwischen Bismarck und Ignatjew in Rechnung, erinnert man sich der Tatsache des franko-russischen Bündnisses, zieht man weiter in Betracht, wie energisch Rußland sich einerseits von neuem der europäischen Politik zugewandt hat und wie anderseits die deutsche Industrie- und Exportpolitik Rußland mit geradezu elementarer Gewalt zu zwingen scheinen — man könne meinen, gegen den Willen der Machthaber — auf unseren Osten zu drücken, dann freilich erscheinen die deutsch-russischen Beziehungen unter einem Licht, das uns auf die Auffassungen des großen Preußenkönigs zurückführen kann.

Man wird freilich, um nicht in bodenlosen Pessimismus zu verfallen, gut tun, sich dessen bewußt zu bleiben, daß heutzutage im Kampfe der Völker die Mittel vielseitiger geworden sind, so daß das Vorhandensein zahlreicher „leichter Truppen" allein keinen Grund zur Besorgnis mehr bilden könnte. Wohl aber spielen moralische Kräfte bei den beteiligten Völkern eine umso größere Rolle. Bei den Polen ist nun folgende eigentümliche, früher noch nicht beobachtete Tatsache eingetreten: das in drei Staatsgebiete eingeordnete Volk spielt, obwohl es kein in sich geschlossenes Wirtschaftsgebiet beherrscht, obwohl es keine eigenen, den Weltmarkt beeinflussenden Finanzen hat, wirtschaftlich eine so bedeutende Rolle, daß Deutschland und Rußland mit ihm wirtschaftlich rechnen, und daß jeder dieser Staaten vom anderen gezwungen werden kann, mit den Polen politisch zu rechnen. Die Tatsache, daß Deutschland eine halbe Million Polen, die außerhalb der Reichsgrenze beheimatet sind, und eine Million eigene Polen unbedingt braucht, um die Anforderungen der heimischen Wirtschaft zu befriedigen, ist nicht aus der Welt zu schaffen. Die weitere Tatsache, daß unsere die Weltpolitik umspannende Industrie- und Exportpolitik zu einem guten Teil auf dem Vorhandensein der polnischen Arbeitskräfte beruht, ist im Auslande so bekannt und wird in Rußland und Frankreich schon so oft in den Bereich politischer Erwägungen gezogen, daß wir uns nicht mehr scheuen dürfen, sie auch uns einzugestehen. Jede Tonne Eisen oder Kohle, die wir mehr ausführen, jeder Kilometer Eisenbahn, den wir in Oberschlesien oder in den entferntesten Kolonien strecken, bedeutet eine Bereicherung für die Polen, die außerhalb Deutschlands wohnen, also auch für Rußland!

Auch diese Wandlungen muß der preußische Staatsmann und Ostmarkenpolitiker im Hinblick auf die internationale Politik und auf das Bevölkerungs- und Arbeiterproblem in Deutschland berücksichtigen. Unser völkisches und staatliches Leben ist unendlich viel komplizierter geworden, als es selbst schon in den achtzehnhundertsiebziger Jahren war. Nur drei Ideengruppen sind durch anderthalb Jahrhunderte unverändert in ihrer ideellen Macht geblieben: der preußisch-deutsche, der polnische und der russische Staatsgedanke.

Die Polen sind sich der allmählich eingetretenen Veränderung ihrer politischen Lage zwischen den Nachbarn voll bewußt; sie wissen, daß das polnische Problem sich von Grund auf gewandelt hat und schöpfen daraus die Hoffnungen für ihre nationale Zukunft. Das polnische Problem ist ein nationalsoziales Problem geworden — sozial, weil die Zukunft der polnischen Nation in immer stärkerem Maße auf der Tüchtigkeit ihrer arbeitenden Klassen beruht —, national, weil diese arbeitenden Klassen, obwohl sozialistisch organisiert, nicht dem internationalen Kosmopolitismus verfallen sind.

Angesichts solcher Tatsachen erscheint es mir verhängnisvoll, den Kampf um die Ostmark noch weiter nur mit solchen Mitteln zu führen, die sich ausschließlich gegen oder an die preußischen Polen wenden, Mittel, die ihre Begründung zum Teil im Haß oder in der Liebe, also in Gefühlswerten suchen.

Wie ich in diesen Heften schon im Sommer 1908 ausführte, haben die Verhältnisse in der Ostmark den in nationaler Hinsicht so prekären Zustand bekommen durch unsere wirtschaftliche Entwicklung, durch dieselbe wirtschaftliche Entwicklung, die, wie ich zeigte, auch auf unser Verhältnis zu Rußland von tief einschneidendem Einfluß sein kann. Es sind nicht die Polen, die die günstigen Vorbedingungen für ihre wirtschaftliche und politische Erstarkung geschaffen haben, sondern wir. Wenn die Polen sie nach Kräften für ihre eigenen Ziele ausnutzen, so ist es unpraktisch, sie dafür zu schelten, praktisch aber, den Hauptnutzen unserer Arbeit auch uns zuzuführen. Zum Haß gegen unsere Polen liegt kein rechter Anlaß vor. Es scheint mir daher nur logisch, wenn auch die Ostmarkenfrage lediglich von praktisch wirtschaftlichen Gesichtspunkten aus, und nicht von gefühlsmäßigen behandelt wird. Unsere wirtschaftliche Entwicklung beruht, abgesehen von unseren Fähigkeiten, auf der gesunden Basis, die uns ein von Ausnahmegesetzen freier Rechtsstaat gegeben hat. Wo wir diese Basis verließen, haben wir in nationaler Beziehung die schwersten Einbußen erlitten: Kulturkampfgesetze, Sozialistengesetz. Ein Einbruch in die Rechtssicherheit der preußischen Staatsbürger bedeutet das Enteignungsgesetz mit jener chauvinistisch-nationalen Begründung, die es durch den Fürsten Bülow erhalten hat. Ich habe mich seinerzeit sehr energisch gegen die Einführung des Enteignungsgesetzes ausgesprochen, leider aber von Petersburg aus nicht die Möglichkeit gehabt, die Veröffentlichung meiner Argumente in den Grenzboten durchzusetzen. Die Tatsache, daß die Regierung sich seiner nicht bedient, zeigt, daß es zum mindesten überflüssig ist; die Ansiedlungskommission bekommt

tatsächlich das Land, dessen sie bedarf, im freihändigen Verkauf nicht teuerer wie auf dem Wege der Enteignung. Als nationales Kampfmittel hätte das Gesetz einen praktischen Nutzen nur dann bringen können, wenn damit die systematische Vertreibung der Polen von ihrer Scholle verbunden worden wäre. Daran aber denkt, wie schon hervorgehoben wurde, kein verständiger Mensch in Preußen schon allein aus dem einen Grunde, weil wir die polnischen Arbeitskräfte nötig haben. Als soziales Kampfmittel gegen den Bodenwucher wäre das Gesetz verständlich und vielleicht sogar praktisch gewesen, wenn es als Reichsgesetz für das ganze Deutsche Reich Geltung bekommen hätte. Aber auch als soziales Kampfmittel halte ich es für eine zweischneidige Waffe, die die Grundlagen des bürgerlichen Staates in Frage stellen würde, — es sei denn, daß man darauf ausginge, das gesamte Landareal im Reich zu verstaatlichen, mit dem Zweck, es überhaupt aus den Handel zu ziehen und durch großzügige innere Kolonisation der Nation eine breite, im Heimatboden wurzelnde Bauernschicht zu geben.

Sind wir wirklich soweit, dann gäbe es meines Erachtens weniger gefährliche Maßnahmen, wie die Enteignung. Monopolisierung des Handels mit Grund und Boden durch den Staat, die Einführung von Preistabellen für den Boden in Stadt und Land, Vorkaufsrecht zu bestimmtem Preise wären auch Mittel, um die ländlichen Schichten zu verstärken, wirksam, ohne doch so tief in die Willensfreiheit der besitzenden Schichten einzugreifen, wie das Enteignungsgesetz es tut.

Damit komme ich zu konkreten Vorschlägen: an Stelle des Schlagwortes Ostmarkenpolitik sollte die Parole fortab ausschließlich heißen: innere Kolonisation, was wieder zur praktischen Folge haben müßte: Aufhebung des Enteignungsgesetzes, als eines unnötigen, die Politik erschwerenden Ballastes; Vereinigung aller heute schon der inneren Kolonisation dienenden Organisationen mit Einschluß der Ansiedlungskommission, unter ein technisches Ministerium für innere Kolonisation, zunächst in Preußen. Gestützt auf die breite soziale Basis und geschützt durch unantastbare Rechtsgrundsätze würden wir ganz andere moralische und materielle Hilfsmittel zur Festigung des deutschen Walles an unserer Ostgrenze gewinnen, wie heute, wo wir den Wallungen eines nationalen Chauvinismus preisgegeben sind, der sich morgen ebenso gegen jeden deutschen Bürger wenden kann, wie er sich heute gegen die Polen richtet. Keine staatliche Macht ist unsicherer begründet, als die, deren Regierung sich den wechselnden Gefühlsmomenten der Masse hingibt, gleichgültig ob die Motive dabei edel oder unedel, patriotisch oder unpatriotisch sind.

Die Einfuhr und Ausfuhr im Verkehr zwischen Rußland und Deutschland

Die russische und die deutsche Handelsstatistik weisen große Unterschiede auf. Die russische Statistik kommt für die russische Einfuhr aus Deutschland zu höheren und für die russische Ausfuhr nach dort zu niedrigeren Ziffern als die deutsche Statistik. So beziffert für 1912 die russische Statistik die fragliche Einfuhr auf insgesamt 532346000 Rubel = 1149867000 Mark und die fragliche Ausfuhr auf 453828000 Rubel = 980268000 Mark, während die deutsche Statistik die russische Einfuhr aus Deutschland (deutsche Ausfuhr nach Rußland im Spezialhandel) nur auf 679829000 Mark = 314736000 Rubel, dagegen aber die russische Ausfuhr nach Deutschland (deutsche Einfuhr aus Rußland im Spezialhandel) auf 1527850000 Mark = 707338000 Rubel angibt.

Bis zu gewissen Grenzen sind solche Abweichungen in den Statistiken zweier Länder unvermeidlich. Insbesondere gilt dies für Länder, zwischen denen, wie es zwischen Deutschland und Rußland zu einem großen Teile der Fall ist, der Verkehr auf dem Seewege stattfindet, da hier die Kosten der Schiffsfracht usw. ins Gewicht fallen, die im Einfuhrlande in den Warenwert eingerechnet werden, während sie im Ausfuhrlande außer Betracht bleiben.

Die Abweichungen zwischen der russischen und der deutschen Statistik sind aber so groß, daß sie sich auf diesem Wege bei weitem nicht erklären lassen. Der Hauptgrund muß vielmehr anderswo, und zwar darin gesucht werden, daß die deutsche Statistik genauer als die russische den wirklichen Ursprung der Waren und ihre endgültige Bestimmung berücksichtigt.

Bei Ermittlung der russischen Einfuhr schreibt die russische Statistik Deutschland den größten Teil aller Waren, die von dort eingehen, zur Last, auch wenn sie nicht deutscher Herkunft sind und durch Deutschland nur durchgeführt worden sind. Die entsprechenden Ausfuhrangaben der deutschen Statistik

für den Spezialhandel beziehen sich dagegen nur auf die Waren, die aus dem freien Verkehr des deutschen Zollgebietes stammen, also an erster Stelle nur auf deutsche Boden- und Gewerbserzeugnisse. Ausländische Erzeugnisse, die in Deutschland zollpflichtig sind, sind in den fraglichen Ziffern nur in sehr geringem Umfange enthalten, da selbstverständlich jeder nach Möglichkeit vermeidet, für nach Rußland bestimmte Waren zunächst den deutschen Zoll zu zahlen, und vielmehr solche Waren — sei es mittelbar über zollfreie Niederlagen usw., sei es unmittelbar — durch Deutschland lediglich durchführt. Nur bei Waren, die in Deutschland zollfrei sind, kommt es häufiger vor, daß sie trotz ihrer späteren Versendung nach Rußland zunächst im deutschen Zollgebiet in den freien Verkehr gesetzt werden. Insofern sind sogar noch die deutschen Ziffern für die Ausfuhr nach Rußland zu hoch, indem auch sie noch zu einem Teile nichtdeutsche Erzeugnisse enthalten.

Nach der russischen Statistik für 1912 sind unter anderen folgende Waren mit einem Gesamtwert von 116832074 Rubel (252357280 Mark) als Einfuhr aus Deuschland aufgeführt: rohe Baumwolle, Jute und Ramie, getrocknetes Obst, Felle und Häute, Därme, Wolle und andere Tierhaare, Seide, Südfrüchte, Kaffee, Kakaobohnen, Gewürze, gesalzene Heringe, Korkholz, Querzitron und Farbhölzer, Quebrachoholz sowie andere Gerbhölzer und pflanzliche Gerbstoffe, roher Kautschuk, Mineralöle, Schwefelkies, Salpeter, unverarbeitetes Kupfer.

Daß es sich hier ganz überwiegend um nichtdeutsche, durch Deutschland nur durchgeführte Waren handelt, die in der obengenannten Gesamtausfuhrziffer der deutschen Statistik nicht enthalten sind, folgt ohne weiteres daraus, daß diese Produkte, wie es bei Baumwolle, Jute, Ramie, Südfrüchten, Kaffee, Gewürzen usw. der Fall ist, in Deutschland überhaupt nicht erzeugt werden, oder daß die deutsche Erzeugung, wie bei getrocknetem Obst, Häuten, Wolle, Heringen, Mineralölen, Kupfer usw., so gering ist, daß Deutschland zur Deckung des eigenen Bedarfs ganz überwiegend auf die Einfuhr angewiesen ist.

Eine Bestätigung ergibt sich durch nähere Vergleichung mit der deutschen Statistik.

Nach der russischen Statistik sind an roher Baumwolle 1724301 Pud im Werte von 15960771 Rubel aus Deutschland eingegangen. Rohe Baumwolle ist in Deutschland zollfrei. Es erscheint deshalb ein Teil ihrer Durchfuhr in der deutschen Statistik unter der Ausfuhr im Spezialhandel. Dieser Teil beträgt aber nur 589377 Pud (96540 dz). Setzt man diese Menge von der Ziffer der russischen Statistik ab, so bleiben 1134924 Pud im verhältnismäßigen Werte von 13282000 Rubel, welche durch Deutschland gegangen sind, in der deutschen Gesamtausfuhrziffer aber fehlen.

An Kaffee sind nach der russischen Statistik 444712 Pud im Werte von 5852282 Rubel aus Deutschland eingegangen. Die deutsche Statistik weist aber im Spezialhandel nur eine Ausfuhr nach Rußland von 4353 Pud (713 dz) auf. Es bleiben also 440359 Pud im Werte von 5795000 Rubel,

die in der russischen Einfuhr, aber nicht in der deutschen Ausfuhr des Spezialhandels enthalten sind und die sonach auf die bloße Durchfuhr durch Deutschland entfallen.

Bei Gewürzen beträgt die russische Einfuhrziffer 142579 Pud im Werte von 1898675 Rubel, die deutsche Ausfuhrziffer aber nur 726 Pud (119 dz). Es entfallen also auf die bloße Durchfuhr durch Deutschland 141853 Pud im Werte von 1889000 Rubel.

Bei Wolle und anderen Tierhaaren beträgt die russische Einfuhrziffer 1017800 Pud im Werte von 25014108 Rubel und die deutsche Ausfuhrziffer 262680 Pud (43027 dz). Ganz abgesehen davon, daß auch diese deutsche Ausfuhrziffer sich hauptsächlich auf fremde überseeische Wolle beziehen wird, die in Deutschland zollfrei eingeht, entfallen also auf die bloße Durchfuhr durch Deutschland 755120 Pud im Werte von 18558000 Rubel.

Bei Salpeter gibt die russische Statistik 3399866 Pud als Einfuhr aus Deutschland, die deutsche Statistik aber nur 539774 Pud (88315 dz) als Ausfuhr nach Rußland an.

Für Kupfer betragen die entsprechenden Ziffern 321388 Pud und 15464 Pud (2533 dz), so daß hier also auf die bloße Durchfuhr durch Deutschland 305924 Pud zu rechnen sind, die sich mit 4427817 Rubel bewerten.

Stellt man die entsprechende Berechnung für alle vorgenannten Waren an, so ergibt sich, daß bei ihnen insgesamt ein Wert von 95575317 Rubel (206442685 Mark) auf die bloße Durchfuhr durch Deutschland entfällt und daß insoweit für diese Waren die Angaben der russischen Statistik zu hoch erscheinen.

In anderen statistischen Positionen wiederum findet zwar eine mehr oder weniger erhebliche Ausfuhr wirklicher deutscher Erzeugnisse nach Rußland statt. Es ist aber notorisch und auch durch Einsicht in die deutsche Statistik zu ersehen, daß daneben noch eine große Menge nichtdeutscher Erzeugnisse ihren Weg von Westeuropa (Schweiz, Frankreich, Belgien, Großbritannien usw.) durch Deutschland nach Rußland nimmt. Auch hier wird die Durchfuhr durch Deutschland von der russischen Statistik zum größten Teil als Einfuhr von dort gebucht. Es kommen hauptsächlich in Betracht: Hopfen, Wein, Kakaoerzeugnisse, Farben und Farbwaren, künstliche Düngemittel, pharmazeutische und chemische Erzeugnisse, Lederwaren, Bücher und Bilder, Tonwaren, Roheisen, Maschinen, Taschenuhren.

So sind zum Beispiel an Hopfen nach der russischen Statistik 41278 Pud aus Deutschland eingegangen, nach der deutschen Statistik aber nur 6954 Pud (1139 dz) im Spezialhandel nach Rußland ausgeführt worden.

Für Kakaoerzeugnisse betragen die entsprechenden Ziffern 46858 Pud und 3485 Pud (571 dz).

Von Maschinen sind nach der russischen Statistik 10385503 Pud im Werte von 82220637 Rubel aus Deutschland eingegangen, während die deutsche Statistik nur eine Ausfuhr nach Rußland im Gewichte von 5227894 Pud

(856329 dz) aufweist. Es sind also hier 5157609 Pud im Werte von nicht weniger als 40832100 Rubel auf die bloße Durchfuhr durch Deutschland zu rechnen.

Bei den genannten Waren (Hopfen bis Taschenuhren) zusammengenommen entfällt von der dafür in der russischen Statistik als Einfuhr aus Deutschland angeführten Wertsumme von 125528378 Rubel ein Anteil von 62557138 Rubel auf die bloße Durchfuhr durch Deutschland. Wird dieser Betrag nebst den oben für Baumwolle usw. ermittelten 95575317 Rubel von der in der russischen Statistik für die Einfuhr aus Deutschland angegebenen Gesamtsumme — 532346000 Rubel — abgesetzt, so verbleiben nur noch 374213545 Rubel (808301257 Mark), ein Betrag, der der Angabe der deutschen Statistik für die Ausfuhr nach Rußland — 314736000 Rubel (679829000 Mark) — schon wesentlich näherkommt. Eine fast vollständige Annäherung würde sich gewiß ergeben, wenn man die fragliche, auf Ausscheidung der bloßen Durchfuhr gerichtete Berechnung für sämtliche Positionen der russischen Einfuhrstatistik durchführen wollte.

Umgekehrt gelangt man zu einer mit der Angabe der russischen Statistik für die Einfuhr aus Deutschland ziemlich übereinstimmenden Ziffer, wenn man zu der deutschen Ausfuhr im Spezialhandel die in der deutschen Statistik nachgewiesene Durchfuhr nach Rußland hinzurechnet.

In der deutschen Statistik wird außer dem Spezialhandel auch der sogenannte „Gesamteigenhandel" dargestellt. Dieser umfaßt neben der Einfuhr und Ausfuhr aus dem freien Verkehr des deutschen Zollgebiets den Verkehr über die Zollniederlagen und die statistisch als solche geltenden Zollanschlußgebiete (Freihäfen usw.). Der Unterschied zwischen den Ziffern des Spezialhandels und denen des Gesamteigenhandels stellt die mittelbare Durchfuhr durch Deutschland dar.

Für die unmittelbare Durchfuhr liefert die deutsche Statistik nur Mengenangaben. Der Wert dieser Durchfuhr läßt sich aber auf Grund der statistischen Einheitswerte für die Einfuhr wenigstens ungefähr berechnen.

Im Jahre 1912 hat nun aber die mittelbare Durchfuhr nach Rußland (Unterschied zwischen der Ausfuhr im Spezialhandel und der im Gesamteigenhandel) 99583000 Mark (46103241 Rubel) betragen. Der Wert der unmittelbaren Durchfuhr nach Rußland aber berechnet sich für das genannte Jahr unter Zugrundelegung der Einheitswerte für die Einfuhr auf ungefähr 444000000 Mark (205555556 Rubel).

Werden diese beiden Beträge zu der Ziffer für die deutsche Ausfuhr nach Rußland (Spezialhandel) — 679829000 Mark — hinzugezählt, so ergibt sich für die deutsche Ausfuhr und Durchfuhr nach Rußland zusammen die Summe von 1223412000 Mark (566394444 Rubel).

Aus diesem Ergebnis läßt sich zweifellos entnehmen, daß die russische Statistik die deutsche Durchfuhr nach Rußland wennschon nicht vollständig, so doch zum weitaus größten Teil zu der Einfuhr aus Deutschland hinzurechnet, daß sie demgemäß diese Einfuhr viel zu hoch angibt, und daß die wesentlich

Warenart	I. Niederländische Statistik für 1912			II. Belgische Statistik für 1912		
	Einfuhr aus allen Ländern dz	Ausfuhr nach Deutschland dz	Verhältnis zu Spalte 2	Einfuhr aus allen Ländern dz	Ausgang nach Deutschland dz	Verhältnis zu Spalte 5
1	2	3	4	5	6	7
			%			%
Roggen	5 532 215	2 619 167	47	1 358 518	89 225	7
Weizen	24 998 956	18 937 817	76	19 808 021	3 111 061	16
Gerste	8 263 457	6 044 415	73	4 953 312	816 116	16
Hafer	8 601 393	6 972 735	81	2 900 616	1 214 836	42
Buchweizen	239 957	49 473	21	77 679	—	—
Mais	11 135 871	4 303 999	39	8 279 113	668 660	8
Bohnen, Erbsen, Linsen	2 177 616	845 552	39	1 325 819	184 952	14
Raps, Rübsen, Mohn, Sonnenblumensamen, Leinsaat, Kleesamen, Zuckerrübensamen und andere Sämereien	5 971 928	3 172 505	53	3 305 494	1 238 086	37
Flachs, Hanf u. Werg	703 980	358 455	51	2 556 891	117 986	5
Bau- und Nutzholz	28 885 227	11 283 362	39	14 494 027	540 411	4
Felle, Häute und Pelzwerk	686 921	298 230	43	948 133	313 084	33
Eisenerze, Manganerze, Platina	91 979 754	88 900 050	97	66 269 926	6 665 180	10
Petroleum und andere Erdöle, mineralische Schmieröle usw.	9 326 020	5 769 318	62	7 168 962	761 281	11

niedrigere deutsche Ziffer für die Ausfuhr nach Rußland ein weitaus zuverlässigeres Bild davon bietet, in welchem Umfang Deutschland für seine eigenen Erzeugnisse einen Abnehmer in Rußland findet.

Während die russische Statistik die Einfuhr aus Deutschland zu hoch ansetzt, beziffert sie die Ausfuhr nach Deutschland zu niedrig. Dies beruht hauptsächlich darauf, daß sie bei der Ausfuhr zur See die verschifften Waren lediglich demjenigen Lande zugute bringt, in welchem der Bestimmungshafen des Schiffes gelegen ist, ohne Rücksicht darauf, ob die Waren von dort nach einem anderen Lande weitergehen. Nun bezieht Deutschland große Mengen südrussischer Erzeugnisse, insbesondere Getreide, über belgische und ganz besonders über niederländische Häfen. All diese Mengen erscheinen in der russischen Statistik als Ausfuhr nach Belgien oder den Niederlanden. Die deutsche Statistik dagegen erforscht den Ursprung dieser über die fremden Häfen eingehenden Waren und schreibt sie nicht als Einfuhr aus den Durchgangsländern, sondern als Einfuhr aus Rußland und den anderen wirklichen Erzeugungsländern an. Wie genau die deutsche Statistik in dieser Hinsicht verfährt, ergibt sich z. B. daraus, daß 1912 nach der niederländischen Statistik 18 937 817 dz (115 615 488 Pud)

Warenart	III. Russische Statistik für 1912				Gesamtwert der mittelbaren Ausfuhr nach Deutschland über die Niederlande und Belgien (Summe d. Spalten 9 u. 11)
	Ausfuhr nach d. Niederlanden		Ausfuhr nach Belgien		
	insgesamt	darunter für Deutschland nach dem Prozentsatz der Sp 4	insgesamt	darunter für Deutschland nach dem Prozentsatz der Spalte 7	
	Rubel	Rubel	Rubel	Rubel	Rubel
	8	9	10	11	12
Roggen	11 848 889	5 568 936	304 031	21 280	5 590 216
Weizen	40 457 391	30 747 624	2 066 227	330 592	31 078 216
Gerste	27 245 090	19 888 923	2 026 317	324 208	20 213 131
Hafer	20 614 809	16 697 988	4 068 443	1 708 728	18 406 716
Buchweizen	1 066 382	223 944	202 699	—	223 944
Mais	7 557 691	2 947 503	1 139 886	91 192	3 038 695
Bohnen, Erbsen, Linsen	1 865 525	727 545	98 722	13 818	741 363
Raps, Rübsen, Mohn, Sonnenblumensamen, Leinsaat, Kleesamen, Zuckerrübensamen und andere Sämereien	4 944 416	2 620 532	2 053 936	759 943	3 380 475
Flachs, Hanf u. Werg	1 096 856	559 368	1 445 425	28 908 527	2 004 793
Bau- und Nutzholz	16 215 315	6 323 967	195 716	4 892 890	6 519 683
Felle, Häute und Pelzwerk	1 068 487	459 455	1 052 005	347 160	806 615
Eisenerze, Manganerze, Platina	4 402 818	4 270 716	2 212 398	221 240	4 491 956
Petroleum und andere Erdöle, mineralische Schmieröle usw.	1 780 090	1 103 662	2 198 576	241 846	1 345 508
					97 841 311

Weizen über die niederländische Grenze nach Deutschland gegangen sind, daß aber die deutsche Statistik nur für 17620 dz (107 570 Pud) die niederländische Herkunft anerkennt und daher nur diese Menge als Einfuhr aus den Niederlanden aufführt. Aus Belgien gingen 1912 3111061 dz (18993046 Pud) Weizen über die deutsche Grenze; die deutsche Statistik erkennt hiervon aber nur 350 dz (2137 Pud) als Einfuhr aus Belgien an.

Wie erwähnt, bilden insbesondere die Niederlande ein Durchgangsland für die von Deutschland benötigten fremden Bodenerzeugnisse. So betrugen dort beispielsweise im Jahre 1912:

	der Eingang aus allen Ländern dz	der Ausgang nach allen Ländern dz	Prozente der Einfuhr	der Ausgang nach Deutschland dz	Prozente der Einfuhr
bei Weizen	24 998 956	21 078 479	84	18 937 817	76
„ Roggen	5 532 215	2 948 187	53	2 619 158	47
„ Gerste	8 263 457	6 778 983	82	6 044 415	73
„ Hafer	8 601 393	4 821 431	56	6 972 735	81

Auch durch Belgien findet eine große Durchfuhr statt. So sind dort z. B. an Hafer im Jahre 1912 2900616 dz aus allen Ländern eingegangen und dagegen 1519645 dz, darunter 1214836 dz nach dem deutschen Zollgebiet (42 Prozent der Einfuhr), ausgegangen.

Die niederländische und die belgische Statistik lassen nicht ersehen, aus welchen Ländern gerade die Mengen stammen, die nach Deutschland weitergegangen sind, insbesondere auch nicht den genauen Anteil, der daran den Zufuhren aus Rußland zukommt. Indes wird man nicht allzuweit fehlgehen, wenn man im allgemeinen annimmt, daß die Zufuhren aus Rußland in demselben prozentualen Verhältnis nach Deutschland weitergehen, in welchem der Ausgang nach Deutschland zum Eingang aus allen Ländern steht.

Dieses prozentuale Verhältnis darf auch mit hinreichender Berechtigung zugrunde gelegt werden, um zu ermitteln, wieviel von den in der russischen Statistik den Niederlanden und Belgien angeschriebenen Ausfuhren in Wirklichkeit Deutschland zugute zu rechnen ist.

Für die wichtigsten russischen Ausfuhrartikel ergibt sich hiernach eine Berechnung, wie sie die Tabelle auf Seite 588 bis 589 zeigt.

Es sind hiernach also von der russischen Ausfuhr nach den Niederlanden und Belgien mindestens 97841311 Rubel abzusetzen und der Ausfuhr nach Deutschland zuzuschreiben. Diese würde sich hierdurch von 453828000 Rubel (980268000 Mark) auf 551669311 Rubel (1191605712 Mark) erhöhen und damit der Angabe der deutschen Statistik — 1527850000 Mark (707337963 Rubel) — schon wesentlich näherkommen. Auch hier würde eine noch weitergehende Annäherung erreicht werden, wenn die Berechnung auch für die große Reihe der minder wichtigen Warenarten durchgeführt würde.

Daß die angewendete Berechnung in der Tat annähernd zutreffende Ergebnisse liefert, wird z. B. durch folgende Vergleichung der Mengenangaben der russischen und der deutschen Statistik bestätigt.

Bei Weizen betrug 1912 nach der deutschen Statistik die Einfuhr aus Rußland 34092753 Pud (5584393 dz). Nach der russischen Statistik betrug die direkte Ausfuhr nach Deutschland 8290670 Pud, nach den Niederlanden 34048845 Pud und nach Belgien 1742811 Pud. Werden von der Ausfuhr nach den Niederlanden 76 Prozent und von der nach Belgien 16 Prozent auf Deutschland gerechnet (vgl. die obige Zusammenstellung), so ergibt sich, daß auf Deutschland insgesamt 34446641 Pud entfallen, eine Zahl, die der Angabe der deutschen Statistik fast genau entspricht.

Bei Gerste weist die deutsche Statistik für 1912 eine Einfuhr aus Rußland von 132455297 Pud (21696177 dz) auf. Nach der russischen Statistik wurden nach Deutschland 100002467 Pud, nach den Niederlanden 30589777 Pud, und nach Belgien 2341199 Pud ausgeführt. Werden von der Ausfuhr nach den Niederlanden 73 Prozent und von der nach Belgien 16 Prozent auf Deutschland gerechnet, so ergeben sich insgesamt für Deutschland 122707595 Pud.

Auch diese Ziffer weicht von der deutschen Angabe verhältnismäßig nur wenig ab.

Ähnliche Übereinstimmungen zeigen sich bei Roggen, Hafer usw.

Nach den vorstehenden Berechnungen ist die russische statistische Ziffer für die Einfuhr aus Deutschland mindestens auf 374213545 Rubel (808301257 Mark) zu ermäßigen und die für die Ausfuhr nach Deutschland mindestens auf 551669311 Rubel (1191605712 Mark) zu erhöhen. Es überwiegt also in Wirklichkeit nicht die Einfuhr, sondern sie bleibt hinter der Ausfuhr mindestens um 177455766 Rubel (383304454 Mark) zurück.

Die Handelsbilanz Rußlands mit Deutschland ist also stark aktiv, und zwar nicht nur nach der deutschen, sondern auch nach der berichtigten russischen Statistik.

Franz Liszt

Von Dr. Hermann Seeliger

Er glänzt uns vor wie ein Komet entschwindend
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.
Goethe, Epilog zu Schillers Glocke

I.

Der Mensch und Künstler

Je großartiger und vielseitiger eine Künstlerindividualität angelegt, je weiter der Bogen ihres Wirkungskreises gespannt ist, je reicher und bewegter sich ihr äußeres Leben gestaltet hat, um so schwieriger wird sich in engem Rahmen der Darstellung der entsprechende Standpunkt für ihre umfassende Würdigung finden lassen. Liegt auch nicht im Ruhm, sondern in dem, wodurch man ihn erlangt, der Wert, und muß darum an erster Stelle für die Bewertung eines Künstlers sein Werk maßgebend sein als der Niederschlag seines innersten Wesens, so ist doch auch der Größeste nicht bloßer Intellekt, auch er stammt vom Weibe und trägt sein Menschentum, unterworfen dem Kausalitätsgesetz wie jeder andere unseres Geschlechtes; heraustretend aus dem Reiche der Ideen in das der Alltäglichkeit mag sein Gebaren oft seltsam erscheinen — vielleicht zum Entsetzen spießbürgerlicher Moral. Der geniale Mensch hat eben seinen eigenen Maßstab, womit er zu messen ist. — Offenbart sich aber in einer Person während einer buntbewegten Lebenswanderung höchste künstlerische Kraft und edelstes Menschentum zugleich wie in Franz Liszt, in dem „Elemente einer Christusseele enthalten waren, der aufopferungsfähig war wie keiner, neidlos und ohne Groll

gegen seine Feinde, von größter Wahrhaftigkeit erfüllt, immer nur auf andere bedacht, von unsagbarer, fast sträflicher Güte," so werden wir von dem Adel des Wesens, dem gegenüber die dem Staubgeborenen nun einmal anhaftenden Schwächen bedeutungslos erscheinen, uns nicht minder angezogen fühlen als von der künstlerischen Potenz.

Von dem Menschen und Künstler, wie er uns zum Greifen lebendig in dem ausgezeichneten Buche von Julius Kapp entgegentritt*), sollen also die folgenden Blätter zunächst handeln, bevor von seinem Lebenswerk zu reden sein wird.

Am 22. Oktober 1811 unter dem Schein des gewaltigen Kometen zu Raiding in Ungarn geboren, mit elf Jahren eine europäische Berühmtheit, geweiht durch den Kuß eines Beethoven, war der junge Liszt nach Paris gekommen, um seine durch Czerny und Salieri erhaltene gediegene musikalische Ausbildung noch weiter zu vervollkommnen. Sein Spiel sowie sein liebenswürdiges, gewinnendes Wesen verschafften ihm überall in der Gesellschaft Zutritt, Konzertreisen nach London und der Schweiz erhöhten seinen Ruhm, so daß, als nach dem schon 1827 erfolgten Tode des Vaters dem Sechzehnjährigen die schwere Aufgabe der Erwerbung des Lebensunterhaltes für sich und seine geliebte Mutter zufiel, er sich bald mit Anträgen so überhäuft sah, daß ihm „kaum Zeit zum Atemholen" blieb. Damals erlebte er auch seine erste Liebe, die zwar erwidert, aber von dem adelsstolzen Vater des Mädchens, dem Grafen von St. Criq, mit rascher Hand zerstört wurde. Dieser Schlag traf seine junge Seele mit fast vernichtender Gewalt, er wollte der Welt entsagen und Priester werden, zumal ihn das ganze damalige Musiktreiben aufs höchste anwiderte. Wie unsäglich er gelitten hat, bezeugt ein späterer Brief an George Sand: „Um diese Zeit machte ich eine Krankheit von zwei Jahren durch, während welcher mein ungestümes Bedürfnis des Glaubens und der Hingabe sich an die erneuten Übungen des Katholizismus verlor. Meine brennende Stirn beugte sich über die feuchten Stufen von St. Vincent de Paule, ich brachte mein Herz zum Bluten und meine Gedanken zum Fußfall. Ein Frauenbild, keusch und rein wie der Alabaster heiliger Gefäße war die Hostie, die ich unter Tränen dem Gott der Christen darbot. Entsagung alles Irdischen war der einzige Hebel, das einzige Wort meines Lebens." Aber die Armut, „die alte Vermittlerin zwischen dem Menschen und dem Übel" entriß ihn seiner Lethargie, sein Wissensdurst erwacht, der Hauch der gährenden Zeit berührt auch ihn, und mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seines Temperaments stürzte er sich in die geistige und politische Bewegung jener Tage. Die Lehre St. Simons, deren Anschauung von Religion und Kunst er auch bei seinem väterlichen Freunde, dem Abbé Lamennais, wieder fand, machte tiefen Eindruck auf ihn, und der flammende Protest, den er in die Welt schleuderte, als der

*) Dr. J. Kapp, Franz Liszt. Verlag von Schuster u. Löffler. 1909.

Bannfluch seinen kühnen Freund wegen seiner Reformideen traf, ist um so bemerkenswerter, als Liszt ja selbst überzeugungstreuer Katholik war: „Die katholische Kirche, einzig beschäftigt, ihre toten Buchstaben zu murmeln und ihre erniedrigende Hinfälligkeit im Wohlleben zu fristen, nur Bann und Fluch kennend, wo sie segnen und aufrichten sollte, bar jedes Mitgefühls für das tiefe Sehnen, welches die jungen Geschlechter verzehrt, weder Kunst noch Wissenschaft verstehend, zur Stillung dieses qualvollen Durstes, dieses Hungers nach Gerechtigkeit, nach Freiheit, Liebe, nichts vermögend, nichts besitzend — die katholische Kirche, so wie sie sich gestaltet hat, wie sie gegenwärtig in Vorzimmern und auf öffentlichen Plätzen dasteht, geschlagen auf beide Wangen von Fürsten und Völkern — diese Kirche, sagen wir es ohne Rückhalt: sie hat sich der Achtung und Liebe der Gegenwart völlig entfremdet, Volk, Leben, Kunst haben sich von ihr zurückgezogen, und es scheint ihre Bestimmung, erschöpft und verlassen unterzugehen." Einen gleichen schwungvollen Idealismus zeigt der herrliche Nekrolog auf Paganini, dessen dämonisches Spiel ihn die Bedeutung der schrankenlosen Herrschaft des Künstlers über sein Instrument hatte erkennen lassen, dessen fragwürdiger Charakter ihn aber zu der ewig beherzigenswerten Mahnung veranlaßt, „das eigene Leben zu jener hohen Würde auszubilden, die dem Talent als Ideal vorschwebt; den Künstlern das Verständnis zu erschließen für das, was sie sollen und können, die öffentliche Meinung zu beherrschen durch das Übergewicht, welches ein edles hochsinniges Leben verleiht und in den Herzen der Menschen, die dem Guten so nahverwandte Begeisterung für das Schöne zu entzünden und zu nähren" *).

Es ist das Programm seines ganzen Lebens, was er hier ausgesprochen hat. Ausgehend von der Überzeugung, daß auch dem Künstler für die Umgestaltung der sozialen Verhältnisse der Zeit als Mitarbeiter eine Bestimmung von der Vorsehung zuerkannt worden sei, hat der Meister sein ganzes Leben eingedenk des von ihm selbst geprägten Wahrspruches „Génie oblige" gehandelt, an sich selbst bauend wie am Leben seiner Zeit.

Für seine Entwicklung überaus wichtige Bekanntschaften fallen in diesen Pariser Aufenthalt, so die mit Hektor Berlioz, dessen phantastische Musik in ihm den Tondichter erweckte, mit Chopin, der ihm das Märchenland einer wunderbaren, ungeahnten Romantik erschloß, und dem er später in einem ebenso wundervollen Buche ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat, mit Alfred de Musset, Victor Hugo, George Sand, Meyerbeer, Hiller und anderen führenden Literatur- und Musikgrößen, unter letzteren auch Thalberg, „le premier pianiste du monde". Im Kampf mit diesem Rivalen wurde Liszt der ganz Große, „Liszt le seul", wie das artige, anläßlich des Wettstreites der beiden Meister in einem Wohltätigkeitskonzert der Fürstin Belgiojoso entstandene Bonmot ihn bezeichnete.

*) Franz Liszt, Gesammelte Schriften IV, 12 (Volksausgabe, Breitkopf u. Härtel, 1910).

Diese an inneren und äußeren Erlebnissen so überaus reichen Jahre (1835 bis 1840), in die auch seine Wanderfahrten mit der Gräfin d'Agoult fallen, die Beschäftigung mit Byron und Sénancourt, den Dichtern des Weltschmerzes, mit Dante, Petrarca, der Renaissance, die großartige Schönheit der Alpenwelt, der Zauber des Südens und der überwältigende Reichtum Italiens an Kunstschätzen ließen in seiner empfänglichen Seele Eindrücke zurück, die noch nach Jahren erzittern in den Années de pelerinage und den Soirées musicales de Rossini. Alles zusammen bedeutet diese italienische Reise für Liszt das gleiche wie einst für Goethe, die letzte Stufe seiner innerlichen Reife als Mensch und als Künstler: Raffael und Michelangelo verhalfen ihm, wie er an Berlioz schreibt, zum Verständnis Mozarts und Beethovens, die Einheit der Kunst wird ihm hier offenbar. Und noch ein anderes, köstliches Gut brachte der Meister von dieser Reise mit, nämlich das durch die Nachricht von den furchtbaren Donauüberschwemmungen (Frühjahr 1838) mit einem Male erweckte Nationalitätsbewußtsein. Bisher hatte er, und nicht mit Unrecht, Frankreich als seine eigentliche Heimat angesehen, nun brach die Liebe zu seinem wahren Vaterlande, zu seinem „ritterlichen und herrlichen Heimatlande" mit elementarer Gewalt durch und setzte sich auch sofort in wohltätige Hilfe um: 25000 Gulden, der Ertrag von zehn Konzerten, die Liszt binnen einem Monat in Wien gab, kamen allein von dieser Seite den Überschwemmten zugute!

Nach einem nochmaligen kurzen Aufenthalt in Italien zu innerer Sammlung kehrte Liszt 1839 nach Wien zurück, um die hohe Mission, die er auf sich genommen hatte, zu beginnen. Es wurde ein Sonnenflug. So verlockend es auch wäre, den Meister auf seinen Konzertreisen, die ihn die folgenden sieben Jahre durch ganz Europa führten, zu begleiten, es wäre an dieser Stelle unmöglich, diesen Triumphzug ohne gleichen auch nur annähernd zu schildern. Man muß die Berichte jener Tage gelesen haben, um sich eine Vorstellung von dem Rausche der Begeisterung zu machen, der überall, wo der Zauberer sich hören ließ, aufloderte: weder vor- noch nachher hat die Welt ähnliches erlebt, das dafür gefundene Wort „Lisztomanie" allein ist schon bezeichnend. Nie hat ein Künstler den Feuertrank des Ruhmes in volleren Zügen geschlürft als er. Freilich können wir uns auch heute keine Vorstellung mehr machen von dem Zauber, der von seinem Spiel ausging, von der fast magnetischen Gewalt, mit der Liszt die Hörer in seinen Bann zog. Jedenfalls stimmen alle Berichte darin überein, daß hier „ein Geheimnis waltete, das kein Physiker, kein Physiolog auf mathematischem oder experimentellem Wege jemals ergründen wird".*) Soll man sich wundern, wenn die Welt ihn mit Auszeichnungen aller Art, vom ungarischen Ehrensäbel bis zum Königsberger Doktordiplom und dem erblichen Adelstitel**), überhäufte?

*) Richard Pohl, Franz Liszt, S. 883, Leipzig 1883.

**) Den er auf seinen in Wien lebenden Vetter Eduard Liszt übertrug.

Aber im selben Maße wie er empfing, gab er auch. Er gab überhaupt immer, geistig, künstlerisch, materiell. „Nicht Franz solltest du heißen, sondern ‚Helferich'", hat ihm Adolf Stahr einmal gesagt. Was er an Richard Wagner getan hat, ist mit goldenen Lettern in das Buch der deutschen Kulturgeschichte geschrieben, Robert Franz wäre ohne ihn verhungert. Daß das Beethovendenkmal in Bonn so schnell zustande kam, war sein Verdienst: um dem Zusammenbetteln des Geldes ein Ende zu machen, gab er 10000 Franken her, ferner 17000 Franken zu einem Pensionsfonds für Musiker des Hamburger Stadttheaters, 55000 Franken für die Abgebrannten derselben Stadt (1862), 1000 Franken für den Kölner Dombau. In Berlin allein veranstaltete er neun Konzerte zu wohltätigen Zwecken, drei davon für die akademische Jugend. Das sind nur ein paar der am weitesten bekannt gewordenen Beispiele seiner fabelhaften Mildtätigkeit — wieviel davon ist überhaupt nicht in die Öffentlichkeit gedrungen. Génie oblige!

Und fast noch großartiger mutet uns die Charakterstärke an, mit der der unvergleichliche, auf der Höhe eines unerhörten Weltruhms stehende Künstler der Virtuosenlaufbahn entsagte (1847), da sie seine tief angelegte Natur auf die Dauer doch nicht befriedigte: selbst das Angebot einer Million Dollar für eine Konzertreise durch die Staaten der Union konnte an diesem Entschluß nichts ändern. Einer Bitte des Erb-Großherzogs Karl Alexander von Sachsen-Weimar folgend, ließ er sich in dem kleinen Ilmstädtchen dauernd nieder, für das wiederum, wie vor einem halben Jahrhundert, als unsere beiden Dichterfürsten hier residierten, eine diesmal allerdings kurze Glanzzeit begann.

Als „Kapellmeister in außerordentlichem Dienst" war Liszt schon seit 1843 für jährlich drei Monate in Weimar verpflichtet mit einem Gehalt von 1000 Reichstalern, jetzt übernahm er noch freiwillig die Leitung der unter Chelard sehr heruntergekommenen Oper. Das großzügige Programm, nach dem gearbeitet wurde, hat er später (1854) in seinem Aufsatz über Webers „Euryanthe" veröffentlicht: hätten die Mittel zu dessen Durchführung ausgereicht, so würde das Weimarer Theaterwesen für alle Zeiten vorbildlich geworden sein. Noch großartiger war der ideale Plan, den er anläßlich der Goethefeier 1849 dem Komitee vorlegte, wonach, gemäß seiner Überzeugung von der Einheit der Kunst überhaupt, Weimar ein modernes künstlerisches Olympia werden sollte. Aber die dazu nötigen 100000 Taler waren nicht aufzubringen, ebensowenig ging der Großherzog auf den von Liszt ihm unterbreiteten Gedanken ein, den „Ring der Nibelungen" in einem eigens dazu erbauten Festspielhause aufzuführen — sonst stünde dieses heut in Weimar statt in Bayreuth.

Unter den künstlerischen Großtaten dieser Tage ist vor allem die Aufführung des „Lohengrin" hervorzuheben. An einem fürstlichen Hoftheater das Werk des als Revolutionär Geächteten! Unauslöschlichen Dank schuldet das deutsche Volk dem Fremdling für die selbstlose, kühne Propaganda, mit der er

für die Werke Richard Wagners eintrat und diesen selbst, der von allen verlassen, verfehmt, in den Kreisen der „Zünftigen" der Bestgehaßte, dem Verzweifeln nahe war, dadurch aufgerichtet und zur Verfolgung seiner Reformideen aufs neue ermutigte.

Das Freundschaftsbündnis, das sich zwischen den beiden genialen Männern entwickelte, findet nur in dem Verhältnis zwischen Goethe und Schiller ein Seitenstück, allerdings mit dem Unterschiede, daß dieser Geistesfreundschaft das herzliche, persönliche Moment fehlte, das dort, besonders auf Liszts Seite sich in unentwegtester Treue und Aufopferung für den Freund kundgibt, auch als Liszt den persönlichen Verkehr mit Wagner nach bekannter Eheirrung und der Trennung seiner Tochter Cosima von ihrem Gatten Hans von Bülow abgebrochen hatte.

Welch ungeheuere Anziehungskraft auf die musikalische Welt die kleine thüringische Residenz durch Liszt ausgeübt hat, braucht wohl nicht erst geschildert zu werden. Es muß ein hochgestimmtes, köstlich frisches Leben gewesen sein, das in dem Kreise derer um Liszt auf der „Altenburg" geherrscht hat. Namen von edelstem Klange wie Hans von Bülow, Alexander Ritter, Peter Cornelius, der liebenswürdige Dichtermusiker, Liszt in seinem ganzen Wesen vielleicht am nächsten stehend, Hans von Bronsart, Felix Dräseke, Friedrich Preller, Oskar Schade, Franz Brendel u. a., fanden sich in dem auf Anregung Hoffmanns von Fallersleben gegründeten „Neu-Weimar-Verein" zusammen, und wie eine herausfordernde Fanfare mag dem musikalischen Philistertum, dem einst schon der junge „Davidsbündler" Robert Schumann den Krieg erklärt hatte, die zweite Strophe des von Hoffmann gedichteten Bundesliedes in die Ohren geklungen haben:

Wir freuen uns am Alten,
Das herrlich sich erweist,
Doch Neues zu gestalten,
Treibt mächtig uns der Geist.
Das Stillstehn ist zu Ende,
Die Rücksicht liegt im Grab,
Wir nehmen in die Hände
Getrost den Fortschrittsstab.

Es war allerdings ein in den Annalen der Geschichte der Musik unerhörter Fortschritt, und mit berechtigtem Stolze mag Weimar noch heut auf jenes Jahrzehnt, in welchem sein Konzert- und Theaterleben zu einer bisher nirgends erreichten Höhe emporblühte, zurückblicken. Die Meisterwerke der dramatischen Musik der klassischen Zeit fanden ebenso eifrige Pflege wie die der kühnen Neuerer Hektor Berlioz und Richard Wagner: alles was edel und echt war wurde willkommen geheißen, mochte der Name des Autors weithin berühmt oder noch gänzlich unbekannt sein. Aber diese künstlerisch so überaus segensreiche Tätigkeit des Meisters fand ein jähes Ende. Was der oppositionellen Presse der Altkonservativen wie Otto Jahn, Bischoff, Hiller, später Hauslick u. a., die diese

neue Richtung schon längst grimmig befehdeten und Liszt und seiner kleinen tapferen Schar den Spottnamen „Zukunftsmusiker" beigelegt hatten*), nicht hatte gelingen können, das gelang einer niederträchtigen Intrige aus dem Kreise des Liszt feindlich gesinnten Generalintendanten Friedrich Dingelstedt: eine wohlorganisierte Claque brachte am 15. Oktober 1858 Peter Cornelius' „Barbier von Bagdad", das erste zur Aufführung kommende Werk eines spezifischen Liszt-anhängers, schmählich zu Fall, und tief beleidigt trat Liszt von der Opernleitung für immer zurück, zumal ihm vom Hofe keine Genugtuung geschah.

Wenn er auch den Schmerz über das erlittene Unrecht, das ihn in seinem edelsten Wollen traf, nie so recht verwunden hat, so konnte er gleichwohl auf seinen Weimarer Aufenthalt mit größter Genugtuung zurückblicken. Es waren Jahre reichster Ernte; ein Teil seiner vollendetsten Schöpfungen war damals entstanden, so die „Sinfonischen Dichtungen", die Seligpreisungen und die herrliche Graner Festmesse. Auch sein persönlichstes Leben hatte in diesen Jahren eine unendliche Bereicherung erfahren. In der Fürstin von Sayn-Wittgenstein, die er einst in Kiew kennen gelernt und die nach der Trennung von ihrem ungeliebten Gatten ihm nach Weimar gefolgt war, hatte er eine Frau gefunden, „ein Prachtexemplar von Seele, Geist und Verstand," so recht berufen die Muse des sinnigen Künstlers zu werden. Dem Verkehr mit dieser geistvollen, bedeutenden Frau verdanken wir die wundervollen „Harmonies poetiques et réligieuses" und die gewaltige Dantesinfonie; was sie Liszt gewesen, das erfahren wir aus seinem Testament (1860), darin es heißt: „Was ich seit zwölf Jahren Gutes tat und dachte, verdanke ich derjenigen, die ich so glühend wünschte Gattin zu heißen — was menschliche Niedertracht und die kläglichsten Schikanen bisher hartnäckig verweigert haben: Jeanne — Elisabeth — Carolyne. All meine Freude stammt von ihr, und meine Leiden suchen stets bei ihr Linderung . . . Ich werfe mich in Gedanken vor ihr auf die Knie, um sie zu segnen und ihr zu danken als meinem Schutzengel und meinem Vermittler bei Gott, ihr, die mein Ruhm, meine Ehre, meine Verzeihung und Wiedergenesung bedeutet, die Schwester und Braut meiner Seele!**)" Um so mehr ist zu bedauern, daß die Fürstin, die später völlig in religiös-mystische Schwärmerei versank, selber auf die durch den Tod ihres Gatten möglich gewordene Eheschließung verzichtete und in Rom blieb, während Liszt sich wieder nach Deutschland wandte; er hat unsäglich unter der zwischen ihnen eingetretenen Entfremdung gelitten.

Die sinfonische Aufgabe, die er sich gestellt hatte, konnte er mit der Vollendung der sinfonischen Dichtungen als gelöst betrachten, und so wendete er sich entsprechend seiner tief innerlichen Religiosität der oratorischen zu***), der Reform der katholischen Kirchenmusik. Diese Aufgabe glaubte er am besten in

*) Diese Bezeichnung taucht zum ersten Male auf in Nr. 1 der Signale 1856 und ist eine Anspielung auf Wagners Schrift: Das Kunstwerk der Zukunft.

**) Briefe V, 52.

***) Ebenda, II 28.

Rom, im Vatikan selbst lösen zu können. Daraus erklärt sich seine Übersiedelung dahin sowie sein Eintritt in den geistlichen Stand, da nur ein Abbé Kapellmeister des Papstes werden konnte; persönliche Neigung sprach bei diesem Entschluß ebenfalls mit. Aber man hatte in Rom weder für seine Musik noch für seine Reformideen das rechte Verständnis, und so sah er sich in der Hauptsache doch wieder auf Deutschland hingewiesen, das seine in Rom entstandenen großen Oratorien „Die Legende von der heiligen Elisabeth" und „Christus" ganz anders zu schätzen gelernt hat als die Stadt des Nachfolgers Petri.

Die nun wieder folgenden Jahre unstäten Wanderns ließen den alternden Meister so recht der Einsamkeit des Künstlers, die er schon in früher Zeit beklagt hat, innewerden, zumal seine zwei geliebtesten Kinder (Daniel und Blandine) gestorben waren und der Verkehr mit dem dritten (Cosima), wie schon erwähnt, aufgehört hatte; erst 1872, anläßlich der Grundsteinlegung des Bayreuther Festspielhauses, wozu Wagner seinen Schwiegervater in überaus herzlicher Weise eingeladen hatte, erfolgte die endgültige Versöhnung: Liszt reiste zwar nicht hin, aber seine Erwiderung war gleichfalls so herzlich, daß Wagners im Herbst nach Weimar kamen, wo Liszt seit alljährlich 1869 einige Monate verbrachte. Seine Freude war grenzenlos, und die Wochen, die er nun alljährlich in der Familie seines Schwiegersohnes verlebte, entschädigten ihn einigermaßen für sein heimloses Wanderleben, welches ihn von Weimar abwechselnd nach Pest und Rom führte.

Für seinen Aufenthalt in Weimar war ihm die sogenannte „Hofgärtnerei" angewiesen worden, und während der Monate seiner Anwesenheit entwickelte sich hier ein ähnliches reges Leben wie einst in der „Altenburg". Anschaulich schildert Kapp*) das Treiben des jungen Volkes um den greisen Meister: dreimal in der Woche nachmittags von 4 bis 6 Uhr kamen die Schüler, um vorzuspielen. Jeder legte die Noten des Stückes, das er vortragen wollte, auf den Tisch. Liszt trat dann herzu und wählte sich etwas aus. Häufig, wenn er dabei seine eigenen Sachen in die Hand bekam, sagte er: „Wer spielt denn dieses dumme Zeug?" Dann erscholl es: „Ich, lieber Meister!" Er gab einem dann scherzend einen Backenstreich und sagte: „Na, lassen Sie mal hören!"

An seinem siebzigsten Geburtstag erlebte er eine besondere Freude: die Ernennung zum Ehrenpräsidenten des Allgemeinen Deutschen Musikvereins, um dessen Gründung er sich die größten Verdienste erworben hatte. Die schöne und treffende Widmung des Diploms lautete: „Dem großen Künstler, dem allverehrten und geliebten Meister, der schaffend, leitend und lehrend in seltener Größe und nie rastender Hingebung sein Leben der Tonkunst ruhmvoll geweiht, der nie erreicht und unerreichbar, Millionen entzückt hat und Tausenden ein leuchtendes Vorbild geworden ist, dessen Name die Welt bewundernd und unser Kreis voll treuer Liebe wie voll treuer Ehrfurcht nennt." Es war die feierliche

*) a. a. O. S. 446 ff.

Beurkundung der Anerkennung seines Lebens und Strebens, und die letzte europäische Reise, die 1886 der Fünfundsiebzigjährige als Tondichter in die Städte unternahm, wo er seinen Virtuosenruhm geerntet hatte, war sozusagen die Probe darauf. Empfangen überall wie ein König, umbraust von dem Jubel von Tausenden, die andächtig und begeistert den Klängen seiner Dichtung lauschten, mußte er erkennen, daß sein Leben doch mehr gewesen war als eine Künstlerepisode, daß in der wenn auch späten Anerkennung seiner Werke eine Bürgschaft für ihre Zukunft lag. Und wenn er des großen Kreises seiner Jünger gedachte, die seine Lehren allenthalben verbreiteten, mit welcher Befriedigung mochte ihn die Erkenntnis erfüllen, daß er weit, weit in die Welt hinausgesäet hatte. Getrost durfte der Greis sich zu seiner letzten Reise rüsten, denn selbstloser und treuer war selten eine ideale Mission erfüllt worden, noch sterbend hat er ihr gedient; als nach Wagners Tode das Bayreuther Unternehmen in Gefahr geriet, eilte er, kaum von seiner Konzertreise zurückgekehrt, selbst schon todkrank und halberblindet nach Bayreuth, um seine letzten Kräfte in den Dienst einer idealen Sache zu stellen. In der Nacht des 31. Juli 1886 endete dies so überschwänglich reich begnadete Künstlerleben. Auf dem städtischen Friedhof zu Bayreuth ruht Franz Liszt von seiner langen Pilgerfahrt.

Licht, Liebe, Leben! Die schönen, inhaltsschweren Worte auf dem Herder-Denkmal zu Weimar könnten mit Recht auch Liszts Grabstein zieren. Er hat das Licht geliebt und Licht gespendet, wohin er gekommen ist; er hat Liebe gesät und Liebe erfahren wie wenige und des Lebens Überfluß an Glanz und Ruhm, aber auch an bitterem Leid und schweren Enttäuschungen genossen wie kaum ein anderer. Und er ist des von Goethe gepriesenen höchsten Glückes der Erdenkinder teilhaftig geworden. „Bleibe dir selbst getreu. Bleibe getreu dem, was du in deinem Herzen für das beste, edelste, richtigste und reinste hältst. Kümmere dich nicht darum, ‚Etwas' zu sein oder zu werden, aber arbeite mit Beharrlichkeit darauf hin, eine Persönlichkeit zu sein und es mehr und mehr zu werden." — Dieser seiner eigenen Mahnung entsprach sein ganzes Leben nicht minder wie seinem stolzen Wahlspruch

Génie oblige!

Die Pfingstwallfahrt zur Springprozession nach Echternach

Von Dr. O. Rosenhainer

Noch war es sehr früh am Tage. Die Besichtigung der großartigen Zeugen römischer Glanz- und Machtfülle des deutschen Roms, der alten deutschen Bischofs- und Kurfürstenstadt Trier, hatte uns nach der langen Bahnfahrt, die uns aus dem Thüringerlande ins Moseltal gebracht hatte, recht müde gemacht und Jungdeutschland ließ sich wenig von den Mäusen stören, welche durch ihre kräftige nächtliche Nagearbeit in den Kasernenwänden den Schlaf des Empfindlichen für immer störten. Die Soldaten des Feldartillerieregiments waren aus der Kaserne, in der wir übernachteten, schon sehr früh ausgerückt. Es schien so, als ob der hereinbrechende Tag an dem prophezeiten schlechten Pfingstwetter wenig ändern sollte, denn eine zusammenhängende Wolkendecke verschleierte den Himmel. Es war Pfingstdienstagsmorgen, an dem seit Jahrhunderten die berühmte Springprozession zu Echternach im Luxemburgischen stattfindet, und die wir uns bei dieser Gelegenheit als passive Teilnehmer ansehen wollten. Zeitig erhoben wir uns aus unserem Massenquartier, nahmen den Kaffee in der Kantine bei „Meyer", versorgten uns mit Mundvorrat in genügenden Mengen und steuerten dem Bahnhofe zu. Zwei in kurzen Zwischenräumen von Trier abgehende Personenzüge sollten die rechtzeitige Ankunft zum Beginn der Prozession in Echternach ermöglichen. Der Bahnsteig bot den der frühen Morgenstunde eigenen Anblick: bei dem unfreundlichen Wetter recht wenig Menschen; zu beiden Seiten des Bahnsteigs aber die beiden güterzuglangen Sonderzüge. Wir waren frühzeitig zur Stelle, allmählich stellten sich die Fahrgäste vereinzelt ein; ihre Zahl erreichte schließlich durch die hinzukommenden Reisenden von den Anschlußstrecken eine leidliche Verstärkung; der Andrang war aber keineswegs so groß, als wir vermutet hatten und bei normaler Besetzung fuhr der Zug fahrplanmäßig aus der Bahnhofshalle. Schon wesentlich anders gestaltete sich der Verkehr in der Nachbarstation Karthaus, denn hier machte es schon erhebliche Mühe, alle Reisenden unterzubringen, die in schier unerschöpflichen Mengen aus dem Bahnsteigtunnel zum Zuge heraufquollen. Bis auf den letzten Platz

gefüllt, erreichte der lange Zug die Grenzstation Wasserbillig, wo aus nicht erkennbaren Gründen diesmal in die luxemburgische Prinz-Heinrich-Bahn umgestiegen werden mußte. Alles rannte so schnell wie möglich zum Ausgange des Bahnsteiges, wo es dem einzelnen nur mit Mühe gelang, seinen Körper mitsamt den Beinen aus dem Knäuel herauszuwinden und mit heiler Haut den luxemburgischen Bahnsteig zu erreichen. Sobald ich dahin gelangt war, versuchte ich meine Schutzbefohlenen zu sammeln, aber o Schreck! Des großen Andranges wegen war der Bahnsteig gleich nach meinem Durchgange hinter mir geschlossen worden und ein Teil meiner Truppe wimmelte noch auf dem ersten Bahnsteige herum. Der mich begleitende Teil meiner Jünger dagegen hatte im Übereifer den bereitstehenden Zug bereits bestiegen und der Stationsvorsteher wollte trotz aller guten Worte den Zug abfahren lassen, da er nicht länger warten könne! Energie und Schimpfen meinerseits half aber. Im letzten Augenblicke hatte ich schließlich meine Leute noch alle zusammen und im überbesetzten Zuge fuhren wir unserem Ziele zu. Die Passagiere waren größtenteils Wallfahrer: ein Summen und Brummen wie das eines großen Bienenschwarmes betäubte unsere Sinne. Unablässig beteten die gen Echternach fahrenden Pilger, die in vielen Tausenden von Wasserbillig oder Diekirch kommend auf der kleinen, fünf Wegstunden von Trier gelegenen Station des anmutigen Abteistädtchens Echternach an der deutsch-luxemburgischen Grenze an diesem Morgen ausgeschüttet wurden. Schon am Pfingstmontage sind die Pilger in größeren und kleineren Haufen betend und singend nach Zurücklegung weiter Strecken zu Fuß von zehn und zwölf Stunden im Umkreise in den etwa viertausend Einwohner zählenden Ort eingezogen. Auch die Großprümer Prozession, welche schon am Pfingstsonntag ihren Ort verläßt und mit Mundvorrat für drei Tage versehen nach Anhörung einer heiligen Messe in der Unterwegsstation Waxweiler größere Mengen von Pilgern mit sich gezogen hat, ist bereits früh sieben Uhr auf dem Echternacher Gebiet angelangt. Die Teilnehmer dieser Prozession sind meist Männer mit sonnenverbrannten Gesichtern und schwieligen Händen, die außer dem nötigen Proviant einen großen blauen Regenschirm, unter dem sich eine ganze Familie vor dem Regen schützen kann, mitführen. Drei seltsam gekleidete Jünglinge mit napoleonischen Spitzhüten tragen zwei schwere Votivwachskerzen mit mannigfachen Verzierungen. Prozessionsordner und Vorbeter geben durch ihre kräftige Stimme der ganzen Prozession eine mustergültige Ordnung.

Andere Pilger sind aus der Eifel, dem Gebiete der Saar und den Ardennen herbeigeströmt und haben den schon mit Tagesgrauen beginnenden Messen sowie nach voraufgegangener Beichte den Abendmahlsfeiern beigewohnt, während die tags zuvor angekommenen am gleichen Tage schon am Grabe des heiligen Willibrord, des „Friedensbringers", gebetet haben. Denn zahllose Wunder wirkte Willibrord († 739), der, aus England kommend, fünfzig Jahre lang als unermüdlicher Glaubensbote die weiten Länder von der Elbe- und Rheinmündung

bis zu den Quellen und Ufern der Maas und Mosel durchzog, schon bei seinen Lebzeiten, wie Alcuin († 804) berichtet. So zauberte er bei Wassermangel wasserreiche Quellen aus der Erde, im Hause seines Freundes segnete er vier Flaschen, so daß vierzig Mann ihren Durst mit ihrem Inhalte löschen konnten: mit einer einzigen Weinflasche tränkte er zwölf Bettler, eine Epidemie in einem Nonnenkloster brachte er durch geweihtes Wasser zum Verschwinden. Nach seinem Tode aber floß das Öl in der Lampe bei seiner Grabstätte während der heiligen Messe über, eine Frau fand Heilung von der Gicht, an der sie litt, ein Jüngling von seiner Nervenzerrüttung. Ein Dieb aber, der Willibrords goldenes Kreuz gestohlen hatte, mußte seine Freveltat mit plötzlichem Tode büßen. Auch heute noch ereignen sich tagtäglich an Willibrords Grabstätte fast ebensoviel Wunder und Gebetserhörungen, als es fromme Wallfahrer gibt. Man frage nur den ersten besten Pilger, der bestätigen wird, daß beim bloßen Vornehmen eines Bittganges oder des Springens zu Echternach die „Wilvertskrankheit" aufgehört hat*).

Den angeblichen Wirkungen der vorzüglichen Buß- und Sühneandacht ist es also zuzuschreiben, daß, wie der Abt Thiofried um das Jahr 1100 schreibt, ein ungeheurer Priester- und Volkszusammenfluß mit Opfergaben und Litaneien unter größter Andacht zu den Schwellen des Heiligen kommt. Dies geschieht nach ewigem Ritus und nach unauflöslichem und von Generation zu Generation überliefertem Gesetze, so daß die Abteikirche schon zu Anfang des elften Jahrhunderts mit unzähligen Weihgeschenken behangen war. Eiserne Ketten, die an den Gliedern der frommen Büßer in Stücke gesprungen waren, Hand- und Fußfesseln von Sklaven, Krücken und Stützen von Kranken befanden sich darunter. Auch Kaiser und Fürsten wallfahrten zur wunderwirkenden Grabstätte des heiligen Willibrord. So Kaiser Otto der Zweite († 983), Kaiser Lothar der Erste im Jahre 1131, Kaiser Konrad 1145, Kaiser Maximilian der Erste 1512 u. a. Papst Innocenz der Vierte verlieh 1247 zur Hebung der Wallfahrt nach dem Grabe des Heiligen einen vierzigtägigen Ablaß, welcher 1324 für verschiedene fromme Übungen und für den Besuch des Grabes an vielen Festtagen um die gleiche Anzahl von Tagen erhöht wurde.

Kaiser Maximilian stiftete die 70 Zentner schwere Maxglocke, die am Pfingstmontage gegen 7 Uhr abends die Wallfahrer zusammenruft, wo am Grabe des Heiligen bei Segen und Predigt alle tiefgerührt und tränenerfüllten Auges die Willibrorduslitanei anstimmen.

Der Verehrung des Heiligen und der seltsamen Art der Prozession „springender Christen" entsprechend, die einzig auf dem ganzen katholischen

*) Vgl. Ad. Reiners, „Der wahre Ursprung und Geist der Springprozession im Abteistädtchen Echternach", und „kurze Lebensgeschichte des Clemens Willibrord" von demselben, Verlag von J. Speck in Echternach. Reiners widerspricht sich hier offenbar, denn a. a. O., S. 17, bedauert er, daß Ereignisse in gutem oder bösem Sinne im vorigen Jahrhundert nicht aufgezeichnet sind. „Kleinmut und übergroße Furcht vor der Presse, auch wohl Laune, verpönten gar die Veröffentlichung solcher Tatsachen."

Erdenrund dasteht, ist unserem Zeitalter der Aufklärung zum Trotz, die Zahl der Echternacher Pilger und Neugierigen — zu den letzteren gehörten wir — ständig gewachsen. Zwanzig- bis dreißigtausend Menschen strömen an dem Echternacher großen Tage hier zusammen, von denen in diesem Jahre die stattliche Anzahl von 16436 Personen, nämlich 1 Schweizer, 21 Fahnenträger, 112 Geistliche, 2567 Sänger, 11523 Springer, 1873 Beter und 338 Musikanten an der Prozession teilnahmen.

Wir langen ohne Zwischenfall auf dem kleinen Bahnhof zu Echternach an, strahlende Frühlingssonne, die man wenige Stunden vorher kaum ahnen konnte, begünstigt die Entfaltung des seltenen Prozessionsschauspiels in hervorragender Weise. In und um Echternach herrscht überall reges Leben. Staubbedeckte, von weitherkommende Automobile versuchen sich mühsam durch die Menschenmengen in den engen Straßen des Städtchens hindurchzuzwängen. Nach dem Geläute der Maxglocke, um 8 Uhr früh, knien sechzig bis siebzig Geistliche im Chorrocke am Grabe des Heiligen nieder, stimmen das „Veni creator" an und die Prozession begibt sich auf das jenseitige Sauerufer, wo an der Stelle der ehemaligen Willibrordlinde ein Geistlicher, von einer Tribüne herab, eine kurze Ansprache an die lautlos dastehende Volksmenge richtet. Dann beginnt die Geistlichkeit — etwa gegen 9 Uhr — die Willibrordus-litanei zu singen und eröffnet den Zug. Ihr folgen die Sänger und diesen die Stadtmusik, welche den Prozessionsmarsch anstimmt. Sobald die Klänge der Marschmelodie ertönen, beginnt die Schuljugend, Knaben und Mädchen, den „Sprung"; die ersteren in Hemdärmeln, während die Mädchen zur Erleichterung des Springens ihre Hände mit Tüchern und Schürzen verbinden. So vollführt die Jugend den Dreisprung, nämlich zwei Schritte vorwärts und einen schräg zurück. Ihnen folgen die übrigen Springer, Männer und Jünglinge, Frauen und junge Mädchen. Ihnen schließen sich die Beter an, und in geeigneten Abständen ziehen den springenden Gruppen Musikanten, Dilettantengruppen oder „Amateure" voraus, welche durch die Musik den schweren und ermüdenden Dreisprung erleichtern helfen. Manche Dörfer bringen ihre eigenen Musikanten mit, die in früheren Zeiten ihre Kunst nur dann ausüben durften, wenn sie die Springprozession musizierend mitgemacht hatten. Gegen $^1/_2$2 Uhr mittags kommen die letzten Springer nach Zurücklegung des traditionellen Prozessionsweges von etwa 1225 Schritten an dem Grabe des Heiligen vorüber, wo dann nach Darbringung des geziemenden Tributs durch die Beter die Prozession mit sakramentalischem Segen und feierlichem Tedeum geschlossen wird. Über ihr irdisches Leid getröstet und mit dem Bewußtsein, durch die Bußübung alles getan zu haben, was den ihr Herz drückenden Kummer beheben könnte, kehren die Pilger zu den heimatlichen Penaten zurück. Viele von ihnen nehmen sich noch aus dem unter der Willibrordkirche entspringenden Willibrordusbrunnen, den der Heilige mit dem Bischofstabe selbst angebohrt hat, gesegnetes Wasser zu frommem Gebrauche mit nach Hause.

Ehe wir den Versuch machen, zu beschreiben, welchen Eindruck das eigenartige Prozessionsschauspiel auf den Zuschauer macht, wollen wir kurz dem Ursprung und der Veranlassung der Springprozession nachgehen. Die erste schriftliche Nachricht stammt aus der Zeit um 1600 und ein Bild aus dem Jahre 1604 stellt den heiligen Willibrord die Springer segnend dar. Um 1628 schreibt ein Chronist, daß unter dem Abte Heinrich von Schönecken († 1452) in Prüm die Springprozession aufgekommen sei, die mit der Echternacher Verlauf und Charakter gemeinsam habe. Nach dieser Aufzeichnung hat die Prozession ihren Grund in einer öffentlichen Drangsal, und die Bewohner der Umgebung hätten sich derselben unterzogen, um die göttliche Zuchtrute abzuwenden. Die erste sichere Nachricht gibt ein trierischer Geschichtsschreiber um das Jahr 1600, der mitteilt, daß beim Unterlassen der Springprozession das Vieh in den Ställen zu springen angefangen und nicht früher damit aufgehört habe, bis das Gelübde und die Bußübung erneuert war. Marx von Trier leitet den Ursprung der Springprozession aus den großen Pfingstwallfahrtszügen her, bei denen im 14. Jahrhundert, dem Zeitalter der Veitstänze und Pestepidemien, das mühsame und beschwerliche Springen entstanden sei. Es wird noch von anderen Prozessionen berichtet, die ihr Ziel in Echternach hatten. Am Freitag nach Christi Himmelfahrt kamen die „Crutzen" oder „Kreuze", eine Prozession von neun umliegenden Ortschaften, hier an, und zu Pfingsten fand ebenda die Prozession der „Stehenden" statt. Beim Ertönen einer Schelle standen die Wallfahrer, sangen eine Strophe eines frommen Liedes, gingen weiter, warfen sich auf die Knie und sangen dann wieder. Diese Übung dauerte drei Stunden. Noch eigenartiger war die Prozession der „Kriechenden", bei welcher die Teilnehmer unter einem Steine beim Willibrordkreuze hindurchkrochen. Bis zur französischen Revolution durften nur Männer, nicht aber Frauen und Mädchen, sich am Springen beteiligen. Die Zahl der Springer war deshalb auch viel geringer. Sie zählte nur nach Hunderten, so daß am Schlusse der Prozession noch ein feierliches Hochamt abgehalten werden konnte.

Was nun den Eindruck anbetrifft, den die Art und Weise der vorüberziehenden Prozession auf den Zuschauer macht, so muß er naturgemäß dem religiösen Standpunkt des passiven Teilnehmers entsprechend sehr verschieden sein. Ketzer, wie wir sie waren und trotz Echternach auch heute noch sind, betrachten das ganze Schauspiel unter dem Gesichtspunkt des religiösen Fanatismus, der sich in Ermangelung einer besseren Erkenntnis durch die jahrhundertelange Tradition bis in die Jetztzeit fortgepflanzt hat. Ohne zu denen zu gehören, welche die ganze Feier als mittelalterlichen Trödel bezeichnen und die Zeremonie mit unsinnigen und boshaften Spöttereien überschütten, zwingt sie uns nur ein kaltes Kopfschütteln ab. Für uns steht jedenfalls fest, daß man nicht durch Bußübungen und Heiligenverehrung von Krankheit und Gebrechen geheilt werden kann, und wir verweisen deshalb als Aufgeklärte solchen Glauben ins

aschgraue Mittelalter, wo Naturwissenschaft und Medizin noch im ärgsten lagen. Es macht auf den Zuschauer unserer Art einen sonderbaren und unverständlichen, aber keinen herzerschütternden Eindruck, wenn wir sehen, wie kräftige und gebrechliche Männer ihre kostbare körperliche Energie schweißtriefend beim Ausüben des anstrengenden Dreisprunges verschwenden. Die zu beobachtende religiöse Andacht ist recht uneinheitlich. Die Geistlichen singen, aber sie springen nicht, wohl weil sie die Buße nicht so nötig haben oder weil ihnen die Anstrengung zu groß ist. Plaudernde und lachende Gruppen sind im Zuge zu beobachten, solche, die nur vorwärts und auf der Stelle springen, Greise und die große Zahl der alten Weiber, die es mit der Prozedur äußerst ernst nehmen, Frauen, die desgleichen tun und ein drei- oder vierjähriges Kindlein mit den Händen vor sich halten oder neben sich führen, um auch ihm schon im frühen Alter das Springen beizubringen. Da zieht eine Gruppe fremder Damen und Herren vorüber, bitter ernst mit feierlichem Gesichtsausdrucke nach dem Polkamarsche tanzend und nach wenigen hundert Schritten aus dem Zuge mit Gelächter wieder verschwindend. Wohl sehr viel Prozessionsteilnehmer werden darunter sein, die „traditionell" springen, weil sie es nicht anders und besser wissen, als daß eben am Pfingstdienstage gesprungen werden muß.

Dom Calmet († 1757) berichtet, daß die hartgesottensten Sünderherzen beim Anblick einer solchen Frömmigkeit erweicht und erschüttert werden, und auch in diesem Jahre schreibt der Echternacher Anzeiger, daß der ergreifende und überwältigende Anblick einem unwillkürlich die Tränen in die Augen führt. Bei uns war von alledem nichts zu merken. Wir trösten uns damit, daß wir nicht die einzigen dieser Art sind. Auch anderen ist es so ergangen, auch solchen, die dazu berufen waren, über das Sein oder Nichtsein der Springprozession zu entscheiden. Bereits im Jahre 1696 sprach der von der Feier wenig befriedigte Weihbischof von Trier von Abschaffung, während anderseits im Jahre 1721 der Kurfürst von Trier sich an ihr erbaute und dem Kaiser Karl dem Sechsten, von der „mit seltener Andacht ausgeübten Zeremonie" Mitteilung machen wollte. Im Jahre 1777 wurde die Springprozession unter dem Neuerungskaiser Josef dem Zweiten in eine Bittprozession ohne Instrumentalmusik umgewandelt und auch diese bis 1790 völlig abgeschafft. Bis 1794 fand dann die Springprozession wieder statt, unterblieb aber dann nach dem Einfall der Franzosen bis zum Jahre 1802. 1819 wurde sie auf den ersten Pfingstfeiertag verlegt. Der Klerus wurde aber vom Volke und den fremden Pilgern im Stich gelassen, die der Überlieferung gemäß die Prozession am Pfingstdienstag abhielten. An diesem Tage findet sie auch heute noch statt; werden die Echternachter schon mit Rücksicht auf wirtschaftliche Interessen sich dieselbe je nehmen lassen?

Der große Tag von Echternach ging für uns zu Ende. Lange noch klang uns die Litanei des heiligen Willibrord, „des Lichtes der Blinden", „der Blume der Demut", „der Lilie der Keuschheit" in den Ohren. Interessant war es,

als ein Wallfahrer auf der Heimfahrt uns darauf aufmerksam machte, daß sich der Sprung durch die Kirche schon deshalb lohne, weil man da sehe, welche ungeheuren Mengen von Geld, in Papier und Metall, von den zahllosen Pilgern auf dem Altare niedergelegt würden. Schon aus diesem Grunde hätten wir die Prozession mitmachen sollen, die religiöse Frage spiele dabei gar keine Rolle. Heil dieser Überzeugungstreue! Dieser „Fromme" sagte uns auch, daß eine Pilgergruppe einen Sarg mit nach Echternach bringe, da einer der Pilger bei der Prozession sein Leben lassen müsse. Nun wollte es der Zufall, daß in der Tat in diesem Jahre dieser Glaube der Pilger seine Erfüllung fand, denn am gleichen Nachmittag starb noch während der Willibrordprozession in der Basilika infolge Schlaganfalles ein hochangesehener Deputierter klerikaler Richtung seines Kantons. Es stimmte also das, was uns der „fromme" Pilger sagte. Er gehört sicher nicht zu der Art von Willibrordverehrern, die, wie der Echternacher Anzeiger schreibt, „wehmütig gestimmt werden durch das Überhandnehmen der Touristen, der spöttischen Gaffer, mit denen die frommen Waller, Springer, Beter und Sänger nicht den gleichen Schritt halten". „Gerade dieses Element der frömmeren Pilger sollte, wie die einstigen Heiligtumsfahrer, mehr gefördert und aufgemuntert, der altehrwürdige Charakter der Buße und Sühne, die Votivandacht, hervorgehoben und nicht von dem Schlinggewächs der weltlichen Belustigungen bis zum Ersticken überwuchert werden", so heißt es da weiter. O Echternach! Echt — hernach! (Ein Sprichwort heißt: die Echternacher kommen hinten nach!)

Der Tag von Echternach wird uns unvergeßlich bleiben. Wir zogen von dannen das Moseltal abwärts durch Vulkaneifel gen Gerolstein, erfreuten uns an den Wundern der Natur und ihrem ewigen Werden und Vergehen, welches uns das mächtige Walten des Schöpfers so eindringlich offenbarte; wir stiegen im Geiste hinab in die Zeiten vergangener Millionen von Jahren, deren Versteinerungsfunde dazu beitrugen, die wahren von den falschen Propheten unterscheiden zu lernen.

Böhmerland

Von Max Bittrich

Raſchraſchraſch!
Eger!
Nur weiter!
Schon recken
Sich wieder die eiſernen Arme und trecken
Die rollenden Häuſer; die fliegen an Stangen
Und Drähten durch rauſchenden Wald wie der Wind.

Schnellſchnellſchnell! Vorwärts! Feuern!
Geſchwind
Neigt die Birke das Haupt hinterher:
„Lieber Himmel, träumte ich ſchwer!
Mir war: ich ſähe ein Ungeheuer,
Wolken am Haupt und hölliſch Feuer
Im Panzerleibe, gleich Donnerwettern
Vorüberpoltern ins Böhmerland!“

Raſchraſchraſch!
Hinter Kartoffelblüten
Hat ſich das Korn in den Staub gelegt:
„Erde und Himmel — alles glüht!
Holt mich doch, holt mich! O, bin ich müd!“
Und ſieht verſchlafen, wie über das Feld
Am ſchattigen Waldrand der hagre Held
Des Ackers mit blanker Senſe geht.

Vorwärts! Fix weiter!
Ein Budchen ſteht
Bei Sonnenroſen und Schmetterlingen;
Winkende nackte Kinder ſpringen
In den Tümpel; die Mutter, krumm,
Mit roter gerollter Fahne harrt
An der Schranke und grüßt uns ſtumm.

Fortfortfort!
Wege und Stege berußt!
Kohlengruben und Schlot an Schlot!
Was unter ihren Kesseln loht,
Wird nur zu Staub, um wieder Kohlen
An eiserner Kette vom Schacht zu holen.
Und was nicht zu Asche zerfällt,
Drängt sich verzweifelt zur lichtern Welt,
Kann nicht geschwind genug aus der Haft.
Aber wo er befreit entquillt,
Atmet der Rauch wie aus voller Brust,
Bis er zu breiten Wolken schwillt:
Raum, mehr Raum! — Ach, die Brüder fraßen
Schon die Sonne auf weiten Straßen!

Raschraschrasch!
Überall Arbeitsbienen!
Wagen an Wagen reichlich beladen
Mit schwarzen Demanten! Und rastlos rollen
Weiber und Kinder die neuen vollen
Lasten zu langen schweren Zügen.

Weiter, nur weiter! Kein faules Genügen!

Aschenhalden, halb rot, halb weiß,
Rauchend und qualmend! Darüber Schienen!
Und auf dem schmalen Wackelgleis
Neue dünstende Massen! Schon balde
Wachsen die Schienen auf wachsender Halde,
Und der Himmel über den stickenden Schwaden
Hat in den Augen roten Brand.

Langsamer!
Felsen und Lehm! Baldbald
Machen wir Halt, machen wir Halt!
Abgegrabene Hügel! Wald!
Graue und grüne bestirnte Matten
Steigen zur blauen Kuppel auf
Über die Türme verschleierter Fernen.

Windschiefe Zäune, Mietskasernen,
Bleichende Wäsche! Der Gestank
Rauchgeschwängerter Eisenhallen.
„Packträger!“ Klirrende Bremsen fallen:
„Aussteigen! Karlsbad!“ „Gott sei Dank!“

„Servus!“ „Ich habe die Ehre!“ In Menge
Rollen Fiaker durch dörfliche Enge
Über die ſtille Eger zu Tal,
Da aus ſtarrem felſigem Bann
Weiße Paläſte himmelan,
Einer über den andern, klettern.

Und wo heitere Weiſen tönen,
Bewegen ſich in den ſcheckigen langen
Durſtig zum Brunnen drängenden Schlangen
Schleichende Kranke bei üppigen ſchönen
Töchtern der Donau. — Schleier und Fes,
Zweierlei Tuch und Edelgeſtein —
Lebensluſt und grämliche Pein,
Alles regiert von dem einen Gedanken:
Trinken wir, wie Unzählige tranken,
Uns Geneſung? Zecher an Zecher
Schlürft mit heiliger Andacht den Becher
Dampfenden Sprudels. In gleichem Takte
Über finſtere Kataraкte
Schicken ihn ſtark gebliebene Tiefen,
Drinnen Jahrmillionen ſchliefen,
Durch des Erdballs ermüdete Hülle,
Daß er mit jungfräulicher Kraft
Herrlicher Schöpferzeit erfülle,
Was ſich wie reifes Korn geneigt.

Wo vom Gebirge die Tepl ſteigt
Durch raunende Wälder, da wuchern zu Hainen
Duftende Roſen. Und die Wellen
Der erzitternden ſilberhellen
Leuchtenden Kugeln umſchmeicheln das Leben
Nächtlicher Stunden. Unhörbar ſchweben
Lichte Geſtalten im Blumenmeer.
Aber die Erde atmet ſchwer,
Läßt ihre Pulſe ruhelos pochen
Läßt ihre Tiefen Geſundheit kochen,
Füllt den Becher bis zum Rand
Unermüdlich dem Böhmerland!

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Kolonialpolitik

Der ausgezeichnete Kolonialpolitiker Professor Bonn hat kürzlich die sehr treffende Bemerkung gemacht, daß ein großer Teil der Irrtümer in unserer Kolonialpolitik dadurch entstanden sei, daß man sich nicht genügend Mühe gegeben habe, theoretisch die Ziele klarzustellen, denen man zustrebt, und die Mittel zu erwägen, die zu ihrer Erreichung möglich sind. In der Tat, eine Reihe von Fehlern, die früher gemacht wurden, wären vermieden worden, wenn man den — gerade in der Kolonialpolitik so oft mit Unrecht verschrienen — Theoretikern mehr Beachtung geschenkt hätte. Da dies aber nicht geschah, mußte Deutschlands Kolonialpolitik genau dieselben Wandlungen durchmachen, wie sie Jahrzehnte und Jahrhunderte vorher die Kolonialpolitik anderer Länder gezeigt hatte. Dieselben schlechten Erfahrungen, die wir mit den kolonialen Konzessionsgesellschaften gemacht hatten, waren vorher bei den Engländern und bei den Franzosen zu konstatieren. Hätte man damals sich der Mühe unterzogen, eine vergleichende Kolonialwissenschaft, die die Ergebnisse der fremden Kolonialmächte zusammenstellt und prüft, zu fördern, so wären dem deutschen Volke im Anfange seiner kolonisatorischen Tätigkeit manche Enttäuschungen erspart worden. Aber erst in neuester Zeit hat man aus den früheren Fehlern gelernt und man sucht jetzt nach Möglichkeit aus den Erfahrungen anderer Länder für uns Lehren zu ziehen. Die interessanten und sorgfältig ausgearbeiteten Denkschriften, die das Reichskolonialamt über eine Reihe wichtiger Kolonialfragen — Alkoholfrage, Eisenbahnwesen, Kriegsbesteuerung, Baumwollproblem, Verwaltung der Kolonien — herausgegeben hat, sind Beweise dafür, wie man jetzt an amtlicher Stelle den Wert der vergleichenden Kolonialwissenschaft eingesehen hat.

Aber nicht nur die Feststellung, wie gegenwärtig in den fremden Kolonien die Situation sich gestaltet, ist für uns von Wert, sondern mindestens in gleichem Maße die Untersuchung der historischen Entwicklung. Um die jetzige Kolonialpolitik eines Landes zu verstehen, ist es notwendig, die Geschichte seiner Kolonien zu kennen. Neben die vergleichende Feststellung der jetzigen Lage muß daher stets die geschichtswissenschaftliche Untersuchung treten: beide Wissenschaften liefern das Handwerkszeug, mit dem der neuzeitliche Kolonialpolitiker sein Werk errichten kann.

Bis vor wenigen Jahren ist die deutsche kolonialgeschichtliche Literatur nur sehr spärlich gewesen; mit dem steigenden Interesse weitester Kreise unserer Bevölkerung wurde es anders.

Heute verfügen wir über eine Reihe recht wertvoller kolonialer Werke historischen Inhalts. Einer der fruchtbarsten Forscher auf diesem Gebiete ist **Alfred Zimmermann** geworden, der eine Reihe von geschichtlichen Monographien der wichtigsten europäischen Kolonialstaaten publiziert hat. Seinen bisherigen Untersuchungen, die sich auf Großbritannien, Portugal, Spanien, Frankreich und die Niederlande beziehen, läßt er jetzt einen sehr interessanten Band **„Die Geschichte der deutschen Kolonialpolitik"** (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn; 7 Mark) folgen, der sich, was Inhalt und Darstellung anlangt, würdig den früheren Werken anreiht. Das Studium der Werke Zimmermanns wird für jeden

Kolonialpolitiker von großem Nutzen sein, mag er nun die Bände über das Ausland oder den neuesten über Deutschland lesen. Ja sogar es muß betont werden, daß das Studium der deutschen Kolonialpolitik in ihrer historischen Entwicklung besonders interessant und wichtig ist. Eine ganze Reihe aktueller Kolonialprobleme, die jetzt die kolonialen Kreise beschäftigen, sind auch früher schon einmal aufgetaucht; erinnert sei nur an die Kämpfe zwischen Zivil- und Militärverwaltung zu einer Zeit, als Wißmann Gouverneur von Ostafrika war, an den früheren „Dualakonflikt" usw.

Der Verfasser behandelt zunächst die Anfänge unserer kolonialen Entwicklung, die Kämpfe der kolonialen Kreise und den Widerstand, den Bismarck zuerst einer kolonialen Betätigung entgegensetzte, bis dann auch er schließlich dem Drang nach kolonialen Erwerbungen nachgab und die „kaufmännischen Kolonien" guthieß. Im Anschluß daran schildert Zimmermann in sehr interessanter Weise die zahlreichen — teils recht abenteuerlichen — Versuche, Deutschland überseeischen Besitz zu verschaffen und den Widerstand, den der Reichstag zum großen Teil der Kolonialpolitik entgegensetzte. Alsdann gelangen die Entwicklung der einzelnen Kolonien zur Erörterung und ferner die Vorgänge innerhalb der hiesigen Kolonialverwaltung, die bis zum Jahre 1906 niemals ihrer Sache gewachsen war, bis schließlich die neue Ära, die unauslöschlich mit dem Namen Dernburg verknüpft ist, mit dem bisherigen Verfahren brach und neben einer selbständigen Behörde auch das Vertrauen des deutschen Volkes in seinen Überseebesitz schuf.

Wie es in der Natur der Sache liegt, hat Zimmermann die frühere Entwicklung wesentlich breiter und ausführlicher behandelt als die — zweifellos nicht minder wichtigen — jüngsten Ereignisse. Welche Wirkungen diese auf unsere Kolonien gehabt haben, das festzustellen, wird einer späteren Zeit vorbehalten sein.

Für eine Neuauflage des ausgezeichneten Werkes seien einige unwesentliche Ergänzungen vorgeschlagen: die Ständige Kommission der Kolonialverwaltung ist im Jahre 1913 unter Leitung Solfs zusammengetreten und hat Maßregeln gegen den Gründungsschwindel beraten (zu S. 306).

Auch Südwestafrika hat eigene Anleihen unter Garantie des Reiches aufgenommen und zwar in Höhe von etwa 25 Millionen Mark (zu S. 307).

Nicht ganz zutreffend ist die Zusammenstellung auf S. 310: die höchste Dividende aller kolonialer Unternehmungen Deutschlands zahlt die Koloniale Bergbaugesellschaft, die zwischen 2500 Prozent und 3800 Prozent in den letzten Jahren schwankte; dann kommen die Pomonaminen mit 175 Prozent, während die erwähnte Kolmanskop- (nicht Kolmans Diamanten-) Gesellschaft erst viel später folgt. Eine Afrikakompagnie gibt es nicht. Es muß entweder heißen Ostafrika-Kompagnie oder Afrikanische Kompagnie. Beide Gesellschaften haben nichts miteinander zu tun. Letztere hat niemals eine Dividende von 15 Prozent ausgeschüttet Die Kakaopflanzung Puga gehört nicht in die Zusammenstellung, da sie gar nicht in den Kolonien liegt, sondern in Ecuador. Auch ist die Statistik, nach der von zweiundzwanzig Kakaopflanzungen nur vier eine Dividende zahlen, nicht richtig. Das Verhältnis ist vielmehr wesentlich günstiger. Die Zahl der mit Ertrag arbeitenden Gesellschaften stellte sich schon im Jahre 1912 auf sieben bei einer Gesamtzahl von achtzehn Pflanzungen. Die übrigen Plantagen, auf die die Zahlen des Verfassers sich beziehen, arbeiten nicht in unseren Kolonien.

Wie schon erwähnt, handelt es sich hierbei um ganz unwesentliche Änderungen, die den Wert der umfangreichen und gründlichen Arbeit nicht beeinträchtigen. Das Buch kann jedem — auch dem Nichtkolonialpolitiker — zum eifrigen Studium empfohlen werden. Es bedeutet eine wertvolle Bereicherung unserer kolonialen Literatur.

Otto Jöhlinger

Kulturpolitik

Das war damals, im Herbste des Jahres des Heils 1909, ein Heidenspektakel, der die sonst so friedlichen Täler Tirols durchtobte! Blätter und Blättchen brachten geharnischte Wutartikel gegen den unglückseligen Verfasser einer tollen Satire „Fern von Europa". Auf

alle mögliche und unmögliche Weise mühten sich „patriotische" Eiferer ab, hinter das Geheimnis des Pseudonyms „Sepp Schluiferer" zu kommen; selbst den Verleger Lothar Joachim in München suchten sie mit verlogenen Mitteln zur Preisgabe des wahren Autornamens zu bewegen — umsonst. Als aber in Kufstein die Hetze einen kaum mehr zu überbietenden Gipfel erklommen hatte, da erfaßte den Verfasser **Karl Techet** ein menschliches Rühren: er lüftete das Visier und beantragte beim Ministerium in Wien gegen sich selbst eine Disziplinaruntersuchung. Und siehe da! Der Referent im k. k. Ministerium hatte Sinn für Humor, berichtete dementsprechend, und nach dreiviertel Jahren eines „Ferienaufenthaltes fern von Madrid" (in München) wurde das „Scheusal" als Professor an die deutsche Oberrealschule nach Proßnitz in Mähren berufen. Das Vertrauen, das seine Behörde damit in ihn setzte, hat er nicht getäuscht. Während sich das schwergekränkte Tirol allmählich beruhigte, so daß die neuen, famos illustrierten Auflagen der „Kurzen Geschichten aus finsteren Breiten" über den Namen ihres Urhebers keinen Schleier mehr zu breiten brauchten, sagte Karl Techet dem boshaften Dichten und Trachten Valet. Nach wenigen Jahren emsigen Studiums tritt er, jetzt erst sechsunddreißig Jahre alt, vor ein größeres Publikum mit einem ernsten Werke ganz besonderer Art: **Völker, Vaterländer und Fürsten. Ein Beitrag zur Entwicklung Europas.** (Mit neunzehn Textfiguren, sechs Kartenskizzen und einer Tafel. München, Lothar Joachim. 480 S. Geb. 12 M.)

Mit ungeheuchelter Achtung begrüße ich die vorliegende Arbeit. Das ist etwas Ganzes, etwas Großes. Welch ein Wurf! Lebhaft wird man an die überraschende Entwicklung A. Moellers v. d. Bruck erinnert oder an die noch ungehobenen Schätze der Woltmannschen Hinterlassenschaft gemahnt. Dabei tritt der Verfasser mit einer Bescheidenheit auf, die uns von vornherein zu seinen Gunsten stimmt und uns menschlich gefangen nimmt. Mit Recht stellt Techet sein Werk als eine Weiterführung Ratzelscher Gedanken hin, obwohl gerade Friedrich Ratzel, lebte er noch, manche Behauptungen Techets sicher ablehnen würde. Genügsam spricht letzterer in Zweifelsfällen immer nur von Andeutungen, Anregungen; niemals von Beweisen. Ein gegen sich selbst ehrlicher Wahrheitssucher, hat er sich eine klare Vorstellung von der — nicht anthropologisch zu verstehenden — Einheit der westeuropäischen Volksgruppe verschafft und schildert nun in Form loser Essays, die schließlich doch ein geschlossenes Bild liefern, wie jene Einheit sich herangebildet hat, wie sie sich trotz Kampf und Haß, trotz Nationalismus und Kosmopolitismus weiter erhält, zunimmt und — hoffentlich in steigendem Grade — Kulturtaten vollbringt, was für Kräfte ihr auch entgegenwirken und sie gelegentlich niederhalten mögen. Er bemüht sich, den Dingen auf den Grund zu gehen; auch so vielgebrauchten und gedankenlos nachgebeteten Modewörtern wie „Kultur" und „Europäer" sieht er, jeder Phrase abhold, bis auf die Nieren. Über Rassen und Rassenfragen ist schon ein solcher Wust törichten Zeuges geschrieben worden, daß man nur mit Ängsten und Vorurteilen an die Lektüre eines neuen Buches herantritt, das ähnliche Themen behandelt. Ich bin aber überzeugt, daß, wer sich ernstlich hineinliest, diesen „Techet" nicht gleich weglegen wird. Nur eins verstehe ich nicht recht: die Aufnahme der „Fürsten" in den Titel; ist von ihnen doch bloß in einem der letzten Sechzehntel des ganzen Buches die Rede. Anscheinend war dafür die angenehm klingende Alliteration maßgebend. Der „aktuelle" Politiker wird mit zahlreichen Aufstellungen des antirussisch orientierten Verfassers nicht viel anfangen können oder wollen. Dennoch empfehle ich auch ihm das Studium dieser geistreichen Beobachtungen und meist zwingenden Schlüsse, weil sie für die Beurteilung gewisser völkischen Vorgänge einen brauchbaren Schlüssel zu liefern scheinen. Eins hat jedenfalls der Verfasser vor manch anderem Rassentheoretiker, namentlich vor Houston St. Chamberlain, den er gar nicht liebt, voraus: eine verblüffende Vorurteilslosigkeit. Und wer es wagt, ausgetretene Gleise zu verlassen, um eigene Wege zu wandeln, der nötigt von vornherein tiefe Achtung ab. Dr. H. Helmolt

Schöne Literatur

Meisterwerke orientalischer Literaturen. Der Verlag von Georg Müller, der in

jüngster Zeit eine nachgerade unheimliche Tätigkeit entfaltet, tritt mit einem neuen, ganz groß angelegten Unternehmen an die Öffentlichkeit, das den Titel führt: „Meisterwerke orientalischer Literaturen". Hermann von Staden zeichnet als Herausgeber, und eine Reihe bekannter Orientalisten steht auf der Liste der Mitarbeiter. Die Absicht ist, aus der Fülle der erzählenden Literatur des Ostens Proben zu geben in originalen Übersetzungen und mit den notwendigen Einführungen und Erläuterungen, die einem größeren Publikum, an das dieses Unternehmen sich wendet, den Genuß der Werke ermöglichen.

Das Programm der ersten Serie von zwölf Bänden greift weit genug aus. China, Japan, Persien, Indien, die Türkei sind vertreten, Übersetzungen aus dem Babylonischen, dem Syrischen, Armenischen, Sanskrit und Prakrit. Weitere Übertragungen aus dem Tamulischen, Koreanischen, Erzählungen der Jaina, der Buddhisten und alten Ägypter werden angekündigt. Und mit dem Programm zugleich erscheinen die drei ersten Bände, die für eine Verwirklichung des weit ausschauenden Unternehmens Zeugnis ablegen: 1. **Mesnevi.** Deutsch von **Georg Rosen.** 2. **Chinesische Novellen.** Deutsch von **Paul Kühnel.** 3. **Das Papageienbuch.** In einer revidierten Übersetzung von **Richard Schmidt.**

Die Übersetzung des Mesnevi von Djelal ed din Rumi stammt von dem Orientalisten Georg Rosen, dem Vater des bekannten Diplomaten Friedrich Rosen, der dieser Neuausgabe das Vorwort geschrieben hat. Es kann nicht verschwiegen werden, daß die Verdeutschung des berühmten persischen Epos nicht immer einen reinen künstlerischen Genuß gewährt. Sprachforscher sind nur in seltenen Fällen zugleich Sprachkünstler. Und die Vorteile, die eine intime Vertrautheit mit dem Urtext gewährt, werden durch die Ungelenkheit in der Behandlung der eigenen Sprache oft aufgewogen. Das gilt namentlich für Übersetzungen, die nicht lediglich Material wissenschaftlicher Forschung sein wollen, sondern den Wundern fremder Dichtkunst Freunde werben. Vereinen sich nicht, wie nur in seltensten Fällen, Sprachforscher und Dichter in einer Person, so bleibt die Zusammenarbeit eines Kenners und eines Künstlers noch immer zu befürworten, zumal wenn es sich um eine metrische Übertragung handelt wie in diesem Falle. Eine Äußerlichkeit schließlich — die Ziffern für die (sehr zahlreichen) Anmerkungen stehen in voller Größe im Text, offenbar der Einheit des Satzbildes zuliebe. Für die Lektüre werden sie dadurch zu einer ärgerlichen Störung, da man unwillkürlich die Ziffer jedesmal mitliest.

Im zweiten Bande gibt Paul Kühnel eine Auswahl chinesischer Novellen. Zwei ähnliche Sammlungen haben Martin Buber und Leo Greiner erst kürzlich herausgegeben. Aber der Schatz der chinesischen Literatur ist noch bei weitem nicht erschöpft, und innerhalb des neuen Unternehmens selbst soll eine umfängliche Auswahl aus dem Liao-tschai-tschihi erscheinen. Der vorliegende Band enthält in der Hauptsache Erzählungen, die dem Kin-Ku-Ki-Kuan entnommen sind, einer Sammlung von vierzig Novellen, die im fünfzehnten Jahrhundert angelegt worden ist. „Die wundersamen Geschichten aus alter und neuer Zeit" erfreuen sich in China noch heut hoher Beliebtheit. Sie geben zum großen Teil ältere Stoffe in flüssiger geformten Umarbeitungen von Autoren der Ming-Zeit wieder.

Besonders rühmenswert sind die sehr ausführlichen Literaturnachweise, die der Herausgeber in seiner Einleitung sowohl für diese wie die drei anderen bekanntesten Novellensammlungen der Chinesen gibt.

Nicht ebenso neu wie die meisten dieser Erzählungen wird auch einem weiteren Kreise das persische Papageienbuch sein, das als dritter Band in einer Übersetzung seiner ältesten Form erschienen ist. Dem Sukasaptani fügt der Herausgeber Richard Schmidt das Tuti-Nameh in der Übersetzung von Iken bei. Der Rahmen, in den die Erzählungen eingeflochten werden, ist das Spiel des Papageien mit seiner Herrin, der sie durch seine Geschichten an jedem Abend in Spannung erhält, um sie zu hindern, ihren Geliebten aufzusuchen. Ein ähnliches Motiv also, wie es die Erzählungen der Tausendundeine Nächte verbindet. In diesem Rahmen erscheint eine ganze Reihe von Novellen in ihrer Urform,

die später vielfache Wanderungen erlebt haben und in westeuropäischen Sammlungen in veränderter Gestalt wieder auftauchen. So ist z. B. das Motiv von Molières „Arzt wider Willen“ auf die Sukasaptani zurückgeführt worden. Das persische Papageienbuch, das unter dem Titel Touti-Nameh in der Übertragung von Iken 1822 zuerst erschien, ist bekannter geworden als die indischen Urformen. Die Übersetzungen aus dem Sanskrittext, die Schmidt gibt, sind darum besonders dankenswert.

Jedenfalls bedeutet das neue Unternehmen des Müllerschen Verlages eine sehr wertvolle Bereicherung unserer Übersetzungsliteratur. Es ist sehr zu hoffen, daß sie im Publikum das Interesse findet, das einer möglichst weitgehenden Fortsetzung auch die nötige materielle Basis sichert.

Dr. Curt Glaser

Der Charon (Charon-Verlag, Groß-Lichterfelde). Diese „Berliner Dichterschule“ sandte mir ein Paket Bücher zur Besprechung. Otto zur Linde ist ihr Haupt. Über ihn urteilt Karl Röttger: „Wenn ich sage, daß Otto zur Linde der bedeutendste Lyriker der Zeit ist — ja ich kann nur dabei sagen: schimpft nicht eher, bis ihr selbst nachgesehen habt, ob ich recht habe oder nicht.“ Oder Rudolf Paulsen, ein anderer Prophet, läßt sich so vernehmen: „Er wurde der größte Lyriker der Zeit.“ Ich las also jene Meisterpoesie — und lachte, lachte! Wer vergnügliche Stunden erleben will, der greife nur zu diesen Versen. Ich zitiere aus den „Liedern der Liebe und Ehe“:

Sieben alte Weiber
Tanzen um den Sumpf,
Haben keine Kleider,
Haben keinen Strumpf.

Oh Brenelein, die Welt ist schön,
Da sollen wir drin umhergehn,
Und sollen uns beide freun.

Dreh du dein Füßchen flink,
Und tanz

Eine 20-Pf.-Zigarre für die Hälfte des regulären Preises.

Es ist dies eine Zigarre, die in Ladengeschäften nicht unter 20 Pfg. per Stück verkauft werden dürfte. Unter Berücksichtigung meiner niedrigsten Selbstkosten und des bescheidensten Verdienstes offeriere ich Ihnen

„Ramiro“

Deli Sumatra mit Havanna und St. Felix in Kisten à 50 Stück zu

M. 5,40.

Blütenweisser Brand, angenehm zartsäuerliches Aroma, pikante doch nicht strenge Qualität, der grossen vollen Form entsprechend. — Es ist nur ein **beschränkter Vorrat dieser Zigarre** vorhanden und empfehle ich Ihnen bei dem lebhaften Interesse, welches dieser neuen konkurrenzlosen Sorte entgegengebracht wird, Ihre geschätzte Bestellung gütigst rechtzeitig zu erteilen. — 250 Stück liefere portofrei, Ziel 3 Monate oder gegen bar 3% Skonto. Versand nach allen Weltteilen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Hermann Klatte, Bremen 5.

Mit mir,
Du biſt mein liebes Dingelingeling,
Ich tanz
Mit dir.

Das iſt eine Probe aus zur Lindes unbeſchreiblichen Gedichten. Ein anderes beginnt:

Ei, ich ſchmeichle dir,
Liebe Frau lala,
Liebe, ſüße, ſchöne Brenefrau.

Gib dein Mäulchen her,
Sei nicht böſe mehr,
Laß dich küſſen: eins — zwei — drei — lala.

Eila, eila, ſüße Brenefraulala,
Brenefraulala, Brenefraulala,
Eila, eila, eila, Brenefrau . . .

Und ſo geht es weiter. Hellen Blödſinn vollends birgt der „Charontiſche Mythos", ein Buch, das förmlich nach Tollhaus klingt. Man leſe es ſelbſt; ich verzichte auf Beweiſe. — Nachdem ich verſucht hatte, den Eſſay von Paulſen zu verdauen, aber dieſe Art „Stil" bei der dritten Seite aufgeben mußte, machte ich mich an zur Lindes Streitſchrift über Arno Holz — und kam aus dem Regen in die Traufe. Als ich gar auf den Satz ſtieß: „Man mag bei mir von einer maniakaliſchen Konſequenz ſprechen, die ſich um ſich ſelbſt auf dem gleichen Fleck dreht. Ich nenne es Kugelkonſequenz, und meine damit wirklich was," klappte ich das Heft ſchaudernd zu.

Nein, Kugelkonſequenzdichtung werde ich nie verſtehen! — Die übrigen Charontiker (Paulſen und Bockemühl) bieten lediglich einen faden Abklatſch ihres Meiſters oder eine komiſche Rilke-Imitation. Und die Frauen dieſes Kreiſes (Verena zur Linde, Julie Kruſe, Franziska Otto) reimen belangloſe Nichtigkeiten. Man bildet neue Worte, die man fröhlich aufnimmt, betet ſich gegenſeitig an und verſucht, nach Kräften formlos und töricht zu ſchreiben. Ja, hier hat keiner das heilige Geſetz der Form begriffen, und es wäre entweihend, würde ich verſuchen, mit Goethe oder Storm gegen ſie ins Feld zu ziehen. Einzig Karl Röttger bewahrte ſeinen geſunden Menſchenverſtand. Ich fand bei ihm ſehr zarte, feine, gleitende Verſe. Aber da er nie

Busch Prismen-Binokel

sind als
erstklassig
weltbekannt.

Bei allen Optikern vorrätig.

Letzter Katalog mit Neuheiten kostenlos durch

Emil Busch, A.-G., Rathenow
Optische Industrie.

Gegründet 1800. Gegründet 1800.

zu fester Gestaltung durchdringt, verflüchtigen sich seine Gedichte in leichten Dunst, wirken eintönig und ermüdend. Und die „Lieder von Gott und dem Tod" zeigen ihn zudem auch in sklavischer Abhängigkeit von Rilkes „Stundenbuch". Wenn sich Röttger nicht rettet aus der nebeldumpfen Umgebung, der er verfallen ist, wird auch er im formlosen Unsinn untergehen.

Ich hätte gern über den „Charon" geschwiegen, wenn er nicht mit peinlicher Prätension seine Sendung verteidigte und sich als den Erlöser aus der lyrischen Not aufspielte. Dieser Unbescheidenheit und kindischen Selbstüberhebung wollte ich ein kräftig Wörtlein entgegenstellen; aber ich blieb dennoch zu milde. Denn ich glaube: hier kämpfen Götter selbst vergebens!*)

Ernst Ludwig Schellenberg

*) Wir verweisen auch auf E. Neumanns Kritik des „Charon" in seinem „System der Ästhetik" (Leipzig, Quelle u. Meyer), S. 86 f.

Die Schriftleitung

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1 a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 8630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Wir suchen immer gute
Romane
zur Veröffentlichung (keine Erotika) und bitten um Einsendungen!
Die Grenzboten

Wir bitten die Freunde der :: :: :: ::
Grenzboten
das Abonnement zum III. Quartal 1914 erneuern zu wollen. — Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und jede Postanstalt entgegen. Preis 6 M.
Verlag der Grenzboten G. m. b. H. Berlin SW 11.

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or
on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

11Mar'63JW

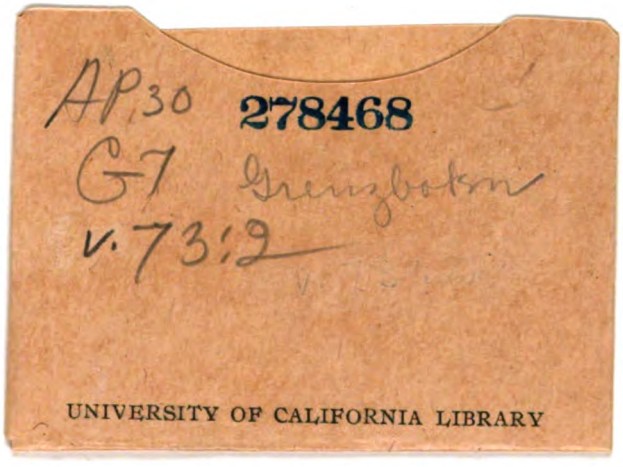
REC'D LD

MAY 21 1963

LD 21A-50m-11,'62
(D3279s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

YD 11455


AP30 278468
G7 Grenzboten
v.73:2
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY